

**Walram Forst,**

**der Demagoge**

Von

**Philipp Galen.**

Berlin, 1868

Verlag von Otto Janke.

## ERSTER BAND.

## ERSTES CAPITEL. DIE MUTTER DER GRACCHEN.

»Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, gesegnet sei der Rhein!« – O ja, wer hat nicht schon einmal in seinem Leben diese Worte des alten lieben Sängers aus voller Brust mitgesungen oder, wenn er sie von Andern singen gehört, wenigstens einen lauten Widerhall davon in seinem Herzen vernommen und im Stillen ihrem gedankenvollen Inhalt beigestimmt? Und warum das? Weil jene Worte mit allen übrigen des so sinnigen Gedichts eine Wahrheit aussprechen, die ein ganzes Volk von Ur-anfang an empfunden hat und täglich von Neuem empfindet, weil dieses Volk weiß, daß der schöne, herrliche Rheinstrom ein ächt deutscher Strom ist und weil sich an ihn so viele tausend heilige Erinnerungen knüpfen, die ihn uns nicht allein groß und schön, sondern auch theuer und unentbehrlich machen.

Und dies Bewußtsein hegen nicht blos die bärtigen grauen Alten, die den Werth des flüssigen Geldes jener Reben aus Erfahrung zu schätzen wissen, nein, es ist auch schon in die Brust des jungen Geschlechts eingezogen und wird in alle kommenden Generationen mit neuer Kraft und Fülle einziehen; und je drängender und lauter die ›heiseren‹ Stimmen von jenseits herüber schallen und das alte deutsche Heiligthum begehren, um so fester werden sie es halten und bewahren und hoffentlich erst mit ihrem letzten Blutstropfen die kostbare Gabe Gottes aus ihren Händen lassen.

Ich erinnere mich noch jetzt in meinem Alter mit tausend Freuden des Tages, als ich, ein junger Mensch voll lebensfrischer Hoffnungen und rastlos nach mir damals sehr fern liegenden Zielen strebend, zum ersten Mal in die Nähe des Rheines kam. Herz und Gemüth waren mir von Kindesbginen an mit seinen Wundern erfüllt; seine riesigen Dome, seine verfallenen und eben zum Theil wieder erstehenden Burgen, seine rebenbekränzten Berge und seine von würzigen Kräutern durchdufteten Thäler schwebten meiner sehnsuchtsvollen Seele schon lange in glänzenden Traumgebilden vor, und als ich seiner zum ersten Male ansichtig wurde, als ich seine grünen, nimmer rastenden Wellen rauschen hörte, da drang mir die Thräne der Rührung und Freude in das vor Bewunderung starrende Auge und auch ich sumimte unwillkürlich die Worte des alten Sängers: »Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, gesegnet sei der Rhein!«

Es ist sehr natürlich, daß die Menschen, die an den malerisch schönen und poesievollen Ufern eines so bedeutsamen, zwei mächtige Völkerschaften trennenden Stromes leben und von Geburt an die Gaben, welche er verschwenderisch bietet, mit allen Sinnen einfangen, sich von anderen, in öderen, ärmlicheren Gegenden Lebenden wesentlich unterscheiden. Es ist etwas Rastloses, Regsames, etwas Belebendes, Erfrischendes, etwas Heiteres, Neckisches aus dem schimmernden wilden Kinde ds fernen Gebirges in sie übergegangen. Nicht allein durch ihre Augen und Ohren ist es in sie eingezogen, auch des

Traubensaftes Duft und Gluth hat ihre Adern durchdrungen und ihrem Blut einen schnellerm lebhafteren Pulschlag gegeben. Wer wollte das läugnen, wer es gar belächeln und bspötteln? Mögen die nüchternen Bewohner anderer Provinzen des großen, vielgliedrigen Vaterlandes ihre schätzenswerthen Eigenschaften haben, der Rheinländer hat die seinigen, die nur die Natur ihm verliehen, von jeher bewahrt, und wer zweifelt, ob dies wahr, der gehe an jenes viel besungene Gestade, er schaue seine Wunder und trinke den goldenen Wein, und wenn er nicht auch ›ein alter Philister‹ ist, wie es in jenem berühmten Rheinweinliede heißt, so stimmt er, daß sind wir gewiß, bald mit in den Millionenal von jugendlichen Lippen wiederholten Refrain ein: ›Gesegnet sei der Rhein!‹

Auch wir begeben uns in den nächstfolgenden Blättern an die Ufer des Rheinstromes, auch wir wollen einmal seine burggekrönten Berge bewundern, seine Reben wachsen sehen und von dem duftigen flüssigen Gold ihrer Trauben trinken, und wenn wir bei den uns begegnenden Menschen auch nicht immer laute Lust und be rauschenden Jubel, sogar manche beklemmende Trübsal finden, so wollen wir uns damit trösten, daß nirgends auf der Welt, mögen die Stätten, die wir besuchen, auch noch so schön und erhaben sein, allein das Glück regiert, sondern daß nach einem wohlweisen Rathschluß des Allmächtigen überall Freude und Leid in wechselnder Reihenfolge mit einander gemischt sind, wie ja auch in dem großen Naturreich nicht immer die Sonne scheint,

vielmehr zu gebotener Zeit dem hellen Tage die dunkle Nacht folgt, um aus ihrem zeugungsreichen Schooße wieder den Tag und mit ihm die Sonne, und durch sie die Freude und den Genuß an tausendfältigem Segen erstehen zu lassen.



Begeben wir uns zunächst nach Bonn, der schönen rheinischen Musenstadt, dem Sammelpunkt so vieler Einheimischer und Fremder, die einen Ruheort haben wollen, von wo aus sie ihre Ausflüge beginnen und zu dem sie immer gern zurückkehren, da er ihnen mehr geistige Anregung und Abwechslung im Verkehr zu bieten scheint als irgend eine andere Stadt am alten Vater Rhein. O ja, schön ist die rheinische *Alma mater* und am schönsten nimmt sie sich aus, wenn man aus flüchtigem Dampfer herangeschwommen kommt und die am Ufer neu erstandenen Paläste und Villen mit ihren rebenbekränzten Balconen und Veranden sich bunt und frisch im blinkenden Strome spiegeln sieht. Schön vor Allem ist die Coblenzer Vorstadt, an deren grünen Landhäusern man nahe vorüber dampft, und nicht umsonst haben sich die gelehrten Herren von Bonn hier angesiedelt, denn wenn sie von ihren Büchern und Schriften träumerisch aufblicken, treten ihnen in der Ferne die anmuthig geschwungenen Bergkuppen des Siebengebirges entgegen, in der Regel von leichtem Nebelduft umwallt, der, wie der Schleier beim weiblichen Gesicht, die hinter ihm verborgenen Wunder

noch reizender ahnen und hoffen läßt, als sie wirklich sind.

In diese Vorstadt treten auch wir ein und suchen uns ein mitten in einem Garten gelegenes und von Epheu und wildem Wein umranktes Haus auf, welches zwar nicht zu den größten und prachtvollsten gehört, aber durch seine zierliche grüne Draperie auffällig genug ist, um auf den Sinn eines bescheidenen Reisenden zu wirken und sein Auge während des Vorüberrauschens einige Momente zu fesseln.

Das Haus ist zweistöckig und zählt in jedem Stockwerk sechs Fenster, von denen die auf den Flügeln gelegenen mit weit hervorspringenden runden Erkern geziert sind. In diesem Hause, zu dessen Thür einige Stufen von Sandstein aus dem Vorgarten führen, wohnen zwei Familien. Das obere Stockwerk haben sich zur Zeit zwei alte englische Damen gemiethet, die uns auf den vorliegenden Blättern nicht beschäftigen; im unteren aber wohnt eine alte Dame mit ihren weiblichen Verwandten, und das Schicksal und die Verhältnisse dieser sind es, die unser Interesse in der folgenden Erzählung zunächst in Anspruch nehmen.

Wir befinden uns in den letzten Tagen des April im Jahre 186\*. Die Bäume sind schon ziemlich belaubt, aber die alten Weinstöcke, welche sich um die offenen Lauben des Vorgartens ranken, stehen eben erst im Begriff, ihr matt schimmerndes grünes Kleid anzulegen, das den Ufern des Rheines ein so eigenthümlich frisches und üppiges Ansehen verleiht, obgleich wir zugestehen wollen,

daß gewaltige Laubkronen seine schönen Berge noch viel malerischer gestalten würden.

Der Tag, an welchem wir jenes Haus betreten, war schon am Morgen nicht besonders schön und klar gewesen. Gegenwärtig neigte er sich stark dem Abend zu und dieser ließ sich sogar recht unfreundlich und fast winterlich an. Ein heftiger, von Nordwesten heranwehender Wind hatte sich erhoben und in Gesellschaft eines reichlichen Regengusses kühlte er rasch die bisher so warme Atmosphäre ab. Dabei verhüllten dunkle Wolkengebilde den ganzen Horizont, der laut wallende Strom zog tief beschattet unter ihnen hin und warf seine grünen Wellen mit wachsendem Getöse an die steinigen Ufer, so daß man sich an den Strand der See versetzt wähnen konnte, wenn eine steife Brise die in ihr schlafenden Dämonen entfesselt hat. Die schönen grünen Kuppen des unfernen Gebirges waren längst den Augen entzogen und wer heute vom Flusse her Bonn betrat, würde selbst die Coblenzer Vorstadt nicht schön und die übrige Stadt sehr öde, leer und traurig gefunden haben.

Auch in dem Hause mit den vier Erkerfenstern schienen man sich frühzeitig zur nächtlichen Ruhe gerüstet zu haben. Die Engländerinnen im oberen Stockwerk hatten lange vor Anbruch der Nacht die Vorhänge ihrer Fenster herabgelassen, als wollten sie nichts von dem draußen Vorgehenden gewahren, das sie nur zu sehr an ihr nebliges vaterländisches Eiland erinnern mochte. Daß sie aber daheim waren, verrieth das ruhige Lampenlicht, welches matt durch die weißen Vorhänge schimmerte und

so wünschen wir ihnen eine gute Nacht und einen hellen Morgen nach diesem trüben Abend, und das ist Alles, was wir für sie thun können, denn wir werden ihnen auf dieser Erde niemals wieder nahe treten.

Im unteren Geschoß des Hauses aber sah es noch viel dunkler als oben aus; nicht der kleinste Lichtstrahl drang durch die fest verschlossenen Jalousien und mochte der kalte Regen noch so unablässig und ungestüm dagegen prasseln, er erhielt keinen Einlaß und mußte als ungebetener Gast draußen bleiben, wofür er freilich seine maaßlose Wuth an den unschuldigen Blumenbeeten ausließ, die er unbarmherzig überschwemmte, obgleich die kunstfertige Hand des alten Gärtners sie so eben erst mühsam geordnet und geschmückt hatte.

Wir dagegen sind gern gesehene Gäste in diesem stillen und nicht eben ungastlichen Hause und so treten wir ohne anzupochen in das untere Stockwerk ein und suchen uns gleich das Zimmer auf, in dem sich die ersten Capitel unsrer Erzählung abwickeln werden.

Es war dies ein recht großes und freundlich erleuchtetes Gemach am südlichen Ende des Hauses und vor dem letzten Fenster befand sich der mit Blumen gefüllte große Erker, der aber heute, um den unfreundlichen Abend da draußen auch hier vergessen zu machen, durch eine Portiere von dunkelblauem Wollstoff fest verschlossen war. An den mit hellen Tapeten geschmückten Wänden hingen schöne landschaftliche Gemälde in goldenem Rahmen und auf den anderen Möbeln von glänzend polirtem Nußbaumholz nehmen wir viele Kunstwerke von

Holz und Marmor wahr, die ebensowohl auf eine gewisse Wohlhabenheit wie den feinen Geschmack der Bewohner schließen lassen.

In der Mitte der breitesten Wand dieses Zimmers aber steht ein mit zierlich bestickten Ruhekissen fast überreich beladenes blaues Plüschsopha und gleichfarbige Sessel umgeben einen großen runden, mit einem weißen Damasttuche bedeckten Tisch, auf dem zwei Moderatelampen brennen, ein altes silbernes Theeservice bestrahlend, dessen glänzender Zustand bekundet, daß Sauberkeit und Zierlichkeit in diesem Hause walten und daß ein ordnender Wille die dienenden Hände darin regiert.

Gemüthlich brodelte das Wasser in dem großen silbernen Kessel, aber noch unangerührt stehen die einfachen kalten Speisen daneben, denn noch ist das freundliche Wort nicht gesprochen, welches die weiße Hand des jungen Mädchens in Bewegung setzt, das heute Abend den Thee zu bereiten hat.

Außer den leblosen Gegenständen im Zimmer werden nämlich noch vier Personen von dem hellen Licht der Lampen beleuchtet, und diese vier Personen sind es, denen wir heute unsere Aufmerksamkeit schenken müssen. Mitten auf dem Sopha sitzt eine alte Dame mit fast schneeweißen Locken, deren ganze Erscheinung, so wie ihr Gehaben im Reden und Schweigen uns auf den ersten Blick belehrt, daß sie die Herrin des Hauses ist, aber zugleich eine Herrin, deren Scepter nur mit Milde und Sanftmuth geschwungen wird und der alle ihr Unterthänigen mit Liebe und Hingebung gehorchen.

Frau Professorin *Cornelia Graach* ist es, die wir hier vor uns sehen, die Großmutter der drei blühenden jungen Mädchen, Wdie rings um den Tisch auf den nahe an das Licht gerückten Sesseln sitzen und deren Hände ämsig mit feinen Stickereien beschäftigt sind, während die runden weichen Finger der Großmutter einen weißwollenen Strickstrumpf vollenden, eine Arbeit, die sie fast mechanisch verrichtet, da ihre schönen großen Augen, mit einer goldenen Brille bewaffnet, mehr auf den blühenden Gesichtern der Enkelinnen als auf ihren Maschen und Stricknadeln haften.

Frau *Cornelia Graach* ist eine große, wohlgenährte Dame, deren volle Glieder das graue Seidenkleid eben so stattlich umwallt, wie die schneeweiße Haube das lockige Silberhaar. Ihr Gesicht ist rein und edel geschnitten und trotzdem sie eine Sechszigerin, noch immer schön; aus ihren braunen Augen leuchten uns unter einer wolkenlosen Stirn Klugheit und geistige Frische entgegen, die den Ausdruck von Heiterkeit, Gutmüthigkeit und Milde noch mehr hervortreten lassen, der, wie ein verschönernder Schleier, das ganze Gesicht verklärt und sich am deutlichsten um die weichen Linien des Mundes ausspricht, den noch alle Zähne schmücken, womit die Mutter Natur die edle Frau in ihrer Jugend ausgezeichnet hat.

Die drei Enkelinnen, die sie umgeben, heißen *Charlotte*, *Natalie* und *Anna* und sind dem Alter nach ziemlich gleich, denn sie sind alle Drei ungefähr achtzehn

Jahr alt. Schon daraus, auch wenn wir nicht die Verschiedenheit ihrer Gesichtsbildung in's Auge fassen, erkennen wir, daß sie nicht Schwestern, sondern nur Geschwisterkinder sind, und in der That sind sie die Töchter der drei leider schon sehr früh verstorbenen Söhne der Großmutter Cornelia. Charlotte, die Tochter des ältesten Sohnes, ist eine mehr kleine als große Gestalt, fein und blaß von Gesicht, stillen und fast träumerischen Geistes, aber liebevoll, sanft und außerdem die Hauptstütze der Großmutter in der Haushaltung. Natalie, die Tochter des zweiten Sohnes, die Freude derselben, ist eine blühende und frische Erscheinung mit rosigen Wangen und blondem Haar, jederzeit munter, gesprächig und bisweilen sogar etwas schelmisch; Anna endlich, der Stolz der Großmutter, ist eine kräftige Brünette, klug und witzig, rasch und feurig, mehr dem Lesen interessanter Bücher als der Handarbeit ergeben, aber, gleich ihren Cousinen, gebildet nach allen Richtungen hin, wie man es von wohlhabenden Mädchen aus achtbarem Stande verlangen kann, auf deren Erziehung so viel Zeit und Mühe verwandt ist wie hier.

Bevor wir uns zur genaueren Characteristik der Großmutter wenden, wollen wir nur bemerken, daß die drei Enkelinnen noch nicht lange in ihrem Hause weilen. Erst vor wenigen Wochen sind sie aus einer berühmten Erziehungsanstalt entlassen und als vollständig reif für das »praktische Leben« der Großmutter überliefert worden.

Drei Jahre, die wichtigsten im Leben eines jungen Mädchens, haben sie fern von der theuren Verwandten gelebt, sie sind also nicht vollständig von Allem und Jedem unterrichtet, was sich während dieser Zeit im Leben derselben zugetragen hat. Als sie aus der Pension schieden, waren sie freilich traurig und glaubten den Verlust ihrer Lehrer und Gefährtinnen nicht verschmerzen zu können; gegenwärtig haben sie ihn schon verschmerzt, sie sind wieder heiter geworden, wie es jungen Mädchen ziemt, und nun haben sie alle Liebe ihres Herzens und allen Eifer ihrer Seele auf die gute Großmutter übertragen, die in der That noch viel mehr der Liebe aller der Ihrigen werth ist, als diese drei jungen Mädchen zu ahnen im Stande sind.

Aber nicht allein ihren lebensfrohen und unschuldigen Enkelinnen war der düstere Lebensgang dieser Frau unbekannt geblieben, nein, es gab überhaupt nur wenige Menschen auf der Welt, die einen tieferen Blick in ihr Herz geworfen hatten und denen der unläugbare Werth und die Characterstärke dieser seltenen Frau klar geworden war; und wohl Niemand, selbst der geschulteste Menschenkenner nicht, wäre im Stande gewesen, auf den ersten Blick in diesem milden Gesicht, aus dessen heiteren, lebensvollen Zügen innere Zufriedenheit und Menscheugüte strahlten, die Trüb- und Drangsale zu lesen, die ihre Seele von früher Jugend an hatte erdulden müssen. Freilich, in manchen Momenten, und auch wir werden dergleichen an ihr erleben, schwand diese

Heiterkeit hin, wie der Duft schnell von mancher Blume schwindet, wenn ein zu heißer Sonnenstrahl sie berührt; aber dabei verstand sie es, wie selten ein anderer Mensch, ihr geheimes Weh den Augen ihrer Umgebung zu entziehen und sich im Stillen mit wunderbarer Resignation in die verhängnißvollen Umstände ihres Lebens zu fügen. Dann, in solchen Momenten, wucherte des Schicksals bittere Macht schwer auf ihrer Seele, die Heiterkeit ihres Gesichts war verschwunden, nur die Milde war geblieben, und erst wenn sie sich wieder gefunden, wenn der neue Schicksalsschlag ergebungsvoll hingenommen war, sie wieder vor anderer Leute Augen trat, raffte sie sich mächtig zusammen, ihr Mund lächelte heiter wie früher und nur in den strahlenden Augen war eine stille Wehmuth zurückgeblieben, die ihr nur um so mehr die Herzen Aller gewann und sie als die treue Fürsorgerin und Stütze für so Viele erscheinen ließ, während sie selbst einer solchen entbehrte und so genöthigt war, ihren Stützpunkt außerhalb dieser Erde, dort oben über den Wolken zu suchen, wohin schon Unzählige vor ihr voll Zuversicht und Hoffnung geblickt haben und noch Unzählige nach ihr blicken werden.

Auch von Cornelia Graach konnte man wie von vielen ihrer Schicksalsschwestern sagen, daß ihr an der Wiege nicht das uralte Schmerzenslied gesungen ward, das Tausenden ein langes Leben hindurch in den Ohren gellt. Als älteste Tochter eines reichen und hochangesehenen Kaufherrn in Cöln, hatte man ihr von früher Kindheit an nur die weichen Polster des Lebens unterbreitet und in

Glanz und Fülle, wenn nicht in Luxus, war sie groß geworden. So lange sie unverheirathet im Hause der Eltern lebte, war ihr die Schattenseite des Lebens nicht vor Augen gekommen, Alles was sie umgab, war von der vollen Gluth und dem vollen Glück der Sonne beschienen worden. Erst als sie das geliebte und liebende Weib des braven Professors Graach in Bonn geworden war, begannen sich die Wolken menschlichen Daseins um ihren Horizont zu ziehen und bald häuften sie sich zu schweren Gewittermassen an, deren Blitze tief in ihr Herz drangen und deren Donner erbarmungslos ihr Ohr betäubten. Zuerst und schon sehr früh starben ihr die Eltern und Cornelia erbte mit vier Brüdern, von denen der Jüngste fast achtzehn Jahr jünger war als sie, das bedeutende Vermögen des reichen Vaters. Drei dieser Brüder, die älteren, hatten wie der Vater sich dem Großhandel gewidmet, aber nicht wie dieser die Kenntniß vom dem Werthe des Geldes besessen. Wie der Vater Güter auf Güter erworben und wie ein weiser Mann gelebt, der sich freilich keinen Genuß versagte, aber seine Bedürfnisse immer seinen Mitteln anpaßte, so verschleuderten seine Söhne Güter auf Güter und in wenigen Jahren waren die Summen verpraßt, die mit so kluger Berechnung und Haushaltung gesammelt waren. Die Brüder hatten sich frühzeitig nach ihrer Neigung verheirathet, aber die Ehen waren weder glücklich noch vortheilhaft für ihre Zukunft gewesen. Als nun die Verhältnisse derselben immer trüber und trüber wurden, hatte sich Cornelia bemüht, mit ihren unversehrten Mitteln die verschwenderischen Brüder zu stützen und

zu tragen, aber auch das war nicht gelungen, die bedeutenden Opfer waren vergebens gewesen und große Summen, Cornelia allein gehörig, waren unrettbar verloren gegangen. Glücklicherweise starben auch diese drei Brüder früh, noch ehe sie ihre Schwester ganz zu Grunde gerichtet, aber sie hinterließen drei Söhne und für diese nachhaltig zu sorgen, war nun der opferwilligen Tante nächste und heiligste Aufgabe. Allein auch hierin sollte ihr Bestreben von keinem günstigen Erfolg begleitet sein. Die Kinder, einer bewährten Erziehungsanstalt übergeben, gediehen weder geistig noch sittlich, sie hatten den verschwenderischen Sinn ihrer Väter geerbt, und als sie, erwachsen, eine ernstere Lebenslaufbahn begannen, thaten sie Fehltritt auf Fehltritt und endlich fielen sie der unholden Schaar jener Nichtsthuer anheim, deren Zahl, leider Gottes, auf dieser Erde im Wachsen begriffen ist und von denen so viel Unheil und so viel Elend für die übrige besonnen lebende Menschheit ausstrahlt.

Vielleicht, wahrscheinlich sogar, hatte die Existenz der wohlwollenden und opferbereiten Tante ihr Unglück mit beschleunigen helfen. Da die jungen kopf- und herzlosen Menschen sie für viel reicher hielten, als sie wirklich war, stützten sie sich mit ihrem ganzen Vertrauen auf sie und glaubten, so lange die alte Quelle üppig sprudelte sich allen Nachdenkens und aller Arbeit entschlagen zu dürfen. Ja, wäre nicht zu rechter Zeit von anderer Seite her diese Quelle verstopft worden, sie hätten in ihrem Taumel zu Stande gebracht, was ihren Vätern nur halb gelungen und die ›steinreiche‹ Tante gänzlich zu Grunde gerichtet.

So aber geschah dies nicht völlig, es konnte und durfte nicht geschehen – freilich ohne Cornelia's persönliche Mitwirkung, denn sie hätte gegeben und gespendet, so lange sie noch einen Thaler in Besitz gehabt. Selbst jetzt noch, wo die nichtsnutzigen Verschwender Männer geworden waren und in der Ferne in irgend einem durch die Gunst der Umstände erschlossenen Verhältniß ihr Dasein fristeten, unterstützte die Tante sie noch heimlich dann und wann, denn geben, schenken – da, wo es nach ihrer Meinung Noth that, war einmal ein Naturbedürfniß für sie geworden und sie hätte lieber selbst gedarbt, ehe sie ihren Anverwandten die Mittel versagt, ein wüstes Leben ohne Ehre zu führen und von der weisen Ersparniß eines Anderen sich leicht vergängliche Freuden zu verschaffen.

In dieses Labyrinth menschlicher Verirrungen werden wir noch einen tieferen Blick zu werfen Gelegenheit finden; für jetzt wollen wir in der Schilderung der Schicksalsschläge Cornelia's fortfahren, deren Bitterkeit und grausame Fülle wir mit dem bisher Erwähnten noch lange nicht erschöpft haben.

Wir sagten vorher, Cornelia habe vier Brüder gehabt, und von dreien haben wir bis jetzt erst gesprochen. Ihr jüngster Bruder, lange nach ihr geboren, war von Hause aus der Liebling Cornelia's gewesen, die gewissermaßen die Stelle der früh gestorbenen Mutter bei ihm vertreten hatte. Auch dieser Knabe war von dem nachsichtigen Vater verzärtelt und später mit größeren Mitteln bedacht worden, als für einen jungen Menschen gut und

ersprießlich sein mag. Die Frucht dieser Handlungsweise war denn auch anscheinend – wir sagen mit Bedacht anscheinend – herbe und bitter genug gewesen. Der allerdings leichtfertige, warmblütige Knabe war, so lauteten alle Berichte, und sie schienen sich durch den Verfolg der späteren Zeit nur zu sehr zu bestätigen, ein leichtsinniger, etwas wüster Jüngling geworden, und obgleich er der Einzige unter Cornelia's Brüdern gewesen, der einen aufgeweckten Geist besaß, mit Leichtigkeit lernte und sich deshalb dem Studium der Rechtswissenschaften widmete, so hatte er schon als Schüler und später als Student noch mehr in eben nicht liebsamer Weise von sich reden gemacht. Gelinde gesagt – so lauteten die Berichte – war er auf der Universität Würzburg eine Art Raufbold geworden, wie sie in der aufgeregten Zeit seiner Jugend nur zu häufig gefunden wurden; schon im ersten Jahre hatte er mehr als ein Dutzend Duelle gehabt, und als bald darauf die politischen Unruhen ausbrachen, hatte er sich männiglich an ihnen betheiliget, hatte mit zu der Fahne der sogenannten Umstürzler geschworen und war bei dem Frankfurter Attentat 1833 verhaftet und zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt worden. Er hatte auch seine Haft in Mainz angetreten, aber schon nach einigen Jahren war es ihm gelungen, den Augen seiner Späher zu entweichen, und seit jener Zeit war und blieb er verschollen – die Einen sagen, er sei auf der Flucht von ihm verfolgenden Soldaten getödtet worden oder im Rhein ertrunken; die Andern, er sei glücklich entkommen

und habe im Auslande jenseits des Meeres ein Asyl gefunden. Was davon wahr, wollen wir für jetzt nicht zu entziffern versuchen, nur soviel müssen wir zugeben, daß er wirklich und in Wahrheit geächtet und verschollen war und daß Niemand eine Kunde hatte, auf welchem Pfühl sein beweglicher Kopf zum letzten Mal geruht, und in welcher Himmelsgegend die Sonne ihn zum letzten Male beschienen hatte.

Wieviel Kummer und Herzeleid Cornelia über diese Schicksale ihres jüngsten Bruders empfunden, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Er war ja von seiner Geburt an ihr Liebling und Zögling gewesen, sie hatte ihn allmählig heranwachsen sehen und auf ihn allein ihre ganze Hoffnung gesetzt, nachdem seine älteren Brüder ihr schon in jungen Jahren so viele Sorge verursacht hatten. Und nun waren alle diese schönen Hoffnungen so frühzeitig zu Grabe gegangen; er, der Schüler der Musen, der blondlockige Knabe, der muthige, herzenswarme, leicht erregbare Jüngling war ein Vaterlandsverräther geworden, er war geächtet, mit dem härtesten Bann belegt, den Menschen über Ihresgleichen verhängen können und – das war das Bitterste für unsere Cornelia – für sie auf ewig verloren, denn er durfte ja nie mehr, auch wenn er noch lebte, wieder vor ihre Augen treten, die Schergen des Gerichts standen zwischen ihr und ihm, und wenn er ja noch einmal erschien, dann war er ihr ja noch einmal verloren und sie konnte nie mehr mit Freude und Hoffnung in seine schalkhaften Augen sehen, die sie, als

er noch ein Kind war, so oft liebevoll angelächelt hatten! O, das war schmerzlich, tief schmerzlich und furchtbar qualvoll. Oft, wenn sie sich Nachts auf ihrem Lager über ihn abgehärmt, war es ihr fast ein Trost gewesen zu denken, daß die Kugel seiner Verfolger ihn sicher getroffen und sein unruhiges Herz zur ewigen Ruhe gebracht, und wenn sie dann dachte, daß, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre, eine neue Reihe bitteren Unheils von ihm über sie hätte hereinbrechen können, wie sie es ja von seinen älteren Brüdern so tausendfältig erfahren, dann faltete sie die Hände und dankte inbrünstig Gott, daß er sie wenigstens vor diesem Schicksal bewahrt habe, und daß sie von ihm kein neues Unheil erfahren könne.

Und doch – so wundersam ist das menschliche Herz beschaffen – hatte sie viele, viele Jahre lang auf seine Wiederkehr gehofft und bei jedem unerwarteten Brief, der aus der Ferne gekommen, hatte ihr Herz vor Freude und Angst gezittert, er könne von ihm sein, von ihm, den noch einmal an ihr Herz pressen zu können, die größte Wonne ihres Lebens gewesen wäre. Doch nein, er hatte nicht geschrieben, es war niemals, niemals eine Nachricht von ihm gekommen, und so waren die Freude und die Angst immer vergeblich gewesen, und die Stelle an ihrem Herzen, an der er ruhen sollte, war immer leer, die Wunde darin aber auch immer offen geblieben.

Wenn nun der Leser glaubt, daß mit den bisher erzählten Kümernissen das Leid Cornelia's ein Ende gehabt, so müssen wir ihn leider eines Anderen belehren. Ach

nein, damit war der Armen Leidenskelch noch nicht erschöpft worden, es war ihr noch mehr Kummer und Sorge von dem über den Wolken thronenden Schöpfer aufgespart geblieben.

Wie wir wissen, war Cornelia frühzeitig mit dem Professor Graach verheirathet worden. Liebe, die reinste, zärtlichste Liebe hatte die beiden vortrefflichen Menschen zusammengeführt und ihr Vater hatte gern und freudig den Bund ihrer Herzen gesegnet. Allein das Unglück schreitet in manches Menschen Erdenleben schnell und Schlag auf Schlag folgt mit seltener Hartnäckigkeit auf einander, wie der Blitz bei einem starken Gewitter ohne Unterlaß aus den Wolken sprüht. Drei Jahre nur hatte die glückliche Ehe gedauert, da war der Professor Graach in eine abzehrende Krankheit verfallen, deren Keim kein Mensch in ihm vermuthet hatte. Viele Jahre lang war Cornelia die treueste und hingebendste Pflegerin an seinem Krankenbette gewesen und alle jugendliche Kraft und Liebe hatte sie aufgewandt, dem theuren Gatten seine Leiden leicht und erträglich zu machen, ohne mit einer sichtbaren Thräne den zuckenden Schmerz zu verrathen, der ihr eigenes Herz über den unerwarteten neuen Jammer quälte und zerriß. Endlich aber erlöste den Leidenden der barmherzige Tod, und Cornelia, noch ein junges Weib, stand mit drei kleinen Söhnen am Sarge des Theuren, ohne auch durch diesen furchtbaren Schlag vollständig gebeugt zu werden und die Hoffnung auf eine bessere, lichtvollere Zukunft zu verlieren. Von nun an, da sie nicht mehr Tochter, Schwester und Gattin

sein konnte, war sie nur allein noch Mutter, und als solche gab sie sich ganz und gar der Erziehung ihrer Söhne hin.

Diese drei Söhne aber wurden, wie sie von Anfang an der Gegenstand ihrer Liebe gewesen, ihr ganzer Stolz und Ruhm, denn selten wohl hatte eine Mutter drei bravere, edlere Söhne die ihrigen genannt. An Leib, Seele und Geist gediehen sie unter ihren Augen und wuchsen heran zu wackeren Männern, die mit Ernst ihre Aufgabe erfaßt hatten und durchführten: der guten, armen Mutter, die das Schicksal so lange und so schwer geprüft, auf jede Weise das Leben zu erleichtern und zu versüßen und aus ihrem Herzen den Kummer zu tilgen, den ihre traurige Vergangenheit darin zurückgelassen hatte.

Das Leben dieser Mutter und ihrer drei Söhne, Jedermann offenbar, zog die Augen aller mit ihr Verkehrenden auf sich, und da man sie immer mit und bei ihren Söhnen sah, deren Studien und Spiele sie theilte, so hatten die Bonner Studenten, nach ihrer Art, bekannten Persönlichkeiten einen Spitznamen zu geben, ihr den Namen: ›Die Mutter der Gracchen‹ beigelegt, auf diese Weise ihren guten ehemaligen Professor ehrend, indem sie seinen Namen Graach mit dem classischen Gracchus in Verbindung brachten und dadurch auch die Frau ehrten, deren mütterliche Liebe und Hingebung auf diese Weise zu einer allgemein anerkannten Geltung kam.

Allein auch dieses Glück – die Mutter der Gracchen zu sein – genannt wurde sie noch jetzt so von Jung und Alt – dauerte nicht gar viele Jahre, und Cornelia war das

traurige Loos bestimmt, noch an dem Grabe ihrer drei geliebten Söhne zu stehen – das traurigste, welches einer einsamen und so liebevollen Mutter begegnen kann. Alle drei Söhne starben in einem und demselben Jahr mit ihren jungen Gattinnen an der Cholera und Cornelia behielt von ihnen nichts als die Erinnerung und – jene drei Enkelinnen, die wir am Anfang dieses Capitels dem Leser mit ihren Namen bezeichnet und persönlich in unsre Erzählung eingeführt haben. So waren denn an die Stelle jener früh verstorbenen Söhne deren drei Töchter getreten und nun glauben wir dem Leser schon klarer angedeutet zu haben, welches Verhältniß zwischen dieser Großmutter und ihren Enkelinnen obwaltete.

Bevor wir aber in unserer Erzählung fortschreiten, müssen wir noch eines Umstandes gedenken, der für den Verlauf derselben von eben so großer Bedeutung ist, wie er es für Cornelia Graach selber war. Ihre drei Söhne waren zwar gestorben, aber sie hatten außer ihren drei Töchtern der theuren Mutter ein schönes Denkmal der Erinnerung zurückgelassen. Schon dieses Denkmal allein beweist, wie weise, gerecht und vorsichtig die jungen drei Gracchen waren, und wenngleich ihr Thun von mancher Seite noch bei ihren Lebzeiten bekrittelt wurde, so hat doch die Folge gelehrt und wird es auch uns noch lehren, daß ihre Vorsorge eine gerechtfertigte, ihre Handlungsweise also eine vortreffliche war.

Es war nämlich den Söhnen dieser ausgezeichneten Frau nicht verborgen geblieben, auf welche Weise und zu welchen Zwecken dieselbe bereits einen großen Theil

ihres Vermögens zersplittert hatte. Nach dem Vorangegangenen war es nicht schwer zu errathen, daß auch der Rest desselben von den unwürdigen Nachkommen ihrer Brüder verschlungen werden würde. Tante Cornelia war viel zu gut und weichherzig, um den fortgesetzten drängenden Bitten der unverbesserlichen Taugenichtse nicht nachzugehen, und oft sogar schon hatte sie gegen die ausdrücklich ausgesprochene Ansicht und den Wunsch ihrer Söhne heimlich Capitalien aufgenommen, um ihre Neffen, wie sie sich schmeichelte, noch einmal vom Verderben zu retten und ihnen eine Rückkehr zu einer geordneten Lebensweise möglich zu machen.

Als dies auch eines Tages mit einer nicht unerheblichen Summe geschehen war und die Söhne der Professorin es in Erfahrung brachten, hielten sie eine ernstliche Berathung ab, wie dieser maßlosen Güte, die in ihren Augen nichts als eine Verschwendung eines Gutes war, das zu besseren Zwecken hätte verwandt werden können, für alle Zukunft der nothwendige Einhalt zu gebieten sei und sie fanden endlich ein Mittel auf, welches sich in der That äußerst ersprießlich und ihrer edlen Absicht völlig entsprechend erwies.

Die drei Brüder nämlich hatten sich mit Fleiß und Geschick frühzeitig selbst ein ansehnliches Vermögen erworben und waren die Besitzer einer großen technischen Fabrik, mit welcher der Betrieb eines einträglichen Kohlenbergwerks verbunden war. Sie stellten nun der Mutter vor, daß sie ihre Fabrik, die schon in kurzer Zeit

einen bedeutenden Aufschwung genommen, noch erweitern wollten, daß sie aber dazu noch gewisser Capitalien bedürften, die, in der von ihnen projectirten Weise verwandt, sehr bedeutende Zinsen abwerfen würden. Wollte die Mutter selbst ihnen nun diese Capitalien gewähren, so würde der Vortheil ungeschmälert in der Familie bleiben und sowohl der Mutter wie den Söhnen ein großer Vortheil gesichert sein.

Cornelia, die immer gern und fast leidenschaftlich gern gegeben, zumal wenn sie einem ihrer Verwandten damit einen Dienst leisten konnte, war auf der Stelle bereit, ihren eigenen Söhnen ihr gesamtes Capital zu überliefern, und diese nun legten dasselbe mit Hülfe eines bewährten Sachwalters und eines der größten Handlungshäuser Cölns dergestalt fest und sicher an, daß es von der bisherigen Inhaberin nicht mehr gekündigt werden konnte, wofür sie monatlich eine bestimmte Rente bezog, die allen ihren Bedürfnissen entsprach und sie persönlich vor allen Wandlungen irdischen Besitzes sicher stellte.

Cornelia, als sie erst einige Male am ersten Tage jeden Monats ihre Zinsen empfangen, merkte als kluge Frau sehr bald die wohlgemeinte Absicht ihrer Kinder und obwohl sie sich in ihren Geldausgaben einigermaßen beschränkt erkannte, da sie nun nicht mehr nach gewohnter Weise über größere Summen verfügen konnte, überzeugte sie sich doch sehr bald von der Zweckmäßigkeit des eingeschlagenen Verfahrens und fand sich endlich auch in diese neue Ordnung der Dinge, obgleich

ihr fast systematisch betriebenes Unterstützungswerk dadurch ein bedeutendes Hemmniß erfahren hatte.

Aber die eben so einsichts- wie liebevollen und der Mutter mit ganzem Herzen ergebenden Söhne blieben bei dieser ihrer ersten kindlichen Großthat nicht stehen. Hatten sie zuerst die Zukunft der Mutter ein für alle Mal sicher gestellt, so sorgten sie nun auch für ihre persönliche Behaglichkeit. Bei demselben Gerichte, wo sie die Leibrente für die Mutter abgeschlossen, setzten sie fest, daß das Haus, worin diese bisher gewohnt, ihr ein für alle Mal als unveräußerliches Eigenthum gehören solle, und um auch zur Sommerszeit einen angenehmen Landaufenthalt zu haben, kauften sie für eine mäßige Summe ein gerade zur Zeit öffentlich ausgebotenes kleines Land- und Weingut am Rhein, ließen das daselbst vorgefundene Gebäude zu einem reizenden Landhause umbauen, setzten einen Winzer und Gärtner daselbst ein und überraschten endlich, als Alles zum Abschluß gediehen, die Mutter mit dieser herrlichen Gabe, wobei sie ihr nun offen darlegten, welche Gründe sie zu ihrem ganzen bisherigen Thun bewogen hätten.

Auf diese Weise war Cornelia's Zukunft durch die weise Voraussicht und die Liebe ihrer Söhne vollkommen gesichert worden und sie konnte getrost dem Abend ihres Lebens entgegengehen. Allerdings wurde die Freude, die sie darüber empfunden, sehr bald durch den rasch aufeinanderfolgenden Tod ihrer Söhne tief erschüttert, allein der Segen der Handlungsweise derselben war geblieben und in späteren Jahren hatte sie Gelegenheit genug,

sich immer mehr und mehr von der Vortrefflichkeit der Fürsorge der so früh Verstorbenen zu überzeugen.

In ähnlicher Weise, wie Diese für die Mutter gesorgt, hatten sie auch ihre Töchter bedacht. Auch das Capital dieser konnte von ihnen selbst nie angetastet werden, bis sie mündig oder verheirathet waren. Ihre Erziehung ward der Großmutter anvertraut und diese erhielt die Gelder dazu pünktlich am ersten Tage jeden Monats, und diese waren zwar den Verhältnissen entsprechend reichlich genug bemessen, aber ihre Verwendung doch dergestalt vorherbestimmt, daß Niemand anderweitig darüber verfügen oder sie zu anderen als den beabsichtigten Zwecken verwenden konnte. –

So waren denn also Cornelia's Verhältnisse ein für alle Mal nach jeder Richtung geregelt und für alle ihre persönlichen Bedürfnisse und für ihr Wohlbehagen reichlich gesorgt. In der That, nach so vielen Stürmen war sie doch endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen und sie genoß das ihr gebliebene Glück mit Dankgefühl gegen Gott, dessen unbegreifliches Walten sie eben als Schickung aufnahm, gegen die der Mensch sich nicht auflehnen könne. Bewahrt bis zu dem Augenblick, wo wir sie kennen lernen, hatte sie – wir wiederholen es gern – ihren ungebrochenen Geist, die Munterkeit ihrer Sinne und die ewig strahlende Heiterkeit ihrer Seele. Mit klarem Verstande beherrschte und leitete sie die ihr untergebenen Verhältnisse, sie erfüllte genau und redlich ihre Pflichten, und wenn ihr weiches Herz auch noch dann und wann von außen her einen unvermutheten Stoß erhielt, so ertrug

sie ihn mit christlich frommem Gemüth, mit voller Ergebung in den räthselhaften Willen Gottes, und dankbaren Herzens pries sie ihn alle Tage, daß er, der ihr so Vieles genommen, doch noch Manches gelassen habe, dessen Besitz schon vielen weniger Bevorzugten ein wünschenswerthes Ziel für dieses irdische Leben erschienen wäre.

ZWEITES CAPITEL. JEREMIAS HEIDUCK ALS  
BRIEFSTELLER.

Wir verließen an jenem unfreundlichen Aprilabend die gute Großmutter Cornelia Graach mit ihren drei Enkelinnen am Theetisch. Während wir abwesend waren, hat sich die Scene nur um ein Geringes verändert. Der Regen schlug noch immer bald in stärkerem, bald in schwächerem Gusse gegen die festgeschlossenen Jalousien, aber er störte die so traulich im Zimmer Versammelten nicht im Mindesten. Charlotte hatte in gewohnter Art heute das Amt der Wirthin übernommen und mit kundiger Hand die kleinen Vorbereitungen zum einfachen Mahle beendet. Jetzt gaben sich die guten Leute ihrem Genusse hin, die Arbeiten ruhten, aber desto munterer bewegte sich das Gespräch hin und her, das bald die Eine, bald die Andere der Cousinen aufnahm, während die Großmutter Allen aufmerksam zuhörte und nur dann und wann eine Bemerkung einfließen ließ, wenn die Erzählerin eine kleine Pause machte. Die immer gesprächige Natalie konnte nicht müde werden, von ihren Erlebnissen und den Genüssen im Umgange mit ihren Freundinnen in der vor Kurzem erst verlassenen Pension zu reden und, wie

es die Großmutter bedünken wollte, mischte sich ein stilles Bedauern mit in diesen Vortrag, als empfinde das junge Wesen eine Art Heimweh nach dem verlassenen Orte, und ein solches wollte die immer gütige Frau in den harmlosen Herzen der Mädchen nicht aufkommen lassen. Als Natalie daher einmal eine längere Pause eintreten ließ, legte die Großmutter Gabel und Messer bei Seite, lehnte sich behaglich in das Sopha zurück und sagte, der zuletzt Sprechenden freundlich zunickend, mit ihrer stets zum Herzen dringenden Stimme:

»Ja, ja, meine lieben Kinder, ich glaube es Euch recht gern, daß Ihr nur mit schwerem Herzen aus Eurer angenehmen Pension geschieden seid – das ist sehr natürlich. Ihr habt Eure bisherigen Gespielinnen hinter Euch gelassen, habt Euren Lehrern und Lehrerinnen auf lange Zeit Lebewohl sagen müssen und seid zu mir, in's Haus der alten Frau gekommen, wo das Leben so ruhig und glatt verfließt – das ist allerdings für den Augenblick keine angenehme Wandlung Eurer Verhältnisse. Allein Ihr werdet Euch doch in die Lage der Dinge fügen lernen müssen, und auf daß Ihr nicht ganz trost- und hoffnungslos seid, will ich Euch damit frischen Lebensmuth einzuflößen suchen, daß ich Euch sage: seid nur ruhig und getrost! Auch in Eurem jetzigen Kreise wird es Euch nicht an Heiterkeit und Lebensfreude fehlen, Ihr werdet bald viele treffliche Menschen kennen lernen und die drei Monate, die wir in Lerchendorf verleben, werden Euch Abwechselung, Arbeit und Vergnügen in Fülle bieten.«

Bei diesen sanft und herzlich gesprochenen Worten heiterten sich augenblicklich Nataliens Mienen auf; sie sah erst ihre Cousinen, dann die Großmutter fragend an, ob sie auch recht gehört und verstanden, und wollte eben eine Frage aussprechen, als die bisher stille Anna das dunkle Auge von ihrem Teller erhob und freundlich sagte:

»Lieb' Großmütterchen, Du irrst, wenn Du glaubst, daß wir ungern zu Dir gekommen sind. Im Gegentheil, wir haben uns alle Drei herzlich auf das Leben bei Dir gefreut, und daß Natalie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit gern und oft von unsern Freundinnen spricht, mußt Du verzeihen. Das wird noch ein paar Tage dauern und dann hört es von selbst auf. Und da hast Du gleich den richtigen Weg eingeschlagen, uns zu einem anderen angenehmen Ziele zu führen. Sag', ist es Dein Ernst, daß Du dies Jahr mit uns nach Lerchendorf gehen willst, oder bringst Du wieder diesen Sommer, wie den vorigen, bei Deiner Freundin in der Schweiz zu?«

»Nein, meine Liebe,« erwiderte Cornelia rasch, »das werde ich gewiß nicht thun. Jetzt, da Ihr bei mir seid, will ich häuslich sein und Euch eine behagliche Häuslichkeit als ein großes Glück schätzen lehren. Es war also mein Ernst, daß wir nach Lerchendorf sehen und Ihr Alle werdet mich dahin begleiten. Es wird Euch auf dem schönen Gute am Rhein gefallen, denke ich!«

Die drei Mädchen frohlockten laut, klatschten in die Hände und augenblicklich hatte selbst Natalie ihre Pension und die darin zurückgelassenen Freundinnen vergessen.

»Das ist ja prächtig, Großmama,« sagte nun die gewöhnlich stille Charlotte. »O, bitte, erzähle uns doch recht viel von Lechendorf. Wir kennen es ja kaum, da wir, als wir es zum letzten Mal vor Jahren sahen, noch Kinder waren. Es hat sich gewiß Manches daselbst verändert, nicht wahr? Und wie steht es denn mit dem Ausbau des Schlosses von Lerchenfels? Kennst Du jetzt den geheimnißvollen Käufer und Bauherrn? Du erinnerst Dich, daß Du uns mehrmals nach der Pension darüber geschrieben hast.«

»O ja, ich erinnere mich,« sagte die Großmutter langsam und nachsinnend, »und ich kann Euch allerdings so Manches von Lerchendorf und Lerchenfels erzählen, obwohl ich im vorigen Jahre nicht dort gewesen bin und nur aus Briefen von Herrn Heiduck Einiges erfahren habe. Doch – laßt den Tisch erst abräumen, Kinder, dann greifen wir wieder zur Arbeit und beim Stricken und Nähen plaudert es sich am besten.«

Die drei jungen Mädchen sprangen wie electricirt von den Stühlen auf; Natalie schellte der Magd und als diese kam, legten die flinken Mädchen selbst mit Hand an und bald waren die Speisen und Getränke abgetragen, über den großen runden Tisch breitete sich wieder die schöne blaue Plüschdecke und die Cousinen saßen, ihre Näharbeit in den Händen, still und lauschend auf ihren

Stühlen, mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen nach der Großmutter hinüber schauend, die ihren Strickstrumpf wieder zur Hand genommen und die Brille aufgesetzt hatte, aber noch schwieg, da sie vielleicht selbst nicht wußte, wie sie den neugierigen Kindern gegenüber ihre Erzählung beginnen solle.

»Großmütterchen,« sagte nun die lebhaftere Natalie, »jetzt sind wir bereit, zu hören; nun erzähle uns recht genau, wie es in Deinem lieben Lerchendorf aussieht.«

»Ja,« begann Cornelia nach kurzem Besinnen, »das will ich. Seht, Kinder, anfangs, als meine guten Söhne – Gott habe sie selig! – mir sagten, wir haben Dir ein kleines Gut da oben am Rhein gekauft und ein hübsches Haus darauf gebaut, da war ich nicht ganz mit ihnen einverstanden und ich bin nur ungern mit ihnen hinausgefahren, da ich mich nur schwer von meinem alten guten Bonn trennen konnte, wo ich so viel Freude und Leid erlebt. Später jedoch, als ich das reizend gelegene Lerchendorf und die wunderliebliche Umgebung erst näher kennen gelernt, gewann ich es lieb, und jetzt ist es mir geradezu an's Herz gewachsen, und jedesmal, wenn ich meine traulichen Zimmer dort wieder betrete, ist mir zu Muthe, als wäre ich ein neuer Mensch geworden und alle alten Sorgen und Schmerzen, deren ich doch so viele gehabt, seien hinter mir zurückgeblieben. Darum gehe ich jedes Jahr lieber hin und namentlich diesmal kann ich den Tag im Mai, an welchem ich hinauszuziehen pflege, kaum erwarten. Auch voriges Jahr blieb ich nur ungern davon fort, zumal so viel Neues in der Nähe geschehen,

allein das Versprechen, welches ich meiner alten Freundin gegeben, und der Gedanke, daß ich dieses Jahr, wo Ihr bei mir seid, nicht reisen könnte, trieb mich nach der Schweiz. Jetzt nun, wo Ihr mit mir gehet und meine ländlichen Genüsse theilt, zieht es mich um so mehr nach Lerchendorf und ich freue mich schon im Voraus, Alles und Jedes recht gediehen und gefördert zu finden. Ach ja, Lerchendorf ist wunderschön und wird alle Jahre schöner. Die Bäume im Rheingarten, die Ihr nur als junge Anpflanzungen gesehen, sind herrlich gewachsen und der Rasen und das Strauchwerk, mit den vielen heimlichen Sitzplätzen im schattigen Gebüsch, hat sich üppig und über alle Erwartung entfaltet. Ach, und nun sollt Ihr den Rosengarten vor'm Hause sehen, der ist wirklich prächtig geworden. Erdbeeren, Himbeeren und Kirschen giebt es so viel, daß Ihr sie mit dem besten Appetit nicht werdet verspeisen können. Auch die neuen Weinanlagen an den Felsen hinauf sind sichtbar vorgeschritten und die alten haben im Jahre 1857, 58 und 59 einen herrlichen Wein geliefert. Doch das werdet Ihr nun bald aus eigener Erfahrung kennen lernen, denn der alte Winzer soll uns auch in die Keller führen und da werden wir die neuesten Jahrgänge der Reihe nach probiren.«

Da die Großmutter still vor sich hinlächelnd schwieg, füllte Natalie rasch die Pause aus, indem sie sagte:

»Gewiß, Großmütterchen, wollen wir das, wir sind ja auch rheinische Kinder und lieben und trinken gern ein duftiges Glas Wein. Aber sag – steht denn mein Liebling,

der alte Nußbaum noch auf der höchsten Felsenspitze oder hat der Wind ihn endlich herunter gebracht?«

»Nein, Kind, er steht fest und unversehrt und hat im vorigen Herbst zwanzig Schock der größten Nüsse getragen. Auch die Rasenbank darunter ist, wie mir der Gärtner gesagt, neu und fest angelegt. Ich bin freilich nicht hinaufgestiegen, mir ist die Höhe zu steil und unbequem. Ihr aber könnt es alle Tage thun und Euch überhaupt nach Neigung und Willkür oben und unten tummeln.«

»O, das sind ja herrliche Aussichten!« rief Anna, vor Freude strahlend. »Aber sprich, Großmama, wie steht es denn nun eigentlich mit dem Lerchenfels? Der Bau muß ja nun bald fertig sein? Und was hast Du denn über den Käufer desselben in Erfahrung gebracht?«

»Sehr wenig, liebes Kind. Was ich darüber weiß, ist im Ganzen ungefähr Folgendes. Das alte Lerchenfels mit den großen ihn umgebenden Weingärten, Aeckern und Waldungen, gehörte ursprünglich, wie Euch wohl bekannt sein wird, einer fürstlichen Familie an, die schon vor Jahrhunderten auf einem Vorsprung des nach dem Rhein sehenden Felsens ein großes Schloß erbaut hatte. Die Familie war damals reich und mächtig. Mit der Zeit aber veränderten sich auch bei ihr die Verhältnisse, das alte Geschlecht verarmte, die indirecten Nachkommen verließen das Land, das Schloß verfiel und wurde zur halben Ruine, denn es waren keine Mittel mehr vorhanden, das große Gut erträglich zu bewirthschaften. Endlich, vor

zwanzig Jahren, ward es von den gerichtlichen Verwaltern wiederholt zum Verkauf ausgebaut, allein nie wollte sich ein Käufer finden, der reich genug gewesen wäre, den geforderten Preis zu zahlen. Da, ich glaube, es sind jetzt drei Jahre her, hieß es plötzlich, Lerchenfels sei verkauft, die ganze ehemalige Herrschaft, und zu einem sehr ansehnlichen Preise. Natürlich muß der Käufer ein reicher Mann sein, wer er aber sei, erfuhr Niemand bis auf den heutigen Tag. Das Gerücht des Verkaufes stellte sich bald als Wahrheit heraus, denn es kamen Bauleute und Werkstücke von allen Seiten an und es begann sich ein neues Leben auf dem alten Berge zu entwickeln. Vor zwei Jahren, als ich ihn zum letzten Mal aus der Nähe sah, war ein Flügel des Schlosses schon erstanden und man ging rüstig an den Ausbau des Mittelgebäudes, des anderen Flügels und des Thurmes, den man aufsetzen wollte, obgleich das alte Schloß keine solche Zierde gehabt hat. Nach des alten Heiduck Briefen, die von Zeit zu Zeit einlaufen, muß es in diesem Sommer innen und außen fertig werden und auch in den Weinbergen hat man rüstig Hand angelegt und, wie ich höre, viel Schönes und Bedeutsames geschaffen.«

»Hat denn der alte Herr Heiduck Dir noch gar nichts darüber geschrieben, wen man als Käufer und Bauherrn wenigstens vermuthet?« fragte Natalie gespannt.

»Nein, auch davon hat er nichts gesagt und er weiß sicherlich selbst nichts Genaueres, obgleich er sich – er ist ja ein neugieriger alter Herr – gewiß undenkliche Mühe gegeben, hinter das Geheimniß zu kommen. Alle seine

Forschungen aber waren vergebens. Eben so geheim, wie der Kauf abgeschlossen ward, geschah auch der Ausbau. Aus Nähe und Ferne kamen kluge Köpfe und dienstfertige Hände genug dahin, allein, den eigentlichen Leiter, der Alles regierte und ausführte, hat Niemand kennen gelernt. Reich aber, sehr reich, muß der neue Herr sein, das ist gewiß, denn Herr Heiduck schrieb mir, daß Alles bis in's Kleinste und Entlegenste auf dem großen Gute über alle Begriffe praktisch und zugleich kostbar hergerichtet sei.«

»Ei,« rief Natalie munter, »da giebt es ja wirklich für uns in Lerchendorf viel zu sehen und – vielleicht auch zu ergründen. Wir wollen uns die kleine Viertelstunde Weges nicht verdrießen lassen und recht oft nach Lerchenfels pilgern, vielleicht erfahren wir, wer der geheimnißvolle neue Herr und Gebieter ist.«

»Dahin pilgern könnt Ihr allerdings,« nahm die Großmutter wieder das Wort auf, »aber ergründen werdet Ihr mit Euren kleinen Spürnasen sehr wenig. Der alte Heiduck schreibt mir, daß er sich alle Mühe gegeben habe, mit dem Bauaufseher, der seit einiger Zeit den Bau überwacht, oder mit irgend einem Bewohner des Berges oder einem Werkmeister bekannt zu werden, allein der Erste ist, wie Heiduck sagt, ein schroffer, unzugänglicher Mann, die Dienstboten sprechen nichts und die Werkmeister wissen nichts, und so habe er nicht das Geringste in Erfahrung bringen können.«

»O, da ist der alte Herr gewiß nur nicht schlaue genug zu Werke gegangen,« rief Natalie wieder – »nun, es wird sich ja zeigen, wer zuerst das Geheimniß durchdringt.«

»Sage einmal, Großmütterchen,« nahm nun die bisher schweigsame Charlotte das Wort, »wer ist denn eigentlich der alte Herr, den Du Heiduck nennst, ich bin bisher noch immer über ihn im Unklaren geblieben, nachdem Du bald Dies bald Das über ihn mehr angedeutet als verständlich ausgesprochen hast. Nach Allem, was ich über ihn erfahren, muß er ein sogenannter seltsamer Kauz und ein sehr herzenswarmer Junggeselle sein – nicht wahr?«

Die drei jungen Mädchen lachten nach diesen heiter vorgebrachten Worten laut auf, auch die Großmutter lächelte und sagte dann mit ihrer gewöhnlichen Milde und Freundlichkeit:

»Nun ja, eine Art Sonderling ist mein alter Freund Heiduck allerdings, aber auch ein liebenswürdiger und ehrenwerther Herr. Auch ein alter Junggesell ist er und wird auch wohl als solcher sterben, obwohl er früher manches Mädchen hätte glücklich machen können, wenn dasselbe im Stande gewesen wäre, sich in seine vielen Eigenheiten zu schicken. Er ist noch jetzt ein ansehnlicher Mann, hat ein hübsches kleines Weingut dicht beim Städtchen Hünningen am Rhein, welches unmittelbar am Fuße des Lerchenfels liegt. Auch sonstiges Vermögen besitzt er gewiß, obwohl er sich gar zu häufig einen armen Mann nennt und seine Geldmittel als sehr beschränkt und kärglich darzustellen pflegt.«

Es trat eine kurze Pause ein, die Anna beendete, indem sie sagte:

»Ich erinnere mich seiner noch sehr wohl. Mir war, als ich ihn als Kind sah, sein großer Kopf mit den buschigen weißen Haaren höchst auffällig, von denen die starken schwarzen Augenbrauen gar wunderbarlich abstachen. Haha! es war ein ganz seltsamer und höchst charakteristischer Kopf.«

»Ja,« sagte die Großmutter, »so sieht er auch jetzt noch aus und vor zwei Jahren war er mir nach einer langen Badekur in Neuenahr um zehn Jahr verjüngt erschienen. Man scherzte damals, er werde seine alte Haushälterin Theodosia heirathen, was aber nur eine Fabel war und woran er gewiß selbst niemals gedacht hat.«

Die drei jungen Mädchen lachten wieder laut auf.

»Ach,« rief Natalie, »das wäre ein köstliches Ehepaar geworden! Beide mit grauen Haaren, der Eine an Podagra und die Andere an alltäglicher Migräne leidend! Haha!«

Die Großmutter hielt mit Stricken inne, nahm die Brille ab und sagte, sich lächelnd zu der zuletzt Redenden wendend:

»Graue Haare! Kind, denke oder sprich von ihnen nicht übel. Auch meine Haare sind grau, die Deinigen werden es demaleinst auch werden und dann wirst Du die Erfahrung gemacht haben, daß mancher Mensch mit grauem Haar mehr Jugend und Frische in seinem Hirn und Herzen trägt, als viele jungen Leute mit schwarzem oder blondem Haar. Ach ja! Und was meinen guten Heiduck

betrifft, so tritt mir dem nicht zu nahe. Ich liebe ihn – ja, ja, lächle nur und wundre Dich, ich liebe ihn, wie eine Frau in meinen Jahren einen braven, rechtschaffenen Mann dreist lieben kann. Allerdings hat er seine Eigenheiten, und sogar recht viele und große, aber er ist doch ein ganz prächtiger Mensch, in Thaten mehr als in Worten, und das ist die Hauptsache. Nun, Ihr werdet ihn ja jetzt bald näher kennen lernen und dann werdet Ihr ihm Eure Achtung und kindliche Liebe nicht versagen dürfen. Und was seine Verheirathung mit jener abscheulichen Haushälterin betrifft, die er nur im Scherz die ›göttliche‹ Theodosia nennt, so hat wohl nur irgend ein Spaßvogel von Nachbar die Fabel herumgetragen. Er hat nie daran gedacht und wird nie daran denken, so thöricht und unedel zu sein, dazu kenne ich ihn zu gut. Hätte er sich verheirathen wollen, so würde er Gelegenheit genug dazu gefunden haben, denn abgesehen von seiner Kränklichkeit, seinem Alter, seinen Eigenheiten und absonderlichen Grillen ist er immer ein wohlhabender Mann – trotz seiner beschränkten Verhältnisse – hat ein hübsches Gut, ein nettes Haus und – was die Hauptsache ist – keine Erben; die Frau also, die ihn überlebt, würde gewiß kein übles Geschäft gemacht haben und – als solches sehen leider viele Frauen die Ehe an – sie wollen versorgt sein und sich versorgen, und das ist Alles.«

Die drei jungen Mädchen hatten der eifrig redenden Großmutter mit blitzenden Augen und halb ernstern, halb lächelnden Gesichtern zugehört; als sie aber geendigt

hatte und mit schalkhaft heiterem Gesicht ihnen zunickte, als wollte sie das Gesagte damit bestätigen, lachten sie munter aus und die verschiedensten Ausrufungen des Zweifels, halber Beistimmung oder halben Unglaubens wurden laut.

»Du magst Recht haben, liebe Großmutter,« sagte endlich die bedächtige Anna, nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht hatte, »es mag Frauen geben, welche die Ehe als eine Versorgungsanstalt betrachten, aber für uns Drei, ich spreche für uns Alle, ist sie das gewiß nicht.«

»Das glaube ich Dir auf's Wort!« lächelte Cornelia, »und von Euch sprach ich auch nicht. Keine von Euch würde Herrn Heiduck's Hand, selbst in früheren Jahren erstrebt haben, und ich auch nicht. Für die Art von Liebe, wie wir sie wünschen, kennen und begehren, ist er allerdings nicht der Mann. Nichtsdestoweniger ist er unser guter Freund und Nachbar, ich habe ihm schon manche angenehme Stunde zu verdanken und er wird sie uns Allen so Gott will – noch ferner bereiten. Wir wollen ihn daher recht lieb haben und ihm das auf alle Weise zu erkennen geben.«

Es entstand wieder eine Pause, während welcher die Mädchen zu ihrer Arbeit griffen und ihre Beistimmung mehr oder minder eifrig durch Kopfnicken zu erkennen gaben.

»Sage doch, Großmütterchen,« begann Natalie nach einer Weile, »wo stammt denn der alte Herr eigentlich her? Ist er ein Rheinländer von Geburt oder ist er wo

anders geboren? Der Name Heiduck klingt etwas ausländisch.«

Cornelia lächelte, ließ den Strickstrumpf in den Schooß sinken und lehnte sich in das Sopha zurück. »Es ist seltsam, daß Du auf diese Frage kommst, Kind,« sagte sie, »ich habe bisweilen auch darüber nachgedacht, aber der alte Herr hat immer so viel aus der Gegenwart zu erzählen und zu berichten, daß wir auf unsre Vergangenheit noch nie zurückgekommen sind. Nur einmal, so viel ich mich erinnere, sprach er davon, daß er *kein* Rheinländer, sondern aus einem fernen Lande hier eingewandert sei und mit seinem Vater sich redlich geplagt habe, um zu irgend einem Besitz zu gelangen. Sein Vater, erzählte er dabei in seiner scherzhaften Weise, müsse in seiner Jugend wohl aus den ungarischen Steppen herüber gekommen sein und als wandernder Hausirer mit Mausfallen von Drahtgeflecht gehandelt haben, denn sonst könne er sich seine eigene Liebhaberei für dergleichen Dinge nicht erklären. Das hat er natürlich nur so hingeworfen und ich glaube kein Wort davon; und da er mich bei seinen vielen wichtigen Geschäften niemals« – und hier seufzte Cornelia leise auf – »nach *meinem* Herkommen gefragt hat, so habe ich mich auch nicht nach dem *seinigen* ernstlich erkundigt. Ich weiß nur so viel, daß er schon lange Zeit auf seinem Gute Wingertsspring bei Hünningen wohnt und dasselbe für ein Spottgeld von einem armen Manne gekauft hat, den die Noth zwang, es unter dem Werthe zu veräußern. Das ist Alles, was ich über des alten Heiduck's Vergangenheit weiß, und ich habe es

nicht für schicklich gehalten, weitere Nachforschungen darüber anzustellen. Ich wünsche auch, daß Ihr mir darin nachahmt und darum sage ich es Euch. – Nun, Grete, was giebt es und warum bleibst Du so verblüfft an der Thür stehen? Komm näher, Mädchen, und sprich.«

Die letzten Worte waren an die bejahrte pockennarbige Magd gerichtet, die eben leise in das Zimmer getreten und bescheiden, aber sichtbar betroffen an der Thür stehen geblieben war, da sie ihre Gebieterin laut sprechen hörte. Jetzt, nach gewohnter Art freundlich ermuntert, trat sie aus dem dunkleren Hintergrunde des Zimmers heran und sagte schüchtern und mit bittender Miene:

»Ach Gott, Frau Professorin, ich bitte um Verzeihung, daß ich ungerufen hereintrete und Sie störe, aber ich komme, um mich selbst wegen meiner Nachlässigkeit anzuklagen und –«

»Nun, was ist denn geschehen?« fragte die Professorin ruhig, als Jene stockte, »so sprich doch weiter.«

»Ach ja, gerne! Aber da sehen Sie, ich bin nicht allein daran schuld, auch das böse Wetter trägt sein Theil davon. Gegen Abend, gerade als es so zu stürmen und zu regnen anfang, kam der Briefträger aus der Stadt und brachte diese vier Briefe. Ich wollte sie eben hereinbringen, aber da rief mir Fräulein Charlotte zu, die Jalousien zu schließen. So legte ich die Briefe denn in den Küchenschrank und ging hinaus, den Befehl zu erfüllen. Und als ich fertig war, da – da habe ich die Briefe vergessen und jetzt eben sind sie mir erst wieder eingefallen. Nun bringe ich sie.«

»Nun,« sagte die Hausfrau mit ihrer steten Milde und Ruhe, »das ist weiter kein Verbrechen, Grete, nur eine verzeihliche Vergeßlichkeit. Tröste Dich also und gieb sie her. Wie – wirklich gleich vier?«

Natalie war schon von ihrem Stuhl aufgesprungen und hatte der Magd die ihr hingereichten Briefe abgenommen. Während Grete nun erleichterten Herzens das Zimmer verließ, trat das junge Mädchen mit ihrem hüpfenden Gange an den Tisch heran und legte die Briefe, von denen einer den anderen bedeckte, vor die Großmutter hin. Gleich darauf entstand tiefe Stille im Zimmer, denn Jene hatte ihre Brille fest aufgesetzt und starrte mit eigenthümlich bewegtem Gesicht auf die Adresse des obenaufliegenden Briefes hin. Ohne Zweifel hatte sie gleich beim ersten Blick den Schreiber der Adresse erkannt, denn sie erbleichte sichtbar. Eben so geschah es bei dem zweiten und dritten Briefe. Als sie die Adressen aber wiederholt überblickt, schüttelte sie leise den Kopf und nicht ohne Verlegenheit steckte sie alle Drei in die Tasche ihres weiten Kleides, indem sie fast flüsternd und wie zu sich allein die Worte sprach:

»O, o, das hat Zeit. Nachher!«

Dann aber einen Augenblick innehaltend und sich mit großer Selbstbeherrschung sammelnd, griff sie nach dem vierten sehr schweren Briefe, las die Adresse und sagte dann mit einem leisen Seufzer, der offenbar mehr den drei ersten als dem letzten galt:

»Da haben wir es! Man braucht nur von dem Wolf zu sprechen, dann ist er schon da. Das hier sind in der That

die Krähenfüße des guten alten Heiduck und er schreibt mir wieder einen Brief von sechs Bogen. Nun, den kann ein Jeder lesen. Charlotte, da, Du hast gute Augen, öffne und lies ihn uns vor, dann erfahren wir gleich das Neueste aus Lerchenfels.«

Als sie dies gesagt, legte sie die Brille bei Seite und lehnte sich bequem in das Sopha zurück, und wenn die drei jungen Mädchen nicht so aufmerksam auf Charlottens Thun gewesen wären, so würden sie bemerkt haben, daß die Großmutter hastig mit der rechten Hand in die Tasche fuhr, die drei Briefe fest in die Tiefe derselben preßte und sich sichtbar Mühe gab, die letzte Spur von Aufregung zu unterdrücken, in die sie die gleichzeitige Ankunft derselben versetzt hatte.

Charlotte hatte unterdessen schnell mit einer Scheere das große Couvert des ihr übergebenen Schreibens aufgeschnitten, faltete die ersten Bogen auseinander, räusperte sich, lächelte etwas befangen und begann dann mit scharf accentuirten Worten, wie junge Mädchen, die eben ihre Pension verlassen haben, in Gegenwart Anderer laut zu lesen pflegen, ihren Vortrag, den allerdings gleich im Anfang ein munteres Kichern begleitete, in welches die aufmerksam zuhörenden Cousinen sehr bald mit einstimmten.

»Meine sehr verehrte, theure Frau Professorin! Liebenswürdige Freundin!« las sie.

»Nun sieh,« bemerkte die Vorleserin, sich in ihrem Vortrag unterbrechend, »diese Anrede enthält allein schon

eine Liebeserklärung gegen Dich, Großmütterchen, und wenn –«

»Still!« unterbrach Cornelia sie mit ungewöhnlichem Ernst, »ich habe Dich nicht veranlaßt, einen Commentar zu dem Briefe zu liefern, sondern Du sollst uns ruhig und ohne Kritik vorlesen, was darin steht. Lies.«

Charlotte kicherte laut auf, räusperte sich dann noch einmal und fuhr mit erzwungen ernster Miene also zu lesen fort:

»Da sitze ich also wieder auf meinem dreibeinigen gußeisernen Orakelstuhl – ich habe ihn mir selbst construirt und werde mir ein Patent darauf geben lassen, weil er unaussprechlich bequem ist – und halte die Feder, um Ihnen, Verehrteste, den allerunterthänigsten Gruß aus der Ferne zuzusenden. Aber, Du lieber Gott, wie soll ich nun weiter fortfahren? Mein kurzer Athem stockt schon und die Feder hält also auch inne, um sich zu erholen, oder eigentlich meine Hand, die bereits ein wenig stark zittert und des Schreibens nicht mehr recht gewohnt ist. Doch still – sie muß, weil ich auch muß, denn ich bin mir wohl bewußt, daß ich Ihr gehorsamster Diener bin und keine Gnade vor Ihren Augen finde, wenn ich nicht recht ausführlich verfare und Ihnen sogar schreibe, was sich die Fliegen an der Wand erzählen, während Sie fern von Lerchendorf und also auch von mir sind. Zur Sache! Doch womit anders kann der alte Jeremias Heiduck seinen Bericht beginnen als mit einer jämmerlichen Jeremiade? Denn ach, ich stehe noch immer unter dem

alten doppelten Bann, den Sie ja schon kennen und mitleidig, wie Sie sind, mit mir beseufzen: Nachts sitze ich noch immer auf meinem breiten Drahtstuhl und kann vor gichtischen Schmerzen im rechten Bein nicht schlafen – Sie wissen ja, daß ich seit vier Jahren in keinem Bette gelegen habe, da ich die abscheuliche Hitze nicht ausstehen kann, die mir die Federn verursachen – und bei Tage plagt mich meine ›göttliche‹ Theodosia mit Keifen und Stöhnen, und ich habe noch immer nicht den Muth oder die Kraft gehabt, das alte, mit mir grau gewordene Ungethüm aus meinem Reiche zu verbannen. Was thue und treibe ich also, wovon lebe ich? Allein von der Hoffnung, Sie bald wiederzusehen, aus Ihren klugen Augen Trost – zu trinken (darf man sich so ausdrücken, ohne unanständig zu sein? O ja, ich wage es!) und aus Ihren gütigen Worten Muth zu – zu schöpfen. (Das ist, glaube ich, das richtige Wort, denn Sie wissen, mir stehen die Worte nicht wie Ihnen zu Gebote und ich sage in der Regel etwas Anderes, als ich sagen will oder soll.) O ja, ja, ja, kommen Sie bald; der Frühling ist ja schon lange da, und Sie – Sie versprachen mir, ihn dies mal an meiner Seite, wollte ich sagen, in meiner Nähe zu genießen und die ersten Weinblätter sprießen zu sehen, denn das ist die Hauptsache für mich, unter uns gesagt, und ich hoffe diesmal auf ein gutes Jahr; der Winter war prächtig und nach meinem Podagra zu schließen, was nie so zeitig gekommen ist, gährt der Saft schon mächtig in den alten Reben, haha, und das macht mich so fröhlich, obgleich ich ohne Sie immer so kreuzunglücklich bin. – Verzeihen

Sie dies Wort, aber es ist mir aus der Feder geschlüpft und ich mag meine Kritzelei nicht noch durch dicke Striche entstellen. Also – kommen Sie mit Ihren lieben kleinen Mäuschen, denen allen ich schon im Voraus die Hände küsse – oder ist das nicht erlaubt, in einem Briefe zu sagen? Wie? Also, kommen Sie, und der erste Tag, wo ich Sie und die lieben Ihrigen sehe, soll mir ein gesegneter sein und wir wollen dann ein paar Flaschen von meinem besten 57'er trinken und das – das, sage ich Ihnen, ist ein wahrer Sorgenbecher.«

Charlotte hielt im Lesen inne, denn sie konnte vor Lachen nicht mehr deutlich sprechen. Alle Uebrigen lachten mit, dann aber sagte die Großmutter, indem sie sich eine ernste Miene zu geben suchte:

»Ja, ja, so ist er: breit, weitschweifig und langstylig, obgleich sein Athem ihm immer zu kurz ist; aber er meint es seelengut, der alte Herr, und darum muß man ihm verzeihen. Uebrigens hat er gleich in der Einleitung dieses langen Briefes die Hauptschwerpunkte seines Lebens erwähnt. Podagra, Theodosia – seine Quälgeister, und seinen Drahtstuhl und seinen Wein – seine gute Genien. Bei aller Länge und Breite ist er also im Ganzen kurz und er zeigt uns sein ganzes Leben immer in wenigen Worten. Das liebe ich mehr als das Geschreibsel von Menschen, die sich kürzer auszudrücken pflegen, aber dafür uns auch Alles verschweigen, was in Ihrer Seele vorgeht. Nun, es ist gut, daß wir auf ein gutes Weinjahr wenigstens zu hoffen haben, da wird der unruhige Mann heiterer denn je sein. Ihr müßt nämlich wissen, daß um den

Wein sich seine ganze Existenz dreht. Nur darum ist er ein so treuer Wetterbeobachter, und Nachts, wo er doch nicht schlafen kann, steht er wohl zehnmal auf, um nach dem Barometer und Thermometer zu sehen. So hat er alle Tage andere Hoffnungen und andere Befürchtungen. Haben wir gutes Wetter, so ist seine Laune vortrefflich, haben wir schlechtes, so ist er der unglücklichste der Sterblichen. Darum kann man auch immer im Zimmer bei ihm wissen, wie draußen das Wetter ist, wenn man nur sein altes Gesicht sieht. Doch nun lies weiter, Lottchen; so weit ich den Schreiber kenne, hat er jetzt seine Einleitung beendet und nun wird er gleich zur Hauptsache schreiten. Lies, Kind!«

Charlotte nahm den Brief wieder zur Hand und fuhr im Lesen fort: »Nun habe ich mein Herz erleichtert und kann zu meiner Berichterstattung schreiten. Wenn Sie hierherkommen – ich hoffe, daß das bald geschehe – so werden Sie viel Neues sehen. Was mich außer Ihnen, meinem eigenen Hause und dem Wachsthum des Weines am meisten interessirt, das, wissen Sie, ist meine nächste Nachbarschaft über mir, ich meine Lerchenfels und was darum und daran hängt – sagt man nicht so? Nun ja, darüber wäre viel zu schreiben, aber ich darf mich nur auf das Nothwendigste beschränken. Der Ausbau des Schlosses ist, so zu sagen, fix und fertig, und die Weinberge, die Blumen- und Obstgärten – sie sind alle auch fertig und nun werden wir ja wohl bald erfahren, wer der vermögende Herr ist, der aus der alten Wüstenei ein neues Eden geschaffen hat. Es war mir nämlich vergönnt, zum

ersten Mal einen tieferen Blick in alle diese Herrlichkeiten zu werfen und ich werde Ihnen das ausführlich erzählen, da es sehr interessant ist, obgleich mir der Schleier des Geheimnisses noch lange nicht – gelüftet ist – heißt es nicht so? Nun denn, endlich also habe ich die persönliche Bekanntschaft des alten Isegrimms, des fremden Bauaufsehers gemacht, der nun schon beinahe drei Vierteljahre auf Lerchenfels haust, dort wie ein brummiger Bär sein Wesen treibt, hämmern und poltern läßt und so unzugänglich und unsichtbar war, daß ihn eigentlich vor mir noch Niemand zu Gesicht bekommen konnte. Ja wahrhaftig, wenn der jetzige Eigenthümer sich einen recht verschwiegenen und seiner Pflicht getreuen Bauaufseher suchen wollte, so hat er in diesem Menschen den rechten Mann gefunden. Der ist so schweigsam wie das Grab, so still wie ein schlafender Hamster, so wachsam wie eine Eule und so treu wie – ein Hund. Verzeihen Sie diesen letzten Vergleich. Ich kann die Hunde eigentlich nicht leiden, wie Sie wissen, weil sie – ästhetisch gesagt: ein so eigenthümliches Parfüm aushauchen und weil ihr Fell – wie soll ich mich nur recht zart ausdrücken – die Wiege – ja, die Wiege von zahllosen Generationen ungeflügelter und doch flügelschneller Animalien ist – haha! Doch achte ich die Treue des Hundes und auch seine Wachsamkeit. Der Hund des geheimnißvollen Herrn nun – ich bleibe bei meinem Vergleich – ist mir also näher getreten, er hat freundlich mit dem Schwanz – verzeihen Sie, ich müßte wohl eigentlich Schweif sagen – gegen mich gewedelt, und ich habe ihm zutraulich zwischen den Ohren

gekraut, und da sind wir ganz urplötzlich gute Freunde geworden. Mit anderen Worten:

Wie Sie wissen, hat der neue Besitzer von Lerchenfels eine Art chinesischer Mauer um seine ganze Besit-zung gezogen, als solle kein menschliches Auge sehen, was darinnen vorgeht. Das mag angenehm für ihn sein, aber für seine Nachbarn ist es ärgerlich. Am meisten für mich, der ich sein nächster Nachbar bin und bisher in den Weinbergen lustwandeln konnte, wie es mir beliebte. Gerade da aber, wo mein bester Berg endet und wo ich Tages wohl zehnmal meinen Beobachtungen oblag, hat mir der schreckliche Mensch eine Mauer ziehen lassen, so hoch, daß ich sie kaum mit meiner Leiter ersteigen könnte, wenn ich auch wollte, während er sich bequem auf irgend einen Vorsprung der Mauer setzt und von ei-nem der vielen reizenden Sitzplätze, die er darauf hat anbringen lassen, mit allem Behagen in's Rheinthal hin-abblicken, meinen Weinberg, mein Gut, mein Haus be-streichen und mit Hülfe eines Opernguckers mir beinahe bis – bis in den Magen sehen kann, wenn er sonst den Willen oder die Neigung dazu hat. Verzeihen Sie diesen vulgären Ausdruck, aber es ist wahrhaftig bitterböös und meine Galle regt sich, so oft ich daran denke. Als ich nun neulich am Fuß der chinesischen Mauer spazieren ging, wild wie ein grimmiger Kater, dem man sein Lieblings-dach vermauert, und mit dem Rest meiner Zähne mei-nen Zorn wiederkäute und einen Fluch nach dem andern murmelte, sah ich von der Höhe herab den Isegrimm von Bauaufseher ganz gemächlich herniederschauen und mir

einen hochgnädigen ›Guten Morgen‹ zunicken. Na, ich sagte auch ›Guten Morgen‹ und da fing der Hund an mit dem Schwanz zu wedeln und unsere Bekanntschaft war gemacht. Nun folgte ein Wort dem andern, eine Frage, eine Antwort der andern und endlich kam der merkwürdige Kauz aus einem Thürchen, das er mir gnädig in der Seitenmauer gelassen, in meinen Weinberg und wir stellten uns gegenseitig einander vor, nachdem wir uns eine Weile wie zwei Bullenbeißer angeglotzt hatten, die nicht recht wissen, wie lange ihre Freundschaft dauern wird. Na, der alte Isegrimm ist eigentlich noch gar nicht so alt, wie er von Weitem aussah, und in der Nähe erschien er mir ganz anders als aus der Ferne. Obgleich er schon graue Haare hat, könnte er doch fast mein Sohn sein, so wenig runzlich ist sein Gesicht. Auch erschien er mir gar nicht so brummig, wie ich ihn mir wegen seiner Menschenscheu vorgestellt und nachher sah ich sogar, daß er ganz hübsch und fein lächeln konnte, was ein wirklicher Isegrimm und Menschenfeind niemals thut. Als wir nun so dahin wandelten – ich in meiner Morgentoilette und er in seiner blauen Blouse, die er immer trägt, und über die Aussichten des heurigen Weins sprachen, gab ein Wort das andere und ich lud den Nachbar ein, mit in mein Haus zu kommen und mit mir eine Flasche von meinem 57'er zu trinken. Haha! Da war denn mit einem Mal die Brücke zwischen uns gebaut und das Herz ging ihm auf, denn Sie kennen ja meinen 57'er. Oder nein, Sie kennen ihn noch nicht, aber gedulden Sie sich, *die*

Bekanntschaft soll bald gemacht werden und sie wird Ihnen munden. – Mein Herz mag nun gerade auch nicht verschlossen gewesen sein, was mir bei der Flasche am seltensten passirt, aber so groß meine Sehnsucht nach Aufklärung der obwaltenden Geheimnisse war – sie wurde nur sehr wenig befriedigt und am Ende war ich eigentlich so klug wie vorher. Trotz meiner vielen Fragen nach und über den neuen Herrn erfuhr ich so viel wie gar nichts und nun merkte ich wohl, daß um den Herrn Bauaufseher auch eine Art unsichtbarer chinesischer Mauer gezogen ist. Zuletzt – ich merkte das erst, als er weggegangen war – hatte ich eigentlich mehr gesprochen und erzählt als er und ich hatte nun meine Freude darüber, daß mir ein so aufmerksamer und geduldiger Zuhörer in dem unerwarteten Gast zu Theil geworden war.«

Charlotte hielt einen Augenblick inne und schöpfte tief Athem, da sie sehr rasch gelesen hatte. Die Pause benutzte Natalie und sagte in ihrer lebhaften Weise:

»Das wundert mich gar nicht, daß Herr Heiduck mehr gesprochen als gehört hat. Daran ist sein 57'er schuld, denn der wirkt mehr auf ihn, als auf einen Anderen, und das ist natürlich, weil zwischen ihm und seinem Wein mehr Affinität besteht als bei einem Fremden möglich ist. Aber lies weiter, Charlotte, ich bin neugierig, wie das Ende von dem seltsamen Liede lautet.«

Charlotte nahm einen andern Bogen zur Hand und las weiter: »Nachdem wir einer Flasche den Hals gebrochen und ich die zweite holen wollte, stand der Bauaufseher von der Gartenbank, auf der wir saßen, auf und

sagte: Nein, Herr Heiduck, ich habe genug, Ihr Wein ist gut, aber er köpft auch. Haha! Das glaubte der Narr mir noch sagen zu müssen, als ob das nicht ein Ruhm meines 57'ers wäre, der noch das ganze reine Feuer zügelloser Jugend in sich trägt. Aber, fuhr er fort, ich habe gehört, Sie sollen so artige Erfindungen gemacht haben – zeigen Sie mir doch etwas davon. – Na, das war vernünftig von dem Mann, ich freute mich über seine Anerkennung meiner schwachen Leistungen und so zeigte ich ihm Alles, was ich in den letzten Jahren erfunden: meinen Nachtstuhl – verzeihen Sie, das Wort ist mir nur entschlüpft – ich meine den Stuhl, worauf ich des Nachts sitzend zu schlafen versuche; ferner mein neues Cabriolet aus Draht und Stroh – es ist so leicht, daß es ein kleiner Junge einen Berg hinaufziehen könnte – meinen neuen originellen Weinzapfer – meine dreibeinigen Gartenstühle, die nie in die lockere Erde sinken, wenn man fest und gerade darauf sitzt, und was dergleichen mehr der rastlose Genius meines alten Gehirns mir in meinen schlaflosen Nächten eingegeben hat. Nun, da hatte ich denn die Freude, daß der gute Mann – jedenfalls ist er ein Sachverständiger und von der Technik versteht er Etwas – sich sehr lobend äußerte und meine kühnen Erfindungen bewunderte. Er that nun noch einige Fragen – Gott weiß, was er Alles wissen wollte – und zuletzt erwies er mir die unverhoffte Ehre, mich denselben Abend, Punkt sieben Uhr, wo die Arbeit auf dem Lerchenfels eingestellt ist

und er also Zeit hat, nach dem Lerchenfels selbst einzuladen, um mir auch seinerseits etwas Neues und Originelles zu zeigen, wie er sagte. Na, durch diese höfliche Einladung war das Eis meines Herzens ganz geschmolzen – sagt man nicht so? – und ich drückte dem neuen Bekannten recht wacker die Hand und versprach, um sieben Uhr auf dem Lerchenfels zu sein. Na, das war ich denn auch. Aber, mein Gott, da bin ich am Ende mit meinem Latein, denn was ich da oben gesehen, ich meine hier nur die äußeren Umgebungen, denn in das Schloß selbst ließ mich der Mann nicht ein – das übersteigt so weit alle meine Vorstellungen von etwas Großem und Schönem, daß ich lieber schweigen will, da ich es doch nicht beschreiben kann. Mit einem Wort, es war Alles, wie der Franzose sagt: *comme il faut*, und mir stiegen die Haare vor Verwunderung zu Berge. Na, Sie werden das Alles ja selbst sehen und so bin ich still. Sie und Ihre lieben Kinderchen sollen auch überrascht werden wie ich, denn eine solche Ueberraschung macht jung und gesund. –

So weit war ich vorgestern mit meinem Schreiben gekommen und ich wollte gestern schon den Schluß mit einer noch anderen Neuigkeit hinzufügen, da passirte mir noch etwas ganz Neues und Unerwartetes und das ist vielleicht das Wichtigste, was sich Ihnen diesmal mittheilen kann. Sehen Sie, meine Liebe, es war gestern Morgens um neun Uhr etwa. Ich war in den Weinbergen gewesen und hatte mich an dem fortschreitenden Wachsthum erlabt und nun ging ich vergnügt nach Hause. Es war so warm und ich ertrage die Wärme nicht, wie Sie

wissen. Nun, mir rannen die Schweißtropfen wie Perlen vom – ja, wie soll ich sagen – von der Lichtseite meines Daseins und ich war eben im Begriff, mir etwas – etwas *Weißes* anzuziehen –«

Charlotte hielt erstaunt im Lesen inne, denn die Cousinen sahen sie betroffen an und die Großmutter lachte laut, was ihr nur selten begegnete

»Aber was giebt's denn?« fragte die still nachdenkende Anna – »was heißt denn das? Etwas Weißes?«

»Ich will es Dir erklären,« nahm Cornelia das Wort, »obgleich nach dem Vorangegangenen jener Ausspruch sich sehr leicht selbst erklärt. Mein guter alter Heiduck liebt es, das rein Menschliche im Leben sehr oft in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, aber er bemüht sich stets, sich so zart wie möglich dabei auszudrücken. Wenn er also sagt: es sei so heiß gewesen, daß er Schweißperlen vergossen und er habe sich etwas *Weißes* anziehen wollen, so heißt das nichts anders –«

»Als Hemd!« riefen die Mädchen, jetzt von ganzem Herzen mit der Großmutter lachend.

»Natürlich,« fuhr Diese fort, »das Wort Hemde und ähnliche Worte erlaubt er sich nie in Damengesellschaft auszusprechen und so hat er mit der ihm eigenthümlichen Virtuosität das Wort: *etwas Weißes* gewählt. O ja, ja, so ist der alte Mann und das macht eben den Umgang mit ihm so ergötzlich. Doch nun haben wir genug gelacht, denke ich, laß uns das Wichtige hören, was nun geschah, Charlotte – ich bin neugierig genug darauf.«

Charlotte nahm den Brief wieder auf und las: »und ich war eben im Begriff, mir etwas Weißes anzuziehen, als mir Theodosia einen Herrn meldete, der mir nur allein seinen Namen nennen wolle. Einen Augenblick Geduld! rief ich ihr zu, führen Sie den Herrn in den Garten, ich komme gleich. Na ja, und bald kam ich auch und da riß ich verwundert meine alten Augen auf über den feinen Herrn, der da vor mir stand und mich eine ganze Weile lächelnd betrachtete, ehe er ein Wort sprach. Endlich aber brach er sein Schweigen und sagte: Guten Morgen, Herr Heiduck. Ich habe von Ihnen gehört, daß Sie ein so liebenswürdiger Mann sind, und so gab ich der Hoffnung Raum, Sie würden mir meinen Besuch verzeihen. Ich möchte natürlich nicht aufdringlich erscheinen, aber begierig bin ich doch geworden, bald nach meiner Ankunft hierselbst Ihre Bekanntschaft zu machen. Auch habe ich vernommen, daß Sie einen respectablen Wein besitzen – respectabel, wahrhaftig, so sagte er, und ich sagte zu mir: Aha, der hat schon von Deinem 57'er gehört und er will am Ende gar ein Stückfaß kaufen! – und den möchte ich wohl einmal probiren, fuhr er fort. Auch sollen Sie so viele schöne und originelle Erfindungen gemacht haben, und da ich überall das Originelle liebe, namentlich wenn es so anspruchslos in's Leben tritt – bei Gott, das sagte er – so habe ich Sie bald aufgesucht und bitte um Ihre Gewogenheit. – Na ja, da hatte mich der verteufelt manierliche und hübsche Mensch schon halb gewonnen, ich machte meinen ergebensten Kratzsuß und erlaubte mir ein paar natürliche Worte über den Zaun meiner Zähne

fließen zu lassen. Wie, sagt man nicht so? – Aber wen habe ich denn die Ehre, vor mir zu sehen? fragte ich nun und wo wohnen Sie denn, da Sie mir etwas ausländisch zu sprechen scheinen? denn er sprach wirklich wie ein Mensch, der nicht vom Kinderhöschen an – o bitte, verzeihen Sie dies unglückliche Wort, ich wollte eigentlich etwas Anderes schreiben – der nicht vom Kinderhöschen an Deutsch gesprochen hat. Da lächelte der allerliebste kleine Mensch und sagte: O, da mögen Sie wohl Recht haben, und was meinen Namen betrifft, so will ich damit nicht hinter dem Berge halten. Ich heiße van der Flühe und stamme aus Amsterdam, ja. Danke schön, sagte ich, und wo wohnen Sie jetzt? – *Auf dem Lerchenfels*, sprach er langsam und mit einem unendlich schlaun Gesichtsausdruck. So, sagte ich ganz kleinlaut, denn mir wuchs der Zopf der Verwunderung lang aus den Haaren heraus – mir ahnte schon Etwas. So, sagte ich also – auf dem Lerchenfels? Und was sind Sie denn eigentlich – etwa ein Weinhändler *en gros*? – Na, da lachte er beinahe laut auf und sagte äußerst freundlich: Nein, das bin ich nicht, und kaum weiß ich selbst, was ich bin. Ich habe alles Mögliche getrieben – die Baukunst, die Malerei, die Oekonomie und viele andere Dinge. Zunächst aber bin ich Ihr Nachbar und will ganz einfach um gute Nachbarschaft bitten. – Na, da ging mir mit einem Mal eine Art von Licht auf, meine liebe Gnädige. Alles, was der junge Herr sprach, klang so nett und rund und wahr, daß es so sein konnte, wie er sagte, aber in mir rief es wie mit Orgelton – darf man das sagen? – das ist am Ende der neue

fremde Herr vom Lerchenfels selber – straf mich Gott, wenn es nicht wahr ist!«

Charlotte hielt im Lesen inne und blickte aufmerksam die Großmutter an, die etwas beklommen athmete und doch sehr befriedigt aussah.

»O wie interessant!« rief da mit einem Mal Natalie und schlug vor Freude die weißen Hände zusammen. »Wenn das wahr wäre, so wäre es allerliebste – das ist ein höchst amüsanter Brief, wenn er auch von absonderlichen Dingen strotzt. Lies schnell weiter, Charlotte, ich bin entsetzlich neugierig geworden.«

»O, ich auch!« fügte Anna hinzu.

»Und ich nicht minder!« schloß die Großmutter, mit dem Kopfe nickend. »Ja, lies weiter, Kind!«

Charlotte ließ sich nicht noch einmal bitten. Rasch faßte sie ein neues Blatt auf und las mit etwas lebhafterer Stimme:

»Ja, und was geschah nun weiter? Er blieb fast zwei Stunden bei mir, und wie einige Tage vorher der Bauaufseher, hatte auch er eine Menge Fragen an mich zu richten, die ich ihm alle nach bestem Wissen beantwortete. Auch über meine originellen Erfindungen, wie er sie zu meiner Freude genannt, war er ganz entzückt und setzte sich zur Probe auf meine dreibeinigen Stühle und lobte meinen leichten Wagen. Haha, das war wirklich Zucker für mein Ohr. Na, und als er endlich nach Hause ging, begleitete ich ihn ein Streckchen den Berg hinauf und

er wußte so hübsch dabei zu plaudern, daß ich mit einem Mal vor dem großen Eingang der chinesischen Mauer stand und gar nicht merkte, daß mit der Athem zu kurz geworden war, denn es ging ganz allmählig den Berg hinauf. Wie sie diesen Weg angelegt haben, ist mir ein Räthsel. Früher war es nur ein ausgetretener, im Zickzack laufender Saumpfad und ein Esel hatte Mühe, hinaufzuklimmen. Aber was ist diesen Menschen mit Tonnen Goldes unmöglich! Ja, wer das Geld hat, kann Berge fahrbar machen und Schlösser bauen, während wir arme Schlucker in Hütten wohnen und zufrieden sind, wenn wir einmal ein Glas 57'er billig trinken können. – Als wir nun vor dem Thore angekommen waren, zog der junge Herr einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete es. Darauf lud er mich ein, noch ein Viertelstündchen mit ihm in das Schloß zu kommen und mir den Weg anzusehen, auf dem ich künftig zu ihm gelangen könne. Naja, das that ich ungeheuer gern, die Neugierde prickelte mir bis in meinen podagrischen Fuß hinein. Aber mein Himmel, was sah ich da, als ich seine köstliche Treppe von polirtem Holz und Stein erstiegen war? Nein, das übertraf doch alle meine Erwartungen und nun sah ich erst ein, welch' ein armer Lump ich bin und eigentlich nur wie ein Tagelöhner auf trockenem Boden ackere. Du mein Heiland – es war Alles reizend. Beschreiben kann ich es nicht, Sie müssen es mit eigenen Augen sehen, und das soll gewiß und recht bald geschehen, sobald Sie nur hier sind. Ich war von Allem, was ich sah, so verdutzt, daß ich mich gar nicht mehr erinnere, was der Herr sprach;

nur war er sehr gefällig und aufmerksam gegen mich und er gefiel mir jeden Augenblick besser. Na, über diesen hübschen reichen Herrn werden Ihre jungen Damen ihre Freude haben und er wird mir bei ihnen wohl bald den Rang ablaufen. Denn so viel ich davon verstehe, muß er den Frauen gefallen, ja, ihnen gefährlich sein, denn er hat eine Art und Weise zu sprechen und zu hantiren, daß Einem dabei das Herz im Leibe lacht. Ja. Nun, ich werde es mir nicht nehmen lassen, ihn zu mir einzuladen, wenn Sie erst hier sind, und dann sollen die lieben jungen Damen selbst urtheilen.«

Charlotte, etwas lebhaft athmend, hielt wieder im Lesen inne und sah ihre aufmerksam lauschenden Cousinen an. »Wie gefällt Euch das,« fragte sie, »mit einem so gefährlichen Manne zusammen zu kommen?«

»O, gefährlicher Mann!« nahm Cornelia das Wort auf. »So sagt der alte Heiduck. Aber was ihm gefährlich erscheint, wird es hoffentlich Euch nicht sein.«

»Warum sollte er aber gefährlich sein und was heißt das eigentlich?« fragte die immer nachdenkliche Anna.

Die Cousinen schwiegen und richteten ihre strahlenden Augen auf die etwas verlegen blickende Großmutter. Endlich aber lächelte diese und zuletzt sagte sie mit halb erkünsteltem Ernst:

»Ein gefährlicher Mann, in Herrn Heiduck's Sinn, ist ein Mann, mein Kind, der Eigenschaften besitzt, die einen größeren Eindruck auf junge Mädchen machen, als eben alltäglich und nothwendig ist. Nach meiner Meinung

aber ist einem rechtschaffenen Mädchen kein Mann gefährlich und es wird mit dieser Bezeichnung viel Mißbrauch getrieben. In der Regel beruht die Gefahr von Seiten eines so genannten Mannes nur in der Einbildung, und wenn seine äußere Erscheinung auch unter Umständen ein Blendwerk für die noch nicht geregelten Sinne sein mag, so wird doch ein verständiges Mädchen sich nie blenden lassen und nur den Eigenschaften ihre Aufmerksamkeit schenken, die einen wirklichen und soliden Werth haben. Hoffentlich hat der neue Bekannte unseres guten Heiduck diese Eigenschaften und so wird er, selbst wenn er der Herr vom Lerchenfels selber sein sollte, Niemandem und am wenigsten Euch gefährlich sein.«

Die Miene der Redenden und der Ausdruck ihrer Stimme waren während des Sprechens allmählig ernster geworden und ihre Worte verfehlten auch ihren Eindruck nicht. Die frühere unbefangene Heiterkeit war einen Augenblick verschwunden, kehrte aber bald wieder, als die Großmutter mit ihrer gewohnten Milde und Freundlichkeit sagte:

»Nun, Charlotte, ist der Brief etwa zu Ende?«

»Nein, Großmütterchem noch nicht, es sind aber nur noch zwei Seiten vorhanden.«

»So lies auch sie uns vor; vielleicht kommt noch etwas Neues und dann haben wir ein paar Tage Stoff genug, uns über die mitgetheilten Nachrichten gemüthlich zu unterhalten.«

Charlotte nahm den Brief noch einmal auf und las:

»Doch jetzt muß ich zum Schluß meiner langen Epistel schreiten, meine liebe Frau Professorin. Meine Feder wird stumpf und meine alten Augen werden trübe. Doch da hätte ich beinahe vergessen, Ihnen noch eine ganz andere und Ihnen gewiß sehr angenehme Neuigkeit mitzuthemen. Sie kennen ja die liebe gute Frau Wunderhold, von deren Mann ich einst mein Gut kaufte, nicht wahr? Nun ja, die liebe Creatur lebte bisher immer in Neuwied, wie Sie wissen, wo sie sich und ihre reizende Tochter vom Unterrichten ernährte. Auf mein Zureden nun und weil ihr Häuschen, welches sie noch hier besitzt, in diesem Sommer nicht wieder vermietet ist, hat sie sich entschlossen, einmal zur Abwechslung den Sommer in Wingertsspring zu verleben, zumal ihre meisten Stunden nur im Winter gegeben werden. Neulich war ich in Neuwied und besuchte sie und da haben wir Alles abgemacht. Wissen Sie, ich war ganz erstaunt, als ich die liebenswürdige Frau und ihre nun so schön herangewachsene Tochter Bettina sah. Ich bin eigentlich zweifelhaft, welcher von Beiden ich den Preis zuerkennen soll. Die Eine ist so lieblich und gewinnend wie die Andere; sie sehen sich sehr ähnlich und die Tochter hat nur, was mir nicht recht gefällt, den ernsten, gedankvollen und fast traurigen Gesichtsausdruck der Mutter angenommen. Na, Sie werden sie ja auch sehen und können

das besser beurtheilen als ich. Ihre jungen Damen erinnern sich gewiß noch des blassen Mädchens, das sie damals in meinem Hause trafen, nicht wahr? Und Sie können ja nun wieder mit der Mutter so recht nach Herzenslust plaudern. Ich erwarte sie in diesen Tagen und habe ihr Häuschen und den kleinen Rosengarten nach meinen schwachen Kräften für sie in Stand setzen lassen. Möbel bringen sie sich mit und Hausgeräth auch. Für den Keller, na, da werde ich gleichfalls Sorge tragen und das Uebrige wird sich finden. Ich verspreche mir viel Aufheiterung für die beiden Einsiedlerinnen von Ihrer und der munteren Damen Gegenwart, also kommen Sie bald, recht bald, ich sterbe fast vor Sehnsucht, Sie bei mir zu sehen und Ihnen meine neuste Erfindung – eine neue Art Champagnerfabrication, von mir neulich in einer schlaflosen Nacht entdeckt – vorzuführen. Na, da wollen wir recht vergnügt und glücklich sein – bis dahin bin und verbleibe ich aber, wie bisher, mit Herz und Sinn, mit Hand und Fuß – o nein, der leidet ja schwer vom Podagra –

Ihr treuergebenster, gehorsamster

Freund und Diener

*Jeremias Heiduck.*«

---

»So, jetzt ist die Epistel wirklich zu Ende, Großmütterchen,« sagte Charlotte hochaufathmend, »und nun sprich: bist Du befriedigt von dem Schreiben des alten Herrn?«

Cornelia hatte schon eine Weile sinnend dagesessen und jetzt fuhr sie wie aus einem Traume auf. »O ja,« erwiderte sie, »ich bin ganz und gar davon befriedigt, und gerade die letzte Neuigkeit war mir die liebste und angenehmste von allen. Also die liebe Susanna Wunderhold zieht mit ihrem Töchterchen in unsere Nachbarschaft! O, das ist herrlich! Ihr erinnert Euch doch noch der Mutter sowohl wie der Tochter?«

Die drei Mädchen bejahten die Frage rasch und eifrig und fügten verschiedene Ausrufungen der Freude hinzu, die kleine sanfte Bettina wiederzusehen.

»Ja, ja,« fuhr Cornelia fort, »auch ich freue mich sehr darauf, und die Bettina muß sich sehr gut entwickelt haben, sie versprach das schon immer. Ach, die gute Susanna! Die arme Frau! Also sie giebt noch immer Unterricht! Nun, das hat sie sich früher auch nicht träumen lassen, daß sie noch in ihrem Alter als Lehrerin ihr Brod verdienen müsse. Sie hat einst bessere Tage gesehen.«

Die drei jungen Mädchen blickten die Großmutter fragend und theilnehmend an und diese fuhr sogleich ohne Aufforderung zu reden fort:

»Ich weiß nicht, ob ich Euch schon über diese Frau früher Mittheilung gemacht,« sagte sie. »Ich habe sie von jeher unendlich lieb gehabt und eine ganz besondere Sympathie hat mich stets zu ihr hingezogen. – Ihre früheren Schicksale sind mir allerdings unbekannt, nur Einiges aus ihrem späteren Leben weiß ich. Und das ist in der That sehr traurig. Denn Ihr müßt wissen« – und hierbei seufzte Cornelia laut auf – »Lerchendorf, welches mir meine

wackeren Söhne, Eure Väter, zum Wittwensitz gegeben, hat einst Susanna Wunderhold's Vater gehört. Von ihm oder von seinem Nachfolger, ich weiß das so genau nicht, haben es meine Söhne gekauft und dann das neue Haus auf die Ueberbleibsel des alten gebaut. Ach, und der Verkauf *mußte* damals geschehen, Susanna's Vater *konnte* es nicht behalten und bald nachher starb er auch, er war immer kränklich. Noch bei seinen Lebzeiten heirathete Susanna ihren Mann, der das Gut Wingertsspring bei Hünningen besaß, welches jetzt dem alten Heiduck gehört. Auch hiermit hatte die Arme kein Glück. Ihr Mann paßte wohl nicht für sie. Sie war zu zart und fein für einen etwas rauhen Landwirth, und nur ein solcher war der verstorbene Wunderhold. Plötzlich hieß es, er sei bankrott und nun ging der Verkauf des Gutes rasch vor sich. Auch Susanna's Mann starb und sie behielt nur das kleine Haus unter den Linden bei Wingertsspring, Dank einer kleinen Summe, die sie von ihrer Mutter geerbt. Aber von dem Hause konnte sie nicht leben und so wurde sie Lehrerin in Neuwied und vermietete das kleine Haus, nur dann und wann den alten Heiduck besuchend, der sich gegen sie als ein braver und edler Mann erwies. Wo er ihr helfen konnte, half er, und das thut er noch jetzt; wie wir aus seinem Briefe ersehen. Darum bin ich ihm auch so gut und nun, Kinder, gehe ich noch einmal so gern nach Lerchendorf. Wir finden gute Nachbarschaft und wollen einen Sommer in traulichster Ruhe und Heiterkeit verleben, so Gott will.«

»Ja, ja,« rief Natalie, »und wir gehen gern mit, Großmütterchen. Wann denkst Du denn, die Reise anzutreten?«

Cornelia besann sich; plötzlich aber mußten ihr die drei in der Tasche wohlverwahrten Briefe wieder einfallen. Sie faßte mit der Hand dahin und als sie sie fühlte, sagte sie nachdenklich:

»Ich will es mir bis morgen überlegen, Kinder. Hoffentlich wird das Wetter besser und dann gehen wir bald. Ich habe auch Sehnsucht, aus der unruhigen Stadt auf das ruhige grüne Land zu kommen und die wenigen Lieben zu sehen, die mir noch im Leben geblieben sind. Ach ja, es sind nur noch sehr Wenige. Doch still davon. So, und nun laßt mich wieder zum Strickstrumpf greifen, noch können wir nicht zu Bette gehen.«

### DRITTES CAPITEL. DIE BITTSTELLERIN.

Cornelia Graach, die Mutter der Gracchen, deren stürmischen Lebenslauf, Charakter und Wesen wir jetzt schon offener vor uns liegen sehen, liebte es nicht, sich sehr früh zur Ruhe zu begeben, lieber stand sie etwas später auf, wie so viele Frauen, die in ein gewisses Lebensalter getreten sind. Sie hatte in ihrem regsamen Geiste immer so Vieles zu bedenken und zu ordnen, daß ihr der Tag nicht lang genug zur Vollendung alles Vorliegenden däuchte, und sie gehörte am wenigsten zu Denen, die gern für den nächsten Tag aufsparen, was noch an dem gegenwärtigen vollbracht werden konnte. Heute aber schien sie einen außerordentlichen Trieb zu haben,

zur Ruhe zu kommen, und nachdem sie mit den munteren Enkelinnen noch ein halbes Stündchen über die in dem gelesenen Briefe vorgeführten Personen geplaudert, verrieth sie eine gewisse Unruhe, die nichts als das Verlangen nach ungestörter Einsamkeit war. Bald wurde dasselbe so stark, daß sie es nicht länger beherrschen konnte, und so stand sie plötzlich auf, rollte ihr Strickzeug zusammen und legte es an den dazu bestimmten Ort.

»Ich will schlafen gehen,« sagte sie mit einer auffallenden Hast, »ich werde mit einem Male so müde. Lottchen, komm, sei mir behilflich. Morgen ist auch noch ein Tag, an dem wir plaudern können, und morgen – ja, morgen werde ich Euch sagen, wann wir nach Lerchendorf gehen. Gute Nacht, Ihr Kinder, und laßt Euch recht glückliche Träume bescheeren.«

Die jungen Mädchen umringten und küßten sie; sie aber entzog sich schneller als sonst ihren Liebkosungen und, von Charlotte gefolgt, die das Licht trug, schritt sie mit ungewöhnlich raschem Schritt in ihr Schlafgemach, das unmittelbar neben dem gewöhnlichen Versammlungszimmer lag. Hier beeilte sie sich auch mit dem Auskleiden, was der guten Charlotte nicht weiter auffällig war, und als sie sich in ihr bequemes Nachtkleid geworfen, verabschiedete sie die liebevolle Enkelin, die mit wohlgemeinten Scherzen von ihr schied, ohne zu bemerken, daß dieselben heute nur mit sehr kurzen Antworten erwiedert wurden.

Kaum aber hatte sich die Thür hinter der Abgehenden geschlossen, so blieb die Großmutter mitten im Zimmer stehen, athmete hoch auf und sagte halblaut zu sich:

»Gott sei Dank, daß ich allein bin! Die letzte Stunde der Erwartung ist mir schwer geworden, und ich durfte die Kinder doch nicht merken lassen, was mich drückt. O diese Briefe, diese unglückseligen Briefe! Ich weiß schon, was sie mir bringen und ich – nein, ich bin immer noch nicht in den Hafen der Ruhe eingelaufen, so lange sie mich verfolgen und stören. Aber nun hurtig an's Werk, gelesen müssen sie werden und einen bitteren Kelch trinkt man vernünftiger Weise so schnell wie möglich aus.«

Und rasch zündete sie noch eine auf ihrem Nachttisch stehende Kerze an, holte ihre Brille hervor und zog dann mit bebender Hand die drei Briefe aus ihrer Kleidertasche. Da hielt sie sie, die gefürchteten, und als sie sich nun einen Sessel an den Tisch gerückt, ließ sie sich darauf nieder und erbrach den ersten besten mit hörbar lauten Athemzügen.

Leider hatte sie sich nicht getäuscht. Wie sie bereits die Handschrift der Absender erkannt, so hatte sie auch schon den Inhalt der Zeilen errathen. Die Briefe kamen sämtlich von ihren leichtsinnigen und verschwenderischen Neffen und aus dem Umstand, daß sie alle drei zu gleicher Zeit eintrafen, schloß sie fast auf eine gemeinschaftliche Verabredung der Schreiber, worin sie sich wahrscheinlich so wenig irrte als in ihren früheren Befürchtungen. Ja, auch der Inhalt stimmte seltsam genau

überein, einer sprach aus und verlangte, was der andere, und Cornelia, als sie alle drei rasch nach einander gelesen, saß in rathloser Betrübniß da, weil sie, wenn sie den eifrigen Bitten auch hätte entsprechen wollen, es doch unter ihren jetzigen Verhältnissen nicht gekonnt hätte. Die lieben Neffen befanden sich einmal wieder, ihrer drastischen Darstellung nach, in einer sehr peinlichen Lage, und des Einen Unheil schien noch größer zu sein als das des Anderen. Der Aelteste war ohne Arbeit und Brod, der Zweite hatte sogar aus Noth Schulden machen müssen, die nothwendig in kürzester Frist bezahlt werden mußten, und der Jüngste, der Schlaueste und Leichtfertigste von Allen, wußte der guten Großmutter seine Lage so verhängnißvoll darzustellen, daß sie nicht zweifeln konnte, er werde sich das Leben nehmen, wenn sie diesmal seine Verlegenheit nicht gründlich beseitigte.

Nachdem die alte Frau einige Zeit über den seltsam übereinstimmenden Inhalt der Briefe nachgedacht und dabei einige Thränen vergossen hatte, stand sie vom Stuhle auf und schritt mit gesenktem Kopfe und gefalteten Händen langsam auf dem weichen Teppich des Zimmers hin und her. Ihr Mitgefühl, das in ihrem wohlwollenden Herzen so leicht geweckt werden konnte, war auf das Tiefste erregt; waren die drei entarteten Menschen doch immerhin die Kinder ihrer Brüder, und wenn ihr Unglück wirklich so groß und drückend war, wie sie es schilderten, wer wurde dadurch nicht zur Hülfe aufgefordert, wer nicht zum Troste ermuntert, und Cornelia Graach war doch die Erste, Nächste, die helfen mußte,

wenn Hülfe gebracht werden sollte. Aber wie, womit trösten und helfen? Mit bloßen Worten? War das ein wirklicher Trost, eine wirkliche Hülfe? O nein. Also mit Geld. Aber woher Geld nehmen? Sie hatte ja keins, als was sie nothwendig selbst gebrauchte; bereits befand man sich schon in den letzten Tagen des Monats und ihre eigene monatliche Rente, wie die Erziehungsgelder der drei Mädchen waren erst am ersten Mai zu erwarten. Im Mai aber stand ihr Umzug nach Lerchendorf und die neue Einrichtung des Haushalts daselbst bevor, und das kostete auch Geld. Nein, sie war durchaus nicht im Stande, mit ihren Mitteln allein zu helfen. Borgen, von Juden oder Christen, wollte und durfte sie nicht; sie hatte ihren Söhnen in einer ernsten Stunde kurz vor deren Ableben das heilige Versprechen gegeben, der verwahrlosten Neffen wegen niemals zu diesem Schritt ihre Zuflucht zu nehmen, und dies Versprechen hatte sie bis jetzt gehalten und wollte es auch ferner halten.

Und doch, doch mußte geholfen werden, es drückte ihr fast das Herz ab, daß dies so schwer und fast unmöglich war. Konnte sie nicht noch Etwas von ihrem Besitz verkaufen, was einen entsprechenden Werth hatte? Sie besann sich. Aber ach, sie besaß nichts mehr von Werth, von solchem Werth, der hinreichend war, eine Summe einzutragen, wie sie sie unter den obwaltenden Umständen den Hülfbedürftigen anbieten mochte. Sie hatte schon früher ihre Juwelen, ihre Schmucksachen, sogar das entbehrliche Silberzeug verkauft und der Erlös dafür war spurlos in den Händen der leichtsinnigen

Menschen verschwunden, wie Alles, was ihnen bisher auf irgend eine Weise zu Theil geworden war.

So hatte sie im Stillen alle möglichen Mittel und Wege erschöpft – sie sah und fand nirgends einen zum Ziele führenden Pfad. Da, wie in der höchsten Bedrängniß uns oft im letzten Augenblick ein rettender Gedanke kommt, stand sie plötzlich still, legte die Hand auf das klopfende Herz und sagte zu sich:

»Cornelia, fasse Dich wie auch sonst, dann wird der Entschluß von selbst kommen. Ja, ich will das Letzte versuchen; der Schritt wird mir zwar schwer werden, man wird mich wieder mit oft gehörten Vorwürfen überschütten, aber die Noth der Armen ist ja zu groß, und so will ich es noch einmal wagen. Vielleicht erweiche ich der strengen Männer Gemüth, ich werde wie die Mutter der Gracchen reden, da sie mich doch so nennen, und gerade im Unglück will ich der Hort und die Stütze der Meinen sein. Cornelia, ja, Du hast einen guten Gedanken gehabt, nun stehe mir Gott bei, daß er zur rettenden That werde. So, nun bin ich wieder gefaßt und muthig, nun ist es beschlossen. Jetzt fort mit den unglücklichen Sendboten; Niemand soll eine Spur davon auffinden, ich will nicht, daß man mit mir davon rede – ich habe mit mir selbst genug darüber zu reden.«

Schnell gefaßt und von Augenblick zu Augenblick ruhiger werdend, nahm sie nun einen Brief nach dem andern auf, zerriß sie und die Couverts in kleine Stücke, öffnete die Ofenthür und verbrannte Alles, wobei sie vor dem Feuer hockte, bis das letzte Stückchen zu Asche

verglommen war. Behutsam schloß sie den Ofen wieder, wusch sich das heiße Gesicht mit kühlendem Wasser, und als ob plötzlich die Engel des Friedens sich auf sie herabgelassen und mit ihren Schwingen ihre innere Noth gelindert hätten, legte sie sich in's Bett und schlief, wie nur gute Menschen es können, die redlich ihre Pflicht gethan, sanft und fest ein, ohne noch den Wind zu vernehmen, der draußen die Zweige der Bäume schüttelte, und den Regen, der heftiger denn je gegen ihre Jalousien prasselte.

Aber auch die Stürme des Himmels besänftigen sich oft wunderbar schnell. Zehn Minuten, nachdem Cornelia Graach entschlummert war, legte sich fast plötzlich der Wind und der Regen fiel nur noch in einzelnen Tropfen vom Dache des Hauses und den dasselbe umgebenden Bäumen. Die düsteren Wolken waren versiegen und klar und rein blickten die Sterne vom blauen Himmel nieder, wie die ewig wachenden Augen Gottes, der sich seine Menschen so gut im Schlaf wie im Wachen beschaut.

---

Mit den kalten Winden und dem anhaltenden Regenguß des letzten Abends schien der Winter seine Launen und Kräfte für diesmal erschöpft zu haben; am nächsten Morgen stand die Sonne hell am blauen Frühlingshimmel und goß ihre belebende Wärme über die froh aufathmende Natur aus. Als Cornelia etwas früher als gewöhnlich

am Kaffeetisch unter ihren schon lange munteren Enkelinnen erschien, sah sie etwas ernst und abgespannt, aber doch mild und wohlwollend aus. Zum Reden zeigte sie keine große Neigung und verschiedene Fragen der jungen Mädchen ließ sie, was gegen ihre Gewohnheit verstieß, fast ganz unbeantwortet. Nach dem Frühstück aber, und nachdem sie nur einen raschen Blick über die kölnische Zeitung geworfen, die ihr jeden Morgen zeitig gebracht wurde, nahm sie sich zusammen, wandte sich zu den Mädchen und sagte mit merklich bewegter Stimme:

»Meine lieben Kinder, ich habe versprochen, Euch heute mitzutheilen, wann wir nach Lerchendorf aufbrechen. Gut, ich habe meinen Entschluß gefaßt. Heute über acht Tage soll es geschehen. Rüstet Euch also dazu und bringt Eure Kleider und was Ihr sonst mitnehmen wollt, in Ordnung. Was ich bei mir haben will, werde ich Euch wahrscheinlich erst morgen Abend sagen können, da ich auf einen oder zwei Tage verreisen muß.«

»Wie,« riefen die Mädchen verwundert, »Du willst vorher noch verreisen?«

»Ja, ich will nach Cöln fahren, ich habe dort Geschäfte. Ehe ich mich dem Vergnügen widme, muß erst die Pflicht erfüllt werden. Begleiten kann mich diesmal Keine von Euch, ich muß allein fahren.«

Damit war denn Alles gesagt und einen Widerspruch gegen ihren fest ausgesprochenen Willen gab es in Cornelia Graach's Hause nicht. Es geschah sehr selten, daß die alte Großmutter eine Reise unternahm; wenn dies aber

geschah, so regten sie stets wichtige Dinge dazu an. Das wußten die Enkelinnen und so schwiegen und fügten sie sich willig, waren aber nur um so aufmerksamer und liebevoller gegen die theure Verwandte und halfen ihr bei ihren Zurüstungen zur Reise, die noch an diesem Morgen angetreten werden sollte. Allein, da gab es nicht viel zu rüsten. Cornelia Graach hatte für sich selbst nur wenige Bedürfnisse, sie war in ihren Ansprüchen immer und überall sehr einfach und mäßig. Eine kleine Reisehandtasche, mit dem Nöthigsten versehen, genügte auch diesmal. Alles was sie von den Enkelinnen annahm, war, daß sie ihnen gestattete, sie nach dem Dampfboot zu begleiten, denn die stille Fahrt auf dem Wasser liebte die alte Dame über Alles, und es war ihr bequem, nicht weit von ihrem Hause an Bord gehen zu können. An der Landungsbrücke des Bootes angekommen, wo sich auch bald der Dampfer einfand, sprach sie nicht mehr viel; sie liebte das wortreiche Abschiednehmen überhaupt nicht, und heute war sie noch viel weniger dazu aufgelegt.

»Gehabt Euch wohl,« sagte sie freundlich, »geht ruhig nach Hause und seid fleißig und wohlgemuth. Die Stunde meiner Rückkehr kann ich nicht bestimmen; vielleicht komme ich noch heute wieder. Wenn es spät wird, benutze ich die Eisenbahn. Das geht schneller, obgleich ich den Lärm der rasselnden Wagen nicht liebe. Und nun noch einmal – lebt wohl, Gott mit Euch!«

Und fort rauschte der schnelle Dampfer, nachdem die metallene Glocke das Zeichen zur Abfahrt gegeben hatte, aber die guten Mädchen standen noch immer am Ufer,

winkten der Reisenden mit ihren Tüchern die letzten Grüße nach und traten dann still ihren Rückweg nach Hause an, ohne sich in ihrem jugendlichen Sinn viel um die wichtigen Geschäfte der Großmutter zu bekümmern und von nun an ihr Sinnen und Trachten ganz auf die schönen Berge richtend, die heute so blau und lockend wie selten aus der Ferne herüberwinkten.

Begleiten wir indessen die reisende Großmutter nach Cöln, denn wir haben ein größeres Interesse, ihre wichtigen Geschäfte dasebst kennen zu lernen, als ihre nur dem natürlichen Frohsinn der Jugend sich damit ergebenen Enkelinnen. Die alte Frau war froh, als sie allein und nicht mehr von den forschenden Gesichtern der Ihrigen umgeben war. Ihr war zu Muthe gewesen, als ob dieselben jeden Kummer in ihrem Herzen lesen und jeden Schritt, den sie jetzt zu thun gesonnen, aus ihrer Unruhe und Hast hätten errathen können. Diese Besorgniß lag jetzt hinter ihr und sie durfte kein Späherauge mehr in ihrer Nähe befürchten. Um nun ganz ungestört zu sein, hielt sie sich, als das Schiff erst in Fahrt war, auf dem Deck nicht lange auf, sondern begab sich in die Damencajüte, die ganz leer war und ihr die bequemste Ruhestätte zum Nachdenken bot. Denn zu denken und zu überlegen hatte sie heute Morgen sehr viel. Ihr Kopf war zwar immer klar und wenn sie nach etwas Erwünschtem, Begehrtem suchte, hatte sie noch immer bald das Rechte gefunden. Heute indessen verhielt es sich damit etwas anders. Ihre alte gewöhnliche Ruhe und Kaltblütigkeit ließen sie treulos im Stich, sie wollte Etwas beginnen, was sie noch

nie versucht, und der Ausfall desselben lag nicht mehr in ihrem guten Willen und ihrer Absicht allein. Darum fühlte sie sich etwas zaghaft und beklommen. Die Bitten Anderer hatte sie ihr langes Leben hindurch fast immer erfüllt, nun aber sollte sie zum ersten Mal in diesem langen Leben als Bittstellerin auftreten, und das ward ihr nicht leicht. Indessen es galt ja nicht ihr eigenes Wohl; dafür einen schweren oder gar vergeblichen Schritt zu thun, wäre am Ende noch zu verschmerzen gewesen, für das Wohl Anderer aber zu arbeiten, das durfte ihr nicht mißlingen, und darum quälte und grübelte sie sich innerlich ab, wie der Ausgang ihres Unternehmens zu einem glücklichen zu gestalten sei. Endlich aber war sie doch mit Allem so ziemlich auf's Reine gekommen; sie baute fest auf das oft bewährte Wohlwollen der ihr befreundeten Menschen, zu denen sie gehen wollte, und so gab sie sich zuletzt den beruhigendsten Hoffnungen hin.

Auf diese Weise an Geist und Gemüth vollauf in Anspruch genommen und wenig auf die Ortschaften, an denen sie vorüber fuhr, achtend, war ihr die Zeit wie im Fluge vergangen. Eine Stunde war ihr wie eine Minute verrauscht. So eben war sie noch in Bonn gewesen, und nun sah sie plötzlich die alten Thürme des ehrwürdigen Cöln vor sich liegen. Noch einige Minuten vergingen, da flog der stromabwärts jagende Dampfer schon an den schönen Häusern des Kais vorbei, dann läutete die Glocke und in kürzester Frist lag das mit lautem Gebrause seinen Dampf ausgebende Fahrzeug fest gekettet an der Landungsbrücke.

Seufzend erhob sich Cornelia von ihrem Sessel, nahm ihre leichte Handtasche auf und stieg langsam die Treppe zum Deck empor. Einige Augenblicke später befand sie sich mitten im dichtesten Menschengewühl, durchschritt ruhig, ohne eines Anderen Hülfe zu begehren, mit ihrer Tasche die am Hafen versammelte Menge und schlug den ihr wohlbekannten, sehr kurzen Weg nach der Hochstraße ein, in welcher dicht neben einander die Häuser der beiden Männer lagen, denen sie heute ihren Besuch zugedacht hatte.

Da trat sie schon in die lebhafteste Straße ein und sah das erste elegante Haus vor sich liegen. Ihre Schritte wurden unwillkürlich langsamer: denn in ihren Füßen lag es plötzlich wie Blei. Es war das ein schwerer Gang, ein viel schwererer, als sie sich gedacht, den sie jetzt ging. Aber mit dem Bewußtsein davon, kam ihr auch wieder ihr, wie sie wähnte, menschenfreundlicher Zweck in's Gedächtniß und, sich nach ihrer alten Weise Muth einsprechend und alle guten Geister zu ihrem Beistande herbeirufend, schritt sie fest und sicher auf das vor ihr liegende Haus zu.

Ja, es war ein schönes und elegantes Haus, in dessen Thür sie nun eintrat, das hatte schon sein Aeußeres bewiesen; noch einleuchtender bewies es sein Inneres und keines Menschen Auge und Sinn konnte verkennen, daß darin ein reicher, ein sehr reicher, einer der reichsten Männer von ganz Cöln wohnen mußte.

Sein Name braucht uns nicht unbekannt zu bleiben; der Mann hieß – wir nennen ihn wenigstens so – *Dollfuß* und er war einer der größten Bankiers der mächtigen Handelsstadt. Gleich als sie auf den geräumigen, bunt geschmückten Corridor trat, empfing sie der goldbetreßte Portier, der, als er ihrer kaum ansichtig wurde, sie erkannte und auf ihre Bitte ihr die Tasche abnahm, um sie ihr aufzubewahren, bis sie das Haus wieder verließ.

»Ist Herr Dollfuß zu Hause?« fragte sie, freundlich lächelnd und dem Portier zunickend.

»Zu dienen, Frau Professorin!«

»Und kann ich ihn sprechen?«

»Ich glaube es gewiß. Bitte, folgen Sie mir, der Herr sitzt noch in seinem Privatzimmer im ersten Stock.«

Cornelia, dem Unausweichlichen so nahe und dadurch, wie alle Muthigen, neue Kraft gewinnend, folgte dem gemessen voran schreitenden Portier in aufrechter und fast stolzer Haltung. Bevor sie aber die mit Teppichen belegte steinerne Treppe erreichte, kam sie an einer mit Vorhängen versehenen Glasthür vorüber, die in das Comptoir des Geldmannes führte. Das hörte man schon sehr deutlich auf dem Flur, wenn man es auch nicht gewußt hätte. Es wurde Gold und Silber darin gezählt und bei der tiefen Stille, die in dem großen Raume herrschte, in den kein Auge blicken konnte, vernahm man das Klingen des in Körben aufgeschichteten Metalls. O wie große Summen mochten darin vorrätig liegen und wie winzig

war dagegen die, welche Cornelia heute einige Tage vor der Zeit zu beanspruchen kam!

Mit diesem ihr sehr trostreichen Gedanken stieg sie die Treppe hinauf und ward in ein kostbar ausgestattetes Vorzimmer geführt, während der Portier sich zu seinem Herrn begab und ihm die Dame meldete.

Es dauerte keine zwei Minuten, so erschien Herr Dollfuß selbst in der Thür des noch viel größeren und schöneren Nebenzimmers und empfing die alte Bekannte mit der freundlichsten Miene und fast herzlicher Begrüßung. Herr Dollfuß war ein wohlgewachsener Sechsziger von stattlichem Aussehen und feinen weltmännischen Manieren. Gekräuselt es graues Haar umgab reich und voll einen intelligenten Kopf. Seine Gesichtsfarbe war blühend, seine Mienen verriethen einen gutmüthigen, leutseligen Mann und nur aus dem braunen kleinen Auge blitzte die Adlerschärfe eines fein berechnenden Geldmenschen hervor. Seine etwas volle Gestalt umgab bequem ein hellfarbiger Hausrock, sonst war er zum Ausgehen fertig angekleidet und in seinem schneeweißen Vorhemde funkelte ein großer Brillant.

Als er Cornelia Graach's ansichtig wurde, verklärte sich sein ohnehin freundliches Gesicht noch mehr, er streckte beide Hände aus und drückte die ihm entgegen kommende Rechte der imposanten Frau warm und herzlich.

»Meine liebe Frau Professorin,« sagte er rasch, »schon so früh in Cöln? O, das ist mir ja ein eben so seltener wie angenehmer Besuch! Bitte, treten Sie näher und setzen Sie sich. So. Da sitzen wir Beide ja einmal wieder bei

einander – das ist lange nicht geschehen. Doch nun, wie befinden Sie sich, wie geht es in Bonn, was machen die lieben Kinder, die ja jetzt bei Ihnen sind?«

Cornelia, so liebevoll empfangen, athmete erleichtert auf, Ruhig und flüssig, wie sie immer sprach, beantwortete sie die ihr vorgelegten Fragen, besann sich aber schon, wie sie ihr ›Geschäft‹ einleiten sollte, nach dessen schneller Abwicklung jetzt mehr denn je ihre ganze Seele drängte.

Da war sie mit den Antworten fertig und sah den ihr still Gegenübersitzenden erwartungsvoll an, der nur freudig mit dem Kopfe nickte und sagte: »Das ist ja schön!«

Weiter jedoch sprach er nichts, nur beugte sich sein Kopf etwas vor, als ob er mit beiden Ohren lauschen wollte, was nun kommen würde, denn ein so gewiegter Geschäftsmann, wie er war, hatte bereit errathen, daß die Professorin Graach nur in einer wichtigen Angelegenheit von Bonn zu ihm nach Cöln gekommen sein könne.

»Mein lieber alter Freund,« begann nun Cornelia ihre Rede, und voll und fest sah ihr großes braunes Auge in sein von Aufmerksamkeit strahlendes Gesicht, »mich führt eine ernste und mir sehr wichtige Angelegenheit zu Ihnen –«

»Das habe ich mir gleich gedacht – fahren Sie dreist fort, ich stehe Ihnen in jeder Beziehung zu Diensten.«

»Auch ich habe mir das gedacht, denn ich kenne ja Ihre Freundschaft für mich und Ihre Bereitwilligkeit, Jemandem zu dienen, wenn er in Noth ist.«

Das Wort war heraus und es wirkte seltsam auf den sich in seinen Stuhl zurücklehnenden Bankier. Verwunderung und Zweifel sprachen sich in seinen Mienen aus, und doch lächelte er unwillkürlich, denn ihn leitete eine Art Instinkt und er hatte auf der Stelle den Fleck erkannt, auf dem die Noth Cornelia Graach's haftete.

»O,« sagte er gedehnt, »das thut mir ja sehr leid. Sie sind in Noth? Das darf ja nicht sein und, wie ich Sie kenne, kann es auch nicht.«

»Und doch ist es so. Darf ich offen reden und Ihnen die lange Geschichte erzählen?«

»Reden Sie ganz offen und erzählen Sie mir Alles – ich habe Zeit,« sagte der Bankier, faltete die Hände vor seinem ansehnlichen Bauche und setzte sich zurecht wie ein Mann, der entschlossen ist, sich eine lange und nicht eben sehr angenehme Geschichte erzählen zu lassen.

Cornelia ging rüstig an's Werk, und in zehn Minuten wußte der Bankier Alles, was in jenen drei verbrannten Briefen enthalten gewesen war und worin Cornelia's Noth bestand.

Als sie mit Sprechen fertig war und einen langen Seufzer hören ließ, schwieg der Bankier und schaute nachdenklich den Teppich zu seinen Füßen an, nachdem sich sein Kopf allmählig tiefer gesenkt hatte und der Ausdruck seiner Mienen ein ernsterer geworden war. Plötzlich hob er den Kopf wieder in die Höhe und sagte freundlich und überaus liebevoll:

»Also – Sie wünschen?«

»Daß Sie mir meine Monatsrente auf drei Monate voraus bezahlen, damit ich die Noth meiner – meiner Angehörigen einigermaßen lindern kann.«

»Hm! Und wenn das ganz und gar gegen die Befehle verstößt, meine Liebe, die ich empfangen, und gegen die Bestimmungen, die Ihre Herren Söhne mir zur unausweichlichen Richtschnur gestellt haben, wie dann?«

»Befehle?« wiederholte Cornelia mit einer unbestimmten inneren Aufregung, »wer kann Ihnen denn Befehle in dieser Beziehung zukommen lassen?«

»O, ich habe mich vielleicht nicht ganz richtig ausgedrückt, meine liebe Frau Professorin,« erwiderte der Bankier mit einem leisen Anflug höherer Röthe auf seinem schon rothen Gesicht, »ich meine eben jene Bestimmungen und – und die Vorschrift Ihres Sachwalters, unseres beiderseitigen Freundes, des Herrn Justizraths Dr. Henrion. – Sind Sie bei dem noch nicht gewesen und haben seinen Rath eingeholt?« setzte er hinzu, augenscheinlich froh, seine Verlegenheit auf die Schultern eines Andern wälzen zu können.

»Nein, Herr Dollfuß, noch nicht. Sie sind der Erste, zu dem ich mich in meiner Noth begeben und Sie mögen daraus mein Vertrauen zu Ihnen erkennen. Von Ihnen jedoch gehe ich sogleich zu Ihrem Nachbar, um ihm mitzutheilen, daß Sie so gütig gewesen sind, mir meinen Wunsch zu erfüllen, und Ihre vorzeitige Zahlung von ihm gerechtfertigt zu sehen.«

»Hm! Und wenn ich Ihren Wunsch nun nicht erfülle, weil ich ihn nicht erfüllen kann oder vielmehr *darf*, wie dann?«

»O mein Gott, Herr Dollfuß, Sie werden doch nicht so grausam sein? Ich bin ja eine gesunde, rüstige Frau und werde gewiß noch drei Monate leben –«

»Gewiß – hoffentlich wenigstens – und eben darum müssen Sie diese drei Monate leben wie bisher und dazu gebrauchen Sie Ihre Rente, die Ihnen verloren geht, wenn Sie sie – an jene Verschwender wegwerfen. Sie verzeihen mir diesen Ausdruck, aber er ist gerechtfertigt, wenn wir doch einmal ernstlich und geschäftlich mit einander reden wollen.«

Cornelia beugte das Haupt, nicht wie eine Gebrochene, aber doch wie eine von einem wohlverdienten Schläge Getroffene. Plötzlich erhob sie den Kopf wieder und sagte fest und energisch:

»Wenn der Justizrath nun aber meinen Wunsch erhört und Ihnen Vollmacht giebt, mir die kleine Summe von einigen hundert Thalern zu zahlen?«

»Ah, dann trägt er die Verantwortung, nicht ich, meine liebe Frau, und in diesem Falle bin ich bereit, Ihnen so viele Tausende zu geben, wie Sie jetzt nur Hunderte fordern.«

Ueber Cornelia's ausdrucksvolles Gesicht flog es wie ein Strahl warmer Freude. Sie stand auf, näherte sich dem Bankier und reichte ihm die Hand.

»Ich danke Ihnen,« sagte sie, »und Sie mögen nach Ihrer Ansicht der Dinge auch Recht haben. Nach dem von

Ihnen Gesagten ist jedes weitere Wort überflüssig und jede Minute Zögerns verloren. So gehe ich denn zu dem Justizrath und komme gleich darauf wieder zu Ihnen. Halten Sie immer die Hunderte bereit, mein lieber Freund, denn den guten Henrion kenne ich, *er* schlägt mir nichts ab, die Bitten einer armen, trostlosen Frau werden ihn zu rühren vermögen – dessen bin ich gewiß.«

Herr Dollfuß lächelte auf eine Weise, als glaube er nicht recht an diese Gewißheit, aber er sprach kein Wort mehr, da Cornelia sich sogleich zum Gehen anschickte.

»Also auf Wiedersehen!« sagte Diese, ihm noch einmal die Hand reichend. »Ich treffe Sie doch in einer Stunde noch zu Hause?«

»Ich werde dies Zimmer nicht verlassen, bis ich Sie wiedergesehen habe und hoffentlich erweisen Sie mir die Ehre, mit mir und meiner Familie zu frühstücken, wenn – das Geschäft vollbracht ist.«

Cornelia besann sich einen Augenblick. »Ja,« sagte sie, »für den Fall, daß es glücklich vollbracht ist, nehme ich Ihr freundliches Anerbieten an, im entgegengesetzten Fall – ich halte ihn für unmöglich – werden Sie mir verzeihen, wenn ich selbst bei Ihnen keinen Appetit habe.«

Der gutmüthige Herr Dollfuß nickte beistimmend und fügte die Worte hinzu: »Ich will wünschen und hoffen, daß Sie mit gutem Appetit zurückkehren – in diesem Falle werde ich ihn auch haben.«

»Und Sie haben wirklich noch die alte Freundschaft für mich?« fragte Cornelia herzlich, noch einmal an der Thür stehen bleibend.

»Nicht nur Freundschaft, meine liebe Frau Professorin – für Sie habe ich Alles: Vertrauen, Achtung und – auch Geld, aber für Ihre Neffen habe ich dergleichen leider nicht! Adieu!«

Cornelia, traurig mit dem Kopfe nickend, wandte sich, von ihm bis an die Treppe begleitet, zum Gehen und mit hastigen Schritten verließ sie das Haus, um sich in das seines Nachbars zu begeben, des einzigen Mannes, der sie jetzt noch aus ihrer Noth erlösen konnte.



Der Procurator und Justizrath Dr. Henrion war ein viel weniger vermögender Mann als der Bankier Dollfuß, indessen er war doch wohlhabend genug, um ein eigenes Haus in einer der besten Straßen Cölns besitzen und allein bewohnen zu können. Dabei war er einer der gesuchtesten Advocaten, von längst erprobter Rechtschaffenheit und Gediegenheit, und vielleicht eben weil er das war, hatte er nicht die reichen Güter des Lebens erworben, mit denen so viele Männer seines Berufes in gegenwärtiger Zeit prunken. Schon wie sein Name andeutet, stammte er aus Frankreich; seine Familie war in der Revolutionszeit emigriert und hatte zuletzt von dem benachbarten Volkstamm nur noch den Namen bewahrt, während sie den Character und die Gesinnung ihrer jetzigen Landsleute angenommen hatte. Dennoch ließ der Justizrath Henrion, das jetzige Haupt der Familie, noch unverkennbar die Spuren seiner Abstammung im Gesicht und Benehmen

errathen, nur hatte er die Beweglichkeit und Redeschwindigkeit eingebüßt, die das Volk seiner Stammväter auszeichnen Mit einem Wort, er war ein ruhig beobachtender, langsam redender und jedes Wort abwägender Mann von hagerer und etwas gebeugt getragener Gestalt. Sein dunkles Auge leuchtete von Intelligenz und auf seiner hohen, etwas haarlosen Stirn thronte zu jeder Zeit ein würdiger Ernst, der seinen Klienten Muth und Vertrauen zu seiner Leistungsfähigkeit einflößte und zugleich mit einem unendlich wohlwollenden Zug um die Lippen gepaart war, der jedes seiner Worte als den Ausdruck innerer Theilnahme und wahrhafter Menschenfreundlichkeit erscheinen ließ.

Als Frau Professorin Graach aus Bonn ihm gemeldet ward, saß er vor seinem Schreibpult und arbeitete an einem Vortrage, den er nächster Tage in einer öffentlichen Gerichtssitzung halten wollte. Der vorliegende Gegenstand mußte ihn wohl sehr interessirt haben, denn seine Wange glühte und ein Auge flammte von jener geistigen Erregung, die einen gefühlvollen Mann bei ähnlichen Beschäftigungen leicht überkommt. Als er aber den Namen der Angemeldeten vernahm, warf er sogleich die Feder aus der Hand und, rasch vom Stuhle aufstehend, trat er der alten Freundin und Clientin mit der Miene offenbarer Verwunderung entgegen.

»Meine liebe Frau Professorin,« redete er sie an und ging der Eintretenden bis zur Thürschwelle entgegen, »das ist für mich heute ein ganz unerwarteter Besuch. Ich freue mich herzlich, Sie so wohl zu sehen. Aber wie –

Sie sind auch erregt, ich sehe es. Was giebt es, was giebt es – befreien Sie mich bald von der Unruhe, in die mich Ihre so plötzliche Erscheinung versetzt.«

Cornelia Graach war nicht gewohnt, den guten Justizrath eine so lange Begrüßung sprechen zu hören; sie sagte sich also selbst, daß ihr Aussehen ihn müsse dazu veranlaßt haben. So nahm sie sich denn zusammen, beschwichtigte ihre unwillkürliche innere Aufwallung und begann ohne Weiteres, nachdem sie neben dem Justizrath auf einem Sopha Platz genommen, den Zweck ihres Kommens und ihre Wünsche vorzutragen.

Je länger sie sprach, um so ruhiger wurde sie und um so eindringlicher, flehender wurden die Worte, die sie an das wohlwollende Herz des ihr so ergebenen Freundes richtete. Endlich hatte sie Alles vor ihm ausgeschüttet und der wichtige Mann an ihrer Seite, der ihr Wohl und Wehe und alle ihre Angelegenheiten seit vielen Jahren wie einen wohlgepflegten Faden sicher in seinen Händen hielt, war mit ihrer ganzen Noth, ihren Wünschen und Hoffnungen vertraut.

Als sie ausgeredet, schwieg er noch längere Zeit und strich sich mit der Hand durch sein graues schlichtes Haar, als ob er das eben Gehörte im Geiste wiederhole und vorsichtig bedenke. Endlich aber richtete er sein kluges Auge fest auf die bewegte Frau, und langsam, wie er immer bei wichtigen Angelegenheiten sprach, lösten sich auch diesmal seine Worte tief aus der Brust los.

»Das ist ja seltsam, höchst seltsam,« sprach er nachdenklich. »Wenn Sie es mir nicht selbst sagten, so würde

ich es nicht glauben, daß Ihre Neffen, die ich – verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, aber ich kann nicht anders sprechen – die ich aus Grund meiner Seele verachte, es gewagt haben, Sie noch einmal mit solcher – solcher, gerade heraus gesagt, nichtswürdigen Bettelei zu verfolgen. Haben Sie vielleicht ihre Briefe bei sich, damit ich mir das Datum ansehen kann, an welchem sie geschrieben sind?«

»Nein, Herr Justizrath, ich habe sie nicht bei mir, denn ich habe sie gleich nach dem Lesen verbrannt, damit Niemand, wer es auch sei, die Schande und zugleich auch die Noth und Drangsal der Meinigen erfahre. Jedoch weiß ich bestimmt, daß sie vom 24. April datirt waren.«

»Vom 24. April dieses Jahres?« fragte Doctor Henrion gespannt.

»Natürlich – dieses Jahres!«

Der Justizrath senkte den Kopf und schien im Stillen zu rechnen. »Nein, nein,« sagte er plötzlich, rasch mit dem Kopf in die Höhe fahrend, »das ist ja nicht möglich: wenigstens wäre es für mich unbegreiflich.«

»Wie so – ich verstehe Sie nicht.«

»Hm, Sie verstehen mich nicht, das glaube ich wohl, aber *ich* verstehe mich und das ist diesmal *die* Hauptsache. Ja – um mich Ihnen verständlicher auszudrücken,« fuhr er nach kurzem Räuspern fort, als wolle er sich selbst zu einem anderen Gedankengange zwingen, »ich begreife in der That die frevelhafte Kühnheit – ich drücke mich damit nur milde aus – dieser verkommenen Menschen nicht. Unglaublich schon an und für sich ist es, daß sie in solche Noth gerathen können, wie Sie sie mir

schildern, denn warum arbeiten sie nicht, wie es jeder ehrliche Mensch thut, und die Gelegenheit dazu ist ihnen – ich weiß es bestimmt – verschafft, wie sie auch die nöthigen Fähigkeiten und Kräfte dazu besitzen. Aber daß sie noch an Sie solche heuchlerische und fast drohende Bettelbriefe schreiben, an Sie, von der sie wissen, daß sie ihnen nichts geben kann und *darf* – ja, ja, daß sie das wissen, weiß ich bestimmt – das übersteigt noch ihre Kühnheit – das ist nicht verwandtschaftlich, das ist gemein gehandelt. Verzeihen Sie mir, daß ich mich so unumwunden ausspreche, aber ich muß es in diesem Fall – es ist meine Pflicht.«

»Ich glaube es, ach ja, ich glaube es,« erwiderte Cornelia mit fast flehender Stimme, »aber, lieber Herr Justizrath, seien Sie menschlich, wie Sie es so gern und so oft sind, lassen Sie noch einmal Gnade für Recht ergehen. Jugend hat ja keine Tugend, Sie wissen es, und wer einmal auf Abwege gerathen ist, kehrt nur langsam und schwer auf den richtigen Weg zurück, von dem kein Abweichen mehr möglich ist. Also – geben Sie mir ein schriftliches Wort an Herrn Dollfuß mit, daß er mir meine Rente auf drei Monate vorausbezahlen soll, und ich will Ihnen Tag und Nacht im Stillen danken, daß Sie mir diese schwere Last vom Herzen genommen haben.«

Der Justizrath schien bei diesen so mild und herzlich vorgebrachten Worten eine Weile zu schwanken, dann aber raffte er sich zusammen, hob seinen intelligenten Kopf mit einem schnellen Ruck in die Höhe und sagte fast mit Strenge:

»Nein, es geht nicht, ich darf nicht. Sie empfangen Ihre Rente nach wie vor an jedem Ersten und – Sie geben keinen Groschen an die elenden Taugenichtse. Das mag in Ihren Ohren hart klingen, ich muß es mir gefallen lassen, aber – wie die Sachen einmal liegen, die ich genau kenne – *genauer als Sie*« – er betonte diese Worte sehr scharf – »muß es so sein. Indessen will ich Sie nicht ganz ohne Trost von mir lassen. Ich werde – ja, ich werde durch einen Vertrauensmann die Verhältnisse der Bittsteller untersuchen lassen, und sollten sie wirklich in solcher Noth sein – was ich nicht glauben kann – so werde ich *auf andere Weise*« – diese Worte wurden abermals sehr stark betont – »ihnen unter die Arme zu greifen suchen.«

»O mein Gott, auch dafür danke ich Ihnen schon. Aber lassen Sie sie nicht lange in Ungewißheit schmachten – wie lange etwa kann es dauern, bis Sie Ihren Vertrauensmann beauftragt haben?«

Der Justizrath lächelte. »Sie sind eine gute Frau,« sagte er sanfter als vorher, »viel zu gut für diese Welt, und es ist mir unmöglich, auf alle Ihre Fragen genau zu antworten. Die Angelegenheit liegt eben nicht allein in meiner Hand –«

»In wessen denn?« unterbrach ihn Cornelia schnell.

»In der Hand jenes Vertrauensmannes. Doch brechen wir davon ab – ich betrachte das eben Besprochene als abgemacht. Geben Sie sich den besten Hoffnungen hin – es können auch für Sie noch bessere Zeiten kommen –«

»Bessere Zeiten? In meinem Alter?«

Wieder flog ein strahlendes Lächeln über des Justizraths belebte Züge und verjüngte sie fast. »Ja,« sagte er, »sogar in Ihrem Alter. Die Verhältnisse eines jeden Menschen können sich anders, besser gestalten, selbst wenn er mit einem Fuß im Grabe steht. Und Sie sind gesund, rüstig, Sie haben noch ein langes Leben vor sich –«

Cornelia fuhr sich mit ihrem Tuche über das Gesicht, über welches so eben ganz still eine Thräne rieselte, aber sie bezwang sich schnell und nickte freundlich dem so wohlwollend tröstenden Sachwalter zu.

»Ja, ja,« sagte er, herzlich wieder nickend, »auch Ihre und sogar Ihrer Neffen Verhältnisse können sich bessern –«

»Wie? Wodurch? Ich verstehe Sie nicht –« rief Cornelia lauter, als sie gewöhnlich sprach.

Der Justizrath machte eine abweisende Geberde mit der rechten Hand und sagte kurz und ernst: »Still! Lassen Sie das! Noch einmal, ich betrachte diese Angelegenheit für abgeschlossen, das heißt, unter uns, und ich komme, so Gott will, nie wieder darauf zurück. – Sie gehen diesen Sommer nach Lerchendorf, nicht wahr?«

Diese, mit ungemeiner Ruhe und doch mit einem lauernden Gesichtsausdruck gesprochenen Worte bewiesen Cornelia Graach, daß sie auf ihren ersten Vortrag nicht wieder zurückkommen dürfe und daß ihre Angelegenheit für heute wirklich abgeschlossen sei. So ging denn auch sie davon ab und sagte leise seufzend:

»Ja, ich gehe nach Lerchendorf mit meinen Enkelinnen.«

»Wann?«

»In acht Tagen, denke ich.«

Der Justizrath nickte wohlgefällig. »Das ist mir lieb,« sagte er treuherzig, »das wird Sie zerstreuen. Lerchen-dorf ist hübsch. Ich werde Sie hoffentlich bald daselbst besuchen.«

»O wenn Sie das thun wollten, würden Sie mich un-ge- mein erfreuen. Darf ich dann vielleicht auch auf günstige Nachrichten hoffen in Bezug auf –«

Die abweisende Handbewegung wiederholte sich, der Justizrath schüttelte sanft den Kopf und fuhr sogleich fort:

»Dann haben wir Beide eine Freude. Auch ich komme gern in jene Gegend. Ein wichtiges Geschäft ruft mich noch diesen Sommer dahin – ich habe verschiedene Dinge zu regeln –«

»Wo denn?«

»In Hammerstein.«

»Nun, das ist ja ganz in der Nähe, da können Sie mir freilich nicht vorbeigehen –«

»Das ist auch meine Absicht gar nicht. Wollen Sie mich schon verlassen?«

Cornelia war aufgestanden. Eine Minute später hatte sie dem Justizrath dankbar die Hand gedrückt und obgleich sie das Gewünschte und Erwartete nicht bei ihm erreicht, verließ sie ihn doch nicht ganz ohne Trost, denn das wohlwollende Wesen des Mannes hatte ihr mehr davon verliehen, als seine Worte. So kurz der Weg vom Hause ihres Sachwalters nach dem des Bankiers war, so hatte

Cornelia doch noch einen neuen Entschluß gefaßt, ehe sie das letztere betrat. Hatten die beiden befreundeten Männer ihr eine directe Hülfe für ihre Neffen abgeschlagen, so wollte sie jetzt versuchen, ob der reiche Mann nicht ihr selbst einen Freundschaftsdienst erweisen würde.

Mit diesem neuen Gedanken trat sie alsbald wieder bei dem Bankier ein und dieser kam ihr mit lächelndem Gesicht und der Frage entgegen:

»Nun, haben Sie einen guten Appetit mitgebracht, Frau Professorin?«

»Noch habe ich ihn nicht, vielleicht findet er sich aber noch ein – es wird das auf Sie ankommen.«

»Oho! – Auf mich? Doch, zuerst zur Sache. Was hat der Justizrath gesagt? Hat er Ihr Anliegen gebilligt – soll ich zahlen?«

Cornelia schüttelte betrübt den Kopf. »Nein,« sagte sie langsam. »Er fand sogar, die Handlungsweise meiner Neffen unbegreiflich, fast unglaublich –«

Der Bankier rieb sich die Hände und lachte fast schelmisch. »Nun, da haben wir es ja!« rief er. »Das ist ja auch meine Ansicht. Aber inwiefern soll es denn auf mich ankommen, ob Sie bei mir frühstücken wollen?«

»Mit einem Wort – ich gehe mit festem Schritt auf das Ziel los, lieber Herr Dollfuß – ich bitte Sie jetzt nicht mehr, mir meine Rente auf drei Monate voraus zu zahlen, sondern – ich bitte ganz einfach um ein Darlehen für meine eigene Person und Sie können, mir jeden Monat

eine beliebige Summe von der Rente abziehen, bis das Ganze getilgt ist.«

Der Bankier fiel beinahe auf seinen Stuhl zurück, vor dem er noch immer stand. »O, o,« sagte er mit niedergeschlagenen Augen, »nun merke ich, daß ich in der That heute allein frühstücken werde. Denn – ich kann und *darf* Ihnen dies Darlehen leider nicht bewilligen, da Sie es ohne Zweifel nur für denselben Zweck verwenden würden wie jene im Voraus begehrte Rente – nicht wahr?«

»Ich will ehrlich sein und so sage ich – ja!«

Der Bankier verbeugte sich ceremoniös. »Dann thut es mir leid, Ihnen auch dies Gesuch abschlagen zu müssen,« sagte er ruhig. »Jeder Anderen – die ich so genaue kenne wie Sie – würde ich es aus Mitgefühl, aus Freundschaft bewilligen – aber Ihnen allein – *nicht*.«

»Aber mein Gott, vorher sagten Sie ja, für mich thäten Sie Alles – und nun?«

»Nun schlage ich Ihnen Alles, ja, *Alles* ab. Sie sind darüber entrüstet, ich sehe es, wenigstens in Zweifel über meine Ergebenheit für Sie, aber – ich bitte Sie inständigst, erlassen Sie es mir, diesmal die Gründe für meine Handlungsweise anzugeben – denn ich habe solche und recht wichtige.«

Cornelia, von der milden Miene und dem sanften Ausdruck des Mannes bewegt, zeigte in diesem für sie so schweren Augenblick, was für eine Frau sie war, Sie reichte dem Bankier die Hand, drückte sie ihm herzlich und sagte mit ihrer milden gelassenen Stimme:

»Ich höre Alles, was Sie sagen, und ob ich es auch nicht begreife, so bin ich doch nicht darüber entrüstet, wie Sie annehmen. Ach nein! O, es war heute ein schwerer Tag für mich, das können Sie mir glauben; er hat mir – für jetzt – allen Appetit genommen. Und nun leben Sie wohl! Gebe Gott, daß ich nie wieder nöthig habe, in so demüthiger Lage vor Ihnen zu stehen. Leben Sie wohl und bleiben Sie, was Sie mir bisher waren, ein wahrer und wirklicher Freund!« –

Als Cornelia bald darauf mit ihrer kleinen Reisetasche in der Hand, die sie nun ganz umsonst mitgenommen hatte, nach dem Landeplatz der Dampfboote schritt und nach einigen Minuten in der Cajüte des bald abgehenden Bootes saß, sagte sie mit voller Resignation zu sich selbst:

»So habe ich denn schnell genug mein Geschäft in Cöln abgewickelt. O, wer hätte ein solches Mißlingen meiner mütterlichen Absicht vorhergesehen! Aber, wie Gott will, meine Schuldigkeit habe ich gethan und mehr kann ich nicht. Nein, nein, mehr kann ich nicht. Ach, die Armen! Freilich sind sie schuldig – Niemand sieht es besser ein als ich. So möge ihnen denn Gott helfen! Es ist des Schicksals Bürde, die sie ertragen lernen müssen, wie ich die meine ertragen habe. Und nun, Herz, sei still und getrost. Mein Muth ist noch nicht ganz gebrochen, denn ich rechne – ich weiß nicht, warum das so ist – auf jenen unbekanntem Vertrauensmann, dem der Justizrath meine Sache übergeben hat. Gott lenke sein Herz und stimme es mild. Das ist die letzte Bitte, die ich heute zu ihm emporsende. Amen!«

VIERTES CAPITEL. LERCHENDORF.

In den letzten Tagen vor der Uebersiedelung nach Lerchendorf herrschte in dem sonst so stillen Hause Cornelia Graach's in Bonn ein ungewöhnlich regsames Treiben. Alle Hände waren thätig, die Garderobe der Damen in Ordnung zu bringen und vorsichtig einzupacken, und die jungen Mädchen selbst trillerten und hüpfen in den Zimmern umher, die Großmutter bei jeder Gelegenheit mit Liebkosungen überschüttend. Ja, groß war die Freude, die kleine Reise anzutreten, auf dem herrlich gelegenen Landsitz sich im Freien zu tummeln, alte Lieblingsplätze wiederzusehen und die Gaben der Natur aus erster Hand, ohne Zwang und Sorge, mit vollem Behagen zu genießen. Das geht ja auch den Alten und das Leben ruhiger Erfassenden so, warum sollten es die Jungen nicht doppelt und freudig empfinden? Den Menschen drängt es einmal, beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit, aus einer alten Gewohnheit und dem beschränkten Stadtleben, selbst wenn dies auch voller Genüsse wäre, hinaus in die frische freie Luft zu kommen, er will etwas Neues, Fremdes sehen, und wenn er dann dasselbe hinreichend genossen hat, dann sehnt er sich wieder, immer dem Wechsel des Lebens zugethan, in die altgewohnten Räume, in die frühere Thätigkeit zurück und das Leben darin behagt ihm nun noch einmal so gut, da es mit frischen Kräften und neugesammelter Lebenslust begonnen wird.

Auch die viel bedächtiger und das Leben ernster erfassende Cornelia ging diesmal lieber denn je nach ihrem

reizenden Landsitz. Ihre Stimmung hatte sich wieder gehoben, nachdem sie bald nach ihrer Rückkehr von Cöln die Schreiben ihrer Neffen beantwortet und ihnen nach besten Kräften die Unmöglichkeit dargethan hatte, ihnen in ihrer jetzigen bedrängten Lage hülfreich beizustehen. Leid that es ihr, sehr leid, daß sie dies schreiben mußte, als es aber erst geschehen war, fiel es ihr wie ein Stein vom Herzen, sie athmete leicht auf, der alte frische Lebenstrieb drängte wieder neue Knospen hervor und ihre Miene nahm jenen heiter ruhigen Ausdruck an, der allen Ihrigen so wohlthat und auch ferner Stehenden den Verkehr mit ihr so angenehm und behaglich gestaltete.

Endlich war der Morgen des Tages angebrochen, an welchem die Uebersiedelung stattfinden sollte. Die alte Köchin war schon in frühester Morgenstunde mit dem Küchengeräth, den großen Koffern und Schachteln der Damen auf dem ersten Dampfer hinausgefahren, um ihre Vorbereitungen zum Empfang der Herrschaft auf Lerchendorf ruhig treffen zu können, und um elf Uhr Vormittags trat diese selbst die Reise an, nicht weniger mit Handtaschen und dergleichen beschwert, während das Hausmädchen zwei Kanarienvögel in messingenen Käfigen unter ihre Obhut genommen hatte, die natürlich auch einmal in frischer Landluft ihre heiteren Stimmen sollten ausschmettern können. O, und es war ein köstlicher warmer Maitag, als diese Reise angetreten wurde. Alles ringsum grünte und blühte, die Sonne sah so schelmisch frisch und klar vom blauen Himmel nieder und der Rhein brauste so ungestüm jugendlich und doch alt

und ehrwürdig dahin, daß es eine Lust war, sich in diese reine, herrliche Natur zu stürzen und den himmlischen Nectar, den sie spendet, mit voller Brust und glühenden Lippen zu schlürfen.

Man hatte beschlossen, die Fahrt auf dem Dampfboot zu unternehmen, obgleich dies nicht unmittelbar in der Nähe von Lerchendorf anlegte. Man mußte daher in dem nordwärts zunächst gelegenen Städtchen aussteigen, und der alte Winzer, der mit dem Gärtner Jahr aus, Jahr ein auf dem Gute wohnte, sollte einen Wagen aus dem nahegelegenen Dorf nach der Landestelle schicken, um die Sachen der Herrschaft in Empfang zu nehmen, während diese selbst den kurzen Weg nach dem Gute zu Fuß zurücklegen wollte. Einen eigenen Wagen zu Spazierfahrten besaß Cornelia Graach nicht, dafür reichten ihre Mittel bei Weitem nicht aus, nur auf Lerchendorf standen zwei Pferde und einige Zugtiere, welche die Landarbeit verrichteten und genug zu thun hatten, um ihre tägliche Aufgabe mit vereinigten Kräften zu bewältigen, denn das Terrain des Gutes war bergig, zwei größere Wiesen lagen weit ab und die hochgelegenen Weinberge bedurften der Pflege viel.

So lassen wir denn die Großmutter mit ihren Enkelinnen die vielbesprochene Reise antreten, wir selbst aber begeben uns ihnen voraus, um Cornelia's kleinen Landsitz aus der Nähe zu betrachten, da wir ja den Sommer mit der uns befreundet gewordenen Familie und ihren Nachbarn verleben und die Ereignisse, die sich in ihrer

Mitte abwickeln sollten, mit eigenen Augen ansehen wollen.

Das Gut Lerchendorf lag – so genau wir es dem Leser nach seiner Oertlichkeit bezeichnen dürfen – in einer ungemein lieblichen Gegend am rechten Rheinufer unterhalb Neuwied, ziemlich in der Mitte zwischen zwei kleinen Städtchen, von denen wir das eine, unmittelbar am Fuß des Lerchenfels gelegen, schon mit dem Namen Hüningen getauft und bereits oft genannt haben. Wie man weiß, führt noch kein Schienenweg in dieser Gegend des Rheins auf dem rechten Ufer entlang, die chausirte Landstraße aber lief mitten durch das Gut hindurch und theilte es in zwei ungleich große Hälften, von denen die größere sich allmählig erhob und in die terrassenförmig und ziemlich schroff emporsteigenden Weinberge überging, die ihrerseits wieder von einer langen Reihe kahler Basaltfelsen überragt wurden, die nur theilweise mit gelbgrünem Moos, Graswuchs und isolirt stehendem Gebüsch bedeckt waren und auf deren höchster kegelförmiger Spitze sich ein gewaltiger Nußbaum erhob, von dem wir die Enkelinnen Cornelia's schon an jenem ersten Abend haben sprechen hören.

Der dem Rhein zunächst gelegene Theil des Gutes hieß der Rheingarten und war, mit einem Wort gesagt, ein leidlich unterhaltener Park mit schönen Bäumen, reichlichem Strauchwerk und anmuthig sich schlängelnden Kieswegen, auf denen an geeigneten Stellen hübsche Sitzplätze angebracht waren, deren einige auf kleinen

Erhöhungen dicht am Rhein lagen und durch die herabhängenden Weidenzweige hindurch herrliche Aussichtspunkte über den breiten und nach beiden Seiten hin meilenweit sichtbaren Fluß darboten. Das auf der gegenüberliegenden linken Rheinseite ansteigende Ufer war eines der schönsten, welches man nur sehen konnte. Zumeist nach links sah man eine gewaltige und erst in neuerer Zeit vollständig ausgebaute Burg auf hohem Felskegel ragen, die aus dem dichten Buchenwald, der sie bis an ihre Grundmauern umgab, neugierig weit in das Land hinauschaute. Von diesem Felskegel aus zog sich ein dicht bewaldeter Bergrücken nordwärts, an dessen Fuß zwei kleine Flecken aus den Bäumen auftauchten, deren Häuserchen sich malerisch im klaren Wasser spiegelten. Gerade Gut Lerchendorf gegenüber spaltete sich die Bergkette und man sah tief in eine dunkle Schlucht hinein, vor der ein saftig grüner Wiesengrund sich ausbreitete und dem Auge so einen angenehmen Ruhepunkt bot. Weiter nach rechts stiegen die Berge dann wieder höher empor und auf einem kahlen Felsen thronten die Reste einer ehemals stolzen Burg, deren Namen zwar nicht verschollen, deren Bewohner aber in dem Meere der Vergessenheit untergegangen sind, wie so viele rheinische Geschlechter, deren Klang nur die Geschichte, wenn nicht nur noch die Sage bewahrt. Noch weiter nach rechts beschrieb der Rhein, der vor dem Park von Lerchendorf wie ein großer See ausgebreitet lag, einen ungeheuren Bogen und verschwand endlich zwischen zwei himmelanstrebenden Felsen, die, aus der Ferne gesehen, wie ein

Thor gestaltet waren, das seine Pforten weit und breit dem zornig daherwallenden Strome geöffnet hatte.

Das war ungefähr das, was man vom Rheingarten aus sah; was aber hinter ihm landeinwärts lag, war nicht weniger schön und romantisch. Kehrete man vom Rhein nach dem Hause Cornelia's zurück, so überschritt man zuerst die Landstraße, die in südlicher Richtung zunächst nach dem Dorfe Lerchendorf führte, welches zum Theil in eine Schlucht hineingebaut war, die das Gut auch hier in zwei Theile schied und von einem brodelnden Bach durchrieselt wurde, der von der Höhe herabkam und auf seinem Wege verschiedene Mühlen trieb. Zunächst an der Landstraße lag nun der herrliche Obst- und Rosengarten Cornelia's und dieser wurde durch die Fürsorge ihres Gärtners stets in höchster Sauberkeit und Zierlichkeit erhalten. Am Ende des Rosengartens selbst und mit den Wirthschaftsgebäuden sich an den Berg lehrend, der sich, wie schon gesagt, in terrassirten Weingärten erhob, lag das Landhaus, welches die verstorbenen Söhne Cornelia's auf den Grundmauern des alten und nur zum Theil abgetragenen Hauses ihres Vorgängers aufgeführt hatten. Es war ein zweistöckiges stattliches Gebäude, auf allen Ecken mit vorspringenden Giebeln, Zinnen und Thürmchen geschmückt, dessen Vorderfront in der Mitte vorsprang und auf massiven Säulen einen geräumigen Vorbau trug, in dem sich eine kühle, nach vorn offene und mit Epheu und wildem Wein reich umrankte Halle befand. Die Farbe des aus großen Steinblöcken der benachbarten Berge

ausgebauten Hauses war graubraun und die grünen Wipfel, die es umgaben, beschatteten es lieblich, ohne doch dem Licht der Sonne und der frischen Luft den Zugang zu sehr zu versperren. Die Fenster hatten keine Läden und wurden nur von innen durch buntfarbige Rouleaux verschlossen; nur der hintere Theil des Hauses, in welchem die Schlafzimmer der Familie lagen, zeigte noch einige grüne Jalousien, und dieser Theil war es, der noch allein von dem ehemaligen Häuschen stehen geblieben war, welches dem Vorgänger zur bescheidenen Wohnung gedient hatte.

Wer Lust zum Klettern hatte, konnte von der Rückseite des Hauses aus gleich den Sturm auf die Weinberge beginnen, die sich hoch und immer höher aufthürmten, bis er auf den Kamm des ganzen Höhenzuges und zu dem alten Nußbaum gelangte, von dem aus man eine entzückende, ungemein weite Aussicht in die Ferne genoß. Nach Süden hin zog sich diese Bergkette aber noch immer höher und höher, bis sie endlich mit dem gewaltigen Felskegel endigte, auf dessen geebneten Mitte das Schloß Lerchenfels lag, welches seinen Namen schon in uralter Zeit von dem Felsen empfangen und bis zu dem heutigen Tage beibehalten hatte.

Auf die innere Ausstattung dieses geräumigen und schönen Landsitzes Cornelia Graach's wollen wir hier nicht näher eingehen; was davon zu erwähnen nöthig ist, dürfte sich leicht im Verfolg unserer Erzählung nachholen lassen und im Uebrigen wünschen wir ja die Landluft zu genießen, weshalb wir uns also mehr im Freien bewegen,

zumal die Hauptereignisse, welche wir zu berichten haben, sich auch an anderen nahegelegenen Orten abwickeln werden.

Wie schon erwähnt, wurde das Gut Lerchendorf beständig von einem alten Winzer und einem fast eben so alten Gärtner und deren Familien bewohnt. Beide waren bewährte, gute und fleißige Diener und da von den umsichtigen Söhnen der jetzigen Besitzerin ausreichend für ihren Unterhalt gesorgt war, so befanden sie sich in ihren bescheidenen Verhältnissen wohl, waren ihrer Herrin und deren Familie mit ganzem Herzen ergeben und bemühten sich eifrig, ihr kleines Amt mit Sorgfalt zu verwalten, weshalb denn auch der Ertrag des Gutes von Jahr zu Jahr stieg und so schon vielleicht die schönen Hoffnungen sich erfüllten, mit denen der Justizrath Doctor Henrion seine Clientin an jenem schweren Morgen in Cöln so freundlich vertröstet hatte.



Müssen wir dem Leser noch eine Dampfschiffahrt von Bonn aus den Rhein hinauf, am Fuß des romantischen Siebengebirges, dem malerisch gelegenen Königswinter und dem paradiesischen Kloster auf der Insel Nonnenwörth und Rolandseck vorüber beschreiben? O nein, er weiß ja, wie schön und lohnend sie ist, noch dazu an einem warmen, sonnigen Maitage, wenn kein störender Wind über das nicht überfüllte Deck fegt und wenn dabei das Herz des Reisenden, jung und hoffnungsvoll, sein

Gemüth von keiner Sorge bedrückt und für eine neue behagliche Heimat in der Ferne wohl gesorgt ist. Ja, und alle diese Vorzüge genossen unsere reisenden Freunde, denn auch Cornelia, die Großmutter, schüttelte auf dieser Fahrt alle ihre Sorgen ab und wurde wieder jung und hoffnungsvoll mit ihren Enkelinnen, deren Lippen fast sprachlos waren und deren blitzende Augen von Stelle zu Stelle flogen, um die zahllosen Reize in sich aufzunehmen, die ihnen schon auf dem Wege nach dem heimatlichen Landsitz geboten wurden.

Allein die schöne und unterhaltende Reise dauerte nicht lange; nach kaum zweistündiger Fahrt war man an dem Orte angelangt, wo man das Boot verlassen mußte, und bald standen Alle am Ufer, von ihren Habseligkeiten umgeben und sich nach dem verheißenen Gefährt umblickend, welches dieselben nach Lerchendorf zu schaffen hierher beschieden war. Allein da sollte sich gleich eine kleine Enttäuschung auf den rosigen Gesichtern der jungen Damen abspiegeln. Allerdings trat ein alter lahmer Knecht auf die Landungsbrücke und meldete sich als gehorsamer Unterthan der Herrin von Lerchendorf, allein das Gefährt mit dem Rossegespann war nicht vorhanden und der Knecht berichtete mit stotternder Sprache, daß die beiden alten Pferde krank zu Hause im Stalle ständen und daß der Herr Winzer dafür ein Gespann kleiner Oechslein gesandt habe, die da hinter dem ersten Hause geduldig warteten, bis man ihnen die mitgebrachte kleine Last aufbürden würde.

Da gab es denn zuerst ein hastiges und fragendes Anschauen der Großmutter; als diese dann aber lächelte und sagte, daß man sich auf dem Lande in solche unvermeidliche Vorfälle fügen und den Ernst als Scherz aufnehmen müsse, fanden sich auch die Mädchen darein und als sie der beiden Oechslein, von denen das eine sich wohlgemuth auf den vom vortägigen Regen noch feuchten Erdboden niedergelegt, erst ansichtig geworden waren und nun ihres bevorstehenden gutsherrlichen Einzugs in Lerchendorf gedachten, lachten sie nach ihrer Art munter auf und trugen ihre kleinen Reiseutensilien nach dem Leiterwagen, der sich dann, leicht genug belastet, alsbald in Bewegung setzte, jedoch so langsam und bedächtig vorschritt, daß die zu Fuß nach der neuen Heimat Wandelnden eine halbe Stunde früher daselbst eintrafen als er. Als die munter plaudernden Fußgängerinnen aber erst zwischen den frisch knospenden Weinbergen dahin schritten und nach einer halben Stunde in die Nähe von Lerchendorf kamen, als sie sich der schönen Lage des Orts erst bewußt wurden und nun endlich die hoch ragenden Wipfel des jungbelaubten Rheingartens herüber winken sahen, da waren sie schnell mit dem ersten kleinen Mißgeschick ausgesöhnt und mit jugendlicher Lust gaben sie sich den ersten wohlthuenden Eindrücken der neuen Heimat hin.

Da hatten sie die Gränze des Landsitzes erreicht und da sahen sie denn auch den alten Winzer, den Gärtner

und deren Frauen am Eingang des schon bunt gefärbten Rosengartens vor sich stehen. Die Gesichter der einfachen Leute strahlten vor Freude, ihre Gutsherrschaft in bester Gesundheit vor sich zu sehen; treuherzig reichten sie ihre Hände zum Willkommensgruß hin und herzliche Worte wurden zwischen Cornelia und ihren Untergebenen ausgetauscht, welche Letztere tausendmal wegen der Oechslein um Entschuldigung baten, obgleich sie nicht dafür konnten, daß gerade heute die beiden alten Gäule krank und lahm geworden waren und unmöglich den Weg nach dem Landungsplatz des Bootes hatten zurücklegen können.

Cornelia tröstete die Guten damit, daß sie sagte: sie habe schon größeres Ungemach in ihrem Leben ertragen, erkundigte sich dann leutselig nach dem Wohlergehen der Mitglieder der beiden Familien und trat darauf leuchtenden Auges in den schönen Rosengarten ein, der noch lange nicht sein schönstes Frühlingskleid angelegt hatte, aber in seiner jugendlichen Frische schon anmuthig und einladend genug aussah.

Wenige Minuten später befanden sich die neuen Bewohnerinnen von Lerchendorf im Innern des wohnlichen Hauses und eine halbe Stunde später wurden sie schon von der alten Köchin eingeladen, im Speisezimmer ein kleines Mahl einzunehmen, das dieselbe, rührig und umsichtig, wie sie war, gleich in den ersten Stunden ihrer Ankunft zur Erquickung ihrer Herrschaft hergestellt hatte.

Als dieses einfache Mahl diesmal aber sehr flüchtig abgethan war, versammelte die Großmutter ihre Enkelinnen um sich und trat mit ihnen den Gang durch das ganze Haus an. Nachdem sie sie mit den Räumlichkeiten desselben vertraut gemacht, wies sie ihnen die Zimmer an, in welchen sie fortan wohnen und schlafen sollten, und als auch das geschehen, sagte sie nach ihrer alten gemüthlichen Weise, mit der sie das Geschäftliche immer erst abzuthun pflegte, ehe sie sich der beschaulichen Ruhe hingab:

»So, meine lieben Kinder, jetzt seid Ihr daheim und nun laßt es Euch wohl sein unter diesem Dache. Richtet Euch nun möglichst behaglich ein, Zeit und Raum habt Ihr genug dazu. Daß Ihr hier nicht immer spazieren gehen, sondern auch arbeiten und fleißig sein werdet, versteht sich von selbst, in dieser Beziehung wünsche ich, daß es wie in Bonn gehalten werde. An irgend einen Zwang ist keine von Euch gebunden, Jede kann thun und lassen, was sie will, ich gebe Euch Freiheit in Allem und Jedem. Nur Diejenige, welche die Woche hat, muß sich um Küche und Wirthschaft bekümmern, und Charlotte, als die Aelteste, soll damit den Anfang machen. Wenn ich mich hier etwas weniger um Euch zu bekümmern scheine als in der Stadt, so gebe ich Euch das Recht, Euch auch weniger um mich zu kümmern. Ich habe mitunter meine eigenen Wege zu machen und mit meinen alten Bekannten zu verkehren. Nur Eins muß Regel und Richtschnur

sein. Zur festgesetzten Frühstücks-, Mittags- und Abendbrodessenszeit müssen wir uns pünktlich zusammen finden. In der Zwischenzeit streift, so viel Ihr wollt, durch die Berge und Gärten, genießet die frische Luft nach vollem Behagen und amüsirt Euch, so gut Ihr könnt. Den Besuch bei Frau Wunderhold und Herrn Heiduck werde ich zuerst allein abstaten und zwar morgen schon in aller Frühe; ich will die Guten überraschen, die den Tag unserer Ankunft nicht bestimmt erfahren haben. Habe ich mich mit den alten Freunden erst ausgesprochen, dann sollt auch Ihr sie besuchen und das Weitere wird sich dann von selbst finden. Für heute aber und zwar gleich für jetzt nehme ich Eure Hülfe in Anspruch. Folgt mir in meine Zimmer und helft mir meine Sachen auspacken und aufstellen, und wenn wir damit fertig sind, mag Jede von Euch an ihre eigene Einrichtung denken. Vorwärts und nun munter und frisch die Hände angelegt! Man schläft viel fester und süßer, wenn man erst seine Pflichten und Obliegenheiten erfüllt hat.«

#### FÜNFTES CAPITEL. DIE BEIDEN WUNDERHOLDS.

Dank dem Anreiz der immer vorsorglichen Cornelia und in Folge des guten Willens und der rührigen Thätigkeit ihrer wohlerzogenen Enkelinnen kam das Hauswesen in Lerchendorf sehr bald in die geziemende Ordnung und schon am nächsten Morgen, als die Familie sich traulich um den Frühstückstisch versammelte, konnten sich die einzelnen Glieder derselben gegenseitig das Geständniß ablegen, daß alles von der Großmutter Gewünschte

geschehen sei und daß sie sich sämmtlich bereits in die neue Ordnung der Dinge gefunden und mit dem Nöthigen bekannt gemacht hätten. Nach dem Frühstück nun und während die jungen Mädchen sich zunächst mit den näheren Umgebungen des Hauses vertraut machten und unter Leitung des überall heimischen Winzers die Kellerräume, den Hühnerhof und den Kuhstall besichtigten, schickte Cornelia sich frühzeitig an, die ersten und ihr nothwendig erscheinenden Besuche in dem benachbarten Hüningen abzustatten. An den alten Jeremias Heiduck hatte sie schon von Bonn aus geschrieben, ihm seinen humoristischen Klage- und Neuigkeitsbrief halb ernst, halb scherzhaft beantwortet und ihm darauf angezeigt, daß sie in der laufenden Woche in Lerchendorf eintreffen werde. Den Tag jedoch hatte sie ihm nicht näher bezeichnet, weil sie sich erst in dem neuen Wohnort nach ihrer Art bequem einrichten und dabei von dem zuvorkommenden Manne nicht gestört sein wollte, der es sich, wenn er die Stunde ihrer Ankunft gewußt, gewiß nicht hätte nehmen lassen, an Ort und Stelle zu erscheinen und ihr mit seiner bekannten Dienstfertigkeit in irgend Etwas behülflich zu sein. Nein, sie wollte ihn ganz in der Stille mit ihrer Anwesenheit überraschen, ihn in seiner häuslichen Thätigkeit ohne Schmuck und Zier sehen und so gleichsam wie ein freundlicher Sonnenstrahl in sein düsteres, einsames Haus fallen, der ja immer am wohlthuedsten wirkt, wenn er unerwartet kommt. Auch vor der lieben guten Frau Wunderhold, die nun schon

seit einigen Tagen ihr stilles Asyl bezogen, wie sie wußte, wollte sie unangemeldet erscheinen, um sie auf keine Weise in ihren Beschäftigungen zu stören, mochten diese nun sein, wie sie wollten, und die gute Frau würde sich gewiß von irgend etwas Nothwendigem haben abhalten lassen, wenn sie von der Ankunft ihrer mütterlichen Freundin vor der Zeit Kunde erhalten hätte.

Das war ihr nun Alles geglückt, wie es schien, und sie bereitete sich in aller Stille vor, den anmuthigen Weg nach Hüningen allein zurückzulegen, nach Hüningen, in dessen unmittelbarer Nähe der Lerchenfels lag; wer wollte es daher läugnen, daß auch einige weibliche Neugierde sich mit in diesen freundlichen Morgenbesuch einmischte, denn das nun fast vollendete neue Schloß wenigstens aus der Ferne zu sehen, war sie eben so gespannt wie alle Uebrigen, und vielleicht noch mehr, da sie ja schon mehrere Jahre hindurch ein lebhaftes Interesse an dem geheimnißvollen Aufbau und dem unbekanntem Besitzer desselben genommen hatte.

So war sie denn schon Morgens um neun Uhr zu ihrem Gange gerüstet und ohne noch Jemandem zu sagen, daß sie gehe, trat sie unbemerkt den Weg an. Es war ein köstlicher Maimorgen. Der leichte Nebel, der in den Frühstunden des Tages über dem Fluß gelegen und die Aussicht auf die linksseitigen Höhen verhüllt hatte, war schon lange verflogen, und die Sonne, zwar nicht ganz klar scheinend und von leichten schneeweißen Wölkchen verhüllt, erwärmte doch hinreichend die liebliche frische Luft. In den Bäumen und Sträuchern der nahe gelegenen

Gärten stimmten die Vögel ihr Morgenlied mit vollem Jubel an. Im Rheingarten namentlich, wo viele Nachtigallen nisteten, schmetterte, schlug und zwitscherte es in jedem Winkel. Darum begab sich Cornelia auch zuerst dahin, durchmaß mit ihrem ruhigen Schritt die alten und neu angelegten Wege, begrüßte alle ihre Lieblingsplätze und freute sich innig über das sichtbare Wachsthum des Einzelnen, so wie über die Ordnung, in der der alte Gärtner das Ganze gehalten hatte. Als sie aber hier ein Viertelstündchen gewilt, auf einer Bank gesessen und einen Blick über den rauschenden Rhein geworfen, trat sie den weiteren Gang längs der Chaussee an. Allein hier sollte ihr bald wieder ein neuer Aufenthalt zu Theil werden. Gleich hinter der Brücke, unter deren Bogen der schon erwähnte Bach sich in den Rhein ergoß, nachdem er eine üppig grünende Wiese durchlaufen, standen einige Häuser des Dorfes und vor der Thür derselben saßen ein paar bekannte Frauen, die erst begrüßt und nach dem Befinden ihrer Familien befragt werden mußten. Die guten Weiber freuten sich sehr, die geliebte Dame wiederzusehen, die allen im Dorfe Wohnenden eine Ratherin und Helferin in ihren kleinen Lebenssorgen war. Indessen machte sie sich heute bald von ihnen los, verhiess einen baldigen längeren Besuch und bat sie, die Leute im oberen Dorf einstweilen zu grüßen, die sie nächster Tage alle sehen werde.

Nun war sie endlich frank und frei und mit etwas belebterem Schritt trat sie auf die glatte Chaussee hinaus, wo sie den ihr Nachschauenden rasch zwischen den sich

allmählig erhebenden Weingärten verschwand. Indessen bald beschränkten sich diese nur auf die linke bergige Seite, die rechte, nach dem Rhein hin gelegene, blieb meist frei davon und ungehindert konnte nun die wieder langsamer Schreitende ihre Augen über den breiten Strom und die jenseits gelegenen Berge schweifen lassen. Bisweilen stand sie still, um die fluthenden Wogen zu betrachten und ihr Rauschen zu hören; dann blickte sie in die weitere Ferne, die sich mehr und mehr zu beleben begann. Hinter der Landspitze, auf der das Städtchen Hüningen lag, kam ein gewaltiger Dampfer hervor und setzte mit weithin hörbarem Schaufelschlag seinen Weg thalwärts mit geflügelter Eile fort. Neben ihm her keuchte ein kurzgebauter Schlepper, stromaufwärts seine fünf schwerbeladenen Kohlenschiffe ziehend, und man sah und hörte ihm an, wie unendlich mühsam die Arbeit war und wie sauer sie ihm wurde. Gleich darauf wurde an derselben Landspitze ein Floß sichtbar, dessen vorn und hinten hochaufragende Ruder von zwanzig und mehr Menschenhänden gelenkt wurden, da es eben eine starke Wendung im Fluß zu besiegen galt. Hie und da schoß ein Nachen, bald vom Strome, bald vom günstigen Winde getrieben, von einem Ufer zum andern und so war die ganze Scenerie vor den Blicken der freudig Schauenden vom Treiben der Menschen erfüllt. Nur die hellgrünen Buchenwälder auf den Bergen des linken Ufers lagen in tiefster Ruhe da, nirgends war eine Spur von Leben und Bewegung in den ausgestorbenen Ruinen zu erspähen, und allein in den Fenstern der neuen Burg

spiegelte die Sonne ihr glühendes Bild, nachdem sie sich plötzlich von den kleinen Wölkchen befreit, die sie bisher umgeben hatten.

Langsamer und sinnender wieder schritt Cornelia auf ihrem ebenen Wege dahin. Oft auch vertiefte sich ihr Auge in die an ihrer linken Seite gelegenen Weinberge, die erst mattgrün schimmerten, in deren alten Reben aber schon der treibende Frühlingsaft gährte und schwoll; viel häufiger aber flog es verlangend in die Ferne, obgleich ihr Herz für den ungestörten Frieden, der sie umgab, so überaus empfänglich war. Jedes Einzelne, was sie so mit Augen sah, begrüßte sie mit stillen Wünschen und bisweilen sogar leise geflüsterten Worten, als ob es Dinge seien, die im Stande wären, ihre Anwesenheit zu begreifen und ihre Empfindungen zu würdigen. Ja, sie fand Alles wunderbar schön und anziehend. Vor einem Muttergottesbilde, welches eine Nische hinter einem Eisengitter zierte, stand sie einen Augenblick still. Das rohe Steinbild, plump und geschmacklos, wie die meisten dieser an Wegen errichteten sogenannten Heiligthümer sind, war mit frischen Blumen geschmückt, wahrscheinlich von einer alten Frau, die leise betend davor auf den Knieen lag. Cornelia war keine Katholikin, aber es rührte sie immer, wenn sie die Leute fromm und ihren Sinn vom Irdischen fort auf das Göttliche wenden sah. So ging sie schweigend an der alten Frau vorüber, um sie nicht zu stören, aber ihr Gemüth war durch den Anblick seltsam

erweicht. Plötzlich gerieth sie in einen ganz neuen Gedankengang. Durch die betende Frau war sie wunderbarer Weise an die Freundin erinnert worden, die sie eben zu besuchen ging. Auch das war eine arme und ebenfalls fromme Frau, obgleich sie sich nicht öffentlich knieend und betend sehen ließ, sondern dies im Stillen abmachte, wenn sie im Kämmerchen mit ihrem Gott allein war. Ach ja, mit einem Male fühlte sie erst so recht klar und warm, wie lieb und werth ihr schon lange Frau Susanna Wunderhold sei. Das traurige Schicksal derselben, obgleich es ihr noch lange nicht in allen Einzelheiten bekannt war, hatte sie von jeher mit lebhaftes Sympathie erfüllt. Von Anfang ihrer schon vor Jahren gemachten Bekanntschaft an war sie durch den Wandel, den Fleiß, die Resignation und die ächt weibliche Gesinnung dieser Frau gefesselt worden. O wie sanft, traut und hold war sie ihr immer entgegen getreten, wie oft hatte der leidende, wehmüthige Zug in dem schönen Gesicht derselben zu ihrem Herzen gesprochen! Und wie still, harmlos, nur Wenigen bekannt, lebte sie jetzt in ihrem kleinen Hause, arbeitete fleißig den ganzen langen Winter hindurch, um im kurzen Sommer ein paar ruhige Monate im Kreise ihr Näherstehender verleben zu können. Mit welcher Innigkeit widmete sie sich dabei der Erziehung ihrer einzigen Tochter, jener lieblichen Bettina, die Jeremias Hei duck neulich wieder so herzlich gerühmt hatte! In früheren Jahren hatte Cornelia Beide nur selten gesehen, nur dann und wann war sie flüchtig in Wingertsspring oder in Neuwied mit ihnen zusammen getroffen, jetzt aber, was

sie schon lange gewünscht, war ihr die Gelegenheit geboten, ihnen näher zu treten, und die wollte sie ihrerseits benutzen, nicht um allein Vortheil davon zu ziehen, sondern – vielleicht auch den beiden einsamen Frauen zu nützen. Womit, wodurch? Das wußte sie freilich selbst nicht, aber es kam ihr immer so vor, als ob sie im Stande wäre, wenigstens der Mutter Trost und Rath zu bringen, und dazu, das wissen wir ja, war Cornelia Graach immer und überall bereit.

Ohne es zu wissen, beschäftigte sie sich nun auf dem ganzen Wege mit dieser Frau und sie wiederholte sich im Stillen Alles, was sie über sie wußte. Da sollte sie plötzlich auch wieder aus diesem Gedankengange gerissen werden. Ein zufälliger Blick nach links, wozu eine rasche Biegung des Weges sie veranlaßte, ließ sie etwas ganz Neues, Unerwartetes, nie Gesehenes gewahren. Vor ihr lag mit einem Mal das neue Schloß auf dem Lerchenfels. Erstaunt, fast erschrocken stand sie einen Augenblick still, denn obwohl sie durch Jeremias Heiduck's Brief auf diesen Anblick vorbereitet war, so überraschte er sie doch in ihrer gegenwärtigen Stimmung völlig. Hell und voll von den goldenen Strahlen der Sonne beschienen, erhob es sich auf einer etwas geebneten Fläche, etwa in der halben Höhe des breiten Felsens. Es war ein herrliches Gebäude mit zwei weit umspringenden Flügeln und auf dem zurücktretenden gewaltigen Mittelbau strebte ein runder, spitz zulaufender Thurm in

die Höhe, der in seinen festen Grundlinien und den anmuthigen Verzierungen, wie das ganze Bauwerk, den reinen Renaissance-Styl zur Anschauung brachte. Das untere Drittel des Ganzen, namentlich auf dem rechten Flügel, war mit dichtem, uraltem Epheu bekleidet, der seine dicken Stämme schon um die Grundmauern des alten feudalen Fürstenhauses geklammert hatte. Hoch und hehr, stolz und schön stellte sich das in der Morgensonne strahlende Ganze dar. Kopfschüttelnd überwachte Cornelia's erstauntes Auge alle einzelnen Theile des wunderbaren Baues, und auch die von Jeremias sogenannte chinesische Mauer, die rings um das ganze Gut lief, sah sie hier und da hinter den Bäumen auftauchen und sie nahm so die Gränze wahr, welche die Weinberge des alten Freundes von denen des unbekanntem Schloßherrn trennte. Ja, hier hatte sie zwei Jahre nicht gestanden und nun war das wunderbare Steingebilde mit einem Male fertig, wie hingezaubert. »Allerdings,« sagte sich die endlich wieder ruhig weiter Wandelnde, »der Mann, der sich ein solches Wohnhaus gründen kann, muß ein reicher Mann sein, mit dessen Mitteln die unseres alten Jeremias sich nicht vergleichen können und in der That nur beschränkt sind!« Und mit einem Male fiel ihr hier unwillkürlich der »gefährliche Mann« ein, von dem Jeremias ihr geschrieben, der vermuthlich der neue Besitzer von Lerchenfels war und den sie nun auch bald, wie ihr verheißen, persönlich kennen lernen sollte.

Den Gedanken über diese bevorstehende Begegnung und was sich daran knüpfen würde, sollte sie indessen

nicht lange verfolgen können. Wenige Schritte nur war sie weiter gegangen, da tauchte bei einer neuen Wendung des Weges schon das kleine Städtchen Hüningen vor ihr aus den Bäumen auf. Da war sie denn also dicht vor dem Wohnort ihrer Freunde und alsbald kehrte sie in Gedanken ganz wieder zu ihnen zurück, das Nächstliegende zuerst bedenkend und das Fernerliegende der Zukunft und dem Walten der Vorsehung überlassend.

Die rheinischen kleinen Städte, Flecken und Dörfer mit ihren zum Theil in Trümmern liegenden altrömischen Mauern, Thürmen und Tempeln stellen sich, wie die Burgruinen auf ihren Felsen, eigentlich nur malerisch dar, wenn man auf dem Rhein an ihnen vorüber fliegt oder sie vom entgegengesetzten Ufer aus sich im blinkenden Wasser spiegeln sieht; kommt man in ihre Nähe oder gar mitten in sie hinein, so findet man sie mit wenigen Ausnahmen öde, wüst und auf wunderbare Weise einförmig und langweilig. Nur hie und da tauchen einige modernere wohnliche, bisweilen sogar stattliche Häuser auf, das große Ganze aber ermüdet und lähmt den Beschauer um so mehr, je erhabener er sich die erträumten Herrlichkeiten gedacht hat. An den Ufern zieht sich oft unabsehbar, unerklimmbar schuttreiches Steingeröll hin, triste, mit Lehm beworfene, rohe Mauern fassen die öden Gehöfte ein, winzige Häuserchen mit unscheinbaren Fenstern und Thüren, zum Theil mit grellen Farben übertüncht, bilden die engen Straßen, steif, kahl, aller Romantik und so alles individuellen Reizes entbehrend. Dabei ist die Reinlichkeit nicht eben glänzend vertreten;

Dünger, zerbröckelte Steine, Schutt und Unrath liegen an allen Ecken vor dem ernüchterten Auge und man ist eigentlich froh, wenn man wieder den grün emporragenden Berg betritt oder auf brausendem Wasser schwimmt, denn nur auf diesen beiden Stellen wird man nicht des Elends gewahr, welches so häufig in jenen armseligen Hütten zu wohnen scheint.

Aehnlich wie hier gesagt, doch bei Weitem als keins der winzigsten Flecken, stellt sich uns auch das gemüthliche Hüningen dar. Doch wir betreten heute noch nicht seine engen Gassen, sondern wir wenden uns, kurz bevor wir es erreichen, rechts ab dem Flusse zu, in dessen unmittelbarer Nähe, mit dem Innern des Fleckens nur durch eine baufällige Gasse verbunden, das Gut Wingertsspring liegt, das seinen Namen von einem kleinen Quell herleitet, der, mitten im Weinberg Jeremias Heiduck's, aus dem Felsen rinnt und sich in nächster Nähe des Gutshauses, einem kleinen Straßenrinnsal gleich, fast unbemerkt im Ufergeröll des Rheines verliert.

Der Gutshof selbst liegt mitten in einem bis an den Fluß reichenden Weingarten, auf den freilich nicht die geringste Sorgfalt verwandt ist, da er nur Trauben, aber sonst keine Blume, keinen Strauch, keinen Grashalm tragen soll, denn nur aus den Ertrag der Rebe ist der seltene Sinn des jetzigen Besitzers gerichtet. Alles Uebrige erscheint ihm unbedeutend, Blendwerk, Tand, Spielerei. Das nennt er in seiner Sprache ›praktisch‹, das rühmt er an sich selber, wie er das Gegentheil davon an Anderen bitter tadelt und verspottet. Doch wir begeben uns für's

Erste noch nicht zu dem seltsamen Kauz in dem weißen Hause da draußen am Rhein, wir statten erst einen angenehmeren Besuch ab, der uns mit zwei weniger ›praktischen‹ Wesen, aber desto größeren Blumenfreunden bekannt machen soll.

Bevor man den eigentlichen Gutshof von Wingertspring, einen von tausenderlei Gerümpel bedeckten Raum erreicht, sieht man schon von der Landstraße aus rechts ab zwei wunderbar schöne Linden und dahinter ein kleines Häuschen stehen, dessen kleiner, aber reizend mit Blumen bepflanzter und sorgfältig gepflegter Vorgarten von einem halb verwitterten Holzstaket eingefast ist. Das Häuschen besteht nur aus einem, noch dazu sehr niedrigen Stockwerk, sein Dach ist mit unregelmäßigen Schieferplatten belegt, und neben seiner in der Mitte gelegenen schmalen Thür zeigen sich auf jeder Seite zwei kleine mit grünen Jalousien verzierte Fenster, deren Scheiben jedoch sauber blitzen, wie die Gardinen dahinter mit der Weiße des Schnees zu wetteifern vermögen.

Von den nach dem Rhein gelegenen Fenstern sieht man natürlich den Fluß und das linke Ufer desselben mit seinen grünen Bergen und Burgen; die nach der Landstraße hinter dem Blumensgarten gelegenen gewähren dagegen den Blick auf den breiten, hohen Lerchenfels, dessen obersten Kamm eine lange Pappelreihe ziert; darunter zeigen sich theils mit Getreide bestellte Felder, theils ein grüner, neu angelegter Park mit seinen allmählich sich in die Höhe schlängelnden Wegen, und etwas tiefer

erst beginnen die Weinberge, die das neue Schloß, den alten Park und die Gärten umschließen, welches Alles wieder von der bekannten ›chinesischen‹ Mauer umzogen wird.

In diesem kleinen Häuschen nun wohnte für jetzt Frau Susanna Wunderhold mit ihrer einzigen achtzehnjährigen Tochter Bettina. Es ist, wir wissen es schon, eine verhältnißmäßig arme Frau, der wir jetzt, bevor Cornelia Graach bei ihr eintritt, unsern Besuch abstatten, aber diese Armuth schien ihr selbst nicht drückend zu sein, obgleich sie um so drückender erachtet werden konnte, da das arme Weib in ihrer Jugend in einem viel größeren Wohlstande gelebt hatte und durch eine unabsehbare Reihe trauriger Ereignisse in ihre jetzige Stellung herabgedrückt worden war. Was für Ereignisse dies gewesen und wie schwer sie an und für sich auf dem Gemüthe der Einsamen lasteten, werden wir bald aus ihrem eigenen Munde zu erfahren Gelegenheit haben; für jetzt wollen wir nur ihre persönliche Bekanntschaft machen, damit wir einigermaßen mit ihr vertraut sind, wenn wir sie mit Cornelia Graach sprechen hören.

Ja, von ihrem ganzen früheren Besitz war ihr nur dies unscheinbare Häuschen geblieben, welches früher in freilich weniger bewohnbarem Zustande die Behausung des Winzers ihres Mannes gewesen war, als dieser noch das Gut in Besitz hatte, auf dem jetzt Jeremias Heiduck sein Wesen trieb. Und wie dies kleine Haus mit seinem unbedeutenden Inhalt ihr einziger irdischer Besitz, so war ihre Tochter Bettina die einzige Person, die sie noch mit

dem Leben verknüpfte, da alle übrigen Verwandten, sowohl die ihres Mannes wie ihre eigenen, vor der Zeit dahingestorben oder verschollen waren. Ihren Lebensunterhalt erwarb sie sich, auch das wissen wir schon, durch Unterrichten in Sprachen und in der Musik. Da sie von Seiten der Bewohner des kleinen Ortes, in dem ihr eigentlicher Wohnsitz lag, keinen Zuspruch erhielt und auch nicht erwarten konnte, war sie genöthigt gewesen, im Winter nach einer größeren Stadt zu ziehen und sie hatte das in der Nähe liegende Neuwied zu ihrem Wirkungskreise gewählt. Als sie sich daselbst einmal niedergelassen und ein ihren bescheidenen Ansprüchen ziemlich genügendes Brod gefunden hatte, blieb sie auch im Sommer dort und vermietete das kleine Haus in Hünningen, so gut sie konnte. In diesem Sommer hatte es keinen Miether gefunden und da die meisten ihrer Schülerinnen auf Reisen waren, gab sie dem wiederholten Drängen des alten Jeremias nach und schlug einmal versuchsweise ihre Wohnung wieder in seiner Nähe auf. Dazu hatte der alte Herr um so mehr gerathen, als einige neue Familien sich unterdeß in Hünningen angesiedelt hatten, das durch seine Lage am Rhein wohl manchen Stille und Frieden liebenden Fremden anzulocken im Stande war.

Daß die arme Frau gegen den Druck ihrer von Anderen völlig abhängigen Lage empfindlich war, ja, daß sie unter den sie oft fast erdrückenden Mühen und dem ewigen Einerlei ihrer Pflichten bisweilen schwer litt, – so legte sich wenigstens Jeremias Heiduck und selbst Cornelia Graach

ihr eigenthümliches Wesen aus – bezeugte eine bald stärker, bald schwächer hervortretende Menschenscheu und Zurückhaltung, die sie sogar häufig gegen die ihr näher Stehenden und ihr durchaus Wohlwollenden an den Tag legte. Von jeher hatte sie sich von förmlichen oder alltäglichen Besuchen bei benachbarten oder ihr bekannt gewordenen Familien ferngehalten, so herzlich und warm man sie auch dazu eingeladen haben mochte; ihren eigenen Beschäftigungen, wenn sie keinen Unterricht zu erteilen hatte, der Lectüre, Handarbeiten und ihrem kleinen Hauswesen sich hingebend, das sie in musterhafter Ordnung hielt, ging sie nur selten aus, gestattete dagegen ihrer allmählig heranwachsenden Tochter jeden Verkehr mit der Welt, soweit ihr derselbe für das junge Mädchen ersprießlich, lehrreich und erheiternd erschien. Dafür empfing sie um so häufiger die Besuche befreundeter Nachbarinnen, denn alle liebten sie und mußten sie lieben, wenn sie erst einmal in dies tief sinnende, zum Herzen dringende Auge gesehen, ihre süße Sprache vernommen und die bescheidene Art und Weise ihres Lebens aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten.

Zu ihren eifrigsten Verehrern, Lobpreisern und – wir sagen es gern – stillen Wohlthätern gehörte nun ihr nächster Nachbar, der Sonderling Jeremias Heiduck, der in Bezug auf diese Frau sogar seine so oft zur Sprache gebrachten beschränkten Verhältnisse ganz zu vergessen schien. Auch Susanna Wunderhold hatte den alten und oft körperlich leidenden Mann sehr lieb und ging häufig zu ihm, um ihn in irgend einer Angelegenheit zu Rathe

zu ziehen, da er zugleich der Vormund ihrer Tochter war. Jetzt geschah dies freilich viel seltener als früher, jetzt bedurfte sie weniger des Rathes ihrer Freunde, denn ihre Angelegenheiten waren geordnet, die Erfahrung hatte ihr eine feste Richtschnur im Handeln vorgeschrieben, und neue Ereignisse von außen her, die ihr die Ansicht und Meinung Anderer wünschenswerth gemacht hätten, traten – sie sagte, Gott sei Dank! – nicht mehr über den Horizont ihres Erdenlebens. Die wichtigste Aufgabe desselben, die Erziehung ihrer Tochter, war vollendet, zu ihrer vollen Zufriedenheit, und Bettina war kaum noch ihre Schülerin zu nennen; was die Mutter wußte, wußte so ziemlich auch sie, und so war sie jetzt ihre beste Freundin, ihre liebste, ergebenste Vertraute geworden, ein Verhältniß, welches Jeden, der es sah, mit Rührung und Verwunderung erfüllen mußte.

Von diesem vertrauensvollen Hingeben der Mutter an die Tochter und der Theilnahme Dieser an dem ihr bisher noch unbekanntem größten Leid Jener werden wir in nicht langer Zeit den schlagendsten Beweis erhalten, für jetzt sind wir nur verpflichtet, die allgemeine Stellung Beider zu sich und anderen Menschen und dann ihre persönliche Erscheinung in's Auge zu fassen.

Je seltener Susanna Wunderhold zu Anderen ging, haben wir gesagt, um so häufiger sah sie Besuche der Nachbarn bei sich, und zu diesen fast alltäglichen Besuchern gehörte vor Allen wieder Jeremias Heiduck, der nie an dem kleinen Hause vorübergehen konnte, ohne wenigstens einen Blick in das Fenster zu werfen und ihr, wenn

er sie anwesend fand, einen Gruß und die Frage nach ihrem Befinden zuzurufen, worauf in der Regel das Fenster sich aufthat, der Gruß freundlich erwidert und mit der Bitte verbunden ward, einen Augenblick näher zu treten und ein paar trauliche Worte zu wechseln. Das geschah denn auch stets zu beiderseitiger Befriedigung und es waren für den alten Junggesellen nicht die unangenehmsten Augenblicke des Tages, die er in der Gesellschaft der liebenswürdigen Mutter und Tochter verlebte.

Den sprechendsten Beweis, wie sehr er Beiden zuthun war, gab er, der sonst so genau, in manchen Dingen fast geizig war und das Geben und Spenden an Andere nie im Uebermaß übte, dadurch, daß er den lieben Nachbarn gar häufig von seinem Ueberfluß Einiges zukommen ließ, wobei er jedoch äußerst beflissen war, dergleichen Liebesgaben nie als ein Almosen, vielmehr als einen Tribut seiner Achtung und Freundschaft erscheinen zu lassen. So sandte er aus seinem großen Obstgarten Früchte aller Art und Gemüse, angeblich blos um zu zeigen, wie früh dieselben bei ihm gediehen und wie sie kein Mensch in der Umgegend schöner und schmackhafter aufweisen könne. Aus seinem Keller wanderte manche Flasche Wein nach dem kleinen Hause, um ihn probiren zu lassen, ob sein Feuer zugenommen, ob sein Duft wohlgerathen und ob der Preis, den er dafür zu fordern gedenke, auch nicht zu klein beschlossen sei. Ferner wurde manche Taube, manches Huhn, im Winter auch Gänse und Enten an Frau Wunderhold gesandt, und wenn

um die Weihnachtszeit die Schweine geschlachtet wurden, erhielt sie ihren Antheil an Schinken, Wurst und sonstigen Dingen, als ob eine Verpflichtung dazu vorläge oder als ob der einmal eingeführte Gebrauch ein unumgänglicher geworden sei. Alle diese Gaben und Geschenke wurden immer mit einigen galanten Worten übergeben, so daß eine bescheidene Zurückweisung derselben für ihn eine Beleidigung gewesen wäre; oft sogar begleiteten sie humoristische Briefchen oder Zettelchen, und das war stets ein Beweis, daß der Absender augenblicklich leidend und an sein Zimmer gefesselt sei, denn in Wahrheit litt Jeremias Heiduck die Hälfte des Jahres hindurch an Rheumatismus, Podagra oder Asthma, Krankheiten, die nicht allein sein Alter verschuldete, sondern die er sich auch durch Unregelmäßigkeiten in der Diät, durch zu leichte Bekleidung und durch die ewige Zugluft zuzog, welche allein er für frisch und gesund hielt, obgleich sie ihm schädlich und geradezu verderblich war. Er hatte nämlich eine Art fixer Idee, daß die übergroße Wärme nur im Wein das Gute, das Schlimmste aber Wnschen selbst erzeuge. Da er den ganzen Tag, mochte er krank oder gesund sein, Wein trank, ohne daß man sagen konnte, er tränke zu viel, fühlte er sich doch dadurch immer innerlich zu warm und heiß, und so suchte er Kühlung, wo und wie er sie finden konnte. Im Sommer hätte er am liebsten den halben Tag im Rhein gelegen oder wenigstens mit nackten Füßen in seinem kleinen Spring gewartet. Seine Bekleidung bestand stets, Winter und Sommer, aus den leichtesten Stoffen. Er saß nie auf einem Polster,

ja, er litt gar kein Möbel in seinen gewöhnlichen Zimmern, welche ein solches aufzuweisen hatten. Seit Jahren hatte er in keinem Bett gelegen, vielmehr sitzend auf seinem selbst erfundenen Stuhl von Eisen und Drahtgeflecht die Nacht zugebracht. Einen Hut hatte er im Hause oder Garten nie bei sich, bei Ausfahrten stand er neben ihm auf der Sitzbank, bei Spaziergängen trug er ihn in der Hand, und überall, wohin er kam, fand er es zu heiß, weshalb er im Winter in seinen Zimmern auch nie oder höchst selten die Oefen heizen ließ, dafür aber das kleine Haus oder die Wohnung der Wittve in Neuwied mit Kohlen und Holz versorgte, wie er auch den Garten derselben von seinem Weingärtner zierlich bestellen ließ.

Der Leser verzeihe die kleine Abschweifung; sie wird uns an einem anderen Orte von Nutzen sein und uns zu schnellerer Erzählung der ferneren Begebenheiten verhelfen; für jetzt wollen wir wieder zu Susanna Wunderhold und ihrer Tochter zurückkehren und uns einigermaßen mit der äußeren Erscheinung Beider vertraut zu machen suchen.

Susanna, die Mutter, war eine Frau von noch nicht ganz vierzig Jahren, aber die schöne menschliche Jugend mit allen ihren wunderbaren Eigenschaften und Kräften, die aus dem Herzen stammt, in den Gefühlen des Herzens wurzelt und dieselben pflegt, und deshalb auch davon wieder zurückstrahlend das Aeußere des Menschen vergoldet und verbrämt, war, bei ihr noch nicht entflohen, nein, diese immerwährende Jugend, wie man sie bei

manchen damit Begabten nennen möchte, war ihr zu eigen geblieben, und ohne daß sie es wußte, stimmten alle Einzelheiten ihrer Erscheinung damit überein.

Von Gestalt nicht gerade groß, aber auch nicht klein, waren alle ihre Glieder ebenmäßig gebildet und eine seltene Harmonie war auch in den schönen, edlen und sanft gerundeten Formen derselben sichtbar. Die Züge ihres Gesichts waren fein und weich, ihr Teint frisch und klar und die dunkelblonden, vorn einfach gescheitelten, am Hinterkopf in reichen Flechten gewundenen Haare von wunderbarer Fülle, Weichheit und jenem natürlichen Glanz und Schimmer, den ihnen kein künstliches Mittel zu verleihen im Stande ist. Mit diesem helleren Haar contrastirte stark ihr großes schönes braunes Auge, das, ohne alle Schärfe und Bitterkeit, selbst in kummervollen Stunden seltsam weich, mild und ergebungsvoll blickte und in dem sich alle ihre Empfindungen aussprachen, ohne daß sie denselben ein einziges Wort zu leihen brauchte. In der Regel ging sie schwarz, immer aber in dunklen Stoffen gekleidet, wogegen die Wäsche, die sie trug, blendend weiß erschien, so wie das Häubchen, das Morgens lose auf dem üppigen Haar ruhte und dessen gestickte weiße Flügelbänder über ihre Schultern den Rücken hinabzuhängen pflegten.

Daß bedeutsame, schwer wiegende Dinge in's Leben dieser Frau gegriffen und daß wenigstens ihr Herz – o, das Herz ist ja am häufigsten das Schlachtfeld der Lebensereignisse einer Frau – viel gelitten und durchgekämpft, sah man ihr auf den ersten Blick an und erkannte

man noch viel deutlicher, wenn man ihr näher trat und sie einmal, was selten vorkam, in längeren Sätzen reden hörte. Ihr klares, feines Gesicht mit dem Grübchen in beiden Wangen, wenn sie einmal lächelte, sprach mit feinen zarten Linien so laut und verständlich Wehmuth und Traurigkeit aus, wie nur ein schönes Gesicht es kann, und in dem melodischen Tonfall ihrer weichen, zum Herzen dringenden Stimme wurde wider ihr Wissen und ihren Willen gar oft die Klage laut, die sie, still und aller Welt verborgen, im Innersten ihres Wesens verschlossen trug.

Nachdem wir so die Mutter mit wenigen Strichen geschildert haben, können wir uns bei der Tochter vielleicht noch kürzer fassen, wenn wir sagen, daß zwischen Beiden eine außerordentliche Aehnlichkeit der Gestalt, der Formen, der Gesichtszüge und des Sprachlauts vorhanden war. Vielleicht war der achtzehnjährigen Bettina Wuchs noch etwas jugendlich nymphenhafter, in der schlankeren und feineren Gestalt sprach sich mehr die Grazie einer Hebe aus und auf das Gesicht mochten die Blüten der Jugend etwas farbenreicher aufgetragen sein. So konnte Jeremias Heiduck mit Recht zweifelhaft sein, wer von Beiden lieblicher, reizender sei, die Mutter oder die Tochter; ein Zweifel, der uns schon öfter im Leben aufgestoßen ist, und den wir damit heben möchten, daß wir sagen: Beide seien gleich liebenswerth, um die Neigung und das Vertrauen eines edlen Mannes hervorzurufen; aber wenn ein und derselbe Mann in der Jugend sich die Tochter zur Gefährtin seines Lebens erwählen möchte, so würde er, falls er im vorgerückten Lebensalter

eine solche suchen sollte, unzweifelhaft der Mutter den Vorzug geben.

Vielleicht hätte man, um noch einmal speciell zu Bettina zurückzukehren, diese etwas lebhafter, munterer und mittheilsamer gewünscht, als sie sich in der Regel zeigte, allein man mußte ihr ihre Zurückhaltung, ihr stilleres Wesen verzeihen, wenn man bedachte, daß eine Erziehung, wie sie sie, fern vom Geräusch der Welt, genossen, daß der stete Verkehr mit einer ernsten, zur Traurigkeit und zum beschaulichen Nachdenken geneigten Mutter und endlich das ihr gleichsam angeborene Bewußtsein einer drückenden Lebenslage sie nicht anders bilden und gestalten konnte. Nein, Bettina konnte gewiß nicht anders sein, wie sie war; unter den Augen und Händen einer solchen Mutter groß geworden, hatte sie früh mit dem Ernst des Lebens Bekanntschaft gemacht, und ohne selbst etwas Schweres und Bitteres erlebt zu haben, wußte sie wohl, daß das Leben Schweres und Bitteres bieten könne und in den meisten Fällen auch biete, und so hatte der leichte Flattersinn der heutigen Jugend, das Blendwerk äußeren Scheins, das Trugbild frühgeweckter sinnlicher Begierden noch keinen Eingang in dies unschuldige Herz gefunden und ihr Geist war rein geblieben von den Eindrücken einer verfeinerten und dadurch nicht verbesserten Welt, was wir heutzutage leider nur allzu selten von Mädchen ihres Alters behaupten können.

Zwischen Mutter und Tochter, die sich äußerlich so ähnlich sahen wie zwei Blumen derselben Art und an einem Stengel gewachsen, herrschte auch die innigste Uebereinstimmung und Seelengemeinschaft. Sie waren sich Beide vollkommen bewußt, daß sie Mutter und Tochter seien, und doch liebten sie sich wie Schwestern, doch vertrauten sie sich ihre kleinen täglichen Sorgen mit ganzer Hingebung an, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob die Aeltere in der Jüngeren oder Diese in Jener häufiger Trost und Beistand gefunden, und welcher Trost von Beiden der Anderen mehr Labsal und Genuß, mehr Freude und Wohlbehagen zu bereiten im Stande war.

Susanna hatte vor ihrer fast um zweiundzwanzig Jahre jüngeren Tochter eigentlich – wenn wir ein einziges ausnehmen – nie ein Geheimniß gehabt; außer diesem Einen – allerdings war es ein großes, ein bedeutsames Geheimniß – lag der Mutter Leben, ihr Denken und Sinnen, ihr Dichten und Trachten, ihr Wünschen und Hoffen, klar und offen der Tochter vor Augen, und wie sie schon einen großen Theil ihrer Vergangenheit kannte, so bot ihr die ganze Gegenwart derselben keinen Schatten, kein Räthsel dar, und es wäre außer jenem Einen, das sich nun bald in das Herz der Tochter ergießen sollte, der Mutter unmöglich gewesen, dem Kinde, der Freundin, der Schwester irgend einen Gedanken zu verhehlen – und das grade ist, glauben wir, der Grund, warum Beide, sich vollkommen einander erkennend und erschließend, sich mit so unbeschreiblich inniger Liebe ergeben

waren, warum sie sich Beide ergänzten und zusammen gehörten und warum eine Trennung der Einen von der Anderen ihnen Beiden vielleicht das Herz gebrochen hätte. –

In das einsame Haus dieser Mutter und Tochter nun begab sich an dem Morgen des von uns erwähnten Tages Cornelia Graach, die, wenn sie das Verhältniß zwischen Beiden auch nicht in seiner vollkommenen schönen Gestaltung kannte, doch instinktmäßig ahnte, daß es ein schönes und seltenes war, weshalb sie sich auch von jeher zu ihnen hingezogen gefühlt hatte. Früh schon an diesem Morgen hatte Bettina ihre Mutter verlassen und war in das Städtchen gegangen, um verschiedene kleine Einkäufe zu besorgen, eine Sorge, die sie in der Regel der Mutter abnahm, weil diese so ungern unter fremde Menschen ging und sich namentlich, so oft es möglich war, dem alltäglichen Geschwätz der neugierigen Handelsleute entzog. Susanna war also allein zu Hause geblieben, hatte ihr kleines Hauswesen in Ordnung gebracht und saß nun am Fenster ihres Wohnstübchens, augenblicklich mit einer feinen Stickerei beschäftigt, in der sie wunderbar geschickt und bewandert war.

Doch, ehe wir Cornelia erscheinen lassen, müssen wir noch einen raschen Blick auf dies Stübchen selber werfen, denn ein solches Stübchen mit seiner Einrichtung und seiner einfachen Traulichkeit ist ja gleichsam der mehr oder minder geschmackvolle Rahmen des uns entgegretenden Bildes einer geliebten Person. Der Rahmen nun, in dem wir Susanna heute erblicken, ist kein

besonders reicher, stark vergoldeter und künstlich geschnitzter. Er ist einfach glatt und fein, aber er hat die rechte Färbung und den rechten Schnitt, um uns zu gefallen und die schöne Gestalt darin lebendig und klar hervortreten zu lassen. Das Stübchen war eng genug, niedrig und gewiß nicht elegant, aber es nimmt uns sogleich durch eine ungemeine Sauberkeit und eine gefällige Anordnung der darin aufgestellten Gegenstände ein. Eigentlicher Schmuck war darin nirgends zu sehen und doch sah es wie ein reizendes Schmuckkästchen selber aus. Die Fensterscheiben und der mächtig große Spiegel strahlten im reinsten Glanz und die Gardinen und Vorhänge schienen eben erst, obgleich sie immer so gehalten wurden, aus den Händen der Wäscherin hervorgegangen zu sein. Die kleinen Möbel waren alt und von Nußbaumholz, aber überaus glänzend polirt. An den Wänden hingen einige unbedeutende Bilder, auf dem Fenstersims standen blühende Gewächse in porzellanenen Töpfen. Auf vier kleinen Consolen über dem Schreibtisch sah man die Statuetten von Schiller und Goethe, von Mozart und Beethoven. Ueber den runden Tisch, der vor einem kleinen Sopha in der Mitte der Stube stand, war eine noch ziemlich neue Damastdecke gebreitet, aber unter ihm lag ein bunter abgetretener Teppich, der schon sehr alt zu sein schien und ach! von früheren schönen Tagen und Stunden erzählen konnte, wenn er nur hätte reden können, denn wie viele verschiedene Füße hatten schon auf ihm geruht! Auf dem Schreibtisch erblickte man die modernen Classiker, wenigstens die beliebtesten ihrer Werke, eine englische

und eine französische Grammatik und einige Lexika beider Sprachen. Das war eigentlich aber auch Alles, was man sah und wir wollen damit den Rahmen der Person genügend geschildert haben, welche da an dem kleinen Nähtisch am Fenster sitzt, das feine Gesicht aufmerksam auf die Arbeit niedergebeugt hält, die in den geschickten weißen Händen von Minute zu Minute wächst und doch noch lange nicht vollendet ist, denn die fleißige Susanna Wunderhold hat nur zwei Morgenstunden im Sommer dazu frei, da ihre Bücher – und warum nicht auch ihre Gedanken – einen großen Theil ihrer übrigen Zeit in Anspruch nehmen.

Das Innere ihres Stübchens war zu keiner Zeit im Sommer besonders hell, die beiden großen Lindenbäume warfen stets einen tiefen Schatten hinein. Plötzlich verdunkelte es sich noch mehr und Susanna blickte erstaunt und fragend von ihrer Arbeit auf, ob es vielleicht eine Wolke sei, die unvermuthet über den bisher so klaren Himmel ziehe und ihre Arbeit beschatte. Da aber schrak sie sichtbar zusammen und stieß einen Ruf freudiger Ueberraschung aus. Vor dem Fenster stand die große und stattliche Gestalt Cornelia Graach's, der lieben Freundin, an die die einsame Arbeiterin heute Morgen schon mehrmals im Stillen gedacht hatte. Da stand sie und schaute, einen warmen Freudenstrahl im großen braunen Auge, das auf Susanna von jeher eine ihr unerklärliche Wirkung geübt und von Anfang an die innigste Sympathie in ihr erregt hatte, die jüngere Freundin an, dabei wiederholt

mit dem grauen Kopfe nickend und mit Händen und Lippen liebevolle Küsse sendend.

Susanna, die sonst so bedächtig und ruhig in ihren Bewegungen und Lebensäußerungen war, sprang diesmal, wie von einer Feder emporgeschneilt, vom Stuhle auf, und ohne sich am Fenster aufzuhalten, flog sie der alten Dame nach der Thür entgegen und gleich darauf hielten sie sich, mitten im Zimmer stehend, fest und innig umschlungen.

Wenn irgend ein Zuschauer diesem Begegniß beigewohnt, so hätte sich ihm ein hübsches – nein, mehr als das – ein ergreifendes Bild dargeboten. Es lag etwas ungemein Zärtliches in dem gegenseitigen Umschlingen und Küssen dieser beiden Frauen. Auf Seiten der großen, mächtig gestalteten Cornelia ein fast mütterliches Erfassen und Liebkosen, als wollte sie sagen: »hier bin ich, nun lege Dein müdes Haupt an meinen Busen, Du sollst sanft und sicher daran ruhen;« auf Seiten der viel zarter gebildeten, kleineren Susanna ein hingebendes Vertrauen, ein kindliches Sichanschmiegen, als fühlte sie in innerster Seele, nun habe ich Dich, komm und laß mich Dir allen meinen Kummer sagen!«

Eine geraume Zeit schon standen so die beiden Frauen dicht aneinander gedrängt, ohne ein einziges Wort zu sprechen; fast schien es, als hätte eine Rührung, deren Ursprung Beiden unbekannt war, ihre Zungen gefesselt und ihre Geister in Banden geschlagen, oder als bedürfte es hier der Worte nicht, wo die Empfindungen so laut und fühlbar redeten. Endlich aber lösten sich Cornelia's

Arme von dem schön geschwungenen Nacken Susanna's und mit weicher Stimme, aus der ebenfalls jene Rührung hervorklang, sagte sie:

»Nun ist es gut, ja. Kommen Sie, Liebe, und setzen wir uns; ich habe heute nur eine halbe Stunde Zeit für Sie und wir werden uns wohl Manches zu erzählen haben.«

Susanna, ihre Aufregung schnell bemeisternd, ließ nun auch ihre Arme sinken und mit geneigtem Kopfe, als wolle sie der älteren Freundin die Freudenthräne verbergen, die ihr in's Auge gekommen, folgte sie der sie leitenden Hand und bald saßen Beide nahe zusammen auf dem kleinere Sopha, aber die Hände noch immer fest in einander pressend, und nun begann die gefaßtere Cornelia zu erzählen, wie es ihr seit ihrer letzten Trennung ergangen, wie sie sich gefreut, zu hören, daß Susanna mit Bettina diesen Sommer in Hüningen wohne und wie sie sich vorgestellt, daß aus ihrem so nahen Beisammensein recht viele schöne Stunden ersprießen würden.

Als Susanna Wunderhold die alte Frau so ruhig, klar und herzlich sprechen hörte, kehrte auch in sie ihre alte Ruhe zurück und als Cornelia geendet hatte und nun nach ihrem Ergehen fragte, berichtete sie kurz und einfach, wie still ihr Leben verlaufen, wie der Entschluß, nach Wingertsspring zu kommen, ihr gar nicht schwer geworden und wie auch sie sich freue, nun einen recht gemüthlichen Sommer mit ihr in Gemeinschaft zu verbringen.

Die halbe Stunde, die Cornelia im kleinen Häuschen zubringen wollte, war bald vorüber, aber es dachte Niemand an den Verlauf der Zeit. Plötzlich aber suchten Cornelia's Augen im Zimmer umher und sie fragte etwas hastig:

»Wo ist Bettina? Ich bin sehr neugierig, sie zu sehen – es sind zwei und ein halbes Jahr her, daß ich fern von ihr war – sie muß jetzt völlig erwachsen sein.«

Die jugendliche Mutter – so dürfen wir sie in Anbetracht ihres Aussehens, wenn auch nicht ihrer Jahre wohl noch nennen – war immer glücklich, wenn von ihrer Tochter gesprochen wurde und sie entgegnete mit herzinnigem Lächeln:

»Bettina ist in verschiedene Läden gegangen, um einige kleine Bedürfnisse zu kaufen, ich erwarte sie erst in einer Stunde zurück. Aber ob sie erwachsen ist? Ach, das ist sie schon lange, liebe Frau Professorin, und Sie werden sich wundern, wenn Sie sie sehen.«

»Ich glaube es. Als Kind schon war sie sehr hübsch – ist sie es als Jungfrau geblieben?«

Die Mutter schwieg, aber sie lächelte und aus diesem eigenthümlichen Lächeln schon erkannte Cornelia die Wahrheit. »Nun,« fuhr sie fort, »es ist natürlich und wir wollen uns Beide darüber freuen. Sie werden doch nichts dagegen haben, daß die Bettina recht viel mit meinen Enkelinnen verkehrt? Sie sind alle Drei gut geartet und recht muntere Dinger. Schön im eigentlichen Sinne des Wortes ist keine von ihnen, aber frisch und gesund, auch ein Bischen hübsch sind sie alle.«

»Das ist das Beste. Auch Bettina ist nicht eigentlich schön, doch wohlgebildet und ansprechend. Und ob ich etwas dagegen habe, daß sie mit Ihren Enkelinnen verkehrt? Liebe Frau Professorin, die Antwort darauf bleibe ich Ihnen schuldig. Sie kennen ja meine Ansicht vom Leben und meine Erziehungsmethode. Bisher freilich war ich nur allein Bettina's Gefährtin, ich fühle aber, daß sie jetzt andere, jüngere, fröhlichere haben muß; bei mir wird sie zu ernst und trüb, und das soll die Jugend nicht. Da schickt mir der Himmel nun Sie und Ihre Kinder – ist das nicht ein großer Gewinn für Bettina und mich und muß ich ihm nicht herzlich dankbar dafür sein?«

Cornelia drückte der Freundin warm die Hand und stand dabei auf. »Still, still,« sagte sie, »das wollen wir schweigend abmachen. Doch nun muß ich gehen; ich will zu dem Alten hinüber. Meine Kinder werden heute Nachmittag hier erscheinen und sich Ihnen vorstellen; ich wollte zuerst allein bei Ihnen sein, darum brachte ich sie nicht gleich mit. Doch nun habe ich noch eine Bitte. Es ist so schönes Wetter und morgen ist Sonntag, der erste, den ich in Lerchendorf dies Jahr verlebe. Den müssen wir feiern und Sie müssen dabei sein. Kommen Sie also mit Bettina schon morgen früh zu uns und bleiben Sie den Tag bei mir. Die Jungen mögen sich tummeln, wo und wie sie wollen, wir aber wollen uns das Herz freisprechen, denn wir werden uns wohl noch so Manches zu sagen haben. Neuigkeiten – ach! – fallen ja leider immer vor, und sie sind nicht immer so, wie wir sie wünschen, nicht wahr?«

Susanna war schon im Anfang, als Cornelia sie zu dem Besuche auf Lerchendorf einlud, merklich verlegen geworden und die letzten Worte hatte sie fast gar nicht gehört, so groß war ihre Unaufmerksamkeit. Als Cornelia schwieg und ihre Antwort erwartete, blieb sie still, aber ihre linke Hand preßte sich unwillkürlich auf ihr Herz, sie schütterte leise den Kopf und sah tief nachsinnend zu Boden.

»Wie denn?« begann Cornelia wieder, »was heißt das? Wollen Sie meine erste Bitte nicht erfüllen, Liebe?«

»Meine liebe Frau Professorin,« sagte nun Susanna Wunderhold langsam, aber mit einem Ausdruck der Bestimmtheit, wie sie ihn unter Umständen bisweilen annehmen konnte, »Sie sind sehr gütig, aber ich – ich *kann* diesmal Ihre Bitte nicht erfüllen.«

»Warum nicht?« fragte Cornelia mit hell aufblitzendem Auge.

»O, Sie wissen, wie selten ich überhaupt ausgehe, doch das allein würde mich nicht abgehalten haben, morgen den schönen Tag in Lerchendorf zuzubringen. Nein, ich würde sogar gern zu Ihnen gekommen sein, aber – morgen *kann* ich nicht. Jeden anderen Tag will ich von Herzen gern bei Ihnen verleben,«

Cornelia erkannte sogleich, daß hier ein ernster Grund vorlag, der Susanna sie morgen zu besuchen hinderte. Sie liebte es nicht, in die Geheimnisse der Menschen zu dringen, wenn diese ihr nicht damit entgegen kamen. So wollte sie sich schon mit der bloßen Weigerung begnügen, als ein halb unterdrückter Seufzer Susanna's ihre

Theilnahme wachrief und so sagte sie doch, fast wider ihren Willen:

»Warum gerade nicht morgen?«

»Ich will es Ihnen ehrlich sagen,« antwortete Susanna nach einigem Besinnen. »Der 7. Mai – wir haben ihn morgen – ist für mein armes Leben ein bedeutsamer und verhängnißvoller Tag gewesen – seit dreiundzwanzig Jahren – mit einem Wort: ein Gedenktag – an einen Todten. So, nun habe ich es Ihnen gesagt, und Sie werden begreifen, daß ich an diesem Tage nicht in Gesellschaft gehen *kann*, auch in Ihre nicht. Ich verlebe ihn stets wo möglich ganz allein, nur meine Erinnerungen besuchen mich – und sie, sie dürfen durchaus nicht gestört werden.«

»Ah – es ist gut, Liebe, daß Sie mir das sagen. Nun schweige ich, denn ich begreife Ihre Empfindung. Doch wie ist es mit Bettina? Muß sie bei Ihnen bleiben?«

Susanna schüttelte sanft den Kopf. »Nein,« erwiderte sie freier aufathmend, »sie kann gehen, wenn sie will, ich halte und brauche sie nicht – bei Tage nicht, aber am Abend, etwa um Sieben oder Acht, möchte ich sie wiederhaben, denn ich habe mir vorgenommen, morgen mit ihr zu reden und ihr Etwas mitzutheilen, was – sie bisher noch nicht gewußt hat.«

Cornelia umfaßte die also Redende und küßte sie herzlich. »Ich verstehe,« sagte sie, »und nun sind wir für heute fertig. Meine Kinder sollen Bettina morgen früh um neun Uhr holen, damit sie nicht allein zu gehen braucht, und sie Ihnen um sieben oder acht Uhr Abends wiederbringen. Das ist abgemacht. Und jetzt gehe ich zum Alten.

Adieu, liebes Kind. Wir sind Freundinnen, wie immer, vielleicht jetzt noch mehr als sonst. – Haben Sie Etwas an den Alten zu bestellen?«

»Nein, ich habe ihn heute schon gesprochen, er war bei mir.«

Noch ein paar Worte des Abschieds, noch einen Kuß und einen Händedruck, und Cornelia Graach hatte das kleine Haus verlassen und wandte sich in nachdenklicher Stimmung dem naheliegenden Herrenhause von Wingertsspring zu, dessen große Hinterpforte sie schon weit geöffnet sah und in dessen geräumigen und eben nicht sauberen Hof sie nun mit ernsteren Empfindungen trat, als sie es eigentlich für möglich gehalten hatte.

#### SECHSTES CAPITEL. EIN ALTER JUNGGESELL.

Haben wir durch einzelne Hindeutungen schon errathen lassen, wie der Hof zu Wingertsspring beschaffen war, so liegt es uns auch ob, des Näheren zu erwähnen, wie das Herrenhaus selbst im Aeußern und Innern sich ausnahm. Es war ein uraltes, weißgetünchtes Gebäude, geräumig, mit dicken Wänden und engen Fenstern, dem man schon von Weitem sein Alter, seine Ungemüthlichkeit und Hülfbedürftigkeit ansah, denn es war, so lange es in der Hand des jetzigen Besitzers und seines Vorgängers gewesen, nichts geschehen, um den allmählig entstandenen Gebrechen abzuhelfen oder nur seiner äußeren Erscheinung ein wohlgefälligeres Ansehen zu geben. Es bestand aus einem unteren Stockwerk mit acht

Fenstern, über denen kleine Mansarden angebracht waren, über die sich ein eigenthümlich gestaltetes, ausgeschweiftes Dach mit gedrückten Giebeln und ungeheuer lang hervorstehenden Schornsteinen wölbte. Es lag hart am Rhein, doch so hoch auf einem geröllreichen Abhang, daß die steigenden Fluthen desselben nie seine Grundmauern und eben so wenig die Gärten erreichen konnten. Letztere umfaßten das Haus von beiden Giebelseiten, während die Hauptfront nach dem Fluß und die Hinterfront nach dem Wirthschaftshofe sah. Die beiden Gärten waren ziemlich groß und leidlich gepflegt, wie die am Lerchenfels emporklimmenden Weinberge. Auch sie enthielten fast nur Weingänge, fast keinen Strauch, keine Blume, und nur dann und wann ragten einige Obstbäume auf, die allerdings herrliche Früchte trugen, auf die der Besitzer nicht weniger stolz war als auf den Ertrag seiner Reben, den er, obgleich er sich in guten Jahren ganz leidlich erwies, doch über Gebühr pries und selbst hoch hielt, weshalb er mit zu den theuersten Weinproducenten gehörte, die am ganzen Rhein zu finden waren.

Das untere Stockwerk des Wohnhauses enthielt sehr weite und zahlreiche Räume und ward nur allein bewohnt; die Mansarden und Giebelstuben im oberen Theil, die einst zu Fremden- und Kinderzimmern benutzt sein mochten, standen jetzt leer und höchstens hatte sich altes Gerümpel darin angehäuft, an welchem Wingertspring überhaupt keinen Mangel litt. Im Ganzen waren auch die unteren Zimmer sehr dürftig ausgestattet und schon beim ersten Blick, den man hinein that, erkannte

man, daß kein guter und behaglicher Geist in denselben walten könne. Die ›beschränkten‹ Mittel des Gutsherrn schienen eben so wenig hinzureichen, seinem Hause ein stattlicheres Innere zu geben, als das Aeußere vor dem allmählig hereinbrechenden Verfall zu schützen, und doch war dies durchaus nicht der Fall. Wenigstens hätten seine Mittel in der That wohl hingereicht, sich ein freundlicheres Asyl zu gründen, allein er gefiel sich darin, für einen bedürftigen Mann gehalten zu werden, und diese eben nicht sehr liebenswürdige Eigenschaft mag er mit manchen anderen Menschen theilen, denn der Geiz ist eine ebenso häufige Erscheinung im Leben wie der Luxus, und vielleicht ist es gut, daß es so ist, wenigstens gäbe es viele interessante Dinge weniger auf der Welt, wenn beide Extreme nicht vorhanden wären.

Nein, unserem guten Jeremias Heiduck gefiel sein altes Haus ganz außerordentlich in dem Zustande, in welchem wir es jetzt sehen, er befand sich überall behaglich darin, und da er keine Erben besaß, für deren Zukunft er zu sorgen hatte, so war es ihm ganz einerlei, ob es Anderen gefiel oder nicht. Ueberdieß waren seine Neigungen und Gewohnheiten ganz anderen Dingen als dem gewöhnlichen Haushalt zugewandt, und da auch die dienstbaren Hände nichts für Ordnung, Reinlichkeit und Gemüthlichkeit thaten, so ging eben Alles seinen alten Gang, es blieb Alles stehen und liegen, wie es stand und lag, und es hätten bedeutsame Ereignisse vorfallen müssen, um zu veranlassen, daß irgend eine Hand sich rührte, auch nur den Staub von den Möbeln zu wischen,

den Sommer und Winter darin und darauf nur zu freigebig anzuhäufen lieben.

Außer dem Gutsherrn lebten und wirkten nur die Wirthschafterin, die ›göttliche‹ Theodosia und einige Knechte und Mägde in dem Herrenhause, denn der Winzer, der zugleich Gärtner war, hatte in der Nachbarschaft sein eigenes kleines Gehöft und konnte durch eine Seitenpforte jederzeit in das Bereich seiner Wirksamkeit gelangen. Mit der Wirthschafterin stand ihr Herr fast immer auf dem sogenannten Kriegsfuß. Sie war eine eigensinnige, rechthaberische und dabei geizige Person, die Niemandem die kleinste Gabe gönnte, die ihr Herr bisweilen nach verschiedenen Seiten spendete, und die doch stets auf den Geiz desselben zürnte, wenn er mit manchen ihr genehmen Ausgaben nicht sogleich bei der Hand war. Theodosia liebte es, Alles und Jedes im Hause nach ihrem eigenen Kopfe zu machen und sie grollte mit dem alten Mann, wenn er es anders wollte. Dabei war sie auch gelegentlich rachsüchtig und trug ihm auf irgend eine Weise morgen nach, was er nach ihrer Meinung heute an ihr verbrauchen hatte. Beide waren eingefleischte Gewohnheitsmenschen und Keiner wollte auch nur ein Haar breit von dem alten breitgetretenen Wege abweichen. Daher entstand Hader und Zwist überall und oft, der aber in Folge der elastischen Gutmüthigkeit des Herrn nie in einen lauten und ernstlichen Streit ausartete, vielmehr in der Regel sogar einen humoristischen Anstrich gewann, wie wir später zu erkennen noch häufig genug Gelegenheit haben werden.

Was ihre Persönlichkeit betrifft, so war Theodosia nicht weit von den Sechszigen entfernt, von denen sie etwa sechszehn Jahre im Dienst Jeremias Heiduck's zugebracht hatte. Von Gestalt war sie lang, knochig und dürr, das faltige Gesicht schimmerte halb grau halb gelb, und die kleinen grünen Augen riß sie nur dann sehr weit auf, wenn sie in Staunen gerieth und ihrem Herrn und Gebieter von Neuem Fehde schwur oder ihm gar den Handschuh zum Kampfe hinwarf. Sie ging stets in einem ziemlich ansehnlichen Kleide von grauem Wollstoff einher und trug eine weiße, reich gefältelte Haube, die sie in der Woche mit einfachen braunen Schleifen, Sonntags dagegen mit langhinflatternden rothen oder gelben Bändern verzierte, ein Schmuck, den Jeremias stets bespöttelte und ›ihre Windfahne‹ nannte, die ihm schon von Weitem böses Wetter verkünde.

In Anwesenheit des Herrn übrigens grollte sie selten laut, um so heftiger aber hinter seinem Rücken; das wußte sowohl er wie alle übrigen Hausbewohner und er ließ es aus Gutherzigkeit oder Gleichgültigkeit geschehen; die Anderen dagegen lachten, je lauter sie tobte, und hielten es doch immer mit dem alten Herrn, der bei allen seinen Eigenheiten ein guter braver Mann war und mit sich sprechen ließ, wenn man ein vernünftiges Anliegen an ihn zu stellen hatte.

Im Hause selbst befanden sich zwei sogenannte Besuchzimmer, aber es gab nur wenige Menschen, denen

jemals das Glück zu Theil geworden war, diese geheimnißvollen Räume zu betreten. Im Winter zumal kam Niemand hinein, nicht einmal Theodosia, und im Sommer war es für diese viel zu umständlich, die verrosteten Fenster zu lüften, die Ueberzüge von den verblichenen Möbeln zu nehmen und den Besen oder den Staubwischer in Bewegung zu sehen. Jeremias Heiduck selbst aber schien kaum zu wissen, daß er zwei solche Staatszimmer habe, und wenn er sie einmal hätte gebrauchen können, fiel ihm dieser gute Gedanke immer erst ein, wenn die Gäste schon wieder entfernt waren.

Nein, er begnügte sich für sich selber mit seinem Wohnzimmer, seinem Arbeits- und Schlafzimmer, denn drei solche Räumlichkeiten besaß er in der That, und seine gewöhnlichen Besuche überraschten ihn gewöhnlich in einem derselben und dann blieb er mit ihnen darin, da sie ja die interessantesten im ganzen Hause waren. So meinte er nämlich selbst und so meinten auch viele Andere, nachdem sie erst einmal diese merkwürdigen Stätten großer Gedanken und seltsamer Liebhabereien mit eigenen Augen gesehen hatten.

Und allerdings, in diesen drei Zimmern sah es sehr seltsam, fast abenteuerlich aus, und wenn dieselben durch den Namen von einander unterschieden waren, so sahen sie sich in der That so ähnlich, daß man das eine eben so wie das andere für irgend einen beliebigen Raum hätte halten können. Denn in diesen Zimmern, wie es ihm gerade gefiel, wohnte, ruhte, arbeitete und schlief

Jeremias Heiduck; die Geräthschaften, deren er zur Arbeit, und der Vorrichtungen, deren er zur Ruhe bedurfte, waren so gut in dem einen wie in dem anderen enthalten.

Möbel konnte man eigentlich nur die wenigsten derselben nennen und nur für verschiedene Sitzapparate war in ausreichendem Maaße gesorgt. Diese alle aber, wie die meisten übrigen, Schränken und Commoden ähnliche Dinge waren von Eisen, nicht allein, weil dies Metall dauerhafter als Holz, sondern weil es auch zum Gebrauche kühler und nach der Ansicht des Erfinders und Besitzers behaglicher war. Sessel oder wenigstens denselben entsprechende Apparate waren in reichster Zahl vertreten, die meisten von wunderlicher Construction, und dabei so schwer beweglich, daß sie so leicht nicht durch die Kraft einer Person von der Stelle gerückt werden konnten, auf der sie standen. Die Stühle waren sammtlich dreibeinig, aber so seltsam geformt, daß eigentlich nur ein Kunstreiter darauf sitzen konnte, denn nur bei sehr geschickter Balancirung standen sie fest, während sie bei der geringsten Bewegung in ein heillooses oder gar gefährliches Schwanken geriethen. Alle diese seltsamen Geräthe hatte der kunstfertige Jeremias selbst erfunden und nach seiner Zeichnung anfertigen lassen oder auch zum Theil selbst angefertigt. Die Modelle standen noch hier und da herum, wie denn Alles bunt durcheinander gewürfelt stand und lag und überdieß mit allen möglichen Dingen: Büchern, Zeitungen, Büchern u. s. w. bedeckt war, auf denen allen der durch die offenen Fenster hereindringende Staub einen bequemen Ruhesitz fand.

In seinem eigentlichen Arbeitszimmer sah es wo möglich noch bunter und genialer aus. Hier stand nicht allein seine Drechselbank mit vielerlei Handwerkszeng, Oelflaschen und Tintenfässern, unter die dann und wann auch eine leere Weinflasche gerathen war, sondern hier hatte auch sein Denkerstuhl Platz gefunden, eine Art amerikanischen Wiegenstuhls, der ganz aus Eisen und feinem Messingdraht construirt war und auf welchem sitzend und sich leise hin und her schaukelnd der kunstfertige Mann seinem Genius Audienz zu geben pflegte. Auch ein kleines chemisches Laboratorium, ein Filtrirapparat zur Weinprobe und das geheimnißvolle sinnreiche Modell zur neuen Champagnerfabrikation hatte hier seine Stelle gefunden, und um Raum für das zahllose Geräth zu haben, war der Ofen in der Ecke ganz abgebrochen, wie denn dies heilige Gemach im Winter noch nie geheizt worden war.

Im sogenannten Schlafzimmer endlich sah man einige Schränke von Holz, für Kleider, Wäsche und Schuhwerk bestimmt, aber das Meiste davon hatte nie das Innere dieser Schranke berührt; sondern lag, bunt durch einander geworfen, wie es gebraucht worden war, über einer Art Pritsche, die früher zur Lagerstätte des unermüdlichen Denkers gedient haben mochte, jedoch nie ein Bettstück gesehen hatte. Das wichtigste und genialste Möbel in diesem Raum, die neuste vollkommen geglückte Erfindung des alten Mannes aber war sein berühmter »Nachtstuhl«, das heißt, ein langgestreckter Sessel von Eisen und Draht mit bequemen Armlehnen und Fußstützen, auf

dem er in halb sitzender, halb liegender Stellung, selten nur einer leichten Decke bedürftend, seine Nächte zu verbringen pflegte, Nächte, die ihm theils durch das Podagra schmerzlich verbittert, theils durch den Besuch geheimnißvoller Gedanken und Entdeckungen unglaublich versüßt wurden.

In diese Räumlichkeiten nun paßte wohl kein Mensch besser als der seltsame Kauz, dem zu Liebe wir diese harmlose Schilderung schon haben unternehmen müssen. In diesen Räumen war er glücklich, hier störten ihn die Sorgen und Gebrechen der Außenwelt nicht, hier verlebte oder verträumte er fast die ganze Zeit, die er nicht in seinen Weinbergen oder im Keller zubrachte. Denn diese beiden Orte waren die einzigen, die außer jenen noch Reiz für ihn hatten, und wäre ihm weiter nichts auf der Welt beschieden gewesen als diese drei Räumlichkeiten, seine Weinberge und sein Keller, er würde nie einen anderen Wunsch gehegt oder ein anderes Bedürfniß kennen gelernt haben, denn sie umschlossen seine Welt, die Grenzen seines Nachdenkens, seines Phantasirens, seiner Genüsse und seiner Sehnsucht.

In seinem Denkerstuhl, mitten im Arbeitszimmer sitzend, die Mappe der Erfindung auf den Knien haltend und mit einem Bleistift an irgend einem neuen Entwurf zeichnend, treffen wir nun heute unsern guten Jeremias Heiduck an. Alle Fenster und Thüren des Zimmers sind weit geöffnet und vom Zugwinde, der unbehindert mit den leichten Gegenständen darin spielt, leidet kein

Mensch weniger als er, da er, wie er meint, ohne ihn eigentlich nicht athmen kann, denn das fatale Asthma ist einmal wieder in einem stärkeren Anfalle erschienen und peinigt den alten Junggesellen fast eben so sehr wie die ›göttliche‹ Theodosia, die ihn so eben mit Klagen über die Verschwendung der Mägde behelligt und die er deshalb mit komischen Scheltworten – zum Teufel gejagt hat, worüber er sich in dem Augenblick außerordentlich freut, als wir zu ihm in's Zimmer treten.

Da sitzt er vor uns, der weit über sechzig Jahr alte Mann, eine derbe, vollsaftige, dickbäuchige Gestalt, gerade eine solche, wie die Gicht sie nach altem Brauch heimzusuchen liebt. Er ist leicht bekleidet, wie immer, denn er trägt nur weiße Beinkleider von sehr dünnem Stoff und ein roth und weiß gestreiftes Hemd. Um seinen bloßen, kurzen Hals ist nur zum Schein ein ganz lose sitzendes seidenes Tuch geschlungen, und da das Hemd in der warmen Jahreszeit ihm noch zu drückend erscheint, hat er die Aermel desselben bis zum Oberarm umgeschlagen und die nackten, ungeheuer fetten und mit dunklen Haaren bewachsenen Arme liegen bequem auf den Handhaben des Denkerstuhls, da er eben, wie schon oben gesagt, mitten in einer neuen Erfindung begriffen ist. Characteristisch, wie die ganze, kurz gedrungene Gestalt, ist aber hauptsächlich der mächtige Kopf, der noch größer und dicker erscheint, da ihn ungewöhnlich üppiges Haar und ein nicht ganz ungepflegter Bart umfaßt, die beide von schneeweißer Farbe sind, aber einst schwarz

gewesen sein müssen, wie noch die buschigen Augenbrauen andeuten, von denen bis jetzt kein Haar die Einwirkung des Alters gespürt hat. Was zwischen diesem Haar- und Bartwuchs vom Gesicht zu sehen ist, scheint an einer Blutfülle ohne Gleichen zu leiden, denn Alles: Stirn, Nase, Lippen und Wangen sind kupferroth. Aber auf diesem blutreichen Gesicht ist keineswegs das Gepräge rein menschlicher Züge verwischt, im Gegentheil, aus jeder Linie oder Falte desselben leuchtet eine unendliche Gutmüthigkeit und Biederkeit hervor und damit stimmt der Blick des reinblauen Auges überein, das beständig in Thränen schwimmt, die aber bei ihm nie der Ausdruck des Schmerzes, vielmehr eine Folge des Alters, der unregelmäßigen Lebensweise und nebenbei das Zeichen einer lymphatischen Constitution sind, wie der Arzt des alten Herrn sich gelegentlich auszudrücken beliebt.

Als wir ihn so genauer in's Auge fassen, starren seine Augen unbeweglich auf das Blatt Papier hin, das er kurz vorher mit dicken Bleistiftstrichen bedeckt hat. Die Erfindung, die er eben zu machen im Begriff steht, scheint nicht recht zu glücken; der alte Herr sinnt und sinnt, und was er sucht, will sich nicht so rasch finden lassen. Da durchschauert ihn mit einem Mal ein lichter Gedanke, er schlägt sich mit der dicken rothen linken Hand vor die Stirn, daß es schallt wie ein Pistolenschuß, und im Augenblick darauf fährt sein Stift über das Papier und er kann mit Archimedes rufen: »Da ist es, ich habe es gefunden!«

Aber diese Worte sind es nicht, die über seine Lippen gleiten, vielmehr drückt er sich in seiner Art viel bescheidener aus, indem er sagt:

»Jeremias, das war gerade nicht dumm; es könnte Dich wohl zum Ziele führen, wenigstens ist der gerade Weg dahin entdeckt. O, o, welchem guten Engel verdanke ich diesen guten Einfall! Es muß in der That in der Luft liegen, die so frisch in diese Fenster hereinweht – ja, ja, der Wind, der Wind – bringt mir immer nur Gutes. Aber – was ist das?« unterbrach er sich plötzlich. »Warum schreit denn das einsame Thier so abscheulich? Will es sich etwa die schöne Stimme der göttlichen Theodosia zum Muster nehmen?«

Die Veranlassung zu dieser Frage gab eine Gans oder vielmehr ein Gänserich, der auf dem Hofe gar unbarmherzig eine Weile seine schöne Stimme ertönen ließ. Jeremias legte seine Erfindungsmappe bei Seite, stand vom Denkerstuhl auf und schritt zum nächsten Fenster, von dem aus er den ganzen Hof überschauen konnte. Und o Wunder, o Freude, was sah er? Der Gänserich hatte sich so hoch wie möglich auf seine plumpen Schwimmfüße, gleichsam wie ein Mensch auf die Zehen erhoben, streckte den Hals kerzengerade in die Luft, schlug mit den Flügeln wüthend um sich, wie um noch mehr Zugwind zu verursachen, und schrie und schrie, als wollte er rufen: »O Herrje, o Herrje, da besucht uns auch einmal Einer!« Und dicht vor ihm, das Thier mit lächelnder Miene betrachtend, stand Cornelia Graach, die eben über den Hof schritt und, nachdem sie einen Blick in die offenstehende

leere Kelterei geworfen, ruhig auf die Thür des Herrenhauses zugehen wollte.

Kaum hatte Jeremias Heiduck die Ursache des Geschreis seines schönsten Gänserichs wahrgenommen, so veränderte sich sein ganzes Aussehen. Von einem Freudenstrahl übergossen, verjüngte sich gleichsam sein faltenreiches Gesicht, und alle seine Erfindungen und seine letzte Eingebung für den Augenblick vergessend, rief er mit schmetternder Stimme zum Fenster hinaus:

»Da ist der Engel, der mir den guten Gedanken gebracht, ich sehe ihn in leibhafter Gestalt! Grüß Sie Gott, meine liebe Frau Professorin! Nur herein, immer herein, der alte Jeremias ist zu Hause und – der heutige Tag ist ein wahrer Glückstag für ihn!«

Und ohne zu bedenken, in welchem Aufzuge er seinem Besuch entgegentrat, lief er so hastig nach der Thür, wie er laufen konnte, und bald hatte er Cornelia mitten in's Zimmer gezogen, die ihm schon entgegengestreckte Hand der freudig Lächelnden herzlich geschüttelt und sie dann zum Sitz – auf seinem beweglichen Denkerstuhl geführt.

Kaum aber saß Cornelia hier, ohne nur etwas Anderes als einige Begrüßungsworte gesprochen zu haben, da fiel dem Hausherrn seine häusliche Toilette ein und er sagte, indem er schon in die Thür seines Schlafzimmers trat:

»Einen Augenblick, meine liebe Gnädige, vergönnen Sie mir wohl, mich zu einem anständigen Menschen umzugestalten. In zwei Minuten bin ich wieder bei Ihnen. O, o, was für ein Glückstag ist das!«

Mit diesen Worten verschwand er und hinter ihm schloß sich die Thür. Cornelia, schon des Wirrwarrs und der Unordnung, die sie um sich sah, gewohnt, lächelte nur noch heiterer, stand dann vom Sessel noch einmal auf, verschloß die Fenster und auch die Thür nach dem Wohnzimmer und blickte sich dann gemächlich ringsum, mit einem Ausdruck auf dem klugen milden Gesicht, als spräche sie zu sich:

»Es ist hier noch immer so wie sonst. Der arme vereinsamte Mann thut mir eigentlich leid, allein er fühlt sich glücklich dabei und was verlangt der Mensch mehr? O ja, es giebt sehr närrische Käuze auf der Welt und hier – hier haben wir einen in vollster Majestät und Größe vor uns!«

Der Betrachtung der vielen umherliegenden seltsamen Gegenstände hingegeben, wurde ihr die Zeit nicht lang, bis der Hausherr wieder zum Vorschein kam, was allerdings länger als zwei Minuten dauerte. Endlich aber trat er wieder herein, mit siegreichem Blick und fein geschmückt, und seinem Besuch wurde sogar die Ueberraschung zu Theil, etwas ganz ›Weißes‹ aus seiner schwarzsammetnen Weste hervorschimmern zu sehen. Jetzt begann die Begrüßung der lieben Frau von Seiten Jeremias Heiduck's auf's Neue; sobald er aber darin seine Schuldigkeit erfüllt zu haben glaubte, fuhr er mit einem raschen Blick nach den verschlossenen Fenstern und Thüren fort:

»Nun aber stelle ich mich ganz zu Ihrer Verfügung, meine liebe Gnädige, erlaube mir jedoch zunächst den

unmaßgeblichen Vorschlag, in den Garten zu gehen, da es hier – so sehr heiß ist.«

»O nein, lieber Freund,« lautete die schnell gegebene Antwort, »draußen in Ihrem Weingarten ist es noch heißer, da giebt es keinen Schatten –«

»O doch, o doch, in der Laube unter dem großen Birnbaum, meine Liebe!«

»Nein, lassen Sie uns lieber hier sitzen, alter Freund, es ist so erstaunlich gemüthlich, mitten unter Ihren Arbeiten und Bestrebungen auszuruhen, dieser Denkerstuhl behagt mir ganz außerordentlich – sehen Sie doch, wie bequem ich sitze.«

»Ich sage es ja,« erwiderte Jeremias, sich schnell in sein Schicksal ergebend und einen der dreibeinigen Drahtstühle heranziehend und sich kunstgerecht darauf niederlassend, »Sie sind ein Engel, immer und überall und Sie umschweben mich stets wie ein guter Geist, wenn die Noth am größten ist, wie vorher –«

»Noth?« ihn Cornelia lächelnd, »ich will doch nicht hoffen, daß Sie in Noth waren? Was war es, sagen Sie es rasch, damit ich weiß, wo ich helfen kann.«

»O nein doch, nein doch, davon sprechen wir lieber heute nicht, das ist ja nur Nebensache – Sie, Sie selbst sind mir die Hauptsache und Ihr unerwarteter ehrenvoller Besuch hat mich ganz – außer Fassung gebracht. Doch nun bin ich wieder gesammelt und jetzt lassen Sie mich einmal in Ihre lieben guten Augen sehen – so! O wie prächtig, gesund und frisch sehen Sie aus! Ich begreife

eigentlich nicht, wie Sie bei Ihren Jahren – bah! ich wollte sagen Sie sind freilich einige Jahre jünger als ich – so schmuck und jugendlich aussehen können.«

Cornelia drohte, harmlos lächelnd, mit dem Finger und erwiderte dann: »Von Ihnen kann man sich das schon sagen lassen, Sie sind ja ein geborner Schmeichler, und da man das weiß, unterwirft man sich schweigend Ihrem Urtheil. Doch nun lassen Sie mich Ihnen noch einmal für Ihren lieben Brief danken. Er war einmal wieder recht vollständig und enthielt viele angenehme Neuigkeiten.«

»Aha! nicht wahr? O ja, die enthielt er. Haben Sie denn meine Kritzelei lesen können? Ja? Nun, ich habe mir auch einen ganz neuen Federhalter construiert, von der Dicke eines Spazierstocks – das ist bequem für die Hand – na, wo ist er denn gleich? – Aber mein Gott,« unterbrach er sich plötzlich beim Suchen nach dem Federhalter, »verzeihen Sie meine Zerstretheit – ich werde wahrhaftig alt. Ich habe ganz vergessen, Ihnen ein Glas Wein anzubieten und wir können doch unmöglich hier mit trockenem Munde sitzen –«

»Bitte, lieber Freund,« rief Cornelia und wollte den Davoneilenden am Arme festhalten, »ich bedarf nicht des Weines – ich –«

»O doch, o doch, meine Gnädige, und Sie haben ja meinen 57'er noch nicht gekostet. Das ist ein ganz capitaler Wein, wie es auf dem ganzen Erdenrund – den Rheingau vielleicht ausgenommen – keinen zweiten giebt. Verzeihen Sie nur – ich bin in einem Augenblick wieder da.«

Und abermals war der alte Herr aus dem Zimmer geeilt, um selbst nach dem Keller zu gehen, der ganz in der Nähe bei der Küche lag, aber mit zwei großen Schlössern – von ganz besonderer Construction natürlich und selbst erfunden – verwahrt wurde. Diesmal blieb Jeremias Heiduck nicht so lange fort, wie vorher, zu Cornelia's Erstaunen aber trat er bald wieder mit einem ganzen Arm voll Weinflaschen herein und, laut aufkeuchend vom schnellen Laufen und Treppensteigen, stellte er sie – es waren fünf – in eine leere Ecke am Fenster nieder.

»Aber lieber Alter,« sagte Cornelia, »was bringen Sie denn da? Fünf Flaschen? Sollen wir die allein trinken?«

Jeremias Heiduck wischte sich den Schweiß von der tropfenden Stirn und entkorkte dann höchst geschickt eine der Flaschen mit einem wunderbar gestalteten Pfropfenzieher – einer ebenfalls ganz neuen Erfindung. »Nein, nein,« rief er, »ängstigen Sie sich nicht. Für uns Beide genügt diese eine heute Morgen – aber wo sind denn die Gläser? Bah! – Ach, dort in dem Schrank – so. Und nun probiren Sie, meine Gnädige. Sehen Sie da die Farbe und den Glanz und die diamantene Klarheit – und die Blume – na, ist es nicht etwas ganz Feines und Rares? Auf Ihr Wohl, meine liebe Frau Professorin, und die kleinen Küchlein zu Hause sollen auch davon etwas abhaben, na, wie schmeckt er?«

Cornelia hatte ihr Glas ergriffen, den Inhalt betrachtet, dann an des alten Freundes Glas angestoßen und gekostet. »Ja,« sagte sie, »er ist gut, vortrefflich. Also das ist der berühmte 57'er?«

»Ja, das ist er und er macht seinem Namen Ehre. Es liegt etwas Großes, Niedagewesenes, ich möchte sagen: Majestätisches in diesem Wein. O, riechen Sie doch – nicht wahr?«

Dabei stand er hochaufgerichtet vor Cornelia, schlug die treubiedereren Augen mit einem wonnig verzückten Blick gegen die Zimmerdecke auf und ließ den Wein bei halb zurückgebogenem Kopf tropfenweis über die Zunge laufen.

»Ja, gewiß, er ist sehr gut und der meinige wird ihn nicht erreichen –«

»O, das will ich gerade nicht sagen. Ihr Rother ist auch gut, aber solchen Weißen haben Sie freilich nicht, und darum eben setze ich ihn Ihnen vor.«

»Ich bin Ihnen auch recht dankbar dafür, lieber Freund, hoffe aber, daß Sie jene vier Flaschen dort heute nicht allein trinken werden.«

»Ei, was denken Sie! Er würde ja hier in dem schwülen Zimmer nur warm werden. Den Wein, den ich trinke, hole ich mir Flasche für Flasche aus dem Kühlen herauf und ihrer vier dürften es im Ganzen an einem so heißen Tage doch wohl werden. Aber nein, jene vier Flaschen sind für Jemand anders bestimmt.«

»Für wen denn? Ist es ein Geheimniß?«

»O nein doch,« erwiderte der gutmüthige Mann zögernd, da er nie gern von seinen kleinen Wohlthaten, die er Anderen zukommen ließ, sprach, »ein Geheimniß ist es grade nicht. Aber als ich die hübschen glatten Dinger da unten im Keller liegen sah, fiel mir ein, daß Frau

Wunderhold den 57'er auch noch nicht gekostet, und da wollte ich ihr denn nachher – o, Sie verstehen schon –«

»Ja, ich verstehe, alter Freund, und das ist recht hübsch von Ihnen. Von Frau Wunderhold will ich nachher auch noch mit Ihnen sprechen, aber zuvor lassen Sie uns auf jene andere Neuigkeit in Ihrem Briefe zurückzukommen.«

»Aha, ich verstehe – Sie meinen das dort oben?« Und er zeigte nach dem Lerchenfels hinaus, dessen schönes neues Schloß man vom Zimmer aus sehen konnte, wenn man dicht an das Fenster trat.

»Ja, das meine ich – ich bin ganz erstaunt gewesen, als ich es sah.«

»Nicht wahr? O, das ist auch etwas Großes und Majestätisches. Straf mich Gott! So etwas bekommt man am ganzen Rhein so leicht nicht wieder zu sehen. Und nun ist es mit dem Incognito des neuen Herrn da oben aus – ist das nicht auch hübsch?«

»Wie so denn? Sie meinen doch nicht den jungen Mann, von dem Sie schrieben – ist er wirklich der neue Herr?«

»Ja so, das wissen Sie ja noch gar nicht. O, o, was ich vergeßlich bin! *Diese* Neuigkeit ist ganz neu und ich habe sie erst erfahren, als ich den Brief an Sie schon abgesandt hatte. Nein, der junge Mann ist nicht der wirkliche Herr, sondern nur der Sohn desselben. Sein Vater aber hat das Gut in der Stille kaufen, das Schloß nach seinem eigenen Entwurf bauen lassen und nun haben wir es fix und fertig vor uns.«

»Hm! Und wer ist der Vater dieses jungen Mannes, mein Lieber? Das haben Sie mir noch nicht gesagt.«

»Ja so – ich vergesse immer die Hauptsache. Aber was der Vater ist – o, trinken Sie doch einmal – er schmeckt prächtig und bekommt vor Tisch herrlich – was der Vater ist, weiß ich selber nicht. Jedenfalls ein reicher, sehr reicher Mann und er heißt – ich schrieb es Ihnen ja schon – ja, *van der Flühe* heißt er.«

»Van der Flühe. Er ist also wirklich ein Holländer?«

»Ohne allen Zweifel, und ein ganz ächter, ein Amsterdamer, und wenn ich den jungen Herrn richtig verstanden habe – er spricht sich nicht ganz klar über dergleichen Verhältnisse aus – so ist er ein Kaufherr, der sich zur Ruhe gesetzt hat, um den Rest seiner Jahre am schönen Rhein zu verleben und einen verteufelt guten Wein zu bauen. Haha! Nun, den Anfang hat er gemacht, denn seine Weinberge da oben sehen wie die Schmuckkästchen aus. Doch – sagen Sie mir, wie gefällt Ihnen denn der junge gefährliche Mann, he?«

Cornelia lächelte. »Wie soll er mir denn schon gefallen können, ich habe ihn ja noch gar nicht gesehen –«

»Ach so – ja freilich, aber ich habe ihn ja in meinem Briefe beschrieben. Na, es ist ein allerliebstes feines Kerlchen, so ein rechter Damenmann –«

»O, o,« unterbrach ihn Cornelia mit aufgehobenem Zeigefinger. »Das ist gerade kein Lob in meinen Augen, ich liebe die sogenannten Damenmänner, die selten ganze Männer sind, sehr wenig –«

Jeremias Heiduck, von dem milden Tadel, den er wohl fühlte, betroffen, schaute die ernst Redende verblüfft an. »O, da habe ich mich ja ganz falsch ausgedrückt, wie ich sehe,« sagte er, »das meinte ich ja auch gar nicht. Ich meinte vielmehr, daß er ein Mann sei, den die Frauen und Mädchen *nolens volens* gern sehen *müssen*, weil er eben ein rechter und ächter und dabei recht hübscher Mann ist.«

»Ach so, das klingt schon ganz anders, lieber Freund. Nun, ich werde über ihn urtheilen, wenn ich ihn gesehen habe.«

»Und Sie sollen ihn bald sehen. Vielleicht morgen schon. Ich habe ihm gesagt, daß ich Sie in Lerchendorf erwarte und da hat er Ihr versprochen, Ihnen mit mir einen nachbarlichen Besuch zu machen. Na, ich bin neugierig, was die jungen Damen zu dem jungen Herrn sagen werden. O« – und er kniff die alten Augen zusammen und rieb sich frohlockend die Hände – »und es wäre köstlich, wenn eins der lieben Mädchen ihm auch gefallen sollte und – und das Gefallen gegenseitig wäre – haha!«

Cornelia legte sich in den leise schwankenden Denkerstuhl zurück und drohte dem alten Manne wieder mit dem Finger. »Lieber alter Freund,« sagte sie mit halb ernster, halb scherzhafter Miene, »sind Sie schon wieder mit Ihrer alten Liebhaberei bei der Hand? Warum haben Sie nicht selbst in Ihrer Jugend Gefallen an einem braven Mädchen gefunden – sie würde Ihnen als Frau genützt haben – ich meine, Sie würden vielleicht noch glücklicher sein als jetzt.«

Jeremias Heiduck blickte ernst auf seinen öden Hof hinaus und seufzte. »Ach ja,« sagte er, »das habe ich mir schon oft gesagt und ich fühle auch die Wahrheit, die Sie eben aussprechen. Aber nun, meine Liebe, ist es zu spät dazu und man muß das Alter und seine Gebrechen allein tragen. Ja – es ist nicht anders. Da, ein frisches Glas, und es lebe die Junggesellschaft!«

Cornelia stieß nur leise mit ihm an und nippte dann von ihrem Glase. »Darf ich Sie recht ernst um ein Versprechen bitten?« fragte sie dann mit einer Miene, die stets auf Jeremias Heiduck den größten Eindruck machte.

Er nickte, setzte sein Glas fort, nahm wieder an ihrer Seite Platz und sagte: »Sprechen Sie. Was Sie mir Ernstes sagen, nehme ich mir zu Herzen. Ich höre.«

»Was Sie vorher von dem gegenseitigen Gefallen der jungen Leute sagten, lassen Sie nie in Gegenwart meiner Mädchen laut werden. Ich möchte sie noch nicht auf solche Gedanken gebracht wissen, sie sind mir noch zu jung dazu. Und dann, lieber Freund, dürfen Sie auch gegen den jungen Herrn dort oben kein Wort darüber fallen lassen. Ich möchte mit allen meinen Nachbarn, Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, in Frieden und Eintracht leben, und dergleichen Sticheleien könnten die schöne Eintracht stören, noch ehe sie eigentlich begonnen hat. Verstehen Sie mich?«

»Vollständig!« sagte Jeremias sehr ernst und legte die Hand auf's Herz. »Verlassen Sie sich auf mich, in diesem Punkt werde ich nicht zerstreut und vergeßlich sein. Darf

ich Ihnen denn aber den – den gefährlichen Mann nicht in's Haus bringen? Verboten Sie auch das?«

»Nein, das verbiete ich nicht, es wird mir sogar angenehm sein, seine Bekanntschaft zu machen, der hoffentlich die seines Vaters nachfolgen wird. Doch nun genug davon. Wir wissen, wer der geheimnißvolle Käufer von Lerchenfels ist und das ist vorläufig hinreichend. Jetzt lassen Sie mich von der kleinen Frau da drüben sprechen. Ich bin eben bei ihr gewesen und habe sie in recht ernster Stimmung getroffen. Wissen Sie vielleicht, ob sie besonderen Grund zum Kummer hat?«

»Sie? Besonderen Grund zum Kummer? Ich wissen? Ei nein. Aber das thut mir ja sehr leid. Oder sollte das nicht eine vorübergehende Grille sein? Was sollte sie jetzt noch für Kummer haben? Ich wüßte nicht. Ueber die Nahrungssorgen ist sie ja nun hinweg – ihr Unterricht macht sich bezahlt und die Bettina ist schmuck und hübsch herangewachsen, wie ein Veilchen, das sich im Verborgenen entwickelt und mit einem Mal fix und fertig aus den Blättern hervorlugt, wie?«

»Mein lieber Freund,« erwiderte Cornelia mit ernster Milde, »da urtheilen Sie doch wohl nach kurz angebundener Männerart. Wer sieht in das Herz einer Frau und noch dazu einer solchen, wie die Susanna Wunderhold eine ist. So viel wir wissen, hat sie Schweres genug erlitten und das wäre hinreichend, sie scheu und verzagt zu machen. Wissen wir aber Alles, was sie erduldet? Nein, gewiß nicht, und das ist mir heute wieder so recht klar geworden. Doch genug davon, das ist wohl so eigentlich

kein Gesprächsthema zwischen uns Beiden. Sie sprachen aber da eben von der Bettina. Leider habe ich sie heute nicht gesehen, sie war nicht zu Hause. Doch morgen wird sie den Tag bei mir verleben, und ich freue mich darauf. Sie ist also wirklich ein hübsches Mädchen geworden?«

»Ei der Tausend, Frau Professorin, das will ich meinen. Sehen Sie, ich bin ein alter verwahrloster und herzloser Kerl, aber wenn ich in die braunen Sonnenaugen dieses Mädchens sehe, wird mir gerade so zu Muth, als ob ich drei Flaschen 57'er getrunken hätte. Und das will viel sagen in Anbetracht dieses Capitalweins, haha!«

Cornelia lächelte, wie sie die eigenthümlichen Reden und Vergleiche Jeremias Heiduck's immer zu belächeln pflegte, wenn sie ihm nicht mit Worten entgegentreten wollte. »Das freut mich,« sagte sie, »sie versprach immer, etwas Besonderes zu werden.«

»Das ist sie auch geworden und ich bin fest überzeugt, daß am ganzen Rhein kein Mädchen lebt, das ihr – das ihr – je nun, ich habe freilich Ihre Kleinen noch nicht gesehen,« unterbrach er sich, da er, Cornelia von Neuem lächeln sah, »aber so viel ist gewiß, sie wird mit ihnen ein hübsches vierblättriges Kleeblatt bilden.«

Cornelia nickte und erhob sich.

»Wie,« rief Jeremias Heiduck, »Sie wollen doch nicht schon aufbrechen?« Und dabei sprang er vom Stuhle auf und griff nach der Flasche, um die beiden geleerten Gläser noch einmal zu füllen.

»Ja, lieber Freund, ich will aufbrechen. Ich gehe langsam und brauche eine halbe Stunde, um nach Hause zu kommen.«

»Ei, nein, das werden Sie nicht. Ich werde sogleich anspannen lassen. Es ist erschrecklich heiß und Sie sollen Ihre Kräfte schonen. Ueberdies haben Sie ja noch nicht in meinem neuen Wagen gesessen; das ist eine Erfindung, die sich sehen lassen kann und ein wahrer Fortschritt in der Cultur der Menschheit. Haha! Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, ich begleite Sie dann nach Hause.«

Cornelia hielt den Forteilenden am Arme fest. »Nein,« sagte sie mit ihrer unwiderstehlichen Bestimmtheit, »ich fahre heute nicht, ich will und muß gehen, das ist meiner Gesundheit zuträglich. Ein andermal bitte ich mir den Genuß aus, in Ihrem neuen Cabriolet zu fahren. Jetzt aber trete ich meinen Weg an.«

»Und wollen Sie dies Glas wirklich stehen lassen, – es ist 57'er, meine Gnädige.«

»Ja so, nein, ich leere es. Auf Ihre Gesundheit und nun Gott befohlen!«

»Oho, noch nicht, noch nicht, so kommen Sie mir nicht davon. Der alte Jeremias hat auch noch seine zwei Beine, wenn er seine Vierbeine schonen soll. Ja, ja, ich begleite Sie eine Strecke.«

Wie er sagte, so that er. Flugs hatte er seinen Panamahut, den er auch eben so gut zu Hause hätte lassen können, da er ihn doch nur in der Hand trug, herbeigeht und dann schritt er mit Cornelia nach dem Hofe hinaus, an Susanna Wunderhold's Häuschen vorbei und

erreichte so bald die Chaussee, die unter dem Lerchenfels fort zwischen den Weinbergen stromabwärts führte. Nach kurzer Zeit aber schon und während die Unterhaltung sich um das schöne, vom Wege aus sichtbare Schloß auf dem Felsen drehte, bemerkte Cornelia, daß dem alten Manne das Gehen bei der Hitze sauer wurde und so stand sie plötzlich still und sagte:

»Bis hierher nehme ich Sie nur mit; Sie bekommen schon wieder Ihr Asthma, und das will ich nicht verschulden. Also wir scheiden nur bis morgen, nicht wahr?«

»Ja, bis morgen – aufzuwarten, meine Gnädigste! Wenn es denn nicht anders sein kann, so küsse ich Ihnen die Hand – ich meine, verstehen Sie mich recht – da Sie mich nicht weiter mitnehmen wollen. So. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie die lieben Kleinen. Und der gefährliche Mann soll mit seinen eigenen Augen die drei Blumen sehen, nicht wahr?«

»Es sind ja vier, die Bettina mit eingerechnet, sie ist morgen auch bei mir.«

»O, die Bettina, das hat gute Wege. Hübsch ist sie wohl, aber bei einem solchen Herrn kommt sie doch wohl nicht in Betracht. Haha!«

»Leben Sie wohl, lieber Freund!«

Das war ihr letztes Wort, und sich nun rasch von dem geschwätzigen alten Herrn los machend, trat sie anfangs ziemlich rasch, allmählig aber langsamer schreitend, den Rückweg nach ihrem Gute an.

Nicht so Jeremias Heiduck. Noch geraume Zeit stand er auf derselben Stelle, wo er von der guten Professorin geschieden und sah ihr so lange nach, bis sie hinter der nächsten Windung des Weges verschwunden war. Dann aber seufzte er laut auf, trocknete sich die perlenden Schweißtropfen vom rothen Gesicht und sagte zu sich:

»Eine prächtige Frau! Ja, wenn ich in meiner Jugend eine solche Eroberung gemacht hätte, wäre ich gewiß ein anderer Kerl geworden. Gott steh' mir bei, es sollte nicht sein! – Aber nun – nun sieht sie mich nicht mehr und ich kann es mir bequem machen. Das ist ja eine Hitze wie in den Hundstagen, aber herrlich ist sie doch, nun wird der Wein bald in Blüthe kommen. Ah, ich rieche den köstlichen Duft schon im Voraus. So!«

Während er diese Worte mehr vor sich hin murmelte als sprach, hatte er sich schon den Rock ausgezogen und über den Arm geschlagen. Fünf Minuten später, als er seinem Gehöft ganz nahe war, folgte ihm auch die Weste und das Halstuch, und wenn es möglich gewesen wäre, würden den beiden vorangegangenen Kleidungsstücken noch mehrere gefolgt sein. Fast in Schweiß aufgelöst, trat er in sein Zimmer und bemerkte nun erst zu seinem Schrecken, daß er beim Fortgehen die Fenster zu öffnen vergessen. Das holte er denn nun rasch nach und gleich darauf saß er wieder in seinem lieben Zugwind, der ihn bald abkühlte und das Zimmer schnell mit erfrischender Luft füllte. An Herz und Seele dadurch gestärkt, wollte er eben wieder seine Erfindungsmappe zur Hand

nehmen und das unterbrochene Werk fortsetzen, als hinter ihm leise die Flurthür ausging, die einzige, die nicht geöffnet war, und Fräulein Theodosia, die Wirthschafterin mit ihrem gelben Gesicht und ihrer spitzen Nase in's Zimmer blickte.

»Sind Sie wieder hier, Herr Heiduck?« fragte eine halb nieselnde, halb quiekende Stimme.

»Sehen Sie mich denn nicht?« lautete die Gegenrede, die etwas heftig hervorgestoßen wurde und ohne daß der alte Herr den Kopf nach der Fragenden umwandte.

»Ach ja, ich sehe Sie wohl, aber Sie sitzen ja gerade im himmelschreienden Zugwind. Na, das wird wieder ein schönes Podagra geben!«

»Ach was, davon verstehen Sie nichts, das verstehe ich kaum. Und merken Sie sich das: nicht der Zugwind schreit zum Himmel, sondern Sie selber. Also schweigen Sie lieber. – Ist das Essen bald fertig?«

Er erhielt keine Antwort. Theodosia, die göttliche, stand da, die Arme in die Seiten gestemmt und schaute ihren Herrn mit einer Miene an, die zum Theil Erbitterung, zum Theil Schadenfreude ausdrückte.

»Warum antworten Sie mir nicht, ob das Essen bald fertig ist?« fragte er barsch.

»Sie haben mir ja zu schweigen befohlen. Haha! und so schweige ich.«

»Auch gut, mir recht. Wer schweigt, plaudert nicht aus, was er auf dem Herzen hat, und was Sie darauf haben, mag ich nicht wissen.«

»Ich habe diesmal gar nichts auf dem Herzen, darin irren Sie. Ich wollte nur fragen, ob ich die vier Flaschen Wein, die hier stehen, nicht bei Seite stellen soll, da Sie sie doch gewiß jetzt nicht trinken werden, weil Sie eben erst die da geleert haben. Sie werden ja in der Stube nur unnöthig warm.«

»Ach so!« rief Jeremias Heiduck und sprang vom Denkerstuhl auf. »Nein, nichts sollen Sie bei Seite stellen, gar nichts, und warm werden sollen sie auch nicht. Also mit einem Wort: tragen Sie sie oder schicken Sie sie, wie Sie wollen, nach dem kleinen Hause zu Frau Wunderhold und bestellen Sie ihr meine besten Grüße und sie möchte doch die Freundlichkeit haben, sich mit einem Gläschen davon alle zwei Stunden zu stärken. Es sei er, sagen Sie – mein bester Wein – verstanden?«

Fräulein Theodosia hatte vollkommen verstanden, aber sie regte sich nicht vom Fleck. Nur die kleinen grünen Augen vergrößerten sich und funkelten mit einem unbeschreiblich bitteren Glanz ihren Herrn an.

»Was sollen denn die beiden Frauenzimmer mit dem vielen Wein machen?« sagte sie endlich, mit der Rechten ihre etwas nach hinten gesunkene Haube heraufrückend; »sie trinken ja nicht so viel Wein wie Sie, und ich habe ja erst am Tage nach ihrer Ankunft drei Flaschen hinschicken müssen.«

Jeremias Heiduck's gutmüthiges Gesicht begann sich noch röther zu färben; offenbar ärgerte ihn Zweierlei in Theodosia's Worten, einmal, daß er selbst so viel Wein

trinke, und zweitens, daß er zu freigebig damit gegen Andere sei.

»Nicht raisonniren!« rief er laut und scharf. »Was verstehen Sie davon, das verstehe ich kaum. Schicken Sie den Wein an den bestimmten Ort und damit Basta!«

»Gott steh' mir bei!« grollte Theodosia. »Sie sind ja jetzt ein wahrer Wütherich und ich könnte mich vor Ihnen fürchten, wenn ich nicht wüßte –«

»Was wissen Sie – Sie wissen gar nichts; am wenigsten das, daß es noch ärmere Leute giebt als ich bin und daß es unsere Christenpflicht ist, ihnen beizustehen. Genug, genug und nun,« fügte er mit ironischem Lächeln bei, »schenken Sie mir – Ihre Abwesenheit – ich bitte darum.«

Solche freundliche Worte, deren Ironie sie wohl begriff und die für sie stets stachelreicher waren als rauh und scharf gesprochene, konnte Theodosia am wenigsten vertragen. Mit grollender Miene ergriff sie die vier Flaschen, die an ihre sanfte Hand schon gewöhnt sein mußten, da sie nicht in Stücke zerbrachen, und schritt damit zur Thür hinaus, die laut schallend in's Schloß flog, sei es nun, daß der Zorn der Abgehenden oder der Zugwind davon die Schuld trug.

Draußen angekommen aber machte sie ihrem Herzen Luft und nachdem sie dem in der Küche stehenden Knecht den ihr gegebenen Auftrag hastig zugerufen, schrie sie mit heiserer Stimme: »Gott, mein Gott, was soll noch daraus werden, er wird ja alle Tage toller und bestialischer! Es ist kaum noch von einer Seele auszuhalten. Aber ich weiß wohl, wer daran schuld ist. Das sind

die vielen Weibsteute, die ihm in's Haus rennen, die machen ihm den faseligen Kopf noch mehr verdreht. Die beiden hier nebenan waren schon übergenug, nun kommt der gravitatische Pfau von Lerchendorf noch hierher und kräht ihm Lob und Bewunderung zu. O, o, ich habe es wohl gehört, wie sie ihn kirrte und – am Ende, ich weiß, was ich weiß, wird sie doch nichts Anderes haben wollen, als Geld. Haha! Na, ich werde mir bald eine andere Wirthschaft suchen müssen, *den* Plunder hier habe ich lange satt.«

Der Knecht, der während dieses Monologs, der freilich für den Zuhörer mit berechnet war, die Flaschen aufgenommen hatte, begegnete in der Küchenthür einer Magd und blinzelte nach Theodosia hin, wobei sich sein Gesicht in ein grimmiges Lächeln verzog.

»Rieke,« sagte er leise, »nimm Dich in Acht; Sie hat wieder den Koller, weil der Alte vier Flaschen Wein verschenkt. Wenn ich hier Herr wäre, ich verschenkte noch mehr, vor Allem den alten Drachen der keinem Menschen einen Schluck Wein gönnt und uns sogar das Bischen Brod beneidet, das wir hier ruhig essen. Nein, solch' Weibstück existirt auf dem ganzen Erdboden nicht. Es ist gut, daß man sie nicht wie eine Kartoffel in die Erde pflanzen kann, na um die Erndte würde ich Keinen beneiden! Ach ne!«

#### SIEBENTES CAPITEL. DER GEFÄHRLICHE MANN.

Am Nachmittag desselben Tages waren die drei jüngeren Damen von Lerchendorf nach Hüningen gewandert,

um sich zum ersten Mal das vielbesprochene neue Schloß Lerchenfels wenigstens vom Fuße des Berges aus und in unmittelbarer Nähe zu betrachten, dann aber, wie die Großmutter es verheißen, ihren Besuch bei Frau Wunderhold und deren Tochter abzustatten. Das war denn allerdings ein freudenreicher und in dem einsamen Leben der beiden Bewohnerinnen des kleinen Hauses unter den Linden ereignißreicher Tag gewesen, an den sich viele neue Hoffnungen für die Zukunft knüpften, namentlich in den unschuldigen Herzen des vierblättrigen Kleeblatts, wie Jeremias Heiduck sich am Vormittag ausgedrückt. Junge Mädchen, wer hätte das nie mit eigenen Augen gesehen, sind immer und überall bald mit einander befreundet, wenn sie der Zufall oder eine ernstere Absicht zusammenführt, und da Bettina und die Enkelinnen Cornelia's sich schon früher gekannt, so war zwischen ihnen bald ein angenehmes Verhältniß hergestellt, wozu Nataliens Munterkeit und entgegenkommendes Benehmen gewiß das Meiste beitrug, obgleich der ernstere Sinn Anna's und das stillere beschauliche Wesen Charlotten's eine fast noch stärkere Anziehungskraft auf Susanna Wunderhold's Tochter übten. Bei Weitem zurückhaltender und stiller noch als Anna und Charlotte aber erwies sich Bettina selber und sie hatte auch offenbar die schwierigste Stellung unter den vier jungen Mädchen, die sämmtlich so ziemlich gleichen Alters waren. Denn nicht nur standen ihr die Hülfsmittel der geselligen Formen weniger zur Seite, da sie ja stets mit ihrer Mutter allein

gelebt und nur selten mit fremden Menschen in Berührung gekommen war, sondern auch in Bezug auf die äußeren Verhältnisse waren Cornelia's Enkelinnen bei Weitem bevorzugt. Bettina war die Tochter einer, wenn nicht armen, doch keineswegs besitzreichen Frau, die von ihres Kopfes und ihrer Hände Arbeit mühsam sich ihren Lebensunterhalt verdienen mußte, und jene traten in wenigen Jahren in den Genuß eines ansehnlichen Vermögens, so daß man sie, wenn nicht reich, doch jedenfalls vollauf wohlhabend nennen konnte. Es blieb also der bescheiden sich beschränkenden und immer zufriedenen Bettina nichts übrig, als den Vorzügen ihrer neuen Freundinnen gegenüber allein die Gaben ihrer Natur walten zu lassen und im Herzen erfreut und dankbar für die Erweiterung ihres Bekanntschaftskreises zu sein. In ersterer Beziehung indessen war sie viel reicher als ihre Gefährtinnen begabt, sowohl an Geist und Verstand, an Herz und Gemüth wie an äußerem Liebreiz, und wenn diese Vorzüge auch nicht beim ersten Blick zu Tage traten, so brachen sie sich doch sehr bald von selbst Bahn und ein genauer Beobachter wäre sicherlich nicht lange in Zweifel gewesen, welcher der vier jungen Mädchen er den Preis hätte zuerkennen müssen.

Gegen Abend, als Cornelia's Enkelinnen, von ihrer neuen Freundin und deren Mutter eine Strecke begleitet, den Rückweg nach Lerchendorf angetreten, war ihnen noch zufällig Jeremias Heiduck begegnet, und der alte

Herr hatte nun gleich die beste Gelegenheit, das Wachstum, die Frische und die Schönheit der drei jungen Mädchen zu bewundern, und schon er hätte an diesem Abend jenen Vergleich anstellen können, den wir so eben angedeutet. Allein daran dachte der alte Herr in diesem Augenblick wohl nicht. Er war so überaus erfreut über die zufällige Begegnung, daß er sein Asthma ganz vergaß, sich in eine Fluth herzlicher und gewiß wohlgemeinter Worte ergoß und den jungen Damen in Gesellschaft seiner Nachbarinnen bei kühler gewordenem Abend eine weitere Strecke das Geleite gab, als er gewöhnlich zu gehen pflegte. So hatten denn Alle von diesem ersten Besuche in Hünigen den größten Genuß, kein Einziges schied zuletzt unbefriedigt und Jedes gestand sich im Stillen ein, daß der Gewinn, den der heutige Tag gebracht, ein erfreulicher und nicht hoch genug anzuschlagender sei. Schließlich verabredete man noch, zu welcher Stunde Bettina am nächsten Morgen in Lerchen-dorf eintreffen sollte und die drei Mädchen versprachen, ihr zur rechten Zeit entgegen zu kommen und sie voller Freude ihrer Großmutter zuzuführen. Zu dieser kehrten sie nun rasch zurück und berichteten in lebhaftester Weise, wie über alle Erwartung befriedigend dieser erste Besuch ausgefallen sei, da sie nicht nur Jeremias Heiduck, Frau Wunderhold und deren Tochter, sondern auch das neue Schloß gesehen hatten, von dem sie nun träumen würden, da es ja über alle Begriffe schön und großartig sei. –

Am nächsten Morgen war denn auch in Lerchendorf Alles schon bei Zeiten munter und in Ordnung und bald nach zehn Uhr trafen Cornelia's Enkelinnen mit Bettina daselbst ein, nachdem sie ihr alle Drei bis zum Heiligenbilde, etwa die Hälfte des ganzen Weges, entgegen gegangen waren.

Auch das im Mai so oft noch wechselreiche Wetter schien sich vorgenommen zu haben, den guten Kindern den Tag zu einem so genußreichen wie möglich zu gestalten. Es war ein wundervoller Frühlingstag, frisch und warm zugleich, wie man ihn sich nicht schöner denken konnte. Kein Wind war zu spüren, der Himmel strahlte in seiner reinsten Bläue und die Sonne sandte ihre beglückenden Strahlen über Berge und Thäler aus. Auf dem lustig dahinrollenden Rhein glitzerte es wie ein Meer von Diamanten, in den Gärten sangen die Vögel mit lauterer Lust als gewöhnlich und die ersten Rosen glühten an den Stöcken, zu deren Füßen sich ein Teppich reizender Frühlingsblumen ausbreitete.

Unter diesen Blumen wandelte Cornelia, während sie ihre rückkehrenden Kinder erwartete, nach denen sie von Zeit zu Zeit auf die Landstraße hinausblickte. Sie konnte es sich nicht verhehlen, sie war neugierig, Bettina zu sehen, aber diese Neugierde wich der Bewunderung, als sie ihrer nun endlich ansichtig wurde. Als das junge Mädchen dicht an die ehrwürdige Frau herangetreten war und Beider Augen auf einander ruhten, blieb Cornelia anfangs wie in Gedanken stehen, oder als wage sie nicht, das, was ihre Augen sahen, mit den Lippen zu bestätigen.

Dann aber that sie einen raschen Schritt auf Bettina zu, öffnete ihre Arme und schloß sie wieder um das liebliche Wesen, dasselbe fest an ihr mütterliches Herz drückend.

Dieser erste Augenblick war für das künftige Verhältniß zwischen Cornelia und Bettina entscheidend gewesen. Beider Herzen hatten sich einander zugeneigt und Bettina hatte eine Mutter und Cornelia eine Tochter mehr gewonnen. Auf den ersten Blick wußte die erfahrene Frau, was sie von dem jungen Mädchen zu halten hatte und ihr edles Herz gestand sich ein, daß, wenn die innere Begabung desselben mit der äußeren gleichen Schritt gehalten, keine einzige ihrer Enkelinnen mit dieser Persönlichkeit würde wetteifern können. Darüber aber kam kein Neid in ihre Seele, wie es bei so mancher anderen Großmutter geschehen wäre, nein, ihre Empfindung war eine viel höhere, edlere, hochherzigere, und obgleich sie selbst kaum wußte, warum sie dem armen, so einsam im Leben stehenden Wesen so unendlich zugethan war, wußte sie doch, daß dieses der Fall sei und daß es nur von Bettina selbst abhängen würde, sich dieser Liebe bewußt zu werden und darauf in allen Fällen rechnen zu können.

Bettina, in einem einfachen Sommerkleide und das Haar so einfach gescheitelt wie die Mutter tragend, war so groß wie diese, aber von noch zarterem und feinerem Körperbau. Sie war eben die Blüthe, wie Jene die Blume war. Ihr Wuchs erschien untadelhaft und die Form ihrer Glieder war unendlich schön und zart. Dabei lag eine Art ätherischer Grazie in allen ihren Bewegungen, und die

natürliche Bescheidenheit, die sie zurückhielt, sich in den Vordergrund zu drängen, ließ sie nur um so lieblicher erscheinen, so daß Jeremias Heiduck's Vergleich mit dem Veilchen wahrlich kein unpassender war. Das Gesicht Bettina's, obgleich auch ein wenig bleich, zeigte doch ein etwas rosigeres Incarnat als das ihrer schönen Mutter; auch ihr blondes Haar war um einen Grad dunkler, sonst eben so reich und voll; aber die Augen waren ganz dieselben, dasselbe schöne lichte Braun zeigte sich auch in diesen großen, wunderbar strahlenben Sternen und der Blick, obgleich nicht so weich, träumerisch und schwer, bewahrte neben jener unbewußten Unbefangenheit, die ein junges Mädchen so anziehend macht, die gemüthstiefe Nachdenklichkeit und die warme Seelensprache, die Susanna Wunderhold's Augen ein eben so eigenthümliches wie bedeutsames Gepräge verliehen.

Wenn wir noch einen Unterschied in der Erscheinung der vier jungen Mädchen anführen wollen, der freilich leider nur wenigen Männern gefallen dürfte, so war es der, daß Bettina ohne allen glänzenden Schmuck erschien. Der Grund lag vielleicht mehr darin, daß sie keinen besaß, als daß sie ihn aus eigenem Antriebe zu tragen vermied. Die reichen Töchter Cornelia's dagegen hatten heute, was auch nur selten geschah, einige Schmucksachen ihrer verstorbenen Mütter angelegt und ihre Busen glitzerten von Gold und edlen Steinen, wie auch jede von ihnen einen mit kleinen Diamanten verzierten Ring trug. Dieser Unterschied war dem schnellen Auge Cornelia's zuerst aufgefallen, und um gleichsam auf die natürlichste

Weise abzuhelpen, was das Schicksal allein verschuldet, brach sie wie zufällig eine der schönsten frischen Rosenknospen ab und befestigte sie, als ihre erste Morgengabe, an dem Busen des jungen Mädchens, das dieselbe mit einem herzlich dankenden Kuß entgegen nahm.

---

Eine Stunde später, nachdem die Töchter des Hauses ihren lieben Gast im Garten und Haus umhergeführt und ihre Zimmer gezeigt hatten, wie es junge Mädchen zu thun lieben, wenn sie eine Freundin zum ersten Mal bei sich sehen, saßen sie mit der Großmutter in der kühlen, von wildem Wein und Epheu umrankten Halle, vor sich zunächst den duftenden Rosengarten und jenseits der Landstraße den unter den Sonnenstrahlen golden schimmernden Rhein. Es war ein nettes Plätzchen zum Plaudern, gar still und traulich, und Niemand störte sie, da kein Fremder anwesend und die Dienstleute sämmtlich in Küche und Hof beschäftigt waren.

Cornelia, die nie die Hände müßig in den Schooß legen konnte und der ihre schwachen Augen jede feinere Arbeit verboten, strickte ungeachtet des Sonntags an einem Strumpf; die Mädchen dagegen, Bettina mit eingeschlossen, stickten mit bunter Wolle Blumen auf Gaze.

In den ersten zehn Minuten hatte man noch Bettina verschiedene Fragen über ihr Leben im Winter vorgelegt, allmählig aber wandte sich das Gespräch auf die Gegenwart und da gerieth man denn natürlich sehr bald auf

einen Punkt, der schon lange alle Gemüther beschäftigte: den Lerchenfels und sein Schloß, den neuen Herrn daselbst und was derselbe zur Zierde der ganzen Gegend dadurch beigetragen, daß er die halbverfallenen Ruinen zu einem so reizenden Wohnort umgeschaffen hatte.

Bettina hörte diesem Gespräch, das sie bei Weitem nicht so interessirte, wie ihre Freundinnen, nur mit halber Aufmerksamkeit zu. Ihr lag etwas ganz Anderes auffallend schwer im Gemüth, wovon sie zur Zeit mit Niemandem reden konnte. Es betraf ihre gute Mutter, deren Stimmung schon am Abend vorher, noch viel mehr aber heute Morgen, als sie von ihr geschieden, eine ganz besonders weiche und ungewöhnlich nachdenkliche gewesen war. Allerdings wußte Bettina, daß ihre Mutter sich vorgenommen, ihr am heutigen Tage endlich einen vollen Einblick in ihr vergangenes Leben zu gewähren, allein was sie von ihr vernehmen würde, davon hatte sie nicht die geringste Ahnung, obgleich sie sich denken konnte, daß es nichts besonders Trostreiches und Angenehmes sein würde. Bei zwei so zart besaiteten und sich so nahestehenden Wesen konnte es nicht anders sein, als daß die Eine die innigste Theilnahme und das vollkommenste Mitgefühl für die Andere hegte, und so sorgte sich die Tochter fast noch mehr um die Mutter ab, als es dieser lieb sein konnte. O, sie kannte ihre geliebte Mutter sehr wohl; nicht umsonst hatte diese sie heute beim Abschiede so zärtlich in ihre Arme geschlossen, nicht umsonst war ihr dabei, was nur selten geschah, eine Thräne in's

Auge gekommen; es mußte also etwas Ernstes und Bedeuteudes sein, was die im Ganzen gefaßte und in edler Resignation verharrende Frau so aus dem Geleise ihres gewöhnlichen Verhaltens aufstören konnte. So flogen ihre Gedanken immer wieder von Neuem nach der heute so einsamen Mutter zurück, so bemühte sich ihr Hirn, das Rechte ausfindig zu machen, was dieselbe so bedrücken konnte und so eilte sie der gegenwärtigen Stunde schon im Fluge voraus, um wenigstens in ihrer Phantasie im traulichen Stübchen mit der Mutter zu sitzen und von ihr die verheißene Aufklärung über längst vergangene Ereignisse zu erhalten.

Da Cornelia und ihre Enkelinnen in der letzten Zeit wenig mit Bettina zusammen gewesen waren und deren Wesen ihnen mithin ziemlich fremd war, fiel ihnen die Schweigsamkeit des jungen Mädchens nicht besonders auf und sie hielten dieselbe mehr oder weniger für ihre gewöhnliche Stimmung. Endlich aber wurde Cornelia's Aufmerksamkeit doch allmählig darauf gerichtet und um das ihr so liebe Kind von ihren Gedanken abzuleiten und zum mittheilsamen Reden zu veranlassen, legte sie ihr bestimmte Fragen vor, auf die Bettina nothwendig antworten mußte.

»Bettina, mein Kind,« sagte sie, »habt Ihr schon von dem neuen Besitzer des Lerchenfels gehört oder ihn vielleicht gar selbst gesehen?«

»Nein, liebe Frau Professorin,« erwiederte Bettina, ihre Arbeit in den Schooß sinken lassend und die herrlichen braunen Augen voll auf die Großmutter der Freundinnen

richtend. »Wir sind ja erst vier Tage in Wingertsspring und wissen nicht mehr, als was Herr Heiduck uns von dem geheimnißvollen Bau und dem unbekanntem Besitzer erzählt hat.«

»So seid Ihr also wohl auch noch nicht aus dem Schlosse gewesen und habt es Euch aus der Nähe angesehen?«

Bettina schüttelte lächelnd den feinen Kopf. »Ach nein,« sagte sie, »wir sind noch nirgends gewesen als am Rhein, in Herrn Heiduck's Weingarten und einige Male in Hüningen, um uns einige kleine Bedürfnisse einzukaufen. Auch liebt meine Mutter ja, wie Sie wissen, dergleichen Besuche sehr wenig, und Neugierde, das Schloß selbst zu sehen, kennt sie gar nicht, obgleich sie den Ausbau sehr schön findet und mir gerathen hat, mit Herrn Heiduck einmal hinaufzusteigen, sobald derselbe die Erlaubniß dazu erhalten hat, was er nächstens erwartet.«

»Nun, das wird ja wohl jetzt nicht mehr lange dauern,« nahm Anna das Wort, »denn Herr Heiduck hat ja die Bekanntschaft des Sohnes des neuen Herrn gemacht. Das weißt Du doch?«

»O ja, das weiß ich,« erwiderte Bettina und nahm ihre Arbeit still wieder auf.

Natalie, immer zu einer kleinen Schelmerei geneigt, lächelte erst leise vor sich hin, dann wandte sie sich nach Bettina um, berührte ihren Arm und sagte: »Höre, Bettina, sei einmal aufrichtig und sage uns: hat der alte Heiduck Euch auch mitgetheilt, daß der junge Herr von Lerchenfels – er heißt ja wohl van der Flühe – ein so gefährlicher Mann sei?«

Die beiden anderen Cousinen lachten laut auf, Cornelia dagegen hob ernst den Kopf in dies Höhe und sah mit einiger Spannung auf Bettina hin. Diese war offenbar von Nataliens Frage überrascht und an dem sprechenden Ausdruck ihres Gesichts erkannte Cornelia sogleich, daß sie von der absonderlichen Gefährlichkeit ihres reichen Nachbars nicht die geringste Kunde habe.

»Gefährlich?« fragte sie auch sogleich mit dem Blick der vollkommensten Unschuld. »Nein, davon habe ich nichts gehört. Warum soll er denn gefährlich sein? Ich verstehe das nicht.«

»O,« nahm nun die Großmutter das Wort, »es ist das nur ein Scherz, liebe Bettina, der von dem alten Jeremias ausgeht.« Und nun erzählte sie ruhig, was Letzterer über den jungen Mann, der ihm so sehr gefallen, nach Bonn geschrieben hatte. »Das ist Alles,« schloß sie ihre Rede, »und nun wollen wir diesen Scherz ein für alle Mal ruhen lassen. Uebrigens werden wir uns wahrscheinlich noch heute überzeugen können, was an der ganzen Sache ist; der alte Heiduck hat mich wissen lassen, daß Herr van der Flühe ihn heute besuchen will und daß er beabsichtige, denselben mir zuzuführen und als unsern Nachbar vorzustellen. Ich halte einen solchen Besuch für natürlich, da es ja Sitte bei uns ist, uns gegenseitig zu besuchen, zumal wenn man einander so nahe wohnt. Uebrigens gebe ich auf das Urtheil des guten alten Heiduck in dieser Beziehung sehr wenig. Er sieht mit seinen Augen und wir werden mit den unseren sehen. In der Regel findet man eine fremde Person, wenn sie vor uns hintritt,

ganz anders, als sie uns geschildert ist und so wird es hier wohl auch sein.«

Cornelia hatte dies etwas eifriger gesprochen, als sie gewöhnlich that, und die Enkelinnen schlossen nicht mit Unrecht daraus, daß es der Großmutter beliebe, das Gespräch in dieser Richtung fallen zu lassen. Sie fügten sich denn auch darein und in der nächsten Viertelstunde wurde weder Jeremias Heiduck's noch des Mannes Erwähnung gethan, den er nach Lerchendorf zu bringen verheißen hatte.

Während die bisher mitgetheilten Gespräche in ruhiger Weise geführt wurden, war es nicht ganz so ruhig in der nächsten Nähe der Halle von Lerchendorf hergegangen und die Scenerie, die man von derselben aus stets vor Augen behielt, hatte sich in mannigfacher Weise belebt, wie es Sonntags in der Regel mehr als an Wochentagen geschah. Auf dem Rhein freilich ruhte die Arbeit des Werkeltags; Schlepper mit ihren schweren Lastkähnen, Kohlenschiffe und Flösse waren verschwunden und nur von Zeit zu Zeit schoß ein Postdampfer vorüber, dicht mit Reisenden besetzt, die nach dem schönen Coblenz fahren oder auch thalwärts in Bonn oder Cöln ihren Ruheplatz suchten. Um so lebhafter ging es auf der Landstraße her. Aus den benachbarten Dörfern waren viele Leute nach der nächsten stromabwärts liegenden Stadt zur Kirche gewandert, andere zogen am Strome aufwärts, ihrem Vergnügen nachgehend und Bekannte aller Orten besuchend, und von diesen sangen einige laut und lustig, während andere still plaudernd ihres Weges zogen.

Dann und wann fuhr auch wohl ein Wagen vorüber, den Weg nach Neuwied oder nach Linz verfolgend, denn die Straße am rechten Rheinufer hatte ja noch keine Eisenbahn und die in die Ferne oder Nähe Strebenden mußten sich irgend eines Fuhrwerks oder ihrer Füße bedienen.

Es mochte etwa halb zwölf Uhr sein, als der alte Winzer des Gutes, der mit seiner Frau in der Kirche des nächsten Ortes gewesen war, von Norden her in den Rosengarten einbog. Er hatte auf der Landstraße schon eine Weile Halt gemacht und mit vor den Augen gehaltener Hand scharf nach Süden ausgeschaut. Jetzt trat er rasch in den Garten und da er die Herrschaft in der Halle gewahr wurde, näherte er sich, zog ehrerbietig seinen Hut und nachdem er den Damen einen guten Morgen geboten, sagte er zu Cornelia:

»Gnädige Frau, ich glaube, Sie bekommen Besuch. Da oben kommt eben der alte Herr von Wingertsspring angefahren – da, Sie hören schon das Rasseln seines neuen Wagens – na, Sie werden Ihre Freude daran haben; es ist ein gar seltsames Gefährt.«

Cornelia, mit Ruhe dem Kommenden entgegen sehend, war still auf ihrem Stuhle sitzen geblieben; nicht so ihre Enkelinnen. Von einer sehr natürlichen Neugierde gestachelt, war zuerst die lebhaftere Natalie aufgesprungen und ihr folgten bald Charlotte und Anna, während Bettina ihren Platz standhaft neben der Professorin behauptete. Einige Schritte weiter in den Garten vortretend, lauschten die Mädchen in die Ferne, als sie aber gleich daraus ein übermäßig lautes Gerassel auf der Chaussee

hörten und den Wagen von Wingertsspring gleich um die Ecke biegen sehen mußten, schienen sie sich plötzlich eines Anderen zu besinnen und, des Winkes der Großmutter nicht mehr bedürftig, kehrte Eine nach der Andern auf ihren Stuhl in der Halle zurück.

Gleich darauf lenkte das schon verkündete Gefährt vorsichtig in den Weg zum Rosengarten ein und es nun erst für die rechte Zeit haltend, dem Nahenden entgegen zu gehen, erhob sich Cornelia, während die Mädchen nur von ihren Stühlen aufstanden und vor der Halle stehend das Nächstkommende mit einiger Unruhe erwarteten.

Da kam der so laut und eigenthümlich rasselnde Wagen näher heran und Aller Augen richteten sich voller Verwunderung darauf, denn was sie hier zum ersten Mal vor sich sahen, war allerdings ein höchst seltsames Gefährt. Von zwei dicken, trägen Braunen gezogen, die eben so asthmatisch zu sein schienen wie ihr Herr, zeigte sich ein leidlich großer und hoher, aber überaus leicht gebauter Wagen. Er war ganz aus dünnen Eisenstäben zusammengesetzt und die Sitze bestanden aus Korbgeflecht, aber von so durchsichtiger Construction, daß die Luft in jeden Winkel desselben freien Zutritt hatte. Dabei war nirgends eine Decke oder ein Schutz daran zu sehen, die dem Wetter Trotz geboten hätten, und so viel wenigstens konnte man der originellen Erfindung Jeremias Heiduck's nachrühmen, daß sie keinen Stoff zur Erhitzung bot, vielmehr so luftig und kühl war, wie man sich dergleichen nur denken kann.

Als der Wagen hielt, sah man, daß der alte Kutscher von Wingertsspring unthätig auf einem hoch in der Luft schwebenden Hintersitz saß und daß Jeremias Heiduck selber mit stolzem und selbstbewußtem Gesichtsausdruck seine Rosse von der vordersten Bank herab lenkte. Der alte Herr war ganz schwarz gekleidet, und sein Frack, der schon einige Decennien alt zu sein schien, hätte die lustigen jungen Damen gewiß zum lauten Lachen gebracht, wäre er nicht von einem Fremden begleitet gewesen, der dicht neben ihm saß und unendlich froh zu sein schien, als er sich von seinem hohen, lebensgefährlichen und harten Sitze herabschwingen und mit seinen Füßen wieder die sichere Erde betreten konnte.

Auf diesem Fremden wurzelten in diesem Moment alle Augen der Bewohner von Lerchendorf, und auf allen Gesichtern, selbst auf dem Cornelia's und Bettina's, sprach sich eine unverholene Spannung aus. Und in der That, der junge Mann, der gewiß nicht ahnte, mit welchen sonderbaren Empfindungen man ihm entgegensah, schien wohl geeignet, diese Spannung zu erregen, obwohl dieselbe gleich einer stillen Aufmerksamkeit wich, als er elastisch schnell, doch mit ruhiger Haltung vom Wagen sprang und mit abgezogenem Hute sich den Damen näherte, die ihm sein Begleiter schon aus der Ferne als die Bewohnerinnen von Lerchendorf bezeichnet hatte.

Er war ein mittelgroßer, schlanker und wohlgewachsener Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, der sich in

seiner modischen Kleidung mit dem dunkelgrünen Reitfrack und dem grauen Cylinder wie ein feingeschulter Cavalier ausnahm, dabei aber nicht das geringste Gezierte oder Erkünstelte zur Schau trug, vielmehr auf den ersten Blick den Eindruck eines gediegenen, mehr ernsten als heiteren Mannes machte. Sein Gesicht war fein geschnitten und etwas blaß und doch sprühte ihm die frischeste Gesundheit aus den lebenswarmen Zügen. Die etwas hohe und breite Stirn, die sich noch glatt und rein über den leichtgeschwungenen Brauen wölbte, umspielte ein lichtbraunes, leicht gekräuselttes Haar und um Wangen, Kinn und Mund schloß sich ein außerordentlich sorgsam gepflegter Bart. Seine blauen Augen blickten ruhig und fest und in der Regel etwas nachdenklich umher, als suchten sie Etwas, auf dem sie liebevoll haften könnten, und dabei leuchtete eine edle Anspruchslosigkeit und eine so wohlwollende Güte daraus hervor, daß sein ganzes Gesicht dadurch das Gepräge jener stillen Behaglichkeit erhielt, die man so oft auf niederländischen Gemälden findet und die in uns Deutschen stets den Eindruck hervorbringt, als ob die Menschen mit diesen anheimelnden Naturgesichtern von einer kindlich sanften Gemüthsart seien und uns, wenn wir sie lebendig vor uns hätten, als die besten Freunde entgegetreten müßten.

Im Ganzen sah der junge Mann aus wie ein Deutscher, der seine Bildung nicht allein einem ernsten Studium, sondern auch mannigfachen Erfahrungen auf Reisen und in ausgezeichneten Lebenskreisen verdankt, und doch merkte man ihm, sobald er den Mund aufthat, den

Ausländer an. Zwar sprach er ein reines und richtiges Deutsch, aber die Art, wie er die Worte accentuirte, wie er sie immer langsam und bedächtig vorbrachte und gleichsam nach einem geeigneten Ausdruck zu suchen schien, ließ auf der Stelle erkennen, daß die deutsche Sprache nicht seine Muttersprache war.

Was sein Wesen und Benehmen betraf, so schien er bei Weitem mehr zu den zurückhaltenden als herausfordernden Naturen zu gehören, und ehe er sprach, beobachtete er genau und scharf mit den hellleuchtenden klugen Augen die Mienen der ihn Umgebenden. Dabei ließ er Jeden immer erst ausreden, ehe er seine Meinung abgab, nie fiel er Jemandem in's Wort, ja, er schwieg stets sogleich still, wenn irgend Wer die Neigung zu sprechen verrieth. Anfangs hatte er seine Aufmerksamkeit nur der Großmutter allein zugewandt, allmählig aber gestattete er sich, auch den jüngeren Personen seinen Blick zuzukehren und bald aus diesem, bald auf jenem Gesicht zu verweilen, als ob er gewissenhaft den Ausdruck derselben prüfen und sich Rechenschaft davon ablegen müsse.

Die Vorstellung geschah von Seiten Jeremias Heiduck's etwas rasch und in der That nicht gerade übergenau, so daß der Fremde nicht sogleich erfuhr, welches von den vier jungen Mädchen nicht zum Hause gehörte. Cornelia begrüßte nach ihrer entgegenkommenden Art Herrn van der Flühe sehr freundlich und dieser entschuldigte seinen Besuch mit dem Verlangen, so bald wie möglich die nächsten Nachbarn vom Lerchenfels persönlich kennen zu lernen. Da an die Enkelinnen und Bettina anfangs

nicht besonders das Wort gerichtet wurde, so verhielten sich diese still und abwartend, am meisten Bettina, die sogar die Erste war, die ihre bei Seite gelegte Arbeit wieder aufnahm und nur dann und wann einen ruhigen Blick über den Fremden gleiten ließ, wenn derselbe seine weiche klare Stimme etwas lauter erhob, was er bisweilen that, wenn ein ermuthigender Blick ihn von Seiten seines älteren Begleiters traf. So verrieth sie ein bei Weitem geringeres Interesse an dem Fremden als ihre viel aufmerksamer lauschenden und jede seiner Bewegungen beobachtenden Gefährtinnen, und es war ja auch ganz natürlich, daß es so war. Was für ein besonderes Interesse konnte sie, die nicht zu dem Kreise gehörte, welchem eigentlich der Besuch galt, an einem jungen Mann haben, der so reich war, daß er mit seinem Vater sich das neue Schloß auf dem Lerchenfels erbauen und darin wohnen konnte? Nein, sie, die arme Tochter der hülfsbedürftigen Wittwe da unten in dem kleinen Hause unter den Linden konnte auf keine Weise hier in Betracht kommen und wenn Jemand berechtigt war, die Augen mit Antheil und Freude zu ihm zu erheben, so waren es in erster Reihe die drei Freundinnen an ihrer Seite, die Erbinnen eines ansehnlichen Vermögens und die Kinder der edlen Cornelia, die sich ihrer günstigen Stellung auch bewußt schienen, denn sie richteten ihre hübschen blühenden Gesichter mit einer so natürlichen Befriedigung auf den jungen Mann, daß man ihnen die Freude und den Genuß deutlich ansah, die sie über seinen Besuch empfanden.

Das so leicht besonnene Gespräch spann sich glücklich und rasch weiter, da es ja der Anknüpfungspunkte in Fülle gab. Es wurde bald von Holland, das der Fremde als sein Vaterland bezeichnet hatte, bald vom Rhein gesprochen und natürlich richtete sich das Gespräch dann auch auf den jetzigen Wohnort Herrn van der Flühe's, den er selbst als schön und sehenswerth pries, worin alle Anwesenden laut oder im Stillen beistimmten. Allein nach einer halben Stunde etwa stockte die Unterhaltung denn doch und wäre die gewandte Cornelia nicht immer mit einer Aushülfe bei der Hand gewesen, so würden ihre Enkelinnen sowohl wie Herr van der Flühe nicht im Stande gewesen sein, die entstandene Pause sogleich nach Wunsch auszufüllen.

Und daran war fast ganz allein die nichts davon ahnende Bettina schuld, die, nachdem sie durch Cornelia bisher nur selten zu irgend einem Worte veranlaßt worden war, jetzt ganz schwieg und sich immer eifriger auf ihre feine Arbeit niederbeugte.

Im ersten Augenblick nämlich und bei der rasch gesprochenen Vorstellung Seitens des Besitzers von Wingertsspring, hatte Herr van der Flühe Bettina für eine der Enkelinnen Cornelia's gehalten und erst aus dem fortgeführten Gespräch erkannte er, daß sie nicht zu der Familie gehöre und wie er nur zum Besuch hier sei. Von diesem Augenblick an wurde er stiller und beinahe nachdenklicher, und von den drei Enkelinnen Cornelia's, mit denen er schon viele Worte gewechselt, flogen seine Augen bisweilen forschend nach Bettina hin, als ob er die

Neigung habe, auch sie in das Gespräch hineinzuziehen. Allein Bettina beharrte im aufmerksamen Schweigen und ihre Augen erhoben sich nur noch selten von der Arbeit, wobei jedoch der Ausdruck der sanftesten Milde und der ruhigsten Empfindung über ihre schönen Züge gebreitet war.

Auch Jeremias Heiduck sprach heute ganz gegen seine Gewohnheit sehr wenig. Es war, als ob er mit der Herbeischaffung und Vorstellung seines neuen Bekannten seiner Pflicht vollständig obgelegen zu haben glaubte. Desto munterer und ungenirter flogen seine kleinen wässerigen Augen unter den dunklen Brauen im Kreise umher, aller Anwesenden Gesichter durchforschend, als wolle er den Eindruck von ihnen ablesen, den Herr van der Flühe auf die verschiedenen Personen gemacht habe. Auf Cornelia's Gesicht mochte dieser Eindruck am stärksten hervortreten oder ihm am leserlichsten sein; er erkannte, daß sie heiter und zufrieden sei, und so schloß er nicht mit Unrecht daraus, daß der vielberedete Bewohner von Lerchenfels auch jetzt, nachdem er persönlich erschienen, den Anwesenden ein angenehmes Interesse einflöße. Dadurch wurde er selbst wieder munterer und mit sich zufriedener und endlich glaubte er den Moment gekommen zu sehen, wo er sich selbst in das Gespräch mischen und seine Person zum Mittelpunkt der Unterhaltung machen dürfe.

»Ja,« sagte er nach einer kurzen Stockung des allgemeiner gewordenen Gesprächs, »es will mich bedünken, als ob unsere Gegend durch die Niederlassung des Herrn

van der Flühe eine beneidenswerthe Zugabe erhalten habe, und gerade ich einsamer Mann freue mich herzlich darüber. Hier, mein junger Freund, Herr Hugo van der Flühe, hat mich in meinem armseligen Hause besucht und Antheil an meinen Erfindungen verrathen und das hat mein Herz sehr rasch für ihn gewonnen. So wollen wir denn gute Nachbarschaft mit einander halten und uns recht fleißig besuchen. Ich hatte mir auch schon, weil ich auf Ihre gütige Mitwirkung dabei rechnete, verehrte Frau Professorin, einen recht hübschen Anfang unserer neuen Geselligkeit ausgedacht, allein da macht mir leider unser kaum gewonnener Nachbar gleich einen dicken Strich durch die Rechnung.«

»Es thut mir das sehr leid,« nahm nun Herr van der Flühe das Wort, »aber ich kann den beschlossenen Plan nicht aufgeben, Herr Heiduck. Mein Vater, der sehr leidend ist und noch in Cöln weilt, verlangt meine Anwesenheit daselbst und deshalb reise ich schon morgen früh dahin wieder ab.«

»Ah, Sie reisen schon wieder fort?« fragte Cornelia, die großen Augen etwas verwundert zu dem jungen Mann erhebend.

»Nur auf zwei Tage, gnädige Frau, und übermorgen gegen Abend denke ich wieder auf Lerchenfels zu sein. Da mir aber Herr Heiduck mitgetheilt hat, daß er morgen in Ihrer Gesellschaft gern das Schloß meines Vaters oder vielmehr – da dies noch nicht fertig ist,« verbesserte er sich – »die neuangelegten Weinberge, den Park und die Gärten besichtigen möchte, so werde ich noch heute

Abend meinem Bauaufseher den – Befehl ertheilen, Sie ungehindert in die bewußte ›chinesische Mauer‹ – und hier lächelte er mit einem Seitenblick auf Jeremias Heiduck fast herzlich – »einzulassen und Ihnen Alles zu zeigen, was bis jetzt zu betrachten der Mühe werth ist.«

»Sie sind sehr gütig, Herr van der Flühe,« erwiderte Cornelia verbindlich, »und sage ich Ihnen in meinem und dieser jungen Mädchen Namen dafür meinen ergebensten Dank, allein, mein lieber Freund« – und hier wandte sie sich an den stolz vor ihr sitzenden Gebieter von Wingertsspring – »ich höre von Herrn Van der Flühe zum ersten Mal, daß Sie den Besuch von Lerchenfels auf morgen festgesetzt haben – wie steht es damit? Wie kommen Sie auf diesen kühnen Gedanken und warum haben Sie mir, Ihrer alten Vertrauten, denselben bisher so geheim gehalten?«

Jeremias Heiduck, der seinen im Stillen getragenen Plan verrathen und damit wahrscheinlich die Erfüllung seiner längst gehegten Hoffnung vor sich sah, wischte sich mit einem rothseidenen Tuch den Schweiß ab, der in hellen Tropfen über sein dunkelrothes Gesicht rann, und sagte, mit beiden Händen nach seiner Gewohnheit eifrig gestikulirend:

»Mein Gott, das ist es ja eben, meine Verehrteste, was ich Ihnen schon lange heute sagen wollte und nun hat mir der junge Herr da die Ueberraschung vom Munde weggeschnappt – wollte ich sagen – genommen. Verzeihen Sie!«

»Ah, Sie hatten eine Ueberraschung in Bezug auf uns vor?« fragte die ungemein heiter blickende Natalie.

»Ja, gewiß, mein allerliebstes Kind – wollt' ich sagen, meine kleine Gnädige –« oder nein, was spreche ich denn da – Sie sind ja weder klein noch ein Kind – also mein liebes, gutes Fräulein – so wird es wohl recht sein – ja, diese Ueberraschung hatte ich mir in der That vorbehalten und jetzt muß ich nun wohl endlich mit der Sprache heraus. Ich wollte mir nämlich gehorsamst erlauben, Sie sämmtlich – und auch Frau Wunderhold hat mir heute Morgen schon ihre Gegenwart zugesagt – zu bitten, morgen Mittag bei mir – eine Suppe zu essen –«

»Eine Suppe zu essen – bei Ihnen?« fragte Cornelia mit ehrlicher Bewunderung, denn es war in der That eine ungeheure, eigentlich noch nie dagewesene Seltenheit, daß Jeremias Heiduck eine Damengesellschaft in sein Haus zu Tische lud. Aller Augen richteten sich auch mit maaßlosem Erstaunen auf das biedere Gesicht des alten Junggesellen, der, über das allgemeine Verwundern höchlichst beglückt, mit glänzenden und vor Wonne strahlenden Augen Eine nach der Andern im Kreise ansah.

»Ja, gewiß und warum nicht?« sagte er mit behäbigem Schmunzeln. »Sie werden natürlich vorlieb nehmen müssen, ich bin ja ein auf solche Gesellschaften nur sehr schlecht eingerichteter Junggeselle, allein Sie werden mir hoffentlich die Beschränktheit meiner Mittel verzeihen und das Wenige, was ich Ihnen biete – mit bestem Appetit verzehren. Ist es nicht so? Darf ich hoffen, daß

Sie mir morgen die Ehre erweisen, nach der ich schon lange geschmachtet habe?«

Cornelia lächelte und reichte dem braven Alten die Hand. »Eine solche Freundlichkeit darf ich nicht zurückweisen, mein lieber Freund,« sagte sie mit ihrer warmen Herzlichkeit, »und schon seiner Seltenheit wegen freue ich mich auf den uns bevorstehenden Genuß. Ja, ich werde mit meinen Kindern bei Ihnen erscheinen und um welche Zeit befehlen Sie unsere Gegenwart?«

»O befehlen!« »Ich habe nichts zu befehlen, nur demüthigst und gehorsamst zu bitten. Also, da Sie stets um zwei Uhr zu speisen pflegen, wie ich weiß, so wollen wir es bei mir auch so halten. Ist es Ihnen recht?«

»Vollkommen, und wir werden pünktlich sein.«

Herr van der Flühe hatte nach der Uhr gesehen, als sein Gefährte zwei Uhr als die Stunde des Mittagessens Cornelia's nannte, und er gab dem alten Herrn einen Wink. Dieser erhob sich und man sah, daß der Abschied der beiden Herren bevorstand. So erhoben sich denn auch die Damen, und nach den üblichen Redensarten und dem hinzugefügten Wunsche von allen Seiten, sich bald hier oder dort wiederzusehen, gingen die beiden Männer nach dem Wagen, der unbeweglich auf der Stelle hielt, wo sie vorher ausgestiegen waren. Cornelia geleitete die Herren bis dahin und auch ihre Enkelinnen gingen einige Schritte mit, während Bettina allein vor der Halle stehen blieb und still dem Aufsteigen des alten Herrn aus der Ferne zusah. Erst als Jeremias Heiduck die Zügel seiner halb eingeschlafenen Pferde ergriffen hatte, stieg

auch Herr van der Flühe lächelnd auf und dann noch einmal seinen Hut tief vor den ihm nachschauenden Damen ziehend, sagte er, sich fest auf seinen gefährlichen Platz setzend:

»Nun kann das Wagestück unternommen werden, Herr Heiduck. Ich habe die Ehre, meine Damen!«

»Vorwärts, ihr alten Kerle!« rief Jeremias seinen Pferden zu, und mit der Peitsche laut knallend, brachte er sie endlich in einen schlaftrunkenen Trab, das seltsame Gefährt rasselte davon und in wenigen Minuten war es hinter der Hecke zur linken Hand verschwunden.

Als Cornelia alsbald nach dieser Abfahrt mit den vier jungen Mädchen in die Halle zurückkehrte und sich alle auf ihre Stühle wieder niedergelassen hatten, sah die Großmutter ihre Enkelinnen und Bettina der Reihe nach an, die, seltsam genug und vielleicht aus sehr verschiedenen Antrieben, ihre Arbeiten sämtlich wieder aufgenommen und die blühenden Gesichter zu denselben nieder gebeugt hatten.

»Nun, Kinder,« begann Cornelia von Neuem die Unterhaltung, »Ihr seid ja so merkwürdig still. So sprecht doch und theilt mir Eure Meinung über das Vorgefallene mit. Hat Euch die neue Bekanntschaft so wenig zugesagt, daß sie Euch stumm macht, oder verschließt Ihr aus irgend einem anderen Grunde Euren sonst so redefertigen Mund?«

»Ich glaube,« nahm Natalie nach kurzer Zögerung das Wort, ohne jedoch ihren Kopf von der Arbeit in die Höhe zu heben, »in unsrer Aller Namen zu sprechen, wenn

ich sage, daß wir eben darüber nachdenken, daß so viele erträumte ›Gefahren‹ im Leben gar nicht bestehen.«

»Ach so, Du bist wie gewöhnlich die Keckste, Natalie, und gehst wie immer gerade auf das Gespenst los, das Dir Furcht einflößt. Das ist recht, mein Kind, denn es giebt ja nirgends Gespenster als in der Einbildung thörichter Menschen. Nicht wahr, Du fürchtest Dich vor dem eben neu erschienenen Gespenste nicht?«

»Nicht im Geringsten, liebe Großmutter, eben so wenig vor dem Gespenst wie vor dem ›gefährlichen Mann‹. Denn so viel habe ich wohl gesehen, daß dieser Herr van der Flühe nicht eben gefährlicher ist als jeder andere Mann, wenn man sich ihn eben nicht als besonders gefährlich vorstellt und danach handelt. Er selbst denkt gewiß nicht im Traume daran, irgend einer von uns gefährlich zu werden, den Eindruck hat er wenigstens auf mich gemacht. Er erscheint mir weit eher als ein Lamm, denn als ein Wolf, nicht wahr? Und selbst ein solcher ist nur dann gefährlich, wenn man sich ihm unnöthiger Weise aussetzt. Nun, das wird Keine von uns thun und wir werden ihm hoffentlich zeigen, daß wir nicht ohne Waffen sind, wenn er etwa seine bisher verborgenen Raubthiereigenschaften herauskehren sollte.«

»Oho!« sagte die Großmutter lächelnd. »Du bist ja sehr muthig und vertraust auf Deine jugendliche Kraft. Doch das ist recht, das lobe ich, fahre nur so fort, dann läufst Du in der That keine Gefahr, von einem Wolf in Männergestalt geraubt zu werden.«

Sie schwieg, zwar immer noch lächelnd und doch war ihr etwas ernst zu Muthe, denn sie sagte sich, daß das unschuldige Kind noch nicht wisse, glücklicher Weise noch nicht wisse, daß es doch Männer giebt, die, wenn sie auch in Lammesgestalt erscheinen, gefährlich sind wie die Wölfe, und sie bat Gott im Stillen, daß er dafür sorgen möge, daß die ihr anvertrauten Kinder nie einen solchen kennen lernten.

»Nun,« sagte sie nach einiger Zeit wieder, »Ihr Anderen schweigt und so muß ich annehmen, daß Ihr in Eurer Ansicht über den neuen Besuch mit Natalien im Ganzen übereinstimmt. Allein die Meinung der Einen von Euch möchte ich denn doch erfahren. Was sagst Du denn zu Deinem nächsten Nachbar, liebe Bettina?«

Bettina hob das sanfte Gesicht, das auch nicht den geringsten höheren Schimmer verrieth, ruhig in die Höhe und sagte, mit ihren schönen braunen Augen die Professorin ehrlich ansehend:

»Was ich zu oder von ihm sage, Frau Professorin? O, ich habe mir noch gar keine Meinung über ihn gebildet, indessen scheint er mir ein sehr ruhiger, besonnen urtheilender und verständiger Mann zu sein. Mir ist vielmehr etwas ganz Anderes an ihm aufgefallen, obgleich ich ihn nur wenig angesehen habe. So oft dies aber geschah, glaubte ich zu bemerken, daß er mit einer ganz eigenthümlichen Regung – ich möchte sie fast Neugierde nennen – in Ihr Gesicht blickte, besonders als er kam,

und daß er seine Augen mit unverkennbarer Theilnahme fortwährend auf Sie richtete und jedes Wort, was Sie sprachen, gleichsam mit lauernden Ohren einsog.«

»Ja, das that er,« nahm nun auch Anna das Wort, »darin hat Bettina Recht, ich habe es auch bemerkt. Daraus scheint mir hervorzugehen, daß Großmutter von uns Allen den bedeutendsten Eindruck auf ihn gemacht hat, das war unverkennbar und ich halte es auch für völlig begründet und gerechtfertigt.«

»Dem stimme ich auch bei,« sagte nun die ernste Charlotte, »er hat Großmutter mit seinen Augen fast keinen Augenblick verlassen und mir war immer zu Muthe, als ob er ihr noch etwas recht Angenehmes sagen wolle und als halte ihn nur eine ihn beherrschende Nothwendigkeit davon zurück.«

»Ei seht doch,« versetzte Cornelia, »ich hätte nicht gedacht, daß Ihr schon so scharfe Beobachterinnen seid! Es ist seltsam, was Eure jungen Augen für einen durchdringenden Blick haben. Indessen bin ich damit zufrieden und nun will ich Euch ehrlich *meine* Meinung über den jungen Mann sagen. Mit einem Wort: er hat mir gefallen. Er gehört nicht zu den übermüthigen Nabobs, die sich auf ihren zufälligen Reichthum große Stücke einbilden, er prahlt nicht im Geringsten, wie es tausend Andere in seiner Lage thun würden. Ueberdies ist er kein wortreicher, süßredender Geck, nicht eitel auf seine ganz hübsche Erscheinung und scheint einem jeden Menschen sein Recht zu lassen. Ja, fürwahr, er kommt mir wirklich wie ein Mann vor, dem man Vertrauen schenken kann

und solche Leute liebe ich. Darum auch betrachte sich seine Bekanntschaft für einen wirklichen Gewinn für uns. Indessen – ich habe auch meine Beobachtungen im Stillen über ihn angestellt, wie Ihr, und was, meint Ihr, habe ich an ihm bemerkt?«

Die Enkelinnen schauten verwundert auf, nur Bettina blieb unbeweglich über ihre Arbeit gebeugt.

»Ich will mich etwas anders und verständlicher ausdrücken,« fuhr die Großmutter fort. »Bettina sagt, er hätte mich am häufigsten angeblickt. Je nun, ich glaube wahrgenommen zu haben, daß er auch Anderen dann und wann einen aufmerksamen Blick geschenkt hat. Nun?«

Sie schwieg wieder und die Töchter ihrer Söhne beharrten in ihrem fragenden Ausblick. Da sie aber kein Wort erwiederten, fuhr Cornelia fort, indem sie sich mit stillem Lächeln der ämsig arbeitenden Bettina zuwandte:

»Bettina,« sagte sie, »hast Du mit Deiner stillen Beobachtungsgabe nicht bemerkt, wem seine Aufmerksamkeit außer mir am meisten galt?«

»Nein,« erwiederte Bettina ruhig, sanft den Kopf erhebend, »ich habe nichts davon bemerkt. Es that mir, offen gesagt, wohl, daß er seine Rede immer an Sie richtete und auf das Uebrige habe ich nur sehr wenig geachtet.«

»Wem galt sie denn, Großmütterchen?« fragte Natalie eifrig. »Geschwind, sage es uns, Du weißt, wir sind bisweilen sehr neugierig.«

Cornelia warf einen ihrer liebevollen mütterlichen Blicke auf Bettina's unschuldig reizendes Gesicht und dabei schien sie sich zu bedenken. Nach einer Weile wandte sie sich wieder zu Natalie hin und sagte gleichgültig:

»Nun, Dir galt sie nicht, mein Engel, und ich glaube wirklich, daß Bettina Recht hat und daß ich allein seine Aufmerksamkeit angezogen habe. Man gesteht so Etwas nur nicht immer gern selbst ein, auch wenn man schon graue Haare hat und Großmutter ist. Doch nun, Kinder, laßt uns von dem jungen Herrn abrechnen und einmal den alten in's Auge fassen. Was sagt Ihr denn zu der seltsamen Einladung morgen zu Tisch?«

Die Enkelinnen lachten hell auf und auch Bettina stimmte jetzt fröhlich mit ein. Vielleicht wäre sie nicht ganz so fröhlich und unbefangen gewesen, wenn sie gewußt hätte, was in diesem Augenblick auf dem Wagen geschah, der die beiden Herren im langsamen Trott der alten Pferde nach Hüningen zurück brachte. Denn unterwegs hatte Jeremias Heiduck viele Fragen seines jugendlichen Begleiters zu beantworten, die sich theils auf Cornelia, zumeist aber auf Bettina selbst bezogen. Und der alte Herr erzählte lebhaft, was sein neuer Bekannter wissen wollte und so erfuhr dieser sehr bald, wie Bettina's Mutter hieß, wo sie wohnte, wovon sie lebte und was Jeremias sonst noch zu sagen für gut befand, da er ja selbst nur sehr wenig von Susanna Wunderhold's Vergangenheit und ihren Sorgen unterrichtet war.

»Das ist in der That etwas noch nie Dagewesenes,« sagte Charlotte, »und anfangs wußte ich wirklich nicht, ob

es Scherz oder Ernst sein sollte. Wie will er denn das nur möglich machen, da er gewiß doch sehr wenig darauf eingerichtet ist?»

»Ja,« sagte Cornelia heiter, »wunderbar ist es allerdings und wir werden gewiß einen amüsanten Tag erleben. Ich freue mich nur, daß auch Deine Mutter daran Theil nimmt, Bettina. So sind wir ja Alle beisammen und das Vergnügen ist ein allgemeines. Ich bin nur neugierig, was die ›göttliche‹ Theodosia dazu sagen und wie sie sich benehmen wird. Ferner: wo wird er die Tafel aufschlagen und wie wird sie servirt sein? Daß wir sämmtlich auf dreibeinigen eisernen Stühlen sitzen müssen, ist gewiß, über alles Uebrige aber kann ich nicht in's Klare kommen.«

»Meine Mutter und ich werden ihm schon zur Hand gehen,« versetzte Bettina ruhig; »überdies hat er ja gesagt, daß Sie vorlieb nehmen müssen.«

»O, o, es wird ein spaßhafter Tag, gebet Acht!« rief Natalie lachend. »Aber *eine* angenehme Ueberraschung hat er uns außerdem versprochen und darauf freue ich mich wirklich.«

»Was meinst Du?« fragte Cornelia.

»Wir sollen ja mit ihm den Lerchenfels besuchen – ist das nicht eine ganz angenehme Aussicht, trotzdem der junge Herr mit dem grauen Filzhut nicht daheim sein wird?«

»Ja, das ist wahr. Nun, so habt Ihr ja eine doppelte Freude. Unser Aufenthalt in Lerchendorf fängt günstig an. Doch hört – da läutet die Eßglocke. Ja, es ist wirklich

schon zwei Uhr. So kommt denn, Kinder, und laßt uns die erste ruhige Mahlzeit in unserm kleinen Paradies in der heitersten Stimmung verzehren.«

---

Das Mittagbrod war in dem kleinen Kreise vergnügt und heiter genossen und die Großmutter, ihrer alten Gewohnheit folgend, hatte sich ein Stündchen auf ihr Sopha zurückgezogen, um die eben angekommene Zeitung zu lesen; kaum aber hatte sie damit begonnen, so verfiel sie in Folge des aufregenden und heißen Tages in Müdigkeit und bald entschlummerte sie sanft. Nicht so die vier Mädchen. Von munterer Jugendlust getrieben, der sich auch Bettina unwillkürlich überließ, hatten sie sich in den Garten begeben und nun, unter ihren Sonnenschirmen und Strohhüten der heißen Nachmittagsgluth nicht achtend, stiegen sie lachend und scherzend in die Weinberge, die sich hoch und immer höher den Felsen hinaufzogen, der unmittelbar hinter dem Herrenhause von Lerchendorf sein kahles Haupt erhob. Aber auch die Weinberge waren den jugendlichen Kräften noch nicht hoch und steil genug, weit über sie hinaus strebten sie empor und bald betraten sie, vorsichtig Eine hinter der Anderen gehend, den schmalen Pfad, der in mannigfachen Windungen, nur hier und da von kleinem Strauchwerk umklammert, auf die höchste Kuppe des Felsens führte, wo endlich der alte Nußbaum auftauchte, in dessen breitem Schatten sie sich auf die grüne Rasenbank niederließen,

um zuerst zu Athem zu kommen und dann die köstliche Aussicht zu genießen, die sich hier bis in die weiteste Ferne nach beiden Seiten des im Sonnenglanz funkelnden Rheines bot.

Hier oben war Bettina noch nie gewesen, wie sie Lerchendorf überhaupt in ihren Kinderjahren nur selten besucht und dann immer nur oberflächlich das Eine oder das Andere davon gesehen hatte. Heute sah sie mehr, viel mehr, und zum ersten Mal ward sie sich des unsäglichen Reizes bewußt, den eine schöne Natur auf das dafür empfängliche Herz des Menschen ausüben kann. O wie staunte sie nun über die vielen Herrlichkeiten, die, so mannigfaltig an einander gereiht, so reich und klar zu ihren Füßen, vor ihren vor Freude strahlenden Augen lagen! War die Welt denn wirklich so schön, wie sie ihr jetzt fast zum ersten Mal erschien, konnte man das Alles, was sie jetzt mit ihren wie aus langem Schlummer geweckten Sinnen begriff, umfaßte, mit so leichter Mühe erreichen? Ja, die Welt war wirklich so schön und das, was sie heute davon sah, konnte sie wenigstens, wenn sie sonst wollte, jetzt recht oft, fast alle Tage genießen.

Lange staunte und starrte das schöne Mädchen auf den belebten Fluß, die grünen jenseitigen Berge, die Ruinen und Schlösser in der Nachbarschaft hin und sie hatte fast keine Worte dabei, denn ein seliges, nie empfundenes Gefühl preßte ihre Brust zusammen und ließ ihr Herz lauter schlagen, als es je auf dieser Welt geschlagen hatte. Ach, vielleicht würde es noch viel stärker geklopft haben, wenn sie jetzt schon eine Ahnung davon gehabt, welche

Bedeutung dieser alte schöne Baum, in dessen Schatten sie so glücklich saß, einst für ihre arme Mutter gehabt und vielleicht noch hatte! Nein, sie wußte nicht, was sich einst unter demselben zugetragen und daß auf der Rasenbank, die ihr jetzt zur Ruhe diente, einst ein Mann gesessen, der gefährlicher für die Ruhe ihrer armen Mutter gewesen, als Hugo van der Flühe es für ihre Gefährtinnen und sie selber je werden konnte.

Und es war gut, daß sie dies nicht ahnte, noch weniger wußte, sie hätte in diesem Fall einen ruhigen, freudigen Tag weniger in ihrem bisher so freudenarmen Leben gehabt.

Nach geraumer Zeit, als die Augen der Schauenden sich an dem köstlichen Blick in die Nähe und Ferne so ziemlich gesättigt, gaben sich die jungen Mädchen einer anderen und sehr naheliegenden Beschäftigung hin. Sie besprachen, eine Jede nach ihrer eigenen Weise, den bereits genossenen Tag, ließen die verschiedenen Personen, die ihnen entgegengetreten, noch einmal vor ihren Augen auftauchen und gaben sich dann das Versprechen, öfter einen solchen Tag in Gemeinschaft zu erleben und das gute Wetter möglichst zu benutzen, das ihnen der Sommer zu bringen versprach. An fernere Tage, an den Herbst und den darauf folgenden Winter, dachten sie nicht, und das war natürlich, denn wo wären achtzehnjährige Mädchen zu finden, die der starren Kälte und der Sorgen, die sie bringt, gedächten, wenn sie mitten im goldenen Sonnenschein des Frühlings die flüchtige Stunde genießen und sich wohl und glücklich fühlen, wie nur

die Jugend, nur sie ganz allein, sich fühlen kann. Nur an den folgenden Tag erinnerte Natalie wiederholt und einzig darum, weil er ihnen wieder neue Freuden verhiess, und als sie auch darüber ihre Meinungen und Erwartungen genügend ausgetauscht, begannen sie die in der Umgebung des Nußbaumes reichlich wachsenden Feldblumen zu pflücken, und erst als sie einen hinreichenden Vorrath davon gesammelt, kehrten sie wieder zur Rasenbank zurück, um Jede für sich einen Kranz zu flechten und als Erinnerungszeichen an diesen ersten Besuch der Felsenkuppe mit nach Hause zu nehmen.

Schweigend und ämsig beschäftigt, hatten sie bald das leichte Werk vollbracht, und als sie nun die vier Kränze verglichen, fanden Alle übereinstimmend, daß Bettina's der reichste und doch zierlichste geworden war.

»Was fängst Du mit dem Kranz an, Bettina?« fragte Charlotte, nachdem sie ihn wiederholt mit Behagen betrachtet hatte. »Er ist fast zu schön zum Vertrocknen und doch wird er seinem Schicksal so wenig entgehen wie die unsrigen. Setz' ihn Dir auf Dein blondes Haar, Liebe, sieh, wir haben es auch gethan, sehen wir nicht gut in dem Schmuck des dünnen Felsens aus?«

Damit wollte sie den Kranz auf das üppige Haar Bettina's drücken, aber diese wehrte ihre Hand sanft ab und sagte, holdselig erröthend:

»Nein, Charlotte, zerdrücke ihn mir nicht. Nicht meinen Kopf soll er schmücken, sondern ein schöneres und mir theures Haupt. Ich werde ihn meiner Mutter mit nach Hause nehmen, sie kann damit beginnen was sie will,

dann hat sie doch auch eine Freude am Abend, wenn ich ihr erzähle, wie angenehm ich einmal einen Tag verlebt habe.«

»Das ist recht von Dir,« entgegnete die bedächtige Anna. »Erfreue Deine Mutter und ich will Deinem Beispiel folgen und der Großmutter meinen Kranz bringen. Auch ihr ehrwürdiges Haupt ist mir theuer und ich wüßte Niemand, dem ich lieber eine Freude bereitete, als ihr. Doch seht – geht sie da unten im Garten nicht auf und nieder? Ja wohl – sie erwartet uns gewiß schon lange und will nicht ohne uns ihren Kaffee in der Halle trinken.«

»So kommt,« sagte Bettina, rasch sich erhebend und den Kranz vorsichtig über ihren linken Arm hängend. »Steigen wir wieder denselben Pfad hinab?«

»Es giebt nur den einen,« rief Natalie und sprang schon munter den Uebrigen voran, die nun behende den steilen Weg hinabstiegen und bald wieder unten bei der Großmutter anlangten, die schon langes ehe sie sie sah, ihre fröhlichen Stimmen vernommen hatte.

#### ACHTES CAPITEL. EINE GESCHICHTE AUS ALTER ZEIT.

Jeder Tag im menschlichen Leben, mag er so lang und schön sein, wie er will, hat einen Abend, aber wenige Abende im Menschenleben sind so schön, wie es dieser am Rhein werden sollte, und daß ein schöner Abend auch lehrreich und ernst, ja bedeutungsschwer sein könne, sollte Bettina wider Erwarten noch nach wenigen Stunden erfahren. Es ging gegen acht Uhr und die Berge begannen schon tiefere und dunklere Schatten über

den Rhein zu werfen, als sie sich erinnerte, daß sie ihrer Mutter versprochen hatte, spätestens um diese Zeit wieder bei ihr zu sein. Als sie dies aussprach, erhob Niemand einen Widerspruch, obgleich man ihre Gegenwart gern noch länger genossen hätte. So traf sie denn ihre Vorbereitungen zur Heimkehr in ihr stilles Häuschen und Charlotte und Anna schickten sich an, sie bis zum Heiligenbilde an der Landstraße zu begleiten. Dies geschah denn auch und sie wären vielleicht noch weiter mitgegangen, wenn Bettina nicht auf ihre Umkehr bestanden hätte, da sie wußte, daß ihre Mutter ihr eine Strecke entgegenkommen würde und sie mit dieser gleich von Anfang an gern allein zu sein wünschte.

Das Heiligenbild war erreicht und hier verabschiedeten die jungen Mädchen sich mit Kuß und Händedruck. Eine Weile noch blickte Bettina den rasch sich entfernenden Freundinnen nach, dann wandte sie sich um und schritt langsam am Rhein entlang, dem heimatlichen Orte zu.

Die Sonne war bereits untergegangen und die abendliche Dämmerung sank allmählig auf das weite Thal herab, das sich schnell in Zwielficht hüllte, namentlich da, wo die Berge zur Linken steil aufragten und tiefere Schatten über den Uferweg warfen. Nur auf dem Flusse lag noch Licht in Fülle und das Auge konnte noch in weiterer Ferne die Gegenstände darauf genau unterscheiden.

Bettina, von der sie umgebenden Stille, die nur das Rauschen der Wellen mit leisem Gemurmel unterbrach,

und von der Poesie des windlosen, warmen Abends ergriffen, stand bald, da sie die Mutter noch nicht kommen sah, still und weidete sich an dem köstlichen Anblick, der sich ihr hier bei jedem Schritt in neuer Mannigfaltigkeit bot, und es wollte sie bedünken, als hätte sie nie wie heute den herrlichen Fluß ihrer Heimat und seine Umgebungen so schön und erhaben gesehen. Oder waren ihr heute in Gesellschaft der guten Menschen in Lerchendorf vielleicht erst die Sinne für den wahren Genuß einer so schönen Natur ausgegangen, hatten die Gespräche, die man darüber geführt, und die Andeutungen, die sie vernommen, ihr erst das Verständniß desselben erschlossen? Ach, Bettina wußte noch nicht aus Erfahrung, daß der linde Abend mit seiner süßen Wehmuth es war, der ihr in diesem Augenblick ihre Umgebung so schön erscheinen ließ, und von heute an erst sollte sie einen tieferen Blick in die Freuden und Leiden des menschlichen Herzens werfen und daraus auch die Wirkung eines solchen Abends kennen lernen.

Ja, schön ist der Rhein, wenn die Sonne klar und heiß auf seine romantischen Bergspitzen herabsieht und seine Thäler mit hellleuchtender Gluth füllt, wenn die grüne Woge mit Myriaden silberner und goldener Sterne besäet ist und der üppige Mittag mit seinem unablässigen, rastlosen Verkehr Berg und Thal, und Wasser und Land mit Sang und Klang belebt. Noch viel schöner aber ist der Rhein am Abend, wenn die Sonne gesunken ist, wenn purpurne und rosenfarbige Wolken am blauen Himmel segeln und ihren Glanz und ihre Farben in den Wellen

widerstrahlen; wenn der linde Duft sich aus den heißen Thälern erhebt und wunderbare Nebelgebilde um die verlassenen Ruinen auf den Bergspitzen webt, als ob die Geister der Vorzeit sich daran niederließen; und noch später, wenn die in den Schiffen brennenden Lichter sich im dunklen Wasser spiegeln und ihre weithin spielenden Reflexe goldenen Tauen gleichen, die zum Grunde niederschießen, als wollten sie leuchtenden Auges untersuchen, ob der ausgeworfene Anker auch seine Pflicht und Schuldigkeit thue.

Ja, um die Abendzeit hüllt sich der alte Vater Rhein in seinen schönsten Mantel von blaugrüner Farbe, dann murmelt und rauscht er am lautesten, als flüsterten sich seine nie ruhenden Wellen die romantischen Sagen zu, die ihre Vorgänger in grauer Vorzeit hier als lebendige Gestaltungen vor sich sahen; dann leuchten die höchsten fernen Bergspitzen mitunter noch im letzten rosigen Strahl und dann meldet sich mit sanftem Geflüster die kühle Nacht an, die das Haupt aller Müden von schwerer Sorge erlöst und das Herz der Leidenden mit wohlthuendem Vergessen erfüllt. O Abend am Rhein, wie oft haben wir Dich mit stillem Entzücken genossen, wenn die befreundeten Sterne sich wie wohlwollende Nixen in Deinem Wasser spiegelten, wenn der Mond, purpurn und golden strahlend, über den altersgrauen Felsenstirnen auftauchte und mit glühendem Auge in die grauen öden Ruinen blickte, als wolle er suchen und spähen, wo die alte Herrlichkeit geblieben und der Glanz verschwundener Zeiten zerstoßen sei! O Abend am deutschen Rhein, wer

Dich noch nicht genossen, hat wenig genossen, und wenn es Dir, o Wanderer, beschieden war, den vollen Römer mit dem duftigen Wein in der Hand und mit sorglosem Herzen die köstlichen Gaben des Schöpfers am rebenumkränzten Ufer zu genießen, dann wirst Du uns beistimmen, daß der Rhein, so schön und reich die Welt auch an anderen Orten sein mag, doch einer der schönsten und reichsten Orte dieser Welt ist!

Je mehr nun aber der einsamen Bettina die Schönheit und Herrlichkeit dessen, was sie sah, zum Bewußtsein kam, um so sehnsüchtiger schlug ihr Herz nach einer anderen theilnehmenden Seele; auch ihre Mutter, die ja so empfänglich für alles Gute und Schöne war, wünschte sie eifrig, sollte diesen Genuß mit ihr theilen und ihr so denselben erhöhen. Aber ach! heute war der Gedanke an die Mutter doch mit einem linden Weh verbunden und alles Anregende und Angenehme, was sie an diesem Tage in so reichem Maaße erlebt, war nicht im Stande gewesen, aus ihrem Gedächtniß die Betrübniß zu verwischen, in der sie ihre Mutter in der letzten Zeit fast unausgesetzt verharren gesehen hatte.

Namentlich am Tage vorher und heute Morgen war ihr der innere Zustand derselben ganz eigenthümlich vorgekommen. Nie war sie ihr so nachdenklich, ja bedrückt erschienen, nie hatte sie dieselbe so oft, wie in der vergangenen Nacht verstohlen seufzen gehört, und am Morgen gar, als sie von ihr schied, hatte sie eine heiße Zähre in ihren Augen entdeckt, eine seltene Erscheinung bei der resignirten und in ihrem stillen Leid stets gefaßten Frau.

Alle diese einzelnen Wahrnehmungen hatten die gefühlvolle Tochter tief bewegt, sie hatte das ungekannte Leid der Mutter mit empfunden und im Geiste war sie den ganzen Tag nicht von ihrer Seite gewichen, und darum auch – wir haben es schon einmal angedeutet – hatte sie den anregenden Ereignissen des Tages nicht die volle Aufmerksamkeit geschenkt, die sie doch sonst wohl verdient hätten.

Daher und um einen ersehnten Ausschluß über das noch dunkel vor ihr Liegende zu erhalten, sehnte sie sich heute mehr denn je nach der Mutter, und nachdem sie der Gegenwart und der schönen Abendstunde den Zoll ihrer Bewunderung dargebracht, schritt sie wieder rascher ihrem nahen Ziele zu, augenblicklich nicht einmal an das herrliche neue Schloß denkend, das so eben über ihr da oben am grünen Felsen auftauchte und mit feinen Zinnen, Balconen und Thürmen stolz und hehr in die beginnende Nacht herabsah.

Endlich war das junge Mädchen so weit auf ihrem Wege gekommen, daß sie schon in duftiger Ferne das Gehöft von Wingertsspring von den benachbarten Häusern unterscheiden konnte und auch die dunklen Lindenwipfel ihrer eigenen Heimat tauchten vor ihren scharfblickenden Augen auf. Da war es ihr, als ob sie eine dunkle Gestalt langsam auf dem sich hell und weiß abzeichnenden Wege daherkommen sähe. Das konnte nur ihre Mutter sein. Einen schnelleren Schritt annehmend, kam sie bald vorwärts und ja, da erkannte sie die Geliebte genau, da trat auch Susanna Wunderhold näher und näher und ihre

dunkle Gestalt zeichnete sich scharf in der sie umgebenden Dämmerung ab. Bettina legte die letzten Schritte bis zu ihr in vollem Laufe zurück und halb athemlos warf sie sich der Mutter in die Arme, die sie selbst liebevoll umschloß, als hätten sie sich lange nicht gesehen und während der Trennung von einander bittere Schmerzen erlitten.

»Mutter, liebe Mutter,« lauteten die ersten Worte Bettina's, »bin ich zu spät gekommen, hast Du mich schon lange erwartet?«

»Nein, mein Kind,« erwiderte mit sanfter Stimme Susanna, »erwartet habe ich Dich freilich schon lange, aber zu spät bist Du nicht gekommen, es ist ja noch nicht ganz neun Uhr –«

»Ich wollte um Acht kommen, aber ich sollte durchaus erst den Thee mit der Großmutter und den Mädchen trinken.«

»Das ist auch ganz gut so, Kind,« sagte Susanna, schlang den rechten Arm um ihren Liebling, die mit ihrem linken ein Gleiches that und trat nun so in zärtlichster Weise mit ihr den Rückweg an.

»Nun,« fuhr die Mutter fort, »hast Du Dich recht amüsirt, mein Kind? War es hübsch bei der guten Cornelia?«

»O ja, wunderhübsch sogar, aber ich hatte immer Sehnsucht nach Dir und habe stets Deiner gedacht. Doch sieh, beinahe hätte ich vergessen, Dir den sichtbaren Beweis davon zu liefern.« Und sie stand still, nahm den sorgfältig bewahrten Kranz vom Arm und drückte ihn mit

einem heißen Kuß auf die immer noch klare Stirn Susanna's. »Da hast Du ihn,« fuhr sie lächelnd fort, »den habe ich für Dich geflochten und jede Blume in Gedanken an Dich eingefügt.«

Susanna nahm den Kranz langsam vom Haar, betrachtete ihn gedankenvoll und sagte langsam:

»Es ist lange her, daß mir – Jemand, wie Du so eben – einen Kranz auf das Haar gedrückt hat. Ach ja, im nächsten Monat werden es dreiundzwanzig Jahr. Doch still, jetzt noch nichts davon. Sage mir lieber, wo stammen denn die bunten Blümchen und die zierlichen Gräser her, an welchem Orte hast Du sie gepflückt?«

»O, es war ein gar schöner, ja, herrlicher Ort, liebe Mutter, und er hat mir von allen, die ich heute gesehen, am besten gefallen. Wir sind Nachmittags, als die Großmutter schlief, durch die Weinberge in Lerchendorf auf den höchsten Fels gestiegen und da, wo ein einzelner Baum steht, habe ich die Blumen gepflückt und den Kranz geflochten.«

Susanna war plötzlich stehen geblieben. Daß sie tief bewegt war, sah man an dem schnelleren Athmen ihrer Brust, ja, sie war anfangs so bewegt, daß sie kaum zu sprechen vermochte und nur mit ernst forschendem Blick in das rosige Gesicht der Tochter sah, das in diesem Augenblick in der Farbe bedeutend von dem ihrigen abwich.

Endlich aber hatte sie sich gefaßt, und den Arm wieder um die Tochter schlingend, sagte sie mit leiser, fast tonloser Stimme:

»Sag, Bettina, hast Du die Blumen am Nußbaum dort oben gepflückt, um den die Rasenbank steht?«

»Gewiß, liebe Mutter, und darauf haben wir gesessen und eben da habe ich so sehnsüchtig Deiner gedacht.«

»Es ist seltsam, sehr seltsam!« sagte die Mutter, wie zu sich selber, und dann schwieg sie wieder, den umflorten Blick in die immer dunkler sich gestaltende Ferne bohrend.

»Warum seltsam, liebe Mutter?« fragte Bettina arglos. »Du bist mit einem Mal so ernst geworden.«

»O nein, mein Kind, Du irrst: ich bin es nicht jetzt erst geworden, sondern ich bin es schon heute den ganzen Tag gewesen und heute – ja, heute habe ich wohl Ursache und ein Recht dazu, es zu sein. Doch komm nur in das Haus, dort wirst Du es hören, ich habe Dir ja gesagt, daß ich Dir heute eine Geschichte erzählen wollte, und wenn Du nicht müde bist –«

»Müde? Ich? O, wie kannst Du das denken, liebe Mutter! Im Gegentheil, ich bin so munter wie heute sieh, da ich Dich verließ und ich freue mich herzlich darauf, die Geschichte von Dir zu hören, an die ich schon im Voraus sehr lebhaft gedacht habe.«

Die Mutter schwieg, in ihrem Innern aber sprach eine Stimme: »Sie freut sich! Das glückliche Kind! Nun, unglücklich werde ich sie freilich mit meiner Geschichte nicht machen, aber ernster als sie jetzt ist, wird sie doch dadurch werden!« Und Bettina noch fester umschlingend und inniger an sich drückend, sagte sie laut: »So komm nur, Du sollst sie bald hören, ich bin darauf vorbereitet,

sie Dir zu erzählen. Sieh da, da liegt unser kleines Haus, und nun, nun sind wir daheim – auf den Augenblick habe auch ich mich den ganzen Tag gefreut.«

---

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, so saßen Mutter und Tochter dicht nebeneinander auf dem alten Sopha im behaglichsten Zimmer des kleinen Hauses. Die Jalousien vor den Fenstern waren geschlossen, Niemand von außen konnte weder sehen noch hören, was drinnen geschah. Auf dem runden Tisch mit der damastenen Decke brannte die trauliche Lampe, die schon so oft den Arbeiten der Fleißigen geleuchtet, und sie beschien hell und klar das saubere Stübchen, in dem, wenn Niemand sprach, nur das leise Ticken der alten Wanduhr zu hören war.

Voller Spannung das heute bleicher als sonst erscheinende Gesicht der Mutter betrachtend und in ihrem niedergeschlagenen Auge umsonst die Empfindungen ihrer Seele zu lesen versuchend, saß Bettina, diesmal die gefalteten Hände unthätig in den Schooß gesenkt, leicht zurück gelehnt in der Ecke des Sopha's; Susanna aber, in der anderen Ecke, den sorgenvollen Kopf auf die Hand gestützt, verhielt sich noch immer schweigend. Nur das sichtbare Wogen ihrer Brust verkündete die innere Aufregung, sonst saß sie still und unbeweglich da und Niemand, der nicht gewußt, was jetzt geschehen sollte und was dabei in ihrem Herzen vorging, konnte eine Ahnung

davon haben, mit welchem Aufwand von innerer Kraft hier eine gequälte Seele den gehorsamen Körper zur anscheinenden Ruhe zwang. Endlich aber, nachdem ein lauter Seufzer ihrem Busen entflohen, kam Leben in die hingesunkene Gestalt; sie richtete sich etwas auf, wandte den Kopf nach der aufhorchenden Tochter und sagte mit ihrer weichen und klangreichen Stimme, indem sie einen liebevollen Blick über die schöne Tochter gleiten ließ:

»Meine liebe Bettina! Du bist mir immer ein sanftes geduldiges Kind, eine gehorsame Tochter, eine fleißige, aufmerksame Schülerin gewesen und ich danke Gott für diesen zumeist über mich ausgeschütteten Segen; jetzt aber scheint mir die Zeit gekommen, wo ich es wagen darf, Dich zu meiner treuen Freundin, zur theilnehmenden Gefährtin zu machen, damit ich nicht mehr einsam und allein mit meinem alten Kummer stehe, den die laufenden Jahre freilich schon vielfach gelindert und erträglicher gemacht haben, als er früher war. So sollst Du denn jetzt zum ersten Mal einen tieferen Blick in dies still duldende Mutterherz werfen, mir zum Troste, Dir zur Lehre, denn wer kann wissen – Gott wende es zum Besten – was für ein Schicksal Dir auf dieser Erde beschieden ist.

Aber nicht blos egoistische Gründe bestimmen mich dazu, Dich mit meinen Schicksalen bekannt zu machen; nicht allein sollst Du meine Beichte hören, damit ich mir die Brust frei spreche von dem alten trüben Druck, nein, es scheint mir – ich habe darüber reiflich nachgedacht – gerathen, daß Kinder ihre Eltern ganz kennen lernen und nicht blos ihren Nawen und ihr Herkommen wissen.

Denn welches festere Band gäbe es zwischen den Menschen als das zwischen Eltern und Kindern? Beide bilden meiner Ansicht nach ein Ganzes, sie müssen sich also begreifen und verstehen, und wo dieser Begriff und dieses Verständniß mangelt, da kann nie – das glaube mir – von einem glücklichen Verhältniß, wie die Natur es verlangt, zwischen beiden die Rede sein, und das Uebel, welches aus diesem Mangel entspringt, tragen beide Parteien durch ihr ganzes Leben hindurch, und nichts Anderes auf der Welt ist ferner im Stande, das fehlende Glied in der Kette zu ersetzen, die nothwendig und naturgemäß Vater, Mutter und Kind umschließen soll.

So beginne ich denn meine Erzählung damit, daß ich Dir auch von meinen Eltern spreche, von denen Du noch so wenig weißt. Zwischen ihnen und mir fand leider nicht jenes eben besprochene schöne Verhältniß statt; mit der Mutter nicht, weil sie mir leider zu früh entrissen ward, und mit dem Vater nicht, weil – weil er es eben außer Acht gelassen hatte, mit mir die Kette des Verständnisses und Vertrauens zu schließen, und darum, ja darum allein, ich erkenne es wohl, habe ich so schwer im Leben zu tragen gehabt und bin ich nicht das geworden, wozu die Natur mich vielleicht bestimmt hatte: das sorglose heitere Weib, die glückliche Gattin, die an dem Wachsthum und Gedeihen ihres Kindes sich hoffnungsvoll erfreuende Mutter.

Bettina! Hörst Du da draußen in der Nähe das Murmeln und Rauschen unsers Rheins – hörst Du es wohl, wie verlockend es summt und dröhnt und wie es das

Verlangen in uns erweckt, seine grüne Woge zu sehen und mit ihr zu schwimmen in die schöne weite Ferne, wo noch andere Menschen wohnen, nach denen sich unsere Seele sehnt, als ahne sie, daß es nicht gut, sei, wenn Menschen einsam leben und streben und daß es sie beglücken werde, ihre Hand in eine andere Hand, ihr Herz an ein anderes Herz zu legen? O mein Kind, sieh, dies verlockende Rauschen des mächtigen Flusses habe ich von meiner Geburt an vernommen, es hat in die Wiege meiner unschuldigen Kindheit und in das Grab meiner frühzeitig hingewelkten Jugend hineingetönt – ich habe mich ewig und immer, so lange ich denken und wünschen kann, auch in die Ferne zu anderen guten Menschen geseht – aber all mein Verlangen und Sehnen ist vergeblich gewesen, ich habe nie eine andere Welt kennen gelernt, als die, in der wir jetzt leben, und ich bin an die Scholle gebunden geblieben, auf die mich der Wille des göttlichen Vaters gesetzt hat. Darum auch ist mein Leben nie reich an Abwechslung, an äußeren erhebenden Ereignissen und Erfahrungen gewesen, Alles was mir begegnet und was mich betroffen, hat sich in meinem Innern abgewickelt und ich habe alles Bittere und Schmerzliche, was das Schicksal in die Stille und das Dunkel meines Daseins zu werfen für gut befand, allein in mir selbst durchkämpfen und durchringen müssen.

Das soll keine Klage sein, mein Kind, verstehe mich recht. Ich murre nicht, daß mir die Füße und mit ihnen die Schwingen meines Geistes so fest an diesen Boden gefesselt wurden, denn er ist ja so schön und bietet der

herrlichen Gaben so manche. Allein ich sage Dir dies, damit Du einsehst, daß selbst im kleinen Rahmen eines bürgerlichen Lebens sich bedeutungsvolle Schicksale entwickeln können und auch daß Du ein Beispiel vor Dir habest und nicht murrest, wenn auch Dir das Verhängniß eine enge Schranke um Deine Wünsche zieht. Glücklicher Weise *kann* Dir nicht begegnen, was mir begegnet ist, ich meine, nicht auf eben dieselbe zerstörende Weise, denn Du hast ja eine Mutter, mich, mit welcher der Ring kindlicher Liebe und Hingebung fest geschlossen ist und die nicht dulden würde, daß Dir geschehe, was mein Vater ohne Erbarmen mit mir geschehen ließ, eben weil es gegen seine Ansichten und Meinungen vom Leben verstieß und weil er nicht begreifen konnte, daß das Herz seines Kindes empfand, empfinden mußte, was er selbst nie, nie in seinem ganzen Leben oder wenigstens nur eine kurze Zeit empfunden hat.

Also ich beginne meine Erzählung mit meinem Vater, dessen Namen Du wohl kaum gehört hast, wie er auch hier nirgends mehr gekannt ist. Wenigstens wissen die jetzt in unserer Nähe und mit uns lebenden Menschen nichts mehr von ihm. Die ehemaligen Bekannten sind entweder gestorben oder ausgewandert und in alle Häuser und Orte, wo man mich kennt, sind fremde Menschen eingezogen, denn in dreiundzwanzig Jahren, so weit datirt mein Schicksal bis auf den Tag zurück, tritt an vielen Orten eine ganz neue Generation an die Stelle der alten, und selten nur noch sieht man ein Gesicht, hört man

einen Namen, die uns an frühere Zeiten erinnern und uns das Bild einer schönen Vergangenheit vor die Seele rufen.

Mein Vater also – *van der Deeken* war sein Name – stammt aus Holland und zwar aus einer kleinen Stadt im Lande Geldern her. Er war, wie ich wohl oft in meiner Jugend vernommen, der Sohn reicher Eltern und sein Vater gehörte dem Kaufmannsstande an. Als junger Mann ging er häufig in Geschäften desselben auf Reisen und kam alle Jahre nach dem Rhein, den ja die Holländer so lieben wie die Deutschen und auf den sie fast so stolz sind wie Diese, obgleich sie ihm in ihrem Lande den alten Namen genommen und leider einen neuen beigelegt haben. Meinem Vater gefiel es sehr am Rhein und da er in Linz ein schönes Mädchen kennen gelernt hatte, so zog es ihn nur um so stärker dahin, denn er liebte das Mädchen und beschloß es zu seiner Gattin zu machen. Das war nun nicht nach dem Sinn der geldstolzen Eltern meines Vaters und sie suchten die Absicht desselben auf jede Weise zu durchkreuzen. Allein mein Vater war ein eigenwilliger und consequenter Mann schon von Jugend an, er hatte sich seine eigenen Grundsätze und Ansichten gebildet und so bestand er fest auf seinen Entschluß, er verließ Holland, siedelte sich am Rhein an und heirathete meine Mutter, die, so viel ich weiß, die Tochter eines Weinhändlers war. Hierdurch gerieth er in einen sehr argen Conflict mit seinen Eltern und diese verziehen ihm nie, daß er außer Landes gegangen war und sich gegen ihren Willen mit einem armen Mädchen verbunden hatte. Als dieser Schritt nicht mehr zurückgethan

werden konnte, machte mein Großvater in Holland sein Testament, verschrieb den größten Theil seines Vermögens seinen anderen Kindern und mein Vater erhielt nur einen kleinen Pflichttheil. Dies erfuhr Letzterer erst, als es zu spät war, seine Eltern zu einem anderen Entschluß zu bewegen, das heißt, als sie todt waren, und von diesem Augenblick an begann sich das Leben meines Vaters zu verdüstern, bis zu einem Grade, der Dir nachher aus seiner Handlungsweise erkennbar werden wird.

Von den Verwandten meines Vaters habe ich keinen anderen als einen seiner Brüder kennen gelernt, der uns, als ich noch ein Kind war, alle Jahre am Rhein besuchte und meinem Vater allein von allen Uebrigen seine Theilnahme zuwandte, obgleich sich dieselbe nur durch eben diese Besuche und einige tröstende Worte kundgab. Mich hat dieser Onkel sehr lieb gehabt und ich erinnere mich noch, daß er mir stets, wenn er kam, hübsche, wiewohl nur unbedeutende Geschenke mitbrachte und es gern sah, wenn ich auf seinen Knien saß und ihn an seinem starken Backenbart zauste.

Die Eltern meiner Mutter starben sehr früh und hinterließen kein Vermögen, im Gegentheile, die Verhältnisse meines Großvaters mütterlicher Seite müssen in großer Unordnung gewesen sein; es waren mehr Passiva als Activa vorhanden und mein Vater hielt sich in Folge eines vor seiner Verheirathung voreilig gegebenen Versprechens für verpflichtet, die ersteren aus seinen eigenen Mitteln zu decken, die dadurch ebenfalls in Unordnung

geriethen und ihn selbst bald darauf in einige Verlegenheit brachten. Wie ich später erfuhr, hatte mein Vater anfangs seine Enterbung mit männlicher Ergebung ertragen, hatte er doch nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse seine Heimat, sein elterliches Haus verlassen und dem Wohlleben darin entsagt, nur um seinen Gefühlen zu folgen und meiner Mutter das gegebene Versprechen zu halten. Allein je älter er wurde, je ungünstiger sich seine Vermögensverhältnisse gestalteten und nun gar, als meine Mutter plötzlich starb, schien ihn doch die Reue über seine Handlungsweise zu erfassen und er gab sich schon damals bisweilen sehr traurigen Gedanken hin. So lange seine Schwiegereltern in Linz noch lebten, hatte er mit ihnen und seiner Frau in jenem kleinen Orte gewohnt und mit meinem Großvater gemeinschaftlich dessen Weingeschäft betrieben; nach dem Tode desselben aber widerte ihn dies Geschäft und der Aufenthalt in Linz an und er verkaufte Alles, was er daselbst besaß, um sich, ein neuer Irrthum, dem er trotz aller Abmahnungen verschiedener Freunde unterlag, in ein ihm ganz unbekanntes Geschäft zu verstricken, zu dem er eben so wenig Fähigkeiten, wie Ausdauer und Neigung besaß.

Mit dem Rest seines bedeutend zusammengeschmolzenen Vermögens nämlich kaufte er ein kleines Landgut am Rhein und beschloß daselbst die Landwirthschaft und den Weinbau zu treiben. Dies Landgut ist dasselbe, auf welchem Du heute einen so glücklichen Tag verlebt, Lerchendorf, welches jetzt der Professorin Cornelia Graach

gehört. – Still, verwundere Dich nicht und laß mich ruhig weiter erzählen. Hiermit hast Du nun schon ein *einen* Grund, warum es mir immer so große Ueberwindung kostete, dahinzugehen. Im Anfang sogar übertrug ich auf die mir damals fremden Leute, die dasselbe bezogen – es waren dies nicht seine jetzigen Bewohner, denn die Großmutter Deiner Freundinnen hat das Gut nicht unmittelbar von meinem Vater, sondern erst einige Jahre später aus der zweiten Hand gekauft – ein sehr natürliches peinliches Gefühl, ich war und blieb scheu gegen sie, hielt mich von ihnen fern, und erst als ich noch unglücklicher geworden war und durch Herrn Heiduck Cornelia kennen und bald schätzen gelernt hatte, verminderte sich dasselbe, bis ich es endlich zu überwinden vermochte und nun meine Bekanntschaft mit der edlen Cornelia sogar als ein Glück betrachte und dieselbe nach meinen schwachen Kräften hege und pflege.

Doch ich bin hier dem stillen Gange meines Lebens schon bedeutend vorausgeschritten und kehre nun in die Zeit zurück, wo mein Vater Lerchendorf erwarb und sich von seinem neuen Besitz die besten Erfolge versprach. Allein daß er sich darin getäuscht, sah er schon nach kurzer Zeit ein. Es traten schlechte Jahre ein, der Wein gerieth nicht, auch mochte er beim besten Willen dem neuen Unternehmen nicht gewachsen sein, und so sah er sich wieder einer trüben Zukunft preisgegeben. Das verbitterte sein Gemüth nur noch mehr, er wurde wortkarg

und rauh, launenhaft und gebieterisch und dadurch entfremdete er sich nur noch mehr alle Diejenigen, mit denen er bisher in leidlichem Verkehr gestanden hatte. Um das Unglück ganz voll zu machen, starb nun auch meine Mutter in sehr jungen Jahren und jetzt begann sich auch mein kleiner Lebenshorizont zu umwölken, wovon ich Dir freilich keine genaue Schilderung entwerfen, sondern nur in ganz allgemeinen Zügen Einzelnes mittheilen will, da die Hauptursache meines Unglücks wichtiger für mich ist und erst in eine spätere Zeit fiel.

Meine Mutter war also gestorben, als ich erst neun Jahr alt war und ich ward der Obhut einer alten Holländerin übergeben, die, wie mein Vater, aber schon länger als er, ihre Heimat verlassen und in einem vornehmen Hause am Rhein als Erzieherin und Wirthschafterin eine Versorgung gefunden hatte. Diese würdige und mir sehr ergebene Person vertrat mit voller Liebe Mutterstelle bei mir und habe ich ihr viel Gutes zu verdanken, zumal sie im Stande war, das Verhältniß zwischen meinem Vater und mir, wie es sich allmählig herausbildete, zu durchschauen und manches Unheil von mir abzuwenden, dem ich sonst als mutterloses schwaches Kind schutzlos preisgegeben worden wäre. Das arme gute Weib – sie ist schon lange todt – hatte auch nicht allzu viel Glück im Leben genossen, aber ihr Herz war durch die vielen Schicksalsschläge, die es betroffen, nicht verhärtet, im Gegentheil weicher, mitleidiger und für das Geschick

Anderer empfänglicher geworden. Ihr Vater, ein wohlhabender Kaufmann im Haag, verlor durch den Untergang eines unversicherten Schiffes fast sein ganzes Vermögen und wanderte mit seiner Tochter nach Deutschland aus, wo er bald starb. Einer seiner Commis war ihm auch im Unglück treu geblieben und begleitete ihn in die Fremde. Er war der Bräutigam der Tochter und ihr von ganzem Herzen ergeben. Verheirathen konnten sie sich nicht, denn dazu fehlten ihnen die Mittel. Endlich aber schien ihnen das Glück zu lächeln und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen. Zuvor jedoch mußte, wichtiger Papiere wegen, der Bräutigam noch einmal nach Holland reisen und auf dieser Reise ereilte ihn der Tod. Das Boot, in welchem er auf der Rhede von Scheveningen einen ihm befreundeten Capitain an Bord eines Schiffes besuchen wollte, schlug bei heftigem Winde um und er ertrank. Margarethe, so hieß das arme Weib, erlag im ersten Augenblick fast dem neuen Schmerz, bald aber raffte sie sich wieder auf, weil sie nun allein für ihre Existenz ringen und arbeiten mußte. Ein günstiger Zufall wollte ihr wohl und sie wurde, wie schon gesagt, Erzieherin einer jungen rheinischen Grafentochter, in welcher Stellung sie blieb, bis Letztere erwachsen war und sich vermählte. Indessen sorgte man für sie und sie wurde Wirthschafterin auf einem kleinem Gute in der Nähe von Linz. Aber auch dies wurde nach einigen Jahren wieder verkauft und Margarethe verlor ihre Stellung. Das war die Zeit, wo sie, bereits in Jahren vorgerückt, hörte, daß mein Vater eine Haushälterin und eine ehrbare Leiterin

für mich suchte. Sie meldete sich bei ihm und ward angenommen. So ward ihr Geschick denn mit dem meinigen verwoben, sie zog mit uns nach Lerchendorf und theilte Freud' und Leid mit mir; bis zum Tode war und blieb sie meine treue Beschützerin und starb erst, nachdem ich die Frau Deines Vaters geworden war und mit ihm auf Wingerthsspring wohnte.

So viel für jetzt über die gute Margarethe, von der ich nachher noch öfter zu sprechen haben werde; und nun kehre ich zu meiner eigenen Lebensgeschichte zurück. Ich kann eben nicht sagen, daß ich unmittelbar unter den Augen meines Vaters aufgewachsen wäre, denn in der That bekümmerte er sich, so lange ich ein Kind war, sehr wenig um mich. Er wußte, daß ich mich in guten Händen befand und ging Jahr aus Jahr ein seinen Geschäften und Zerstreungen nach, ohne daß ich zu sagen wüßte, welche von beiden ihm die meiste Zeit raubten und welchen er anhänglicher ergeben war.

Der Unterricht, den mir Magarethe in Lerchendorf erteilte, war gut und sie wußte namentlich in den Sprachen und der Geschichte vortrefflich Bescheid. Da sie sich fast den ganzen Tag mit mir beschäftigte, so lernete ich unaufhörlich und Alles wie durch Spielerei, und ich war früher mit Dem vertraut, was in den Schulen gelehrt wird, als die Mädchen meines Alters, die ihren Unterricht in der Stadt genossen. Da Margarethe aber sehr ernst und fast stets bedrückten Gemüths war, so ging ein Theil dieser Stimmung auch auf mich über und ich ward früher, als es sonst bei jungen Mädchen zu geschehen

pflegt, in die Sorgen und Kümernisse des Lebens eingeweiht, wozu wahrscheinlich auch der Charakter und das Wesen meines Vaters beitrug, dessen allmälige Entwicklung zum Schlimmen ich ja alle Tage vor Augen hatte. Durch ihn allein auch wurde der Frieden und die Harmlosigkeit unsers damaligen Lebens nur zu häufig unterbrochen, indem er uns durch eine zunehmende Reizbarkeit, durch den jähen Ausbruch von Heftigkeit und durch eine eiserne Strenge in manchen Richtungen unruhig und besorgt machte und durch seine alle Tage wechselnden Launen fast jede Stunde verbitterte. Doch, ich will damit keinen Stein auf ihn geworfen haben, der Unglückliche konnte nicht anders handeln, denn unglücklich war er durch und durch, das sahen wir Beide ein und darum verziehen wir ihm seine ungerechte Härte und fügten uns schweigend in sein unumstößliches Gebot. Bisweilen auch litt er an einer mit den Jahren zunehmenden Menschenscheu und er war dann Monate lang nicht aus seinem Zimmer zu bringen. Er aß und trank allein und wir durften ihn niemals in seinem Stillleben stören. Das Einzige, was er in dieser Zeit that, war, daß er mit sich selbst murrend im Zimmer auf und ab schritt oder verschiedene Zeitungen las, die kein Mensch von uns eher in die Hand nehmen durfte, als bis er sie uns aus dem Fenster in den Garten warf, wenn er Einer von uns darin ansichtig wurde. Hatte er nun Monate lang wie ein Einsiedler im Zimmer gelebt und alle seine Geschäfte im Freien den Knechten und Tagelöhnern überlassen, die der alte Winzer beaufsichtigte, so trat er plötzlich reisefertig bei uns

ein und verkündete uns, daß er in Geschäften auf einige Zeit verreisen müsse. Wir wußten freilich nicht, was für Geschäfte das waren, hörten aber später, daß diese alle Jahre zwei oder dreimal unternommenen Reisen ihn oft weit in das Ausland, in die Schweiz, nach Oesterreich u. s. w. trieben und daß er daselbst, nicht wie andere zu ihrem Vergnügen die Welt Beschauende, ruhig sich an einem oder dem anderen Orte aufhielt und das Schöne genoß, sondern daß er, wie von einer inneren Hast getrieben, von Stelle zu Stelle eilte, mit Niemandem verkehrte und höchstens in den abgelegensten und ödesten Bergen einige Wochen in scheinbarer Ruhe zubrachte. Der Unglückliche!

Was ihn dazu trieb, wir wußten es freilich nicht bestimmt, aber wir ahnten es. Es war das verlorene Lebensglück, das er nicht verschmerzen konnte, es war das Bewußtsein, daß er selbst schuld an seinem Unheil sei, und endlich eine innere Stimme, die ihm vorhersagte, daß dies Unheil noch größer werden würde, wenn er ihm nicht mannhaft entgegen arbeite und seine Pflichten als Hausherr mit größerem Eifer betreibe. Doch dazu besaß er nicht mehr die nothwendige Willenskraft. Er raffte sich zwar bei einzelnen Vorkommnissen, wie Du nachher aus meinem eigenen Geschick erfahren wirst, vorübergehend energisch auf, aber dann nahm diese Energie nur einen wilden, fast dämonischen Charakter an und es fiel ihm nicht im Traume ein, daß er mit seiner Handlungsweise

schonungslos das Glück der ihm Untergebenen vernichtete, wie das Schicksal schonungslos auch über ihn hereingebrochen war.

Unter diesen Umständen und Verhältnissen wuchs ich allmählig heran, still und unbemerkt, und ich trat in die Jahre der Jungfrau ein, ohne die Freuden des Lebens zu kosten, die so vielen jungen Mädchen zu Theil werden und ihnen für das spätere Alter eine lebendig strömende Quelle glücklicher Erinnerung werden. – Ach, mein liebes Kind, Du siehst mich lächelnd an und ich glaube dies Lächeln zu verstehen. Du willst damit sagen, daß auch Du so still und zurückgezogen lebst und bisher wenige Lebensfreuden kennen gelernt hast. Aber, mein liebes Kind, es ist doch noch ein bedeutender Unterschied zwischen Deinen jetzigen und meinen damaligen Verhältnissen. Du hast eine Mutter zur Seite gehabt von Anfang an bis jetzt, die Dich liebend umfaßt, die Deine Sorgen mit Dir theilt, die Tag und Nacht bemüht ist, Dir eine freudenreichere und dabei ehrenvolle Zukunft zu gründen, aber was hatte ich? Freilich, ich hatte Margarethe, aber das war doch bei Weitem noch keine liebende, sorgende, schützende Mutter, und dann hatte ich allerdings einen Vater, aber Du weißt ja schon, wie er war und kannst aus dem Mitgetheilten schließen, daß ich noch viel mehr zu erdulden hatte, als ich zu erwähnen für nöthig oder gar schicklich halte. O ja, in meiner Kindheit hatte ich meinen Vater herzlich lieb; dann aber, da er mich oft lieblos genug von sich stieß, ging ich ihm scheu aus dem Wege, und endlich fürchtete ich ihn, denn es war, als ob mir eine innere

prophetische Stimme zuraunte, daß er mich noch einmal recht unglücklich machen werde. Nein, er war nicht der Mann, der geeignet gewesen wäre, auf ein weiches, von Natur frohes und heiteres Kind günstig einzuwirken, er schüchterte mich nur ein, blieb jederzeit kalt und finster gegen mich, und so hätte meine einzige Liebe für ihn ganz erblasen müssen, wenn in späteren Jahren nicht mit der Erkenntniß seines geistigen Zustandes das Mitleiden in meine Seele eingezogen wäre und mich, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, zur stillen Beobachterin seiner Wünsche und zur Hüterin seines Willens gemacht hätte.

Auch besaß er ja in meiner Jugend noch immer größere Mittel, als ich sie jemals später besessen, und er hätte mir, bisweilen wenigstens, wohl eine Freude bereiten und das Leben verschönern können, allein daran dachte er gar nicht, ich war für ihn so gut wie gar nicht vorhanden, und erst, als ich, meiner eigenen Neigung folgend, den ersten selbstständigen Flug in eine höhere Welt unternahm, der leider seiner Ansicht und seinem Willen widersprach, da erinnerte er sich, daß er mein Vater sei, das heißt in seinem Sinn: er erinnerte sich, daß er eine unumstößliche Gewalt über mich habe, daß er über meine Zukunft, mein Glück gebieten könne und – er gebot mit einer Kälte und Strenge darüber, daß es mir noch jetzt wie eine eisige Klammer das Herz umspannt, wenn ich an die traurigen Ereignisse jener Tag zurückdenke.

Doch genug der Klage, Du wirst sehr bald eine genauere Einsicht in meine Verhältnisse gewinnen und dann

magst Du selber urtheilen, ob ich in meiner Lage mehr zu beklagen war als Du in der Deinigen in gegenwärtiger Stunde.«

»O liebe Mutter,« unterbrach Bettina die ruhig Redende, indem sie die gefalteten Hände mit bittender Geberde zu ihr emporheb, »ich beklage mich ja nicht im Geringsten. Im Gegentheil, ich bin so glücklich bei Dir, daß ich mir nie ein anderes Leben als an Deiner Seite wünsche.«

Susanna lächelte schmerzlich, umfaßte und küßte ihre Tochter liebevoll und sagte:

»Ich verstehe Dich wohl und Du mußt mir verzeihen, daß ich solche Wünsche in Dir vermuthete, die ich auch ganz natürlich finde, denn ich fühle recht gut, daß Dein Leben einsam und freudlos ist – wenigstens von außen her. Innerlich freilich bist Du ja wirklich so glücklich, wie nur der genügsame Mensch es sein kann, der keine anderen Bedürfnisse hat, als er ohne Mühe und Noth befriedigen kann. Doch – nun laß mich zu meiner Erzählung zurückkehren, sie wird Dir bald interessanter erscheinen als bisher, denn ich komme nun gleich zu dem bedeutungsvollen Wendepunkt meines inneren Lebens, der, ach! leider auch mir die Erkenntniß brachte, daß ich bis dahin verhältnißmäßig eigentlich noch zufrieden und glücklich gewesen war.

Mein einziger Umgang zu damaliger Zeit beschränkte sich auf meine gute Margarethe und die Tochter des alten Winzers meines Vaters, die sich aber auch sehr bald mit einem Schiffscapitain am Niederrhein verheirathete; sonst kam Niemand in unsere Nähe, mit dem ich in

irgend eine geistige Gemeinschaft hätte treten können. Natürlich machte mein Vater kein Haus aus; in seiner ungeselligen Stimmung empfing und machte er keine Besuche, wie das heutzutage überall Sitte ist, und nur dann und wann sprach ein Geschäftsreisender aus der Fremde oder ein speculativer Kaufmann aus der Nachbarschaft vor, um seine Weine zu probiren, worauf dieselben dann meistentheils das Geschäft mit dem alten Winzer abschlossen, der Gärtner, Winzer, Küper und Kellermeister zugleich, mit einem Wort das unentbehrliche Factotum meines Vaters war, der ihm auch mit Recht sein ganzes Vertrauen schenkte.

Dieses einsame und abgeschlossene Leben konnte auf die Dauer nur einem so am Gemüth leidenden Mann, wie mein Vater es war, behagen, und ich glaube, daß es Zeitepochen bei ihm gab, in denen er sogar stolz auf sein Einsiedlerleben und der irrthümlichen Meinung unterworfen war, auch ich müßte davon befriedigt sein, da ja auf diese Weise aller Aerger und Verdruß, den ein übermäßiger Verkehr mit zahlreichen Menschen so oft mit sich bringt, von mir entfernt bleibe und ich meine Tage in ungestörter Sorglosigkeit verbringe. Ach, von den Wünschen und Hoffnungen eines jungen Mädchenherzens hatte er keinen Begriff und darum verurtheilte er mich auch so streng, als ich solche Wünsche und Hoffnungen einmal blicken ließ, was vielleicht nicht in der Art und Weise geschehen wäre, wenn ich von Jugend an nicht unter dem drückenden Zwang und der trostlosen Einsamkeit Lerchendorfs mein Dasein gefristet hätte.

Du mußt Dir nämlich nicht vorstellen, mein liebes Kind, daß Lerchendorf damals das war, was es jetzt durch die fleißigen Hände seiner beiden auf meinen Vater folgenden Besitzer geworden ist. Allerdings hatten wir in unmittelbarer Nähe das gleichnamige Dorf, allein darin wohnten nur arme Tagelöhner und auf den benachbarten Bergen arbeitende Winzer. Hüningen lag uns schon viel zu weit entfernt und wir pflegten mit den Bewohnern desselben nicht den geringsten Umgang. Andere Nachbarn gab es nicht. Die Weinberge waren freilich fast so gestaltet und angelegt, wie sie es heute sind, nur erstreckten sie sich nicht so hoch die Berge hinauf und auch ihre Pflege stand der heutigen bei Weitem nach. Von dem jetzigen Rosen- und Obstgarten war keine Spur vorhanden, Alles war mit Reben bepflanzt, wie es noch heute der Garten zu Wingertsspring ist. Auch das Wohnhaus war damals noch kein stattliches Herrenhaus mit Zinnen und Thürmen, Balconen und Hallen, es war nur ein ländliches, einstöckiges Gebäude mit engen Wohnräumen und kleinen Fenstern, die grüne Jalousien verschlossen. Als Cornelia Graach das Gut erwarb, wurde das alte Haus zum Theil abgetragen und nur die hinteren Wände mit zwei Zimmern blieben stehen, und diese Zimmer – o Bettina, Du kannst sie noch heute in ihrer alten Form, wie auch die Fenster mit den Jalousien sehen – waren die meinigen, das eine war mein Wohn- und das andere mein Schlafgemach. Denke Dir also, wie mir zu Muthe ist, wenn ich einmal nach Lerchendorf komme

und aus dem herrlichen Vordergebäude noch die Ueberbleibsel meines kleinen Vaterhauses hervorblicken sehe!«

–

Hier schwieg die Erzählerin einen Augenblick, seufzte recht von Herzen laut auf und fuhr dann etwas leiser und langsamer zu sprechen fort, wobei Bettina, aufmerksam auf jedes Wort und jeden Blick achtend, wohl bemerkte, daß es ihrer Mutter Ueberwindung kostete, sich jetzt zu dem wichtigeren Theil ihrer Lebensereignisse zu wenden.

»Endlich,« sagte die Erzählerin, die Augen vor sich niederschlagend und mit der Rechten sanft Bettina's Hand drückend, »war ich siebzehn Jahre alt geworden und ich war körperlich und geistig so vollkommen entwickelt, wie Du es jetzt bist, mein Kind. Das einsame beschauliche Leben hatte meinen Geist vor der Zeit gereift und der beständige Umgang mit der Vielerfahrenen und bedeutend älteren Margarethe mich manchen tieferen Blick in das Menschenleben werfen lassen, als es bei einer anderen Erziehung und einer anderen Lebensweise vielleicht der Fall gewesen wäre. Ich hatte nicht allein viel gehört, sondern auch viel gelesen, denn der guten Bücher gab es genug in unserm Hause, sie waren mir als Erbstück von meiner guten Mutter zurückgeblieben und auch mein Vater hatte von Zeit zu Zeit das Neueste und Beste aus der deutschen Literatur angeschafft, weil er sich doch der Einsicht wohl nicht verschließen konnte, daß wenigstens *ein* geistiger Genuß für mich nothwendig und unumgänglich sei. So war ich also nicht ganz verwaist, mein Geist

und Herz hatten viel Stoff zur Verarbeitung in sich aufgenommen und mit dieser Arbeit war ich immer beschäftigt, vom Morgen bis zum Abend, da ich von jeher einen inneren Drang verspürte, mich aus meinem beschränkten und abgeschlossenen Dasein emporzuringen und wenigstens geistig das frisch pulsirende Leben zu verwenden, da mir jeder andere Genuß unerbittlich verschlossen blieb.

Da sollte Etwas geschehen – und nun gieb Acht, mein Kind, jetzt pochte der Schicksalsfinger mit erschütternder Gewalt zum ersten Mal an mein stilles Herz, – was ich am wenigsten erwartet hatte und erwarten konnte, und was so tief in mein ganzes ferneres Leben eingriff, indem es dasselbe zugleich versüßte und vergiftete, daß es mich noch jetzt seine unruhigen Wellen empfinden läßt und mich noch in der Erinnerung hoch und niedersenkt, als schwämme ich auf schaukelndem Kahne, der, so rasch und stürmisch er fährt, mich doch nie an das rettende Ufer zu bringen im Stande ist. Ja, mein Kind, es mag Dir wunderbar erscheinen, daß ich Dir das sage, aber noch heute bildet das, was mir damals geschah, immer den Hauptgedanken meines Kopfes und das Hauptgefühl meines Herzens, und gerade heute kehrte zum vierundzwanzigsten Mal der unvergeßliche Tag wieder, an welchem jenes Schicksal an meine Thür pochte, und nun wirst Du wissen, warum ich mich gestern schon in sichtbarer Aufregung befand und warum ich es nicht über mich gewinnen konnte, Dich heute zu der guten Cornelia Graach zu begleiten, in dasselbe Haus, in dem

ich damals so stürmisch aus meinem stillen Traumleben erweckt und in das wirkliche Menschenleben geschleudert wurde.

Es war am 7. Mai des Jahres 1837. Mein Vater war am Tage vorher nach dem Süden gereist und hatte uns gesagt, daß er diesmal eine weite Reise vor sich habe und vor Monaten nicht zurückkehren werde. Als er mir Lebewohl sagte, befand er sich in überaus mürrischer Stimmung, wie schon lange zuvor und wir Beide, Margarethe und ich, wünschten ihm von ganzem Herzen eine fröhliche Fahrt und eine recht glückliche und zufriedene Rückkehr. Als wir seinen Einspanner, mit dem er nach Neuwied fuhr, vom Hause fortrollen sahen, fiel es uns wie ein Stein vom Herzen, denn so lange mein Vater in so schwermüthiger hypochondrischer Stimmung war, ging es trüb und einsylbig bei uns her und wir wagten kaum laut zu reden, so lange wir ihn im Hause wußten. Nun aber war er fort, er ging seiner Aufheiterung und Genesung entgegen und wir athmeten froh und erleichtert auf, daß wir uns nun ganz nach Belieben frei bewegen und thun und lassen konnten, was wir wollten.

Es war ein trüber, kalter, regnerischer Maitag. Der Wind wehte stark aus Nordwest und der Rhein warf riesige Wellen, so daß sein Gebrause bis in unser Haus herübertönte. Allein wir achteten darauf nicht, wir waren überaus thätig bei unserer Arbeit, denn wenn mein Vater auf eine so weite Reise ging, pflegten wir das ganze Haus nach unserm Geschmack zu säubern und zu ordnen, was während seiner Anwesenheit nie geschehen durfte. Bis

zum Abend waren wir denn auch mit unserer Arbeit so ziemlich zu Stande gekommen und da wir müde und zu anderer Thätigkeit nicht aufgelegt waren, beschloßen wir, einmal einen Abend in traulicher Plauderei zu verbringen und uns das Herz von Allem, was schwer darauf lastete, von Grund aus frei zu sprechen. Das konnten wir um so eher, da Niemand uns störte und wir jetzt wie die gebietenden Herrn im Hause schalteten und walten. Außer Margarethen und mir befand sich nur noch eine alte Magd darin, welche die Küche besorgte, während Margarethe und ich die übrigen Hausgeschäfte verrichteten. Alle übrigen sonst auf dem Gehft meines Vaters beschäftigten Leute, zwei Knechte und der junge Gehülfe des Winzers, wohnten im nahegelegenen Dorfe und sie brachten nur ihre Arbeitsstunden in unseren Gärten, Weinbergen oder im Hause zu.

Doch bevor ich weiter erzähle, muß ich noch eines Mannes umständlicher gedenken, der in dem Nächstfolgenden eine bedeutende und namentlich für mich sehr wichtige Rolle übernahm und dessen ich bisher nur oberflächlich Erwähnung gethan habe. Es war das Factotum meines Vaters, der alte Winzer, Aegidi mit Namen. Er bewohnte mit seiner guten Frau Brigitte das Häuschen, welches dicht am Ufer stand, da wo jetzt der schöne Rheingarten der Professorin liegt. Beide waren kreuzbrave und ehrliche Leute, die sich meines Vaters geschäftliche Angelegenheiten zu Herzen nahmen, als wären es ihre eigenen, obwohl sie sehr gut einsahen, daß sie mit aller

Mühe und Sorgfalt doch nicht den allmäligen Verfall derselben würden verhindern können, weil die rechte Triebkraft von oben her fehlte und weil mein Vater nicht der Mann war, seinen sinkenden Credit mit eigener Anstrengung wiederherzustellen. Ich hatte die beiden alten Leute sehr lieb, besuchte sie oft und verplauderte manches Abendstündchen mit ihnen, wenn die Abwesenheit meines Vaters mir eine solche Unterhaltung gestattete. Dafür liebten sie mich wie ihr eigenes Kind, ja, sie bezeigten mir sogar eine Art von Verehrung, die mich rührte und mich nur noch mehr veranlaßte, ihnen gefällig und dankbar zu sein. Am meisten mochte zu dieser Liebe ihrerseits wohl die Erkenntniß meiner wirklichen Lage im Hause beitragen, wenigstens ließen sie oft in ihren Gesprächen durchschimmern, daß sie mich beklagten, daß sie meines Vaters Handlungsweise nicht begreifen könnten, daß mir eine ganz andere Erziehung hätte zu Theil werden müssen und daß sogar sie, als arme Leute, ihrer einzigen und verheiratheten Tochter nicht zugemuthet hätten, so zurückgezogen und eingeschränkt zu leben, wie mein Vater, der vergleichsweise begüterte Mann, es von mir Jahr aus, Jahr ein verlange. Mit einem Wort, die alten Aegidis waren meine und Margarethens beste Freunde und ich hätte ihnen mit vollem Vertrauen mein Schicksal in die Hände gelegt, wenn meinem Vater ein Unheil begegnet wäre, da ich ja keinen Menschen auf der weiten Welt kannte, der mir näher stand und mir treuer gesinnt war als sie.

Doch ich kehre zum 7. Mai 1837 zurück. Es war allmählig später Abend geworden. Unsere alte Magd, von der Tagesarbeit erschöpft, war schon längst zur Ruhe gegangen und auch Margarethe rüstete sich, desgleichen zu thun. Da sie mich aber immer noch zögern sah, blieb sie bei mir sitzen und leistete mir Gesellschaft, trotzdem ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen. Ich selbst war zwar auch müde, aber mir war dabei doch ganz eigenthümlich zu Muthe, so daß ich meiner Müdigkeit widerstand und immer wieder von Neuem zu plaudern begann. Es war, als ob eine innere Stimme mich ermahnte, munter zu bleiben, und dies dunkle, mir unerklärliche Gefühl war so mächtig, daß es in der That meine Hinfälligkeit besiegte.

Wir saßen noch in meinem Wohnzimmer, aber die Thür zum Schlafcabinet war bereits geöffnet und das Licht hatte Margarethe ebenfalls schon hineingetragen, gleichsam um mich in's Bett zu locken, wie man einem Kanarienvogel Zucker zwischen die Stäbe eines Käfigs steckt, wenn man ihn aus seinem bisherigen Behälter in einen anderen ködern will. Allein diese kleine List hatte bis jetzt nicht gewirkt, ich war in der halb verdunkelten Stube sitzen geblieben, zögernd und immer wieder zögernd, als ob ich durch unsichtbare Bande an mein kleines Sopha gefesselt gewesen wäre.

Da schlug die Uhr in meines Vaters nebenanliegender Stube laut eine volle Stunde an und ich sagte zu mir, »wenn es elf Uhr ist, gehe ich zu Bett; eher aber keinen Augenblick.« Da ich, während die Uhr schon schlug, dies

zu mir sprach, konnte ich die einzelnen Schläge nicht zählen, an meiner Statt aber that dies Margarethe, und als die Uhr ausgeschlagen, sagte sie, vom Sopha neben mir aufstehend:

»Jetzt hat es Elf geschlagen, Susanna, und nun hält mich nichts mehr vom Zubettgehen ab. Gute Nacht, mein Kind, ich bin todtmüde.«

Sie wollte mich wie gewöhnlich jeden Abend vor'm Schlafengehen küssen, als wir Beide vor Schreck laut aufschrieen. Denn eben als unsere Lippen sich berührten, klopfte Jemand von außen an die erst halb geschlossenen Jalousien meines Schlafzimmers, und da die Fenster ziemlich hoch über dem Bogen lagen, mußte unser Störenfried auf eine Leiter gestiegen sein oder sich einer Stange zum Pochen bedient haben. Daß Letzteres der Fall, erkannten wir sehr bald, denn ich, obgleich ich mich anfangs sehr erschrocken hatte, faßte mich schnell und von einem mir unerklärlichen Muthe beseelt, der selbst Margarethe mit wenig, trat ich an das Fenster meines Schlafkammerchens, öffnete es und sah durch die noch halbgeöffneten Jalousien in den Garten hinaus.

Es war heller Mondschein und die Wolken, die den Tag über den Himmel verdüstert, waren gänzlich entflohen; nur der Wind wehte noch heftig und ich sah deutlich, wie die Zweige und jungen Blätter eines nahebei stehenden Kirschbaumes sich ungestüm hin und her bewegten. Aber außerdem sah ich beim ersten Blick noch mehr. Unten, dicht vor dem Fenster und einen Weinstockpfahl in der

Hand haltend, stand ein Mann, der eben, als das Fenster geöffnet ward, noch einmal gegen die Jalousien pochte.

»O,« rief ich der neben mir stehenden Margarethe zu, die gleich mir alle Müdigkeit vergessen hatte, »wir brauchen keine Furcht zu haben, es ist Aegidi, ich erkenne ihn genau. Aber was will denn der noch?«

Sogleich stieß ich die losgekettete Jalousie auf, schaute zum Fenster hinaus und sagte: »Aegidi, seid Ihr's? Was giebt es denn? Warum pocht Ihr nicht an die Thür, wenn Ihr uns sprechen wollt?«

»Ach, Susannchen,« erwiderte der alte ehrliche Winzer mit leise flüsternder Stimme, »ja, ich bin's, und daß ich hier anpoche und nicht an die Thür, hat seinen guten Grund. Ich wollte keinen Lärm machen und am wenigsten die alte Magd wecken. Sie braucht nicht zu wissen, was vorgeht, und nur Sie und das Fräulein wollte ich benachrichtigen.«

»Aber was geht denn vor, Aegidi?« fragte ich, etwas beklommen athmend, da ich aus der eigenthümlich aufgeregten Sprachweise des alten Mannes schloß, daß etwas ganz Besonderes vorgefallen sein müsse.

»Ach Gott, Susannchen,« fuhr der alte Mann fort, »seien Sie nur nicht böse, daß ich Sie so spät störe, aber ich kann ja nicht dafür. Ich mußte Sie jedenfalls noch heute sprechen und das Fräulein auch, denn es ist mir allerdings etwas ganz Seltsames passirt.«

»Was denn?« fragten wir Beide im Zimmer mit hochaufathmender Brust.

»Ach, das kann ich Ihnen hier nicht mit einem Wort sagen, Susannchen, und auch Ihnen nicht, Fräulein; aber wenn Sie die Güte haben wollten, herauszukommen und mit mir nach meinem Hause zu gehen, so sollen Sie bald hören und sehen, was vorgefallen ist. Ach Du lieber Gott, ich weiß mir nicht allein zu helfen und meine Alte sagt, daß Sie durchaus Kunde davon haben müßten und daß Sie und das Fräulein uns rathen würden, was wir thun sollen.«

Margarethe und ich waren sogleich entschlossen, seine Bitte zu erfüllen. Wir warfen nur schnell warme Tücher um, banden uns ein Schnupftuch über den Kopf und traten leise aus dem Hause, nachdem wir vorsichtig wieder Jalousien und Fenster geschlossen und auch die Lampe ausgelöscht hatten.

Der alte Aegidi, immer noch seinen Weinpfahl in der Hand haltend, als bedürfe er desselben zu unserem Schutze, war uns schon bis zur Thür entgegen gekommen und, sobald wir das Haus von außen geschlossen, forderte er uns auf, zu eilen, da unsere und auch seine Gegenwart zu Hause sehr nöthig sei.

Wir traten also rasch den kurzen Weg nach seinem Häuschen am Rheinufer an und unterwegs erzählte er uns schon mit hastigen und abgerissenen Worten, was vorgefallen war.

Er war noch spät am Abend nach Hüningen gegangen, ums Kaffee und Zucker für die nächsten Tage aus dem Städtchen zu holen. Am Wirthshaus vorübergehend, begegnete er einem alten Bekannten und dieser lud ihn

ein, mit ihm einen Schoppen auf ihr gemeinsames Wohl zu trinken. Dieser freundlichen Einladung habe er nicht widerstehen können, aber es wäre wie gewöhnlich nicht bei einem Schoppen geblieben und die Sitzung hätte sich bis in die Nacht ausgedehnt. Endlich aber habe ihm doch das Gewissen geschlagen, die alte Brigitte so lange allein zu lassen, und er sei in recht heiterer Stimmung nach Hause gegangen. Und da auf dem Wege sei ihm das Sonderbare zugestoßen. Er habe schon die ersten Häuser von Lerchendorf erreicht gehabt, und um sich den Weg nach seinem Hause abzukürzen, sei er über die Bleicherwiese am Rhein gegangen. Plötzlich, hart am Uferrande, sei er gestrauchelt, da er nicht auf den Weg geachtet, sondern nur das helle Licht in seinem Hause im Auge gehabt. Im ersten Moment habe er geglaubt, die paar Schoppen, die er getrunken, seien ihm doch zu viel geworden, allein das wäre ja ganz gegen alle Regel und er habe ja bisher nicht die geringste Wirkung davon gespürt. Er habe darauf schon weiter eilen wollen, als es ihm vorgekommen, daß eine wimmernde Menschenstimme ihn zurückrufe, und zwar von der Stelle her, wo er eben gestrauchelt. In diesem Augenblick sei auch der bisher verschleierte Mond aus den Wolken getreten und er sei sofort umgekehrt, um sich von der Wahrheit oder Täuschung seiner Wahrnehmung zu überzeugen. Da sei ihm denn bald Alles offenbar geworden. Auf dem feuchten Wiesengras hart am Rhein habe ein Mensch gelegen und dieser Mensch hebe

ihn mit schwacher Stimme gebeten, sich seiner anzunehmen, da er verwundet sei. Das habe er denn auch bestätigt gefunden und im hellen Mondlicht erkannt, daß der arme Mensch stark blutete. Nun sei ihm das Herz warm geworden und er habe den Menschen aufgehoben und ihn halb tragend in sein Haus und zu seiner höchlichst verwunderten Alten gebracht. Aber da wären Beide erst in Erstaunen gerathen; der blutende Fremde sei ein junger und bildhübscher Mann gewesen, aber bleich wie der Tod, und nun hätten sie ihn an ein Bett gelegt, seine Wunden untersucht und dabei gefunden, daß er einen Schuß in den Kopf und einen zweiten in den linken Arm erhalten habe. Sie hätten ihm nun schnell die Wunden ausgewaschen und mit frisch zerquetschten Wegeblättern und Wasser gekühlt. Da habe die Blutung gestanden und der arme Mensch habe sich wieder etwas erholt, obgleich er noch immer wirre Worte gesprochen. – Aber das sei noch lange nicht Alles, setzte der Alte mit leiser Stimme hinzu, das hätte ja freilich die Magd auch wissen können, und was nun komme, das setze ihn eben in Verlegenheit und darum habe er uns herbeigeholt. Beim Auskleiden des Verwundeten habe er nämlich entdeckt, daß derselbe einige Kleidungsstücke an sich trage, die unzweifelhaft darthäten, daß er ein Gefangener von der Festung Ehrenbreitstein sei. Er, Aegidi, kenne diese Abzeichen genau und habe es seiner Alten gesagt. Nun sei es ihnen gleich einleuchtend gewesen, daß der Verwundete ein entsprungener Sträfling und daß er auf der Flucht von den ihn verfolgenden Soldaten geschossen sei. Wie

er entkommen, zu Wasser oder zu Lande, das wisse er noch nicht, danach habe er nicht fragen wollen und der junge Mensch könne auch noch nicht so viel Zusammenhängendes erzählen. Wie es sich aber auch verhalten und was noch geschehen möge, er sei fest entschlossen, den bildhübschen Mann, der ihn so flehend angeblickt, seinen Verfolgern zu entziehen, und eben, um darüber unsern Rath zu hören, habe er uns geholt, da er überzeugt sei, wir würden mit ihm darin übereinstimmen und den jungen Mann zu retten suchen. Der König von Preußen, der jetzt die Rheinlande besitze, habe ja viele Gefangene in seinen Festungen und auf einen mehr oder weniger könne es ihm unmöglich ankommen.« –

Susanna hielt im Erzählen inne und athmete leicht auf, nachdem sie dies ihrer Tochter erzählt. Diese hing mit gespannten Zügen an dem bleichen Gesicht der Mutter, und sichtbar trat der Wunsch darauf hervor, daß die Erzählung nicht lange unterbrochen werden möge. Er sollte auch sehr bald befriedigt werden; ehe aber Susanna zu erzählen fortfuhr, sagte sie, indem ein leichtes Lächeln über ihre sanften Züge glitt:

»Die letzte Bemerkung Aegidi's, liebe Bettina, muß ich Dir wenigstens mit einigen Werken erklären. Es ist wahr, die Rheinlande waren erst 1815 durch einen Beschluß auf dem Wiener Congreß an die Krone Preußen gefallen. Die Bewohner dieser Provinzen waren damals nicht alle damit einverstanden und es gab Viele unter ihnen, die es gern gesehen hätten, wenn die alten Verhältnisse geblieben wären oder die neuen sich anders gestaltet

hätten. Diese Stimmung gegen ihr neues Regiment wurde durch die damaligen unruhigen Zeiten noch verstärkt; die politischen Verfolgungen und die zahlreichen Einkerkierungen so vieler junger leichtsinniger oder wagehalziger Männer gefielen den Rheinländern am wenigsten, Viele murrten laut und wenn ihnen einmal ein Fall vor die Augen kam, wie damals dem alten Aegidi, dann hätten nicht Wenige dieselben Wünsche gehegt und dieselben Vorsätze gefaßt, die er uns so eben ausgesprochen und in der That durchzuführen entschlossen war. Das ist nun heute natürlich anders als damals und es dürfte, so viel ich weiß, jetzt nur wenige Rheinländer geben, die nicht mit Gut und Blut sich für ihr großes Vaterland opfert, das sich so würdig bewiesen hat, auch die schönen Rheinlande zu seinen Provinzen zu zählen.

Doch nun wende ich mich wieder zu meiner Geschichte und fahre in der Schilderung der Scenen jener Nacht fort. Margarethe und ich, wir standen Beide vor der Thür des alten Aegidi still und lauschten mit klopfendem Herzen auf seinen eiligen Bericht und doch zog uns unser Verlangen, den verwundeten Mann zu sehen und ihm wo möglich zu helfen, mit mächtigem Triebe in das Haus, dessen festgefügte Fensterläden die vorsichtige Brigitte längst geschlossen hatte. –

Zitternd und bebend vor Aufregung traten wir in Aegidi's kleines Haus ein und fanden Brigitte unserer sehnüchtig harrend am Bette des Kranken sitzen. Ihr Mann flüsterte ihr zu, daß wir bereits Alles wüßten und daß wir bereit seien, ihnen in der Pflege des Verwundeten

allen möglichen Beistand zu leisten. Was die beiden Alten dann weiter sprachen und thaten, hörte und sah ich nicht, ich hatte nur Augen für den Verwundeten, der vom ersten Moment an auf wunderbare Weise meine Gefühle erregte und mir eine außergewöhnliche Theilnahme einflößte. Ich trat mit Margarethe dicht an sein Lager und betrachtete ihn aufmerksam, was ich um so ungestörter thun konnte, da er die Augen geschlossen hatte und vor Erschöpfung in einen tiefen Schlummer gesunken zu sein schien. Ach, und was ich da sah, war gewiß der innigsten Theilnahme und Aufmerksamkeit werth. Die alte Brigitte erneuerte eben den kalten Umschlag, den sie ihm auf den blutenden Kopf gelegt und sein ganzes Gesicht lag frei und klar vor mir. Es war ein edles und feines, aber außerordentlich bleiches Gesicht. Lange braune Haare, zum Theil blutig und dadurch verworren, umringelten seine Schläfe und abgemagerten Wangen. Auf der Oberlippe trug er ein kleines, dunkles, an den Enden zugespitztes Bärtchen und auch sein Kinn war mit einem nach unten spitzzulaufenden Bart bedeckt. Sein Hemd war blau und weiß gestreift und nicht sehr sauber, aber gerade dieses Hemd hatte den alten Aegidi auf die Spur geleitet, daß er ein königlicher Gefangener sei, denn es trug an verschiedenen Stellen die Zeichen der Festung Ehrenbreitstein. Dem groben Hemde aber entsprach die feine Hand sehr wenig, die aus einem Aermel hervorsah, während Brigitte den anderen schon aufgeschnitten hatte, weil der Schuß durch den linken Oberarm gegangen war, aber glücklicher Weise, wie sich später ergab, den

Knochen nicht verletzt hatte. Der entblößte Arm, wohl gerundet und kräftig, war so weiß wie der eines Mädchens, das sich nie den Strahlen der Sonne ausgesetzt, und aus der ganzen Erscheinung des Schlafenden, wie er da vor uns lag, ergab sich, daß wir einen gebildeten Mann vor Augen hatten, der nur durch ein besonderes Unglück in seine jetzige Lage gerathen sein konnte.

Was wir nun, nachdem wir alle die Einzelheiten der Reihe nach aufmerksam betrachtet hatten, zunächst besprachen, beriethen und thaten, erinnere ich mich nicht mehr, denn meine Aufregung wie die der Uebrigen, war so groß, daß wir bald das Eine, bald das Andere beredeten und angriffen. Nur einige Hauptpunkte unserer Entschlüsse sind mir im Gedächtniß geblieben. Vor allen Dingen gaben wir uns das Wort, den Kranken nach besten Kräften zu pflegen und seine Anwesenheit in Aegidi's unbeachtetem Hause vor Jedermann geheim zu halten. Beides brauchte ich eigentlich nicht noch besonders zu versichern, es verstand sich von selbst, denn der arme junge blutende Mensch hatte vom ersten Augenblick an einen mir unerklärlichen Eindruck auf mich gemacht. Aus diesem Grunde auch beschlossen wir, vor der Hand keinen Arzt aus der Stadt zu Rathe zu ziehen und uns nur im höchsten Nothfall an einen solchen zu wenden. Margarethe unternahm bereitwillig die nöthigen, auf die Behandlung bezüglichen Anordnungen, denn sie erzählte uns kurz, daß sie in früheren Jahren schon einen ganz ähnlichen Verwundeten in Pflege gehabt habe. Der Sohn

ihres früheren Principals war auf der Jagd fast auf dieselbe Weise verwundet worden und sie erinnerte sich sehr wohl aller Anordnungen, die damals der herbeigerufene Arzt zu machen für gut befunden. Natürlich sollte der Verwundete bei Aegidis bleiben und Niemand aus der ganzen Umgegend sollte von uns die Anwesenheit desselben erfahren. Damit waren denn auch die beiden alten Leute vollkommen einverstanden und sie versprachen Alles zu thun, was in ihren Kräften stand, unsere Absichten mit dem Kranken durchzuführen. Vor allen Dingen bemühten sie sich, nachdem Margarethe und ich das Haus verlassen, denselben gänzlich zu entkleiden und mit frischer Wäsche zu versehen; der Winzer selbst aber zündete ein Feuer auf dem Heerde an und verbrannte die blutbefleckten Kleidungsstücke eins nach dem andern, nachdem er sorgfältig die Taschen untersucht, aber außer einer Börse mit einigem Gelde nichts weiter vorgefunden hatte. Am nächsten Morgen, gleich nach Tagesanbruch, begab er sich auch mit einer Gießkanne und Wasser nach der Wiese, wo er den Verwundeten gefunden, und vertilgte alle Blutspuren, soweit er ihrer nur habhaft werden konnte. So lange wir selbst im Hause waren, öffnete der Kranke weder die Augen, noch sprach er ein Wort und erst gegen Morgen kam ihm die Besinnung wieder und soll er sich über seine Lage zufrieden geäußert und aus Brigitte's Händen mit Freuden ein Glas Milch genommen und getrunken haben.

Nachdem Margarethe und ich nun in jener ersten Nacht Alles gethan, was in unsren Kräften stand, ermahn- te uns endlich der Winzer, nach Hause zu gehen und ei- nige Stunden zu ruhen. »Schlafen werden Sie doch nicht können, Susannchen,« sagte er, »und wir Alle nicht, aber zu Bett gehen müssen Sie doch, um frische Kräfte zur Ue- berlegung auf morgen zu sammeln, denn es wird noch Manches zwischen uns zu verhandeln geben, ehe wir am Ziele sind. Für heute Nacht werde ich mich mit mei- ner Brigitte in der Bewachung unsers Patienten ablösen, und wie wir es von morgen an halten werden, wollen wir überlegen, wenn die Sonne wieder am Himmel steht. Kommt Zeit, kommt Rath. Ich bin nur zufrieden, daß er in unsere und in keines anderen Menschen Hände gefal- len ist, und es scheint mir ein Segen Gottes zu sein, daß der Herr gerade nicht zu Hause ist. In seiner Anwesenheit würde es uns schwerer werden, unsere Samariterpflicht zu üben. Der Herr ist recht gut in seiner Art, ich weiß es wohl, und läßt Jedermann in Ruhe, der ihn nicht in sei- ner Gewohnheit stört; aber mit diesem armen Teufel wür- de er nicht viel Federlesens machen und sein erster Gang würde ihn morgen nach der Stadt führen, um ihn in's Krankenhaus zu schaffen. Na, aber das hieße dem Teufel eine entwischte Seele in die Krallen zurückbringen, und das ist gerade das Letzte, was meiner Meinung nach ge- schehen darf. Na, nun gehen Sie aber, Susannchen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen: kommen Sie morgen früh wieder; Sie werden von selbst kommen, das weiß ich.

Und nun wünsche ich Ihnen und dem Fräulein eine gute Nacht.«

Ich reichte dem wackeren Manne nach diesen Worten die Hand, wobei mir, ich gestehe es gern ein, die Thränen in die Augen kamen, denn ich war, ich weiß nicht warum, unendlich tief gerührt. Ich glaube, ich dankte ihm sogar, als ob er mir etwas Liebes erwiesen, und dann ging ich mit Margarethe nach Hause, um seinen Rath zu befolgen und es wenigstens zu versuchen, die Augen zu schließen.

Ach, aber aus dieser Ruhe wurde diesmal sehr wenig. Der Morgen graute schon, als wir durch den Weingarten nach unserem Hause gingen und wir sprachen sehr wenig mit einander, denn mir ward Zunge wie gelähmt und es lag mir wie ein schwerer Stein auf dem übervollen Herzen. Was ich zuletzt mit Margarethe gesprochen, als wir wieder Licht angezündet, und wie ich zu Bett gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Mir war außerordentlich beklommen und ängstlich zu Muthe. Namentlich die Erinnerung an meinen abwesenden Vater war mir auf's Herz gefallen und ich zitterte vor seiner Rückkehr, als hätte ich eine Sünde begangen und fürchtete mich, in sein strenges, kaltes Angesicht zu sehen. So lag ich denn schlaflos in meinem Bett; unruhig wie nie wälzte ich mich hin und her; die furchtbarsten Schreckgestalten, wie ich sie noch nie gesehen, tauchten vor meiner Seele auf und jagten mein Herz so in Angst, daß ich das Blut darin hämmern und pochen fühlte und ein kalter Schweiß mir Stirn und Wangen näßte. Endlich muß ich doch wohl etwas zur Ruhe gekommen sein, denn als ich plötzlich, wie

durch die Glocke eines inneren Weckers ermuntert, zusammenfuhr und die Augen aufschlug, sah ich zu meiner Verwunderung, daß es schon heller Tag war und die Sonne klar und rein am blauen Himmel stand. O wie glücklich fühlte ich mich da mit einem Mal wieder, wie begrüßte ich mit Wonne den neuen Tag und wie innig bat ich Gott, daß er denselben einen gesegneten sein lassen wolle und daß er uns Alle beschützen und erleuchten möge, »unsere Samariterpflicht« mit glücklichem Erfolge zu üben.

Schneller als an diesem Morgen hatte ich mich noch nie in die Kleider geworfen und Margarethe schien es eben so eilig zu haben, denn sie war schon vor mir wach und thätig gewesen. Hastig nahmen wir unser Frühstück ein und dann begaben wir uns nach dem Winzerhause, das uns früher nur die einfache Wohnung guter Freunde, mit einem Mal eine Stätte von höchster Bedeutung geworden war. Aegidi schien uns so früh nicht erwartet zu haben, dennoch begrüßte er uns, als er uns vom Fenster aus die Landstraße überschreiten sah, schon an der Thür seines Häuschens mit großer Freude.

»Na,« sagte er, »die erste Nacht hätten wir glücklich hinter uns, Gott sei Dank! Meine Alte hat treulich gewacht und schläft jetzt ein Bischen.«

»Aber wie geht es dem Kranken?« fragte ich schnell.

»Na, so, so!« erwiederte er. »Er ist noch immer still und mit mir hat er noch nicht gesprochen. Aber sein Gesicht ist etwas röther als gestern und er hat starken Durst.«

»Er wird das Wundfieber haben,« sagte Margarethe, »das ist natürlich. Kommt, Kinder, laßt uns den Patienten besuchen.«

»Ist das Wundfieber denn gefährlich?« fragte ich sie leise.

Sie schüttelte den Kopf, aber sagte nichts, da wir eben in die Krankenstube traten, die Aegidi sogleich hinter uns fest verschloß.

Wir näherten uns rasch dem Bett und ich erschrak über den mir zu Theil werdenden Anblick. Der Kranke lag noch immer mit geschlossenen Augen, aber seine Wangen brannten und von seiner weißen Stirn perlte in großen Tropfen der Schweiß. Margarethe legte ihm sogleich frische kalte Tücher auf den Kopf und Arm und sah dabei aufmerksam die Wunden an. Mein Herz klopfte mir laut, während sie dies that, und mein Auge hing an ihrem Gesicht, als wollte ich von dem Ausdruck desselben ihre Meinung ablesen.

»Es ist richtig,« sagte sie, »er hat das Wundfieber, das geht aber in vierundzwanzig Stunden vorüber und hat nichts zu sagen. Ich werde sogleich nach Hause gehen und aus unserer Hausapotheke ein kühlendes Mittel holen. Glücklicherweise ist man ja auf dem Lande immer damit versehen. Du magst aber hier bleiben, Susanna, bis ich wiederkomme, vielleicht erwacht er und spricht mit Dir.«

Fast fürchtete ich mich, als Margarethe nach diesen Worten hinausging und der alte Winzer sie begleitete und

ich nun allein bei dem Kranken war, und doch wünschte ich, daß er erwachen möge, damit ich ihm einmal in die Augen sehen und vielleicht mit ihm sprechen könne. Mein Wunsch sollte auch sehr bald erfüllt werden; das Schließen der Thür mußte ihn erweckt haben, denn kaum war ich mit ihm allein, so regte er sich, seufzte, schlug die Augen auf und sah mich auf das Höchste verwundert lange und durchdringend an.

Ach, mein Kind, nie werde ich jenen Augenblick vergessen und bis an meines Lebens Ende werde ich jedes Einzelne im treuen Gedächtniß bewahren. Ich wollte, ich könnte Dir jenen verwunderten tiefen Blick des armen Kranken genauer schildern, aber ich vermag es nicht. Mit einem Wort, er ging mir durch die Seele und – haftete fest, unauslöschlich darin. Es war ein wunderbarer Blick, wie ich nie wieder einen aus eines Menschen Auge gesehen habe. Nur ein Verwundeter, ein Leidender und – ein guter Mensch kann einen solchen Blick haben. Er war so klagend, so flehend, so rührend, daß mir sogleich die Thränen in die Augen kamen und ich mir unwillkürlich das Gelübde wiederholte, für den Armen zu sorgen mit allen meinen Kräften, was auch daraus entspringen möge. Und dabei hättest Du das schöne, klare braune Auge sehen sollen, wie es immer noch staunend auf mir ruhte, als wolle es mich fragen und als wage seine Lippe nicht, die Frage zu sprechen. Und doch fragte er endlich, mit weicher, zum Herzen dringender Stimme.

»Bin ich hier sicher?« lautete sein erstes Wort. »Werde ich hier nicht verfolgt werden?«

»Beruhigen Sie sich,« erwiderte ich mit einem Mal ganz gefaßt. »Sie sind hier vollkommen sicher und Niemand, so hoffen wir, wird Sie bis zu uns verfolgen.«

»Wo bin ich – in welcher Gegend am Rhein? Bin ich weit vom Ehrenbreitstein?«

Ich sagte ihm, wo er war und wie viel Meilen zwischen unserm Dorfe und der Festung lagen.

Da lächelte er, reichte mir die gesunde rechte Hand und sagte: »Ich danke. Alles Weitere werde ich Ihnen später erzählen, nur um Eins habe ich Sorge. Wer wird mein Arzt sein und werde ich von ihm nichts zu befürchten haben?«

Ich theilte ihm darüber das Beschlossene mit und er schien befriedigt, nachdem ich ihm auf einige Fragen, wer und wie man ihn gefunden, die nöthige Aufklärung gegeben hatte. Bald darauf kehrte Margarethe zu uns zurück, in einem Fläschchen den kühlenden Trank tragend. Sie gab ihm sogleich einen Löffel voll davon ein und der Kranke lernte nun in ihr seinen Arzt kennen. Sodann besah sie sich die Wunden und erklärte mir, was sie fand. »Durch den Arm ist die Kugel allerdings gegangen,« sagte sie, »aber den Knochen hat sie nicht verletzt, er könnte ihn sonst nicht bewegen. Vor der Heilung dieser Wunde bin ich nicht bange und eben so wenig vor der am Kopf. Letztere rührt nur von einem Streifschuß her, der Schädel ist gar nicht verletzt, und nur die starke Blutung hat ihn so schwach gemacht.«

»Ich habe sehr viel Blut verloren,« sagte der Kranke, »am meisten in der Nacht, als ich geschossen ward.«

»War das nicht gestern?« fragte Margarethe.

»Ich glaube nicht,« erwiderte er, »Es geschah in der Nacht vom 5. zum 6. Mai, als ich mit einem Freunde aus dem Gefängniß entwich und der äußerste Posten, als wir schon im Freien waren, auf mich schoß. Ich schwenkte gerade vor Freude den Arm über den Kopf, da traf mich die Kugel. Aber wir flohen doch weiter und man verfolgte uns nicht lange, da es ganz finster war.«

»Wo sind Sie denn aber bis gestern Abend gewesen?« fragte ich mit lebhaftem Interesse.

Er sah mich mit seinen großen braunen Augen treuherzig an und sagte: »Das will ich Ihnen noch sagen, aber dann fragen Sie mich jetzt nicht mehr. Das Sprechen fällt mir schwer und ich bin außerordentlich matt. Als ich mit meinem Freunde entflohen war, fanden wir den Nachen, den uns ein dritter Freund heimlich besorgt, an der bezeichneten Stelle. Während mein Freund nach den Rudern griff und den Rhein stromabwärts fuhr – es war eine sehr dunkle Nacht – verband ich nothdürftig meine Wunden, die mich in der Aufregung, in der wir uns befanden, zuerst gar nicht schmerzten. Nach einer Stunde Fahrt stiegen wir am linken Rheinufer aus, gingen in ein Haus, wo man uns erwartete, und hier wurden meine Wunden von einem Barbier untersucht und verbunden. Er meinte, es habe nicht viel zu bedeuten und in vier Wochen würde ich genesen sein, wenn die Blutung nicht zu oft wiederkehrte. In dem Hause blieben wir den ganzen Tag versteckt. Als aber der Abend kam, er war wieder

sehr dunkel, windig und regnerisch, bestiegen wir nochmals einen Nachen, um nach dem rechten Ufer zurückzukehren, weil wir uns hier sicherer glaubten und in der Nähe von Neuwied ein holländisches Schiff erwarteten, das uns stromabwärts bringen sollte. Wir kamen aber zu spät und das Schiff war abgesegelt. Da ich nun meiner Wunde wegen kein Haus betreten durfte, weil man leicht Verdacht schöpfen und mich für den Flüchtling halten konnte, den man gewiß verfolgte, so ging mein Freund allein zu einem Fuhrmann, um einen Wagen zu dingen. Er kam an den unrechten Ort; unsere Flucht war bereits in Neuwied bekannt, ein Polizeibeamter stand zufällig im Flur, als mein Freund den Wagen bestellte und in einem Augenblick war er wieder Gefangener. Ich sah und hörte Alles mit an, da ich vor der Thür auf der dunklen Straße stand. Ich sah mich verloren, wenn ich nicht auf der Stelle entwich. Ich lief, so schnell meine Füße mich tragen konnten, die Straße hinab. Da schickte mir Gott einen Wagen in den Weg, der im scharfen Trabe zum Thore hinaus fuhr. Ich bot meine letzten Kräfte auf, schwang mich mit großer Mühe auf das leere Sitzbrett und – für's Erste war ich gerettet. Der Wagen schlug den Weg auf der Landstraße hierher ein. Ich mochte in die Nähe dieses Hause gelangt sein, als ich mich schwach werden fühlte. Ich faßte nach meinem verwundeten Arm und fand, daß er stark blutete. Dabei schmerzte mich mein Kopf sehr und ich glaube, ich fiel ohnmächtig vom Wagen auf die Straße. Wie lange ich da gelegen, weiß ich nicht. Als ich

wieder zu mir kam, fühlte ich das Bedürfniß, meine aufgegangene Wunde mit frischem Rheinwasser zu kühlen. Ich betrat, wankend und unsicher tretend, eine Wiese – da fiel ich wieder um und dort mag mich der gute Mann gefunden haben, in dessen Hause ich jetzt bin.«

Wir hatten angstvoll der Erzählung zugehört, die ohne alle Ausschmückung kurz und klar vorgetragen wurde. Für's Erste wußten wir genug. Margarethe gebot dem Kranken zu schweigen und reichte ihm auf sein Verlangen ein großes Glas kühler Milch. Dann legte sie ihm noch einen frischen Verband auf und wir begaben uns wieder nach Hause, das Versprechen hinterlassend, Eine oder die Andere von Zeit zu Zeit wiederzukommen, da wir in der Nähe wohnten, wie Margarethe hinzufügte.

Der Kranke lächelte freudig, drückte uns dankbar die Hand und wir verließen ihn.

## ZWEITER BAND.

## ERSTES CAPITEL. WALRAM FORST, DER DEMAGOGUE.

Die Erzählerin machte eine kurze Pause, als müsse sie sich erst einige Augenblicke von den sie bestürmenden Gefühlen, welche die Erinnerung an eine so ereignißreiche Zeit in ihr erregte, erholen, fuhr aber, ohne von Bettina unterbrochen zu werden, die voll lebhaftester Spannung neben ihr saß, alsbald wieder zu sprechen fort.

»Laß mich über die ersten Tage unserer sorgsamten Krankenpflege rasch hinweggehen,« sagte sie, »sie verliefen einer fast wie der andere und wir lösten uns Alle in der Wartung des Verwundeten gewissenhaft und pünktlich ab. Das Wundfieber wich, wie Margarethe es gesagt, bald, die unnatürliche Röthe des Gesichts schwand, die frühere Blässe stellte sich wieder ein und dabei nahmen die Wunden, wie unser geheimer Arzt erklärte, eine gute Beschaffenheit an. Noch immer wurden die kalten Umschläge fortgesetzt und erst am sechsten oder siebenten Tage, als eine gesunde Eiterung sich einstellte, nahm Margarethe zu einfachem Kamillenthee ihre Zuflucht, mit dem sie fast allein später die ganze Heilung vollbrachte. Auch die Kräfte unseres Patienten kehrten allmählig wieder zurück, seine Stimme wurde lauter und kräftiger, sein Auge blickte feuriger und er aß mit Appetit die leichten Speisen, die wir ihm brachten, nachdem wir sie mit Sorgfalt selbst zugerichtet hatten. Doch will ich mich nun mit der genaueren Beschreibung des

Krankheitsverlaufs nicht länger aufhalten, ich habe Dir jetzt viel Wichtigeres mitzutheilen.

Daß der Flüchtling, denn das war ja unser Patient wirklich, von den Behörden ernstlich verfolgt wurde, sollten wir zu unserem nicht geringen Schrecken bald genug erfahren. Mein Vater, der nur sehr wenig unter Menschen ging, hielt sich dafür, wie schon gesagt, mehrere Zeitungen und diese wurden uns täglich von Hüningen aus von dem Postboten in's Haus gebracht. Unter anderen befand sich auch die am Rhein so viel gelesene kölnische Zeitung unter denselben.

Am dritten oder vierten Tage nun nach der Auffindung des Kranken durch Aegidi fanden wir einen Aufruf an alle Behörden darin, dem ein Steckbrief beigedruckt war, der genau auf unsern Verwundeten paßte, und wir zweifelten keinen Augenblick mehr, daß er derjenige sei, der in der Nacht vom 5. zum 6. Mai aus dem Ehrenbreitstein entflohen und auf dessen Wiederergreifung und Ablieferung ein so hoher Preis gesetzt war. Wir theilten dem alten Winzer unsere Entdeckung mit und dieser bestätigte bald unsere Voraussetzung, da der Verwundete auf die an ihn gerichtete Frage sich ihm als den Verfolgten zu erkennen gegeben hatte. Um Dir nun mitzutheilen, was Dich an dem Flüchtlinge interessiren kann, will ich Dir sagen, wer er war und was er verbrochen hatte. Der Aufruf nannte ihn einen der gefährlichsten politischen Verschwörer – daß er das wirklich sei, konnten wir unmöglich glauben, denn er sah wahrhaftig nicht danach

aus – einen Demagogen von großer Klugheit und Routine trotz seiner Jugend, einen durch seine Redefertigkeit und äußere bestechende Erscheinung überaus gewandten Rädelsführer der Umsturzpartei, der durch sein politisches Verhalten schon lange die Blicke der Behörden auf sich gezogen habe, endlich in Frankfurt am Main bei dem Frankfurter Attentat am 3. April 1833 verhaftet, am 20. October 1836 zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, nach Mainz abgeführt, von da nach dem Ehrenbreitstein gebracht und auf der Festung in der Nacht vom 5. zum 6. Mai entsprungen sei. Er hieß *Walram Forst*, war ein Rheinländer von Geburt und gegenwärtig erst fünfundzwanzig Jahre alt. Ach und von diesen fünfundzwanzig Jahren hatte er schon vier im Gefängniß verbracht und nun sollte er sein ganzes übriges Leben noch in einem Kerker verschmachten, wenn man ihn wieder ergriff, – war das nicht furchtbar, nicht entsetzlich und mußte uns dies schreckliche Schicksal des armen jungen Mannes nicht schwer zu Herzen gehen? Ich frage Dich, wie?«

Bettina, ganz bleich geworden, wie ihre Mutter, nickte bejahend, als ständen ihr keine Worte zu Gebote. Endlich aber faßte sie sich und sagte: »Ja, es ist schrecklich. Aber erkläre mir doch, was der junge Mann eigentlich verbrochen hatte und was man unter dem Frankfurter Attentat versteht.«

Susanna holte tief Athem und sagte dann: »Ach, mein Kind, ich will wenigstens versuchen, Dir mit einigen Worten das Nöthigste darüber mitzutheilen; ich bin zwar

selbst keine in den politischen Verhältnissen unseres Vaterlandes genau bewanderte Frau, aber über jene im Jahre 1833 in Frankfurt vorgefallenen Ereignisse habe ich mich doch unterrichtet, da ja eben Walram Forst – unser Schützling – damit in so naher Verbindung stand. Die politische Aufregung in Deutschland schreibt sich von den Befreiungskriegen her. Damals hatten die jungen Männer Gut und Blut geopfert, um den Feind aus dem Lande zu jagen, und man hatte ihnen große Versprechungen gemacht, ihnen Freiheit und Befreiung von manchem althergebrachten Uebel zu gewähren, wenn sie eben den Feind verjagen hülften. Nun, sie verjagten, besiegten und demüthigten den Feind und kehrten freudig heim, voll Hoffnung, daß sie sich nun ihre lange erträumten Freiheiten redlich erkämpft hätten. Allein ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die Gewalthaber damaliger Zeit fürchteten den entfesselten Löwen in den Herzen der deutschen Jünglinge und glaubten, die Zeit, ihre Versprechungen zu erfüllen, sei noch nicht reif genug für die richtige Verwendung einer so bedeutenden Gabe. Da gab es denn viel Hader und Zwist und überall Unzufriedenheit unter den enttäuschten Deutschen. In verschiedenen Staaten brachen in den darauf folgenden Jahren Unruhen aus, die man nothwendig dämpfen zu müssen glaubte, aber die erwachten Geister wurden dadurch nur zu feurigerer Darlegung ihrer Gedanken und Empfindungen veranlaßt und nun glaubten einige befangene und mit dem Zeitgeist nicht fortgeschrittene Staatsmänner Gewalt anwenden zu müssen, um Ruhe und Frieden

im eigenen Lande zu erhalten. So war denn der Conflict entstanden, der noch bis in die heutigen Tage hinein- spielt, aber im Jahre 1833 und 1848 zum lautesten Aus- bruch kam. Ja, es war damals eine unruhige Zeit und in den Köpfen und Herzen der jungen Leute gährte es ge- waltig. Nicht ganz klare Ideen von einer Art utopischer Weltverbesserung, die natürlich das Neue nur auf den Trümmern des Alten aufzuerbauen für möglich hielten, der Jahrhunderte alte Wunsch, Deutschland zu einer ei- nigen Macht zu gestalten, wurde von Neuem lebendig: und da das Ziel, welches sie erreichen wollten, immer in weitere Ferne zurückwich, glaubten sie in ihrem ju- gendlichen Wahn, die Gewalt, die über ihnen gebot, nur durch die Gewalt vertreiben zu können. Allein sie berech- neten dabei die ihnen zu Gebote stehenden Mittel nicht, sie überschätzten ihre und unterschätzten die Kraft der bestehenden Staaten, und so gelang auch das in der That falsch angelegte Attentat in Frankfurt nicht, was, mit ei- nem Wort gesagt, ein schwacher Versuch war, die beste- hende Obrigkeit mit ihren gewaltthätigen Wortführern über den Haufen zu werfen. Ach, diesen schrecklichen Irrthum haben Hunderte, ja Tausende zum Theil furcht- bar gebüßt; unzählige Familien sind dadurch unglücklich geworden und – Walram Forst – ich komme wieder auf ihn zurück – war einer der Unglücklichen, auf den das Schicksal seine Wucht am schwersten geschleudert hat- te. Wie er dazu gekommen und was er dabei gelitten, hat er mir später, als wir erst bekannter und vertrauter ge- worden waren, ausführlich genug erzählt, und werde ich

auch Dir darüber Einiges mitzutheilen haben: schuldig, gegen die bestehenden Gesetze gehandelt zu haben, war er gewiß, das gestand er selbst mit blutendem Herzen und qualvoller Reue ein, aber so schuldig, um dafür Zeit- lebens in ein Gefängniß eingesperrt zu werden, war er gewiß nicht, und wohl rechtfertigte die grausame Härte, mit der man ihn gezüchtigt, unseren Wunsch, unser Ver- langen, ihn den Händen seiner Peiniger zu entziehen, ihn zu befreien von dem Verhängniß, welches ihm drohte, und ihn wieder, so Gott es wollte, zu einem glücklichen, das Leben in Frieden genießenden Menschen zu machen.

Doch, ich bin damit meiner Erzählung schon weit vor- ausgeschritten und kehre nun zu dem Tage zurück, wo wir jenen Steckbrief lasen und dadurch eine vollkomme- ne Einsicht in das Unglück des armen Walram Forst ge- wannen.

Du kannst Dir denken, in welche Aufregung und Be- sorgniß wir durch die Lesung jenes Aufrufs in der cöl- nischen Zeitung geriethen. Margarethe war zuerst ganz außer sich, nur der alte Aegidi und ich faßten uns bald, um im Stande zu sein, die weiter nothwendig werdenden Entschlüsse überlegen zu können. Allerdings war unser barmherziges Samariterwerk jetzt ein sehr bedenkliches Unternehmen geworden und wir Alle waren eben so gut gefährdet wie der Verfolgte selbst, da ja Diejenigen, die ihn gegen die Obrigkeit in Schutz nahmen, als seine Hel- fer betrachtet und mit schweren Strafen bedroht wurden. Allein wir waren schon so weit in der Ausführung unseres

ersten Entschlusses gekommen, daß wir nicht mehr davon zurücktreten konnten und ihn bis an's Ende zu verfolgen uns gegenseitig auf alle Weise ermuthigten. Je größer die Gefahr für uns war, um so größere Sorgfalt mußten wir anwenden, uns vor ihr zu bewahren und wir gingen sämmtlich mit dem wärmsten Eifer an das bedenkliche Werk. Unser consequentester Ermuthiger, wenn namentlich Margarethe einmal zagen und für den Erfolg zittern wollte, war der alte Aegidi, und er schwur Stein und Bein, daß kein Mensch seinen Schützling entdecken solle und daß er ihn so lange bei sich oder in einem heimlichen Winkel des Weinberges behalten wolle; bis Alles vergessen oder, wie er sich ausdrückte, bis Gras über jenen Aufruf und Steckbrief gewachsen sei. Dann erst und allein erst dann sei die rechte Zeit gekommen, für die Fortschaffung des Gefährdeten zu sorgen und er werde schon ein probates Mittel ausfindig machen, ihn über die Gränze in ein sicheres Land zu schaffen.

Ach, mein Kind, wohl waren wir uns, und besonders Margarethe und ich, des Unrechts bewußt, welches wir hiermit begingen, allein das Unglück in verschiedener Gestalt hatte uns Beide gewissermaßen gehärtet und gestählt, gegen ein neues Unheil anzukämpfen und wenigstens einem Anderen zu helfen, da wir uns selbst nicht zu helfen vermochten. Margarethe sagte mir oft, sie handle aus Mitleid und Nächstenliebe, und das solle ich auch thun. Ach, das brauchte sie mir nicht noch besonders zu sagen, mein Herz floß schon lange von Mitleid über und

auch die Nächstenliebe war, hell wie eine große Flamme lodernd, darin erwacht. Uebrigens hatte Aegidi Recht, wenn er sagte, daß der Flüchtling bei ihm sicherer als bei jedem Anderen sei. Erstens war er ein überall geachteter, von den umwohnenden Polizeibeamten mit Wohlwollen behandelter Mann, da er seit Jahren gewohnt war, jedem vorüberziehenden Gensdarm vor der Thür einen Special Wein zu reichen. Sodann lag sein Häuschen mitten zwischen hohen Bäumen und so abgelegen vom breiten Fahrwege, daß sein Dach kaum von dort aus gesehen werden konnte. Drittens konnte Niemand vermuthen, daß ein Flüchtling aus dem Ehrenbreitstein sich so lange in der Nähe der gewaltigen Zwingburg aufhalten werde, und endlich galt mein Vater für einen Mann, der nicht dulden könne, daß in seiner unmittelbaren Nähe ein Mensch, der öffentlich als ein Staatsverbrecher bezeichnet war, Schutz und Obdach finde. Ja, wohl war dies Letzte wahr und ich dankte oft Gott im Stillen, daß er augenblicklich verreist war und diesmal länger als sonst im Auslande blieb. So hatten wir wenigstens einige Monate für uns und daß wir die Zeit benutzen würden, an einen glücklichen Ausweg für den uns Anvertrauten zu denken, unterlag bei unserer allmählig wachsenden Neigung für ihn keinem Zweifel.

Im Kleinen wie im Großen waren wir nun für die Sicherheit des einstweilen Geborgenen bedacht und ich will hier nur eines einzigen Umstandes gedenken, der gleich in den ersten Tagen nach Veröffentlichung jenes Aufrufs uns beschäftigte. In dem erwähnten Steckbrief

war auch des Aeußeren Walram Forst's sehr genau Erwähnung gethan und namentlich war auf sein schönes langes braunes Haar und die Art, wie er den Bart trug, was damals noch nicht allgemein Sitte wie heute war, hingedeutet. Der alte Aegidi selbst war es, der ihm eines Morgens, gerade als ich in das Stübchen des Kranken trat, mit seinem stumpfen Rasirmesser den Bart abnahm, aber die Scheere an die üppigen Haare zu legen, konnte er kaum über's Herz bringen.

»Susannchen,« sagte er zu mir, »sehen Sie sich dies Haar an, ist es nicht jammerschade, daß ich es abschneiden soll? Nein, ich vermag und verstehe es auch nicht. Da, nehmen Sie die Scheere in Ihre feinen Finger und vollbringen Sie die That. Mir zuckt es in der Hand, als sollte ich einen Simson seiner schönsten Kraft und Zierde berauben und das kann und will ich nicht. Zum Teufel! sie haben dem jungen Herrn schon alle Ehre und Reputation genommen und nun soll es auch noch an seine Haare gehen. Das ist mir zu viel und nein, ich thue es nicht.«

Der Verwundete, der bequem auf einem alten Lehnstuhl saß, lächelte bei diesen heftig hervorgestoßenen Worten und sah mich mit seinen schönen braunen Augen freundlich bittend an.

»Ja, Fräulein Susanne,« sagte er, »nehmen Sie die Scheere und schneiden Sie dreist hinein. Von Ihrer Hand herbeigeführt, wird der Verlust weniger schmerzlich sein, überdies wachsen die Haare bald wieder, wenn ich erst jenseits der Gränze und in Sicherheit bin.«

»Schneiden Sie, schneiden Sie, Susannchen! Tüchtig drauf los!« rief der alte Winzer, »aber ich, ich will nicht dabei sein und die Schmach und Schande so geduldig mit ansehen.«

Er verließ das Zimmer; ich schloß vorsichtig die Thür hinter ihm und – machte mich an die ungewohnte Arbeit. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mir eine solche zufiel und mir zitterten die Hände dabei, aber dennoch beendete ich das Geschäft, so gut es ging.

Ohne langes Haar und Bart sah unser Schützling ganz anders aus als früher und so leicht hätte ihn gewiß Niemand wieder erkannt. Das sagte er selbst, als ich ihm zuletzt einen Spiegel vorhielt und er sich darin beschauete.

»Es ist gut, ich bin zufrieden und danke Ihnen,« sagte er. »Aber nun werfen Sie die abgeschnittenen Haare in's Feuer, damit keine Spur von ihnen übrig bleibt.«

Er sah mich ermunternd an, als er dies sagte; ich aber regte mich nicht, denn die schönen Haare auch noch zu verbrennen, nachdem ich sie abgeschnitten, schien mir über meine Kräfte zu gehen.

»Nein,« sagte ich, »das kann auch ich nicht. Wir wollen warten, bis Margarethe oder Brigitte kommt, eine von ihnen kann das Autodafé in's Werk setzen.«

»Aber warum wollen Sie das nicht?« fragte er mich mit einem wunderbar freundlichen Lächeln. »Wenn ich Jemanden hätte, dem es um eine Erinnerung an mich zu thun wäre, dann würde ich sie ihm zum Andenken senden, aber ich habe Niemand – Niemand auf der Welt,

dem an mir oder gar noch an meinem Haar etwas gelegen wäre!«

Ich weiß nicht, warum mich diese mit bitterer Wehmuth gesprochenen Worte so tief rührten. Beinahe wären mir die Thränen in's Auge gekommen und, von einem unbesiegbaren inneren Anreiz getrieben, sagte ich, wie zu mir selbst: »Wenn Sie Niemanden auf der Welt haben, dem an einem solchen Angedenken von Ihnen gelegen ist, so schenken Sie mir die Haare. Ich will sie einstweilen als eine Erinnerung an die Stunden aufbewahren, die Sie in dieser kleinen Hütte verlebt haben.«

Als ich diese Worte halblaut und mit zitternden Lippen vorgebracht, sah er mich mit einem hellleuchtenden Blick an, den ich nicht recht verstand, und doch schien mir eine ganze Reihe dunkler Gedanken darin zu liegen. Plötzlich ergriff er meine Hand, in der ich noch die Schere hielt, und sagte herzlich und wehmüthig:

»Ja, Ihnen gebe ich die Haare am liebsten, noch lieber als dem Feuer. Sie sind in gewisser Beziehung eine Parze für mich gewesen und haben mir den bis jetzt so unruhig gesponnenen Lebensfaden mit meinem Haar zugleich abgeschnitten. Seien Sie dessen eingedenk, wie auch ich seiner eingedenk sein will, und mit diesem Haar soll zugleich mein unstätes Leben ein für alle Mal abgethan sein und ein neuer Faden, hoffentlich von besserer Beschaffenheit und Dauer, soll fortan gesponnen werden.«

Ich verstand diese Worte damals noch nicht, später aber, in wenigen Wochen schon, sollte ich sie verstehen

lernen. Auch Dir sollen sie bald klar werden. Die Haare aber schürzte ich fest in mein Tuch und nahm sie mit nach Hause. Mehrere Abende, wenn ich allein war, beschäftigte ich mich damit, sie zu ordnen und zusammen zu binden. Dann legte ich sie in ein Kästchen, welches einst meiner Mutter gehört und wozu nur ich allein den Schlüssel besaß, und in diesem Kästchen liegen sie noch heute, mein Kind, und oft schon habe ich sie mit Wehmuth und Rührung betrachtet, wenn ich recht unglücklich war, und dabei gedacht: wo mag wohl der Kopf liegen, auf dem diese Haare einst saßen? Ist er zur Ruhe gegangen oder treibt er noch unruhig fort auf dem Meere des Lebens? Ach, mein liebes Kind, diese Frage habe ich mir recht oft vorgelegt, und Niemand, Niemand, Niemand hat mir bis jetzt darauf Antwort geben können.«

–

Die Erzählerin schwieg einen Augenblick und trocknete sich still eine aus ihren Augen hervorquellende Thräne ab. Rasch aber faßte sie sich wieder und fuhr dann langsam in ihrer Erzählung also fort:

»Die Genesung unseres Patienten schritt allmählig weiter vor; wir Alle waren damit zufrieden und zumeist der Patient selber, der das größte Vertrauen zu Margarethe's einfacher Kunst gefaßt hatte. Dabei wurde er sichtbar heiterer und gesprächiger und bisweilen sogar flog schon ein Scherz über seine Lippen, der uns verrieth, daß sein elastischer Geist durch das Unglück noch nicht gebrochen sei. Auch wir lebten allmählig wieder auf; der erste Schreck, die Bestürzung waren überwunden und auch

unsere Besorgniß nahm ab, da nichts geschah, was unsere Furcht, daß der Aufenthaltsort des Flüchtlings entdeckt werden könnte, von Neuem angefacht hätte. Nein, es suchte ihn Niemand bei uns und Aegidi. Letzterer hatte sich einige Male persönlich nach dem nahegelegenen Städtchen begeben und hier und da ›gehört‹, wie er sich ausdrückte, was man polizeilicherseits wohl über das Verschwinden des Flüchtlings denke. Still vor sich hin lachend kam er eines Tages zurück und berichtete uns, daß ihm heute ein Beamter in Hünningen erzählt: der aus Ehrenbreitstein entsprungene Staatsverbrecher sei ein für alle Mal unschädlich gemacht. Bei seiner Flucht sei er schwer verwundet worden, das habe man am Rhein, unterhalb der Festung, wo er sich eingeschifft, an den gefundenen Blutspuren entdeckt. Zwar sei er dann entkommen, aber nur um einem sichern Tode in die Arme zu laufen. Der Nachen, der ihn seinen Verfolgern entzogen, sei mit Blut bedeckt gefunden und vor einigen Tagen sei bei Bonn eine fremde Leiche angeschwemmt, die Niemand kenne und die einen Schuß durch die Brust aufgewiesen habe. Jedenfalls sei das der Entwichene und nun könne man den Steckbrief für erledigt betrachten.

Daß dies sich so verhielt, bestätigte am anderen Tage die Zeitung, und so war also Walram Forst den Todten und Verschollenen beigesellt. Wer der in den Wellen Umgekommene gewesen, der so zufällig zu dieser Zeit seinen Tod gefunden, haben wir nie erfahren und die Untersuchungen, die man deshalb angestellt, mögen oberflächlicher gewesen sein, als sie es heute sein würden, wo die

Justiz bei uns eine so vortreffliche ist wie nirgends und selten ein tochter Mensch gefunden wird, dessen Person nicht haarscharf recognoscirt wird.

Wie hoch erfreut wir damals über jenen Irrthum waren, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen und von jetzt an wuchs unser Verwauen auf einen günstigen Ausgang alle Tage und belebte uns mit frischen Kräften, auch das Letzte zu leisten, was noch zu leisten übrig blieb. Doch der Zeitpunkt dazu war noch lange nicht gekommen, und es sollte noch viel, viel Wichtiges geschehen, bis der Tag anbrach, wo Walram Forst sich vor seinen Verfolgern wirklich geborgen halten durfte.

Daß unter den Dir bereits mitgetheilten Umständen das Verhältniß zwischen unserm Schützling und uns bald ein anderes wurde, wirst Du begreiflich finden. Wir hatten Zeit genug, bekannter mit einander zu werden und an Lust dazu gebrach es Keinem von uns. Namentlich Abends, wenn wir ganz ungestört bei einander saßen, plauderten wir eifrig zusammen und in zwei Wochen schon kannte Walram Forst unsere Verhältnisse so genau, wie sie Jemand kennen konnte. Die alte Brigitte war in dieser Beziehung sehr mittheilsam und ich bestätigte gern ihre Aussagen, wenn unser Patient in vertraulicher Weise mich nach Diesem oder Jenem fragte. Es entspann sich sehr natürlich aus diesen häufigen Unterhaltungen ein gewisses Einverständniß zwischen uns und ich war eine so offene Natur, daß ich nichts verschwieg, was schon so Viele wußten, ja ich empfand eine unbeschreibliche

Freude, in meiner bisherigen Einsamkeit einmal Jemanden gefunden zu haben, dem ich mich mittheilen konnte, und so gab ich mich stets, wie ich war, und entlastete meine Seele von manchem Druck, der bisher schwer darauf gelegen hatte.

Daß unser stilles Leben durch das so plötzlich über uns hereingebrochene Ereigniß ein ganz anderes geworden war, liegt auf der Hand. O, wie jauchzte mein unschuldiges Herz im Stillen auf, wenn ich meine früheren freud- und ereignißlosen Tage mit den jetzigen verglich!

Ich war wie neugeboren, ich fühlte mit einem Mal meine Jugend, und alle Kräfte, die bisher in mir geschlummert, traten sichtbar und mir selbst erkennbar an's Tageslicht. Auch Margarethe war rühriger, heiterer und redseliger geworden. Auch auf sie hatte der neue Verkehr, die neue, mit Freuden übernommene Sorge eine große Wirkung geübt und ihr eine frische Spannkraft verliehen. Du hättest sie sehen sollen, mit welcher Lust sie jetzt in die Küche eilte und uns Allen ein appetitliches Mahl bereite- te. Denn der Appetit des Kranken hatte sich plötzlich eingestellt; er sehnte sich nach kräftiger Kost, nachdem er Jahre lang die erbärmliche Gefangenspeise nur mit Widerwillen genossen. Mit Behagen trank er jetzt unsern besten Wein und Alles, was wir ihm reichten, schmeckte ihm wie Nektar und Ambrosia, wie er uns jeden Tag versicherte. Sein Aussehen gewann dadurch auch alle Tage. Seine bleiche Gesichtsfarbe verschwand und die Fülle und Kraft der Jugend stellte sich nach und nach wieder ein. So konnte denn Margarethe nicht genug kochen und

braten, und die alte Magd wußte es sich gar nicht zu erklären, woher uns mit einem Mal ein so großer Appetit gekommen war und sie merkte in ihrer Einfalt gar nicht, daß wir heimlich Mittags und Abends in einem dazu eingerichteten Korbe die Speisen nach Aegidi's Haus brachten, und wenn sie es endlich doch merkte, so erfuhr sie, daß wir den alten Leuten von unserm Ueberfluß mittheilten, und nun war sie um so lieber bereit, Margarethe's Anordnungen zu befolgen.

Allein, dies geheimnißvolle Verfahren gegen die Magd mußte doch zuletzt ein Ende nehmen und es walteten andere Gründe ob, warum wir sie wenigstens theilweise in unser Vertrauen zu ziehen genöthigt wurden. Je weiter die Heilung der Wunden unseres Pfleglings nämlich vorschritt – und die am Kopfe heilte zuerst – um so weniger behagte es ihm in dem engen, dumpfen Kämmerchen bei dem alten Winzer, um so mehr sehnte er sich nach dem Genuß der freien Luft, nach Bewegung und Veränderung, und namentlich nach den Höhen unserer schönen Felsen blickte er schon lange sehnsüchtig hinauf. Das wollten wir ihm nun gern Alles nacheinander gewähren und trafen unsere Vorbereitungen dazu. Sein plötzliches Erscheinen in unserm Hause und Garten mußte den Leuten erklärt werden, und so sagten wir denn der Magd eines Tages, daß Aegidi's Schwestersohn vom Niederrhein zum Besuch im Winzerhause eingetroffen sei, um sich von seiner schweren Krankheit zu erholen, da er als Matrose beim Sturz von einem Mastbaum den Arm gebrochen habe. Das glaubte die Alte gern und es war auch nichts

Unwahrscheinliches daran. Zu dem ersten Ausgang aber ward ein Sonntag bestimmt und meine Genehmigung dazu wurde durch Folgendes erlangt. Zwei Tage vorher war ich Morgens zu Aegidis gegangen und Walram – so werde ich meinen jungen Freund von jetzt an nennen – empfing mich mit einem überaus heiteren Gesicht. Er könne seinen Arm schon ein wenig gebrauchen, sagte er, Schmerzen empfinde er gar nicht mehr, aber um so mehr Sehnsucht nach der frischen Luft. Ob es denn nicht möglich sei, daß er einmal mit mir in die Weinberge hinter unserem Hause gehen könne? – Als Aegidi hinzutrat, theilte ich ihm das Verlangen unseres Patienten mit und er wußte keinen Widerspruch vorzubringen. Ich war unglaublich glücklich darüber und sprach nur den Wunsch aus, daß andere Kleider vorhanden sein möchten, da Walram sich bis jetzt im Hause des Alten mit dessen Garderobe beholfen hatte.

»Dafür weiß ich Rath,« sagte Aegidi. »Ich werde noch heute nach Neuwied gehen und bei einem mir bekannten Kleiderhändler, der stets grobe Matrosenanzüge vorräthig hat, einen solchen kaufen, denn feinere Sachen dürfen Sie ja doch nicht tragen, Herr Forst.«

Dieser war natürlich damit einverstanden und händigte Aegidi drei Goldstücke ein – sein letztes Geld – um dafür das Nöthige und einige Hemden und Strümpfe zu kaufen, obgleich Margarethe und ich schon längst im Stillen für die letzteren gesorgt hatten, was ich aber in meiner Zaghaftheit auch jetzt noch verschwieg. Eine Stunde später befand sich Aegidi schon auf dem Weg und

Abends spät kam er wieder zurück mit einem ganz artigen Packet, in welchem alles Nothwendige enthalten war. Schon am nächsten Tage stand Walram als Matrose, den Arm in der Schlinge, vor mir und selbst in dieser groben Tracht sah er ungemein stattlich aus. Wir verabredeten nun, daß er am Sonntag Morgen, wenn unsere Leute sämmtlich zur Kirche gegangen wären, mit Aegidi zu uns herüberkommen solle.

Ach, Bettina, warum soll ich es Dir verschweigen? Ich freute mich wie ein Kind auf diesen ersten Besuch des jungen Mannes und ich kam mir damals, mit seiner Bedürftigkeit verglichen, so reich vor, daß ich ordentlich stolz darauf war, ihm meines Vaters Besitzthum, unsern Garten und Haus und dann unsere Weinberge zu zeigen.

Ich erinnere mich sehr lebhaft des Tages,« fuhr Susanna nach kurzem Besinnen fort, »an welchem dieser erste Besuch stattfand. Es war ein wunderschöner Junimorgen mit warmem Sonnenschein und milder Luft, so recht geeignet, einen von schwerer Krankheit Genesenen zum ersten Ausgang zu veranlassen. Strahlend vor Freude, wieder unter Gottes freiem Himmel und im Schutze ihm wohlwollender Menschen zu sein, trat er in unser Wohnzimmer, wo ich ihn mit klopfendem Herzen erwartete, als sähe ich einem noch nie genossenem Glück entgegen. Glücklicherweise war Margarethe anwesend und half mir meine Verlegenheit und Unruhe verbergen. Aegidi sprach zuerst zu uns und rief mit rührendem Frohlocken:

»Da ist er, Kinder, ich bringe ihn Euch. Nun macht ihn ganz gesund und heitert sein bedrücktes Herz auf, der

gute Gott, der ihn bisher beschützt, mag ihn dann auch ferner in seine Obhut nehmen.«

Bald darauf verließ der gute Alte unser Haus wieder und wir hatten unsern Gast allein für uns, der sich mit wonnigem Behagen zum ersten Mal wieder auf ein bequemes Sopha setzte, nachdem er in seiner langen Haft aller Gemächlichkeit des Lebens entbehrt hatte. Er sprach auch lebhaft seine Empfindungen darüber aus, dankte uns wiederholt für alle ihm erwiesene Liebe und trank mit sichtbarem Behagen den Wein, den wir ihm vorsetzten. Nach einiger Zeit aber bat er uns, ihn in's Freie zu führen. Die Bergluft thue ihm unendlich wohl, sagte er, und in dem grünen Weinberg zu wandeln, nachdem er so lange zwischen engen Mauern geschmachtet, müsse ein göttlicher Genuß sein. Dabei aber lag Etwas auf seinem Gesicht, das ich nun schon so ziemlich zu enträthseln verstand, was mir verrieth, daß er mit mir allein zu sein wünsche. Ich ahnte die Ursache dieses Wunsches, denn er hatte mir schon oft angedeutet, er fühle das Bedürfniß, mir seine Schicksale zu erzählen und sich dadurch das Herz zu erleichtern. So schlug ich ihm denn vor, mit mir durch die Weinberge zu gehen und eine oder die andere Höhe zu ersteigen, um ihm einmal die Umgegend unserer Beszung zu zeigen.

»Ja, thut das, Kinder,« sagte Margarethe, schon nach ihrem Schlüsselbund greifend, »von mir aber verlangt nicht, daß ich Euch begleite. Ich klettere nicht gern auf den Bergen herum, meine alten Beine vertragen das nicht mehr. Aber vergeßt da oben die Zeit nicht; um zwölf Uhr

wird drüben gegessen und der Alte möchte seinen Nefen nicht gern dabei entbehren.« Ich sah die schelmisch lächelnde Margarethe erstaunt an, ob es ihr Ernst damit wäre, was sie eben sprach, denn wir hatten ja schon verabredet, daß Walram heute zur Feier seines ersten Ausganges bei uns essen solle. Die alte gute Freundin meiner Jugend, die heute so glücklich war, wie ich sie nie gesehen, wahrscheinlich, weil ihr die Kur an dem Kranken so wohl gelungen, nickte mir lächelnd zu und gab mir einen Wink mit der Hand, der so viel sagen sollte als: »Geht nur, geht, das Uebrige wird sich ja schon von selbst finden.«

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer und ich führte alsbald meinen lieben Gast in die Weinberge hinter dem Hause, wo er oft stehen blieb, tief aufathmete und bisweilen ein Weinblatt abpflückte, um es zwischen den Händen zu reiben und dann daran zu riechen, als ob es für ihn, den so lange Gefangenen, einen wahrnehmbaren Duft enthalte, an dem er sich erlaben wolle. Dabei sprach er fast kein Wort, nur wandte er die Augen nach allen Seiten hin. Ach, die Welt, in die er jetzt eingetreten war, mußte ihm nach so langer Einkerkierung wohl schön erscheinen und neue, köstliche Reize vor seinen Sinnen entwickeln! Das begriff ich sehr wohl und darum störte ich ihn so wenig wie möglich in seinem unschuldigen Genuß. Nach einer Weile aber, während wir unschlüssig hin und her gegangen waren, blieb er stehen, legte seine rechte Hand auf meinen Arm, sah mich wehmüthig lächelnd an und sagte:

»Verzeihen Sie mir, Fräulein Susanna, daß ich so still bin und mich wie ein Kind benehme, das zum ersten Mal in einen Zaubergarten tritt und vor den vielen erschauten Wundern nicht zu sich selbst kommen kann. Ach, ich bin ja im gewissen Sinne jetzt wirklich ein Kind und das hier ist für mich ein wahrer Zaubergarten. Alles ist mir neu, frisch und jung und mir fehlen fast die Worte, da die Empfindungen aus meiner Brust zu lebhaft hervorquellen und Alles, Was ich sehe, mich fast berauscht vor Glück. Ach, ich bin nicht im Stande, Ihnen meine Gefühle zu schildern, aber sie sind wunderbar schön.«

»Schildern Sie sie mir nicht,« sagte ich, während er seine Hand ruhig auf meinem Arm liegen ließ, »ich verstehe sie doch. Wer sich im Geiste in die verschiedenen Lagen versetzen kann, in die Sie so kurz nach einander geraten sind, der kann wohl begreifen, was in Ihnen vorgeht. Ich kann das und so begreife ich es.«

»O, o,« rief er, »begreifen Sie denn auch, wie glücklich ich bin?«

Ich sann erst einige Augenblicke nach, was ich auf diese Frage erwidern solle, dann sagte ich ehrlich und offen: »Ja, ich begreife es.«

»O, dann ist es gut,« fuhr er fort. »Dann lassen Sie uns auf diesem Wege den Felsen ersteigen, wohin Sie mich ja führen wollten. Oben auf der Höhe werde ich noch leichter und freier athmen und vielleicht finde ich dann den Muth und die Kraft in mir, Ihnen *alle* die Gründe zu entwickeln, warum ich so glücklich bin; denn wenn Sie auch den Unterschied zwischen meiner jetzigen und

meiner früheren Lage begreifen, Sie werden immer nur einen kleinen Bruchtheil von mir begriffen haben, und ach! ich bin ein so seltsamer Mensch, daß ich von jeher den Wunsch gehegt habe: die Menschen, die mit mir verkehren und die ich lieb habe, sollten mich *ganz* und vollkommen begreifen, und dann erst vielleicht würde ihnen das rechte Urtheil über mich zu Gebote stehen, und nicht die Verurtheilung, die Alle, Alle, wie sie der Schöpfer mir entgegen geführt, über mich zu hundert Malen gesprochen haben. Doch, kommen Sie, da oben vielleicht mehr davon!«

Er schritt mir den Berg voran hinauf und ich folgte ihm mit laut schlagendem Herzen. Zum ersten Mal hatte ich ihn nicht ganz verstanden und doch lag mir der Gedanke nahe, daß er wünsche und wolle, daß ich ihn vollkommen verstehe. Mir stand also eine wichtige Mittheilung seinerseits bevor. Mich schon im Voraus darauf freuend, war ich in Gedanken so beschäftigt, daß mir der Weg den Felsen hinauf unendlich kurz vorkam und mit einem Mal standen wir – ach! vor dem Nußbaum und der Rasenbank, die ja auch Du nun kennst, und die an jenem Tage zum ersten Mal uns einen erwünschten Sitz bot, auf dem späterhin Vieles, sehr Vieles geschah, was Du heute noch hören sollst. Doch still – ich will rasch fortfahren; meine Erzählung spinnt sich sonst durch die ganze Nacht hindurch. – Also, wir standen unter dem bereits dicht belaubten alten Nußbaum und schauten schweigend, nur mit laut klopfendem Herzen über die vor uns liegende,

paradiesische Gegend hin. O, sie war diesmal so wunderbar schön, wie sie mir noch nie erschienen, und seltsam, Walram dachte Aehnliches, denn er sprach es sogleich aus, indem er sagte: »Hier zu wohnen und von Zeit zu Zeit von der Höhe aus den Rhein dahinfluthen zu sehen, müsse den Menschen gut, edel und thätig machen, denn ach,« fuhr er fort, »in der Thätigkeit allein, der ächten, rechten Thätigkeit, liegt das ganze Glück des Menschen, das erkenne ich jetzt erst klar, nachdem ich seit Jahren zur Unthätigkeit verdammt war, und hätte ich es früher erkannt, dann stände ich jetzt nicht hier. – Freilich,« fügte er sinnend hinzu, »Sie ständen dann auch nicht an meiner Seite und das wäre allerdings für mich – ein großer Verlust. Sehen Sie also da, wie die Vorsehung immer das Gute zum Bösen mischt. Doch nun still – schauen und denken wir – nachher erst wollen wir reden.«

Er hatte sich mit mir auf die Rasenbank niedergelassen und richtete nun seine leuchtenden Augen auf das herrliche Rheinthal, das in seiner ganzen Pracht und Größe vor und unter uns ausgebreitet lag. Wir waren auf der luftigen Höhe ganz allein, Niemand störte uns, denn in den Bereich des alten Nußbaums, der zum Besitzthum meines Vaters gehörte, verstieg sich selten Jemand. Eine wunderbar ergreifende Stille herrschte rings um uns; kein Geräusch drang von dem heute wenig belebten Flusse herauf und die Triebräder der lärmvollen Welt schienen eine Weile still zu stehen. Nur dann und wann vernahm man in einem benachbarten Gebüsch den jauchzenden Schlag eines Finkenhahns oder noch seltener das sanfte Trillern

einer in den reinen Lüften wirbelnden Haidelerche. Vom Weinberge unter uns aber stieg, wenn einmal ein schwacher Luftzug vom Rhein heraufwehte, der süße, liebliche Duft der Weinblüthen empor, und die Strahlen der Sonne konnten ihre ganze heiße Wucht nicht über uns ausschütten, da uns das Laub des schönen Baumes dagegen schützte, der einsam wie wir aus dieser Höhe stand und immer bereit war, den Wanderer zu schirmen, wenn einmal einer sich in die ihn umgebende Einöde verlor.

Eine geraume Zeit hatten wir so schweigend neben einander gesessen, da wandte Walram Forst sein Gesicht plötzlich zu mir hin und sah mich mit einem durchdringenden und mir doch unendlich wehmüthig erscheinenden Blick an. »Ach, Fräulein Susanna,« sagte er, »wie thut mir die Ruhe und der Frieden, die hier oben herrschen, so unaussprechlich wohl und wie glücklich bin ich in diesem Augenblick, nachdem ich so lange so unaussprechlich unglücklich gewesen bin! Ja, ich bin jetzt sehr glücklich und würde es noch mehr sein, wenn ich nicht über meine Vergangenheit so großen Kummer empfände und darüber recht traurig sein müßte. O, Sie glauben nicht, was die guten Menschen da unten in dem kleinen Hause und namentlich Sie an mir Wunderbares gewirkt haben.«

»Wunderbares?« fragte ich. »Wie soll ich das verstehen? Was meinen Sie damit?«

Er sah mich mit einem großen festen Blick an und ich glaubte darin zu lesen, daß ein bestimmter Entschluß zu irgend Etwas in ihm aufflamme. »Soll ich Ihnen einmal mit kurzen Andeutungen meine Geschichte erzählen?«

fragte er. »Ich will nur die Hauptzüge rasch und klar vor Ihnen entwickeln, denn nie hat es mich dazu gedrängt, wie eben jetzt, einem guten theilnehmenden Wesen mein Inneres zu entschleiern, und es ist mir zu Muthe, als ob dadurch die Flecken, die an und in mir haften, hinweggespült würden und als ob ich Ruhe und Frieden wiederfinden könnte, wenn ich mich also gleichsam gereinigt habe.«

»O, dann erzählen Sie rasch,« sagte ich schnell. »Nicht um sich zu reinigen, sondern um die Ruhe und den Frieden wiederzugewinnen, die Ihnen so ganz und gar zu fehlen scheinen. Ich bin schon lange begierig, einige Blicke in Ihre frühere Vergangenheit zu werfen.«

»Und ich habe nie das Bedürfniß wie jetzt gehabt, den Schleier davon wegzuziehen. So hören Sie also, doch machen Sie sich gefaßt, nicht gar angenehme Dinge zu vernehmen, denn angenehm, das sehe ich erst jetzt, war mein Leben wahrhaftig nicht. – Ach, Fräulein Susanna, mein ganzes Dasein, von Kindheit an, war eigentlich nur ein verworrenes Gewebe von Schwächen, Irrthümern und Täuschungen, und wenn ich irgend eine Stärke besaß, so war es gewiß nicht die, mit männlicher Ausdauer und Beharrlichkeit nach einem festen und wünschenswerthen Ziele zu streben. Glücklicherweise bin ich im Stande zu sagen, daß ich trotz vieler leichtsinniger Streiche – ich nenne sie jetzt fast kindisch – keinen einzigen vollbracht habe, der meine Ehre an den Pranger stellte,

obwohl mein Ruf durch das traurige Ende meiner Irrfahrten arg beschädigt – wahrscheinlich sogar für immer vernichtet ist. Das ist freilich eine trübe Aussicht, aber ich muß sie ertragen, denn ich habe sie allein verschuldet.

Meine Eltern waren sehr wohlhabende, ja, reiche Leute und das lebhafte Blut, welches der feurige Rebensaft dieses Stromes erzeugt, fließt auch in meinen Adern. In meinem Knabenalter schon ward ich ›der *wilde* Walram‹ genannt und auf der Universität fiel mir sogar der Spitzname ›der *tolle* Walram‹ anheim. Es muß also wohl von jeher der Anreiz zu leichtfertigen Thaten und Unternehmungen in mir gelegen haben. Den letzten Namen indessen habe ich nur insofern verdient, als ich den in mir vorherrschenden lebhaften Trieben einen zu freien Lauf ließ, stets Alles für Alles einsetzte, mein Leben selbst nicht schonte und dabei meine Mittel nie zu Rathe zog, nicht um etwa ein mit Ueberlegung vorgestecktes Ziel zu erreichen, sondern allein meinem wie im Rausche dahin stürmenden Geist ein Genüge zu thun. Ich war wie ein wildes Steppenroß, das keiner Peitsche und keines Spornes bedarf, um die vor ihm liegenden Hindernisse zu überspringen, ich stürzte von selbst wild und unbändig dahin und nie hat mich dabei der Gedanke, die Besorgniß beunruhigt, ich könne auf diese Weise unrettbar in mein Verderben rennen, bis ich wirklich hineingerannt war und die kahlen Kerkermauern das in mir lodernde Feuer löschten und meine Zügellosigkeit bändigten.

Da mir das Lernen überaus leicht wurde, so war ich so unklug, dasselbe nie als etwas Ernstes, sondern als ein

bloßes Spielwerk zu betrachten, und darum lernte ich nie wie andere Knaben, vielmehr auf meine Weise, das heißt, ich gab mich nie dem Studium der Bücher hin, sondern ich ließ mir von irgend einem Gefährten meine Aufgabe vorlesen und dann erzählen, was er bereits gelernt. Dabei kam mir meine unglückselige Phantasie leider zu sehr zu Hülfe und ich ersetzte durch Einbildung und rasches Nachdenken, was Andere sich mit vieler Mühe und durch langes Brüten angeeignet hatten. Kam mir dann aber einmal zum Bewußtsein, daß irgend wo ein Mangel eine Lücke in meinen Kenntnissen war, so schämte ich mich vor mir selber und nun lernte ich bei unablässiger Arbeit Tag und Nacht in vier Wochen, was Andere kaum in eben so vielen Monaten zu Stande bringen konnten. So trieb ich es auf der Schule und so auf der Universität und vielleicht auch im Leben, und das eben war mein Unglück, denn das Leben läßt sich nicht in Wochen lernen, es ist eine edle Frucht, die nur langsam reift, und erst in Jahren kann man darin erreiche, was ich Unsinniger – ja, hierin war ich wirklich der *tolle* Walram – in Wochen erzwingen wollte.

Eine zweite Quelle des Unglücks für mich war, daß ich nie mit den Mitteln verständig umgehen konnte, die mir leider allzu reichlich zu Gebote standen. Das Geld hatte für mich gar keinen Werth, da das mir fehlende sogleich von meinen Eltern oder älteren Geschwistern ersetzt wurde. Nie habe ich es verstanden – bis heute

wenigstens nicht – mein Geld zu meinem eigenen Nutzen und Gedeihen zu verwenden, aber zur Freude meiner Freunde und Genossen warf ich es kopflos weg und darum belegte man mich frühzeitig mit dem Namen eines Verschwenders und meine Familie that mich in den mich endlich zu den Verlorenen und setzte mich unter Curatel, ohne zu forschen, wo eigentlich der Grund meiner Verschwendung lag, die in der That nichts als eine Art kindischer Prahlerei oder eine dumme Angewöhnung war, wodurch ich mir niemals wahre Freunde erwarb und mich vor den ehrbaren Knausern und Knickern oft lächerlich machte, die ja nun das Recht zu haben glaubten, mich den tollen Walram zu nennen. Da ich außerdem der Meinung war, daß am wenigsten meine besten Freunde darben dürften, und ich ihretwegen viel mehr Geld gebrauchte, als mir im Ganzen zufließ, so war ich so unklug, Schulden zu machen; und nun gerieth ich natürlich bei den Meinen erst recht in Mißcredit. Doch davon will ich weiter nicht sprechen und Ihnen nachher andeuten, wie ich wohl hätte gerettet werden können, wenn irgend ein besonnener Mensch es auf die rechte Weise versucht und mich mit Ruhe und Verstand, anstatt mit Drohungen und Strafen zur Einsicht des Besseren geleitet hätte.

Daß ich bei einem solchen Charakter und einem solchen Temperament viele leichtfertige Streiche verübte, zumal mir die Gelegenheit dazu reichlich geboten wurde, darf ich nicht läugnen, aber diese Streiche haben nie Anderen, nur mir allein geschadet, und darum glaube ich

das Recht zu haben, sie auch nur allein verurtheilen und bedauern zu dürfen.

Ich wollte von Anfang an die Rechtswissenschaften studiren, aber um mich zu bessern und zu einem gottseligeren Menschen zu machen, verlangte man, daß ich ein Theologe würde. Das war eine gänzliche Verkennung meines Wesens und bezeugt, wie thöricht meine Curatoren gegen mich handelten. Da gab es denn natürlich neue und ernste Konflikte mit meiner Familie, aber ich setzte meinen Kopf durch und wurde Jurist.

Nun begann das leidige Studentenleben in Halle, Würzburg und Jena und ich gerieth in eine Gesellschaft junger Brauseköpfe, die sich von mir nur dadurch unterschieden, daß sie bestimmte und ernste, leider aber mir unbekannte Ziele verfolgten, während ich, leichtsinnig wie ich war, gar keins verfolgte und allein meinem Vergnügen, meiner jugendlichen Lust und Dem Augenblick leben wollte. Dennoch gewannen meine neuen Kameraden mich ganz für sich und Dank ihrer Hülfe ward ich nicht nur ein flotter Bursch, sondern auch ein verpönter Burschenschafter und damit war ich auf die letzte Sprosse der Leiter meines Unglücks getreten. Allmählig wurde ich mit den Absichten und Tendenzen meiner Kameraden in Bezug auf die Politik der Zukunft bekannt und das reizte mich sogleich ungemein. Ich glaubte plötzlich eine neue Welt vor mir entstehen zu sehen und träumte den eben so kühnen wie albernen Traum, daß mir eine bedeutende Rolle in dieser neuen Welt vorbehalten

sei. So erwachte auch in mir jener unklare, verführerische Thatendrang, der später so viele und mich mit in das Unglück gestürzt hat. Allerdings hatten wir unerfahrene junge Menschen eine Art Rechtfertigung für unser Grollen, obwohl kaum für unser Handeln. Wir sahen und erkannten viele Mißbräuche und Gebrechen in der politischen und moralischen Welt, und nun glaubten wir unsere Kräfte zu Gunsten der Beschädigten in die Waageschaale legen zu dürfen. Da geriethen wir denn aus einem Strudel, aus einem Irrthum in den andern und endlich sahen wir nicht mehr die Welt vor uns, wie sie war, sondern wie wir sie uns in unserer erhitzten Phantasie träumten. Die Ideen utopischer Weltverbesserung waren freilich nicht in meinem Kopfe entsprungen, sondern datirten schon von länger her, ich aber, meiner Natur getreu, glaubte auch hier Anderen beispringen zu müssen. Die Mittel, die ich mit meinen Gefährten dazu ergriff, waren kindische und viel zu schwache Mittel, und der Riese, den wir Zwerge angriffen, stand auf einem Beine fester als wir auf unseren zweien. Doch lassen Sie mich kurz sein, ich mag das Elend und den Schwindel, in welche ich mich kopfüber stürzte, nicht noch einmal durchleben, es war mit einem Wort ein Fieber, eine Manie, die mich und uns Alle ergriffen, und die nothwendige Folge davon war der 3. April 1833, der uns mit wuchtigem Arme ergriff und mich dahin brachte, von wo ich am 6. Mai dieses Jahres entflohen bin.

So hatte ich mich also selbst für alle Zeiten zu Grunde gerichtet und das sah ich erst ein, als es zu spät war,

wieder umzukehren. Zu stolz, um um Gnade zu bitten, was man mir oft rieth, versank ich in eine Art Träumerei, aus der ich erst allmählig wieder erwachte, um über mein Schicksal ernstlich nachzudenken. O, dieses Nachdenken allein schon war eine grausame Strafe für alle leichtsinnigen und thörichten Streiche, die ich verübt. Zum ersten Mal erfaßte mich die Reue und sie war lang und bitter. Mein Leben, unter so glücklichen Sternen begonnen, war verfehlt, nein, noch so kurz an Jahren, war es schon abgeschnitten und ich hielt die beiden Enden des Fadens, um sie wieder zusammen zu knüpfen, nicht mehr in meiner Hand. Wie jener unglückselige Königssohn in Madrid hatte ich viel Zeit, über mein Schicksal nachzudenken. Aus diesem Nachdenken aber ging endlich der einzig rettende Gedanke, der einer möglichen Flucht hervor. Ich versuchte sie schon in Mainz, aber sie mißlang. Darum ward ich, glaube ich, nach dem festeren Ehrenbreitstein gebracht und von nun an, um sie mir ferner zu erschweren, mit einer Sträflingskleidung bedacht. Aber dort, wo ich den freien deutschen Rhein vor mir durch die schönen Lande fluthen sah, konnte ich nicht eingeschlossen bleiben. Ein neuer Gedanke an Flucht erwachte und ward mit einem Schicksalsgefährten nach allen Richtungen Monate lang erwogen. Wodurch es uns gelang, zu einigem Gelde zu kommen, will ich nicht verrathen, auch nicht, wer uns zur Flucht verhalf. Ich mag Niemanden mit in mein Schicksalsnetz verwickeln. Genug, der kühne Plan ward in der Ihnen bekannten Nacht ausgeführt und – ich sitze jetzt bei Ihnen, um Ihnen mich darzustellen,

wie ich bin, mit allen meinen Fehlern und Gebrechen. Ja, ich habe viel zu bereuen und es schmerzt mich Tag und Nacht unendlich, daß ich so thöricht und leichtsinnig war, meine Schiffe hinter mir zu verbrennen, ehe ich festen Fuß in Feindes Land gefaßt. Leider aber kann ich das Geschehene nicht ungeschehen machen und so bleibt mir nichts Anderes übrig, als das mir selbst bereitete Schicksal geduldig zu büßen. Könnte ich meine verlorene Zeit zurückkaufen, es wäre mir kein Preis dafür zu hoch und ich wollte gern diesen Arm verlieren, wenn es mir mit dem andern gestattet wäre, eine ehrenvolle Stellung im einfachen bürgerlichen Leben mir wiederzuerobern. Doch die verrauschte Stunde bringt uns kein Gott zurück und – ich beuge mein Haupt in Demuth. O, ich hätte ein ganz anderer Mensch werden können, wenn ich nur *einen* wahren Freund und Leiter gehabt hätte, aber meine sogenannten Freunde waren erbärmliche Egoisten und meine Anverwandten ließen mich treulos in Stich, ehe ich noch wirklich ein Verlorener war. Nie mehr als jetzt aber habe ich erkannt, daß mir stets, so lange ich athme, ein Etwas fehlte, was sich mir wie eine rettende Hand aus den Wolken entgegen streckte und mich nach oben zog. Seit kurzer Zeit« – hier wurde sein Athem stockend und er schaute verlegen in die weite Ferne – »glaube ich diese Hand endlich gefunden, wenigstens gesehen und erkannt zu haben, und noch ist es vielleicht nicht zu spät, daß sie mich wieder nach oben hebe. Ja, Fräulein Susanne, ich wiederhole es noch einmal: Sie haben Wunderbares in mir gewirkt und vielleicht wirken Sie in Zukunft

noch Besseres in mir. Jetzt aber will ich Ihnen das letzte Geständniß ablegen und das soll den Schluß meiner Geschichte einleiten, der doch endlich einmal erfolgen muß. Ziehen Sie für's Erste daraus keine Schlußfolgerungen – heute rege ich bloß den Gedanken an, und künftig, wenn Sie es mir erlauben, werde ich ihn weiter ausführen. Hören Sie also. Unter allen weltlichen Zerstreungen, Aufregungen und Kümernissen ist mein Herz immer leer geblieben und nie hat ein weibliches Wesen einen festen Platz darin behauptet. Das halte ich abermals für ein mir widerfahrenes Unglück. Denn hätte ich einmal ein Wesen gefunden – wie es zum Beispiel jetzt an meiner Seite sitzt – alle Fasern meiner Seele hätten sich fest daran geklammert, es hätte mir zum Leitstern, zum Anker, zum Steuer gedient, und nie, nie wäre ich auf den Weg der tausend Irrthümer gerathen, die mich so unglücklich und elend gemacht. Und nun sagen Sie: zürnen Sie mir, daß ich Ihnen dies so offen und ehrlich bekenne?«

Dabei faßte er meine Hand und drückte sie zärtlich und warm. Und ich, sollte ich ihm zürnen, daß er ein armes Wesen wie mich für geeignet hielt, ihm die Hand zu sein, die sich ihm aus den Wolken entgegenstreckt, um ihn nach Oben zu ziehen? Nein, Bettina, ich konnte nicht zürnen, zürnte nicht und das sagte ich ihm – an jenem Tage noch mit einem einzigen, aber aus dem Herzen fließenden ›Nein!‹ Und weiter verlangte er an diesem bedeutungsvollen Tage nichts von mir.

Wir blieben eine Weile regungslos und schweigend neben einander sitzen. Die eben vernommene Beichte hatte auf mich den tiefsten Eindruck gemacht. Ich war in Wehmuth und Theilnahme gleichsam aufgelöst. Ich sah in Allem, was ich gehört, nichts Schlechtes, Gemeines; nur Leichtsinn der Jugend, Irrthum und Täuschung eines allzu feurigen Temperaments sah ich und das glaubte ich verzeihen zu dürfen. Ach, und ich verzieh ihm sehr gern. Mein ganzes Innere war schon, noch ehe er danach gefragt, von dieser Verzeihung ergriffen, erfüllt, und ich sprach es später noch einmal mit verständlicheren Worten aus. Von diesem Augenblick nahm sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck gegen mich an. So oft er mich von jetzt an sah, lächelte er mich stets fast selig an und an jenem Morgen nahm er sogar meine Hand, drückte sie stürmisch und bedeckte sie mit Küssen, denen ich nicht widerstreben konnte und die mir bis in die Seele brannten und dabei nannte er mich seinen rettenden Engel und sich selbst mein absolvirtes Beichtkind, das nun wieder rein und frei vor Gott und sich selber dastehe, wenn auch die Menschen von dieser Reinigung noch keine Ahnung hätten und keine davon haben wollten und dürften.

O wie glücklich war ich in jenem Augenblick! Ich kam mir vor, als ob ich auf Flügeln schwebte, als ob ich in meinen eigenen Augen gewachsen und bedeutender geworden wäre, und das Alles nur, weil ich armes Wesen auch einmal dazu beigetragen hatte, einen Menschen glücklich zu machen; und daß er es war, durch mich war, das sah ich ihm an seinen leuchtenden Augen an, das fühlte

ich am Druck seiner Hand, und sein Mund – er sprach es ja hörbar aus.

ZWEITES CAPITEL. ANFANG UND ENDE EINES SCHÖNEN  
JUGENDTRAUMS.

Walram hatte lange und viel mehr gesprochen, als ich Dir hier mitgetheilt, indessen glaube ich doch von den Hauptpunkten seiner Erzählung keinen ausgelassen zu haben. Der Stand der Sonne, den ich von Zeit zu Zeit beobachtet, belehrte mich, daß unsere Morgenunterhaltung nun lange genug gedauert habe und daß wir uns anschicken müßten, in das Haus zurückzukehren, wo wir um ein Uhr zum Essen erwartet wurden. Als ich Walram darauf aufmerksam machte, seufzte er und sagte: »Das ist schade. Ich habe noch so viel auf dem Herzen und könnte mit Ihnen tagelang reden und würde doch nicht fertig werden. Doch, da es sein muß, gehen wir, aber hier wollen wir öfter sitzen, so lange ich noch hier bin.«

Und ehe er ging, sah er sich noch einmal den Nußbaum, die Rasenbank und die schöne Gegend an, dann folgte er mir und wir langten gerade zur rechten Zeit unten an, um von Margarethe mit einem freundlichen Blick für unsre Pünktlichkeit empfangen zu werden. Aus einigen Worten, die sie mir zuflüsterte, entnahm ich, daß sie den Gegenstand unsrer langen Unterhaltung errathen habe und als ich ihr später getreulich berichtete, was ich vernommen, nahm sie gleich mir die herzlichste Theilnahme an dem Schicksal ihres Schützlings und sagte mir, sie habe gleich von Anfang an gewußt, daß derselbe kein

gewöhnlicher Mensch oder wohl gar ein Verbrecher sei. Politische Sträflinge müsse man mit ganz andern Augen ansehen und mit einem andern Maaße messen als andere Verbrecher, und in den Augen vernünftig urtheilender Menschen würden sie stets bleiben, was sie sind: *Märtyrer der Zeit*, auch wenn sie im Sträflingskleide einhergingen oder gar an die Kette geschlossen wären.

Ach, das brauchte sie mir eigentlich gar nicht zu sagen; etwas Aehnliches hatte ich mir längst selbst gesagt. Doch erfreute mich ihre Uebereinstimmung mit mir und ich sah immer mehr ein, daß ich eine Bundesgenossin und Freundin an ihr besaß, auf die ich in allen Fällen würde bauen und rechnen können.

Jener Tag nun war für uns Alle ein überaus glücklicher, und namentlich Walram sah man die Erleichterung an, die ihm sein Vertrauen zu mir bereitet hatte. Nachmittags stiegen wir noch einmal in Gesellschaft Margarethe's nach dem Nußbaum empor und sahen die Sonne hinter dem Erpeler Ley in ihrer purpurnen Gluth versinken. Am späteren Abend, bis die Sterne flimmerten, gingen wir mit Vater Aegidi im Rheingarten spazieren, unterhielten uns von angenehmen Dingen und als wir uns endlich trennten, reichte mir Walram seine Hand, was er sonst nie gethan, und indem er die meine eine Weile fest hielt, fragte er mich leise:

»Nicht wahr, wir verstehen uns jetzt?«

Ich wußte nicht, was ich darauf anders erwiedern sollte, als daß ich mit nickendem Kopfe schweigend bejahte.

»Und wir sind Freunde geworden?« fragte er weiter.

Da sagte ich laut und freudig: »Ja!« und nun erst trennten wir uns und ich legte mich mit dem schönen, noch nie empfundenen Bewußtsein nieder, daß mir das bisher so einförmig und schaal verlaufende Leben endlich eine schöne Gabe gebracht, daß es mir einen Freund gegeben habe, und ich dankte Gott im Stillen aus voller Seele für dies seltene Geschenk, als fühlte ich schon jetzt, daß darin der Inbegriff meines ganzen ferneren irdischen Glückes enthalten sein würde.

Laß mich nun über die nächstfolgenden Wochen rasch hinweggehen, mein Kind, sie verstrichen im Ganzen wie jener geschilderte Sonntag, insofern wir froh und heiter waren und noch nicht an die Möglichkeit dachten, daß auch sorgenvollere Tage den jetzigen glücklichen folgen könnten.

Walram's Wunden waren fast ganz geheilt; er konnte seinen Arm schon wieder gebrauchen und über die Wunde am Kopf war schon längst das Haar gewachsen, das allmählig voller und lockiger wurde, obgleich ich es aus Vorsicht noch immer etwas kurz hielt, denn ich war einmal des neuen Freundes Haarkünstler geworden und blieb es, bis er – von uns schied. Doch daran dachte er jetzt noch nicht oder, wenn er daran dachte, so sprach er nicht davon und ich – ach, ich wagte nicht daran zu denken und noch weniger davon zu sprechen. Beinahe war mir zu Muthe, als dürfe und könne das auch noch nicht geschehen, als müsse erst etwas Anderes vorhergehen, was wichtiger und nothwendiger für uns Beide wäre; was dies aber war, das wußte ich nicht, und so nahm

ich es nur wie ein dunkles Vorgefühl auf, von dem manche Menschen im Leben bisweilen heimgesucht werden, und auch ich gehörte zu diesen in der That nicht gerade sehr begünstigten Menschen, wozu mich vielleicht die eigenthümliche, stets sorgenvolle Lage gemacht, in der ich mich von jeher meinem seltsamen Vater gegenüber befunden hatte.

Doch, mein Kind, ich muß in meiner langen Geschichte schneller vorschreiten und so sehr ich mich sträube, zu dem Punkt zu kommen, der als der eigentliche Wende- und Schwerpunkt meines ganzen Lebens betrachtet werden muß, so will ich es doch wagen, da ich glaube, Du wirst Deine arme Mutter nicht härter beurtheilen, wenn sie ehrlich die ganze Wahrheit vor Dir bekennt.«

Susanna, die die letzten Worte in großer Bewegung gesprochen, schwieg hier und indem sie Bettina näher rückte, umfaßte sie sie, drückte sie liebevoll an sich und küßte sie herzlich und lange. »Sag, mein Kind,« flüster-te sie dann, »nimmst Du noch immer Antheil an meiner Erzählung?«

»O meine liebe theure Mutter ,« rief Bettina, beide Arme um die Fragende schlingend und sie fest an sich pressend, »wie kannst Du so fragen! Den innigsten, herzlichsten Antheil nehme ich an jedem Wort, an jeder Regung, die ich Dir mehr ansehe, als Du sie mich hören lässest, und ich bin nur auf den Ausgang dieses eigenthümlichen Verhältnisses gespannt. Sträube Dich also nicht länger, mir auch das Ende desselben zu erzählen, denn daß es

einmal ein Ende nehmen mußte, das sagt mir ja die bedeutungsvolle Lage, in der Ihr Euch damals befandet.«

»Ja, mein Kind,« fuhr Susanna fort, »da sagt sie Dir auch das Rechte; doch an das Ende bin ich noch lange nicht gelangt und ich habe Dir erst noch ein Wichtiges mitzutheilen, damals wie heute das Wichtigste von Allem: – mein theuerstes Geheimniß – oder wie? Hast Du es vielleicht schon errathen? Verstehe ich Deinen Blick?«

Bettina nickte mit dem reizenden Kopf, lächelte süß und umschlang die Mutter wieder mit sanfter Hinniegung zu ihr. »O ja,« sagte sie, »ich glaube, Du verstehst ihn, mir ist dies Geheimniß schon lange klar, oder irre ich mich, wenn ich annehme, daß Walram Forst Deine *erste* Liebe war?«

Susanna erröthete sanft, aber nachdem dies Wort gesprochen, war es, als ob sie dadurch neuen Muth gefaßt hätte, im Erzählen fortzufahren und so sagte sie:

»Du hast Recht, Bettina, und doch auch nur halb Recht. Er war nicht nur meine *erste*, sondern er war und ist auch auch meine *einzig*e Liebe auf Erden, und nun soll mich nichts mehr abhalten, Dir mein Geheimniß ganz zu enthüllen, nachdem Du es doch schon zum Theil errathen hast. Ja, auch ich wußte schon lange, daß Walram mir mit einer herzlichen Neigung zugethan war, aber noch war das letzte entscheidende Wort darüber nicht gefallen. O, er hatte wohl Grund, damit zu zögern, es mußte ihm viel Ueberlegung kosten, mit seinen Wünschen hervortreten, denn seine Verhältnisse waren gewiß nicht

dazu angethan, um mit Erfolg um die Liebe eines Mädchens zu werben, und erst als er unzweifelhaft überzeugt sein konnte, daß ich selbst mich über die Ungunst der Verhältnisse hinwegzusetzen geneigt war, daß sie mir wenigstens für die Folge nicht unüberwindlich schienen, daß ich also, mit einem Wort, seiner Liebe mit der meinen entgegentrat, da erst, da wagte er es, mir seine Gefühle zu bekennen und zugleich die Pläne zu enthüllen, die er in langen einsamen Stunden ausgesonnen, unsere Liebe zu einer glücklichen, erfolgreichen zu gestalten.

Jetzt aber will ich Dir erzählen, wann, wo und wie das letzte entscheidende Wort zwischen uns fiel und Du wirst aus den anderen Worten, welche es begleiteten, den edlen Walram Forst kennen lernen und mit mir bedauern, daß ein so lebenskräftiger, willensstarker Mensch in seiner Jugend nicht besser geleitet und nur dadurch allein auf die zu seinem Verderben führenden Wege getrieben worden war.

Wir hatten eine Zeit lang recht still und gemüthlich mit einander gelebt, nichts von außen her hatte uns beunruhigt und in unserm Innern sah es so harmlos und friedlich aus, daß wir Alle, glaube ich, wenn es so hätte bleiben können, vollkommen glücklich gewesen wären. Allein es konnte ja nicht allzu lange so bleiben, das wußten oder fühlten wir Alle, ohne es auszusprechen, und dies heimliche Gefühl verursachte den einzigen Druck, der damals auf unsern Gemüthern lastete. In unserm Vertrauen gegen einander waren Walram und ich so weit vorgeschritten, als es zwei Menschen in unserm Alter

nur sein konnten, ohne sich die dunklen Empfindungen, von denen sie beherrscht wurden, eingestanden zu haben, und nichts in der Welt wäre im Stande gewesen, mich an dem rechtschaffenen Charakter Walram's irre zu machen. Alles, was er sprach und that, machte auf mich den Eindruck eines Mannes, dem man unbedingt in allen Lebensangelegenheiten vertrauen kann, und obgleich er noch sehr jung, das heißt, erst fünfundzwanzig Jahre alt war, baute ich, so zu sagen, Felsen auf ihn, und die reichen Erfahrungen, die er in allen möglichen Lebenslagen gesammelt, ließen mich oft staunend zu ihm aufblicken und ihn als einen Menschen bewundern, wie es nur wenige giebt, so daß alle seine leichtsinnigen jugendlichen Streiche davor förmlich verschwanden und ich in ihm nur den durch das Unglück ernst und gediegen gewordenen Mann erkannte, dem ich trotz seiner stürmischen Vergangenheit meine ganze Gegenwart und Zukunft von Herzen gern in die Hände gelegt hätte.

Wir waren in den Anfang des Juli eingetreten und Walram's Arm war vollständig geheilt, so daß er ihn schon wieder zu jeder Verrichtung gebrauchen konnte. Ein stiller, friedlicher Abend war gekommen, nachdem es mehrere Tage vorher geregnet und am Morgen noch ein leichtes Gewitter die schwüle Luft angenehm gekühlt hatte. Am Morgen dieses Tages hatte ich Walram nicht gesehen. Er war mit dem alten Aegidi über den Rhein nach dem kleinen Städtchen gefahren, dessen Häuser uns gerade gegenüber liegen und sich immer so freundlich im Wasser spiegeln. Auf dieser Fahrt müssen zwischen beiden

Männern sehr ernste Dinge verhandelt worden sein, das sah ich Walram schon an, als er Mittags etwas spät bei uns zu Tisch kam. Sein Gesicht trug die Spuren innerer Bewegung; es war leicht geröthet und in seinem sprechenden Auge schimmerte ein eigenthümlicher Glanz, als habe er nach langer Berathung mit Aegidi irgend einen wichtigen Entschluß gefaßt. Daß ich denselben erfahren wurde, wußte ich, denn er verschwieg mir nichts, was seine Seele bewegte, und so fragte ich nicht und verhielt mich überhaupt still, wie auch er es that. Nachmittags hatten Margarethe und ich viel in der Wirthschaft zu thun. Die Wäsche war vor der Thür und meines Vaters Zimmer mußten geräumt werden, da wir den Tapezierer erwarteten, der es neu ausstatten sollte. So war sich Walram allein überlassen und er ging mit Aegidi in die Weinberge, beschäftigte sich daselbst und ließ mir später durch Letzteren sagen, er sei nach dem Nußbaum gegangen und wenn ich am Abend meine Arbeit vollendet, möge ich ihn daselbst aufsuchen.

Ach ja, an diesem Nußbaum hatten wir uns schon oft aufgesucht und gefunden, denn die Rasenbank darunter war unser liebster Ruhesitz geworden, von dem aus wir uns die schöne Weit mit leuchtenden Augen betrachteten und an ihre Vorgänge frohe Wünsche knüpften, wie sie nach und nach in zwei jungen Menschenherzen aufsteigen, die sich der drückenden Verhältnisse bewußt sind, unter denen sie augenblicklich seufzen.

Es ging schon stark gegen Abend, als ich mit meiner Arbeit fertig war und Walram hatte lange auf mich warten müssen. Die Sonne war eben hinter dem Erpeler Ley verschwunden, nur die letzten rosigen Reflexe vergoldeten die kleinen Wolken im Westen und spiegelten sich wunderbar schön in dem grünen Rhein, der heute einmal wieder klare und reine Wogen wälzte, nachdem er so lange trüb und gelb ausgesehen.

Als ich, etwas rasch den Felsen erklimmend, den Nußbaum vor mir sah, saß Walram bewegungslos auf der Bank und starrte, den Kopf von mir abgewendet haltend, nach der Stelle hin, wo die Sonne eben verschwunden war. Neben ihm lag ein geöffnetes Buch und ein Haufen bunter Feldblumen und anmuthiger Gräser, die er so liebte und während meiner Abwesenheit gepflückt, und es waren auch rothe Felsnelken und, meine Lieblinge, blaue Kornblumen darunter, die er aus einem in der Nachbarschaft hoch auf dem Berg liegenden Roggenfelde gesucht hatte.

Ich kam, da es schon so spät war, etwas hastig an ihn heran und als er meine Kleider rauschen hörte, drehte er den Kopf und sprang rasch auf, da er mich bereits neben sich sah. Sein Gesicht schien mir noch immer etwas lebhafter gefärbt als früher, als läge auch auf ihm der schöne Reflex jener rosigen Wolken am Himmel. Er streckte mir seine Hand entgegen und ich setzte mich neben ihn, indem ich mein langes Ausbleiben mit einigen Worten entschuldigte.

»Sie brauchen das nicht zu erwähnen,« sagte er, »ich weiß ja, daß Sie bei der Arbeit waren. Ach, auch ich sehe mich recht nach ernster und tüchtiger Arbeit – doch davon nachher. Sehen Sie hier, ich habe einige Blumen gesammelt – sind sie nicht schön? So thun Sie mir denn den Gefallen und flechten mir einen Kranz zur Erinnerung – Sie verstehen das ja so gut. Aber von den graziösen Gräsern müssen Sie auch einige hinein thun, das sieht reizend aus. Nicht wahr?«

Ich bejahte seine Frage und machte mich sogleich an die Arbeit, wobei er mir eifrig auf die Finger sah, als könne er die Zeit kaum erwarten, bis der Kranz fertig sei. Wir sprachen dabei nur wenig, nur fielen unsere Augen bisweilen auf einander und dann kam es mir immer so vor, als ob in den seinen eine nie gesehene Gluth auflodern, so daß ich ganz eigenthümlich befangen wurde und ihn ferner anzusehen vermied. Seltsamer Weise klopfte mir dabei das Herz hörbar in der Brust und endlich, als ich den letzten Knoten schloß, bebten mir sichtbar die Hände.

Da hatte ich den Kranz fertig und hob ihn in die Höhe. »Ist er nicht recht hübsch geworden?« fragte ich leise und von einer wunderbaren Ahnung durchbebt.

»Ja,« sagte er mit strahlenden Augen, »er ist sehr hübsch! Geben Sie ihn mir einmal her. So. Nun wollen wir sehen, ob er auf Ihr schönes blondes Haar paßt. – Sie sollen ihn mir dann so nach Hause tragen, dann knüpft sich noch eine schönere Erinnerung daran.«

Er faßte ihn mit beiden Händen an zwei Seiten und setzte ihn mir leicht auf den Kopf. Aber er saß ihm noch nicht recht und er rückte ihn hin und her, wobei es mir vorkam, als ob seine Hände etwas länger als nöthig auf meinen Haaren hafteten. Da mir bei diesem Gedanken das Blut in das Gesicht stieg – ich fühlte es selber – als zögen seine Finger es empor, erhob auch ich meine Hände, um die seinigen sanft zu entfernen. Aber da geschah mir etwas Seltsames. Kaum hatten sich unsere Hände berührt, so war es, als flechte sie eine unwiderstehliche Macht zusammen, und so viel Mühe ich mir auch gab, die meinigen an mich zu ziehen, ich konnte es nicht, die unbekannte Macht war stärker als mein Wille und ich fühlte, daß sie Walram's und meine Hände so fest vereinigte, als hielte sie eine unsichtbare Fessel verschlungen.

Mir stand das Herz fast vor Schrecken still und doch war eine nie gefühlte Wonne damit verbunden. Ich wollte etwas sprechen, aber die Zunge versagte mir den Dienst und nur ein stiller Seufzer entschlüpfte meinen Lippen.

»Susanna!« rief er da mit einem Mal mit zwar unterdrückter, aber mir doch tief in's Herz dringender Stimme, »sieh, unsere Hände sind beredter als unsere Lippen, und doch nicht so beredt wie unsere Herzen, denn sie haben schon lange eine verständliche Sprache gesprochen. Jetzt sprich es auch mit den Lippen aus, was Dein Herz mir im Stillen schon oft gesagt, sprich es laut aus und sage: Du liebst mich, nicht wahr?«

»Liebst Du mich denn auch?« fragte ich, während ich mit einem Mal die ungeheure Last weichen fühlte, die

bisher auf meiner Seele gelegen, und ohne seine Frage direct zu bejahen.

»O mein Gott!« rief er lauter »als vorher, »sie sagt nicht ja, aber sie fragt, ob ich sie auch liebe, und das ist ja die schönste Bejahung!« Und im Augenblick darauf kniete er zu meinen Füßen vor der Rosenbank, indem seine Hände die meinen mit festem Druck umklammerten und seine Augen mich verschlangen, in denen eine unbeschreibliche Wehmuth und doch auch ein unbeschreibliches Glück lag. »Ja, ja, ja,« fuhr er fort, »ich habe Dich geliebt vom ersten Augenblick an, als ich Dich sah, weil eine innere Stimme mir zurief: die Hand, die jetzt Deine brennende Wunde kühlt, das ist die Hand, die Du lange ersehnt, die Dich über Dein Erdengeschick emporziehen und Dich zu einem ehrenvollen Ziele leiten wird. O sage, daß Du mich in der Höhe halten und nicht wieder zur Erde sinken lassen willst.«

»Ja,« sagte ich, meine Hand fest auf seine dunklen Locken legend, »ich will diese Hand auch ferner sein – ich wenigstens will es – ob ich es kann und darf – darüber entscheide nicht ich allein.«

Er jubelte laut und selig auf. »Ich frage nur nach *Deinem* Willen!« rief er, »und wenn Du mir ein Ja zurufst, dann höre ich das Nein der ganzen übrigen Welt nicht!«

Ach, Bettina, und da sprachen wir in den nächsten Minuten nichts mehr, aber wir lagen uns in den Armen und zum ersten Mal berührten meine Lippen den Mund eines Mannes, und es war eine Wonne für mich, wieder von ihm berührt zu werden.«

Susanna schwieg und drückte sich ihr Tuch gegen die überfließenden Augen. Die Erinnerung an ihre Jugend war zu lebhaft wieder in ihr erwacht und sie gab sich einen Augenblick derselben ganz und völlig hin. Aber nur einen Augenblick, dann umschlang sie ihre Tochter, küßte sie herzlich und fuhr sogleich mit neuer Fassung ihre Geschichte zu erzählen fort.

»Jene glückliche Minute,« sagte sie, »rauschte indessen rasch vorüber. Bald saßen wir wieder ruhig neben einander auf der Rasenbank und nur unsere Hände verschlangen sich fest und unzertrennlich.«

»Ich habe Dir heute noch viel zu sagen,« begann Walram endlich zu sprechen, »und so will ich es gleich thun, damit Du auch wissest, woher ich den Muth genommen habe, Dir meine Liebe zu bekennen und Dir das Geständniß der Deinen abzugewinnen. Es könnte Dir wunderbar erscheinen, daß ich, der in die Acht Erklärte, der aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßene und zur lebenslänglichen Einkerkering Verurtheilte, dies gewagt habe; allein ich selbst halte mich nicht für ewig aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und am wenigsten dadurch für entehrt. Nein, nie wie jetzt fühlte ich die Kraft in mir, gegen mein trauriges Geschick männlich anzukämpfen, mir eine neue Lebensbasis zu gewinnen und von ihr aus auch einen neuen Lebenserwerb zu erringen, und, glaube mir, diesmal kämpfe ich einen gerechten und edlen Kampf und diesmal wird der Sieg und die Ehre zugleich auf meiner Seite sein. Und nicht lange mehr darf es währen, bis ich diesen Kampf beginne, so süß auch

die Bande sind, die mich an Deine Seite fesseln. Ich habe eigentlich keine Stunde zu verlieren und muß mich beeilen, das früher in thörichter Leichtfertigkeit Versäumte nachzuholen. Bevor ich aber damit begann, mußte ich erst Deiner Liebe gewiß sein. Ich mußte einen Preis haben, um den ich mit meiner ganzen, lange ausgeruhten Kraft ringen könnte. Diesen Preis habe ich jetzt in Dir vor Augen und nun soll die Arbeit beginnen. Ja, die Arbeit, die Arbeit, nach ihr sehne ich mich mit meinem Herzen, meiner Seele, meinem Geiste. Und nun will ich Dir sagen, was ich mit Aegidi schon lange beredet und heute endlich beschlossen habe. Der treue Alte wird mir einen Paß verschaffen, mit dem ich in ein anderes Land wandern und daselbst wirken kann, und da haben wir zunächst Holland in's Auge gefaßt. Dahin wird er mich zu bringen besorgt sein und ihm stehen so manche Hülfquellen zu Gebote. Allerdings reichen dieselben nur so weit, daß ich unangefochten die Gränze des Landes verlassen kann, aus dem ich verstoßen bin. Du selbst sollst das Uebrige thun und mir einen Brief an Deinen Onkel in Amsterdam mitgeben, von dem Du mir so oft erzählst und den Du mir als einen Mann von Kopf und Herz geschildert hast. In diesem Brief sollst Du mich nur empfehlen, an mir selbst wird es dann sein, dem braven Mann über meine Vergangenheit die Augen zu öffnen, sobald mir der rechte Zeitpunkt dazu gekommen scheint. Ich habe die Absicht, mich dem Kaufmannsstande zu widmen und bei meinen Kräften und Fähigkeiten muß es rasch mit mir vorwärts gehen. Ich werde Tag und Nacht arbeiten, um

mich bald selbstständig zu machen. Ist mir das geglückt – und ich zweifle keinen Augenblick daran – dann werde ich durch Deinen Onkel Deinen Vater zu meinen Gunsten stimmen lassen und er wird hoffentlich zu vermögen sein, Dich mir zur treuen Gefährtin diesseits oder jenseits des Oceans zu geben. Es kommt für jetzt nur darauf an, ob Du mit diesem Plan einverstanden bist und so erwarte ich jetzt Dein Ja oder Nein zu hören.«

Er sah mich erwartungsvoll und mit durchdringenden Blicken an – und ich – o, was konnte ich mit meiner endlosen Hingebung und Liebe für ihn anders antworten als ein dreifaches, aus dem Herzen kommendes Ja. Ich sprach es laut an seiner Brust aus, an der ich schluchzend lag, und Augen und Hände bestätigten hundertfach, was meine Lippen gesprochen.

Aber er war noch nicht mit meiner Antwort zufrieden, sondern sagte mit einem Ernst und fast einer Würde, die ich noch nie vorher an ihm bemerkt: »Also Du bebst nicht vor dem Gedanken zurück, Dein Geschick in die Hände eines Mannes zu legen, der, wie ich, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt ist?«

»Nein,« erwiderte ich feierlich, »und wenn es sein müßte, würde ich aus freien Stücken Dir in den Kerker folgen, nur um an Deiner Seite zu sein und Dir Dein herbes Loos mit meiner Liebe zu erleichtern.«

»Ah!« rief er und blickte zu dem Himmel auf, an dem es unterdeß dunkel geworden und die glänzenden Sterne zum Vorschein gekommen waren, »so will ich das Weib haben, nach dem ich mich bisweilen im Sturm und Drang

meines Lebens geseht, und nun ist mir das Glück zu Theil geworden, es in Wahrheit gewonnen zu haben. Gott segne Dich dafür! Aber ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende. Es bleibt noch ein Wichtiges zu bedenken übrig. Hast Du schon an Deinen Vater gedacht? Was wird er sagen, wenn er von unserer Verbindung hört?«

Ich erschrak. Nein, an ihn hatte ich in dem erst so kurzen Traum meines Glücks noch nicht gedacht. Aber plötzlich stieg mir ein glücklicher Gedanke auf. »Wir dürfen noch gar nicht daran denken, ihn davon in Kenntniß zu setzen,« sagte ich. »Er ist nicht der Mann, der aus Mitleid oder Theilnahme sich auf unsere Seite neigen wird. Bei ihm muß man vorsichtig und klug zu Werke gehen und die richtige Stunde abwarten. Allein es eilt ja auch gar nicht damit. Du hast noch einen langen Kampf und eine beschwerliche Arbeit vor Dir, und ist die erst vollendet, dann wird es schon eine Möglichkeit geben, ihn in unsre Pläne einzuweißen.«

»Du hast Recht, so denke ich auch. Gedulden wir uns also und für jetzt – genießen wir die Stunde, die uns noch gehört.« –

Ja, und das thaten wir, wir genossen die Stunde und unser Glück und erst am späteren Abend stiegen wir vorsichtig den Felsen hinab, um uns zu Margarethe zu begeben und wenigstens ihr – das hatten wir gleich festgesetzt – das vorgefallene wichtige Ereigniß mitzutheilen.

Wir hatten Beide geglaubt, meine alte treue Freundin werde über unsre Nachricht staunen, aber sie staunte ganz und gar nicht. Sie lächelte nur und nickte still mit

dem Kopfe, dann küßte sie mich und reichte Walram die Hand.

»Heute also erst,« sagte sie, »ist der Schleier des Geheimnisses vor Euch gefallen? Nun, vor meinen Augen war er schon lange gelüftet. Ich sah es kommen, es konnte nicht anders sein. Nun, eigentlich wäre es meine Pflicht, nicht sogleich meinen Glückwunsch zu sprechen, sondern erst eine lange Predigt zu halten und Euch die Schwierigkeiten, die sich Euch in Eurer gegenwärtigen Lage in den Weg stellen, zu Gemüthe zu führen, allein« – und hier begann sie leise zu weinen und schloß mich sanft in die Arme, »das kann ich nicht. Ach, Kinder, ich bin auch ein Weib und habe auch geliebt und doch nicht der Liebe Glück erfahren – so wünsche ich Euch denn, daß Ihr glücklicher seid als ich und daß die düsteren Gewitterwolken, die an Eurem Horizonte schweben, sich zertheilen mögen. Aber ach, ich habe wenig Vertrauen dazu. Walram Forst, Sie sind in diesem Augenblick Nichts und noch weniger als Nichts, denn Sie haben kein bürgerliches Recht, um die Hand einer Tochter dieses Landes zu werben – aber ich weiß nicht, was mir dennoch einige Hoffnung einflößt und mein Vater sagte immer: Margarethe, wenn der Himmel ganz schwarz ist, dann kann er nicht mehr schwärzer werden, sondern muß sich lichten. Nun, so sei es bei Euch auch, denn Euer Himmel ist sehr schwarz.«

Diese mit großer Seelenwärme gesprochenen Worte gingen uns sehr zu Herzen und beinahe hätten sie

mich wenigstens entmuthigt, allein wenn ich in Walram's strahlendes Auge blickte, schöpfte ich neue Hoffnung und Alles, was er Margarethen sagte, trug dazu bei, auch sie hoffnungsvoll zu stimmen und so begaben wir uns endlich alle Drei nach Aegidi's Haus, um auch diesen treuen Freunden das Neueste mitzutheilen.

Als wir Drei mit stark gerötheten Gesichtern bei den alten Leuten eintraten, saßen sie vor ihrem Lämpchen am Tisch und Aegidi las seiner Brigitte die kölnische Zeitung vor. Ich hielt mich etwas im Hintergrunde, weil ich doch ein wenig Angst hatte und ungewiß war, wie sie unsere Mittheilung aufnehmen würden. Walram aber trat rasch auf den alten Winzer zu und die Hand auf seine Schulter legend, sagte er mit seiner warmen und stets zum Herzen dringenden Stimme:

»Nun schauen Sie auf, alter Freund, und sehen Sie uns einmal voll und freudig an. Nun, was meinen Sie wohl, was ich Ihnen mit Fräulein Susanne heute in's Haus bringe?«

Ich werde nie den lächelnden Blick des alten biedereren Mannes vergessen, mit dem er jetzt Eins nach dem Andern von uns ansah und dann, an Brigitte sich wendend, sagte:

»Hoho, Mutter, das dürfte wohl leicht zu errathen sein; meinst Du nicht auch? Nun, Herr Forst, wenn Sie sich heute nicht das Herz freigesprochen haben, dann weiß ich es nicht. Und Sie, Susannchen, haben Sie ihm die Sache auch nicht gar zu schwer gemacht?«

»Aegidi,« rief ich, mich kaum vor Freude lassen könnend, da ich hier eine so ganz unerwartete Beistimmung fand, »ist es denn möglich und billigt Ihr wirklich, was wir heute hinter dem Rücken der Menschen und vor Gott allein gethan?«

Da nahm der alte Mann sein Käppchen ab, faltete die Hände und blickte heiteren Angesichts nach Oben. »Wenn Ihr es vor *Gott* gethan habt – dann ist es gut, und ihm sei allein der Preis und die Ehre!« Und dann sich zu mir wendend und mir die rechte Hand schüttelnd, rief er: »So, und nun hab' ich ja schon gesagt, was ich darüber denke. Susannchen, ich gratulire, ich, sage ich, und meine Alte auch. Aber das will freilich nicht viel sagen. Indessen ist es immer ein Anfang. Mag er denn zum guten Ende führen. Daß es so kommen mußte, habe ich mir schon lange gedacht, denn umsonst schickt der Himmel Einem nicht solchen Menschen in's Haus. Nun, seid unbesorgt, Kinder, der Himmel ist mächtig und wird noch weiter helfen. Große Berge liegen freilich vor Euch, aber Ihr seid jung und muthig, und wo die Kraft mit dem guten Willen Hand in Hand geht, da darf man nicht verzweifeln, daß man einst auf alle Gipfel kommt. Damit habe ich heute Alles gesagt; an einem Tage, wo zwei solche Herzen sich finden und sich von ihren irdischen Banden frei ringen, muß man nicht allzu trübe in die Zukunft sehen. Jetzt, Alte, geh' und hole uns eine Flasche vom Besten herauf, damit wir auf das Wohl des jungen Paares anstoßen – und morgen, ja, morgen wollen wir überlegen, was nun zuerst geschehen muß.«

»Laß mich über die ersten Tage, die nun folgten, rasch hinweggehen, mein Kind,« fuhr Susanna nach kurzer Pause fort; »wir saßen fast beständig in ernster Berathung beisammen und endlich hatten wir unsern Entschluß gefaßt. Walram, so glücklich er sich in meiner Nähe fühlte, wurde von Uns Allen doch zumeist von einer sichtbaren Unruhe gequält. Er sehnte sich aus der engen Lage heraus, in der er sich bei uns befand, und sein Trieb und Drang nach Arbeit war kaum noch zurückzuhalten. Er glaubte keine Stunde mehr verlieren zu dürfen und doch mußten noch viele Tage vergehen, bis er die sichere Stätte verlassen und seine erstrebte Thätigkeit beginnen konnte. Auch Margarethe und ich wurden endlich von seiner inneren Unruhe angesteckt und wir hatten auch wohl Grund genug dazu. Wir befanden uns in der Mitte des Juli und mein Vater konnte, wenn er auch etwa drei Monate hatte fortbleiben wollen, doch jeden Tag unerwartet zurückkommen. Er aber durfte Walram auf keinen Fall mehr antreffen. So handelte denn Aegidi für uns Alle und sein Plan erwies sich als gut, obgleich ich anfangs in Betreff der Ausführung und des Gelingens desselben besorgt war. Er schrieb an seinen wirklichen Schwestersonn, der zur Zeit in Wesel wohnte und als Capitain eines Schleppdampfers angestellt war. Ohne dem wackeren jungen Mann, der mit Walram so ziemlich in einem Alter war und nach Aegidi's Versicherung ihm in

Gestalt und Haarwuchs ähnlich sah, eine Aufklärung seines Wunsches zu geben, bat er ihn dringend, ihm einen Paß auf seinen Namen lautend zu senden. Er brauche ihn, und sollte derselbe irgend wie verloren gehen, so würde es dem Neffen bei seiner Bekanntschaft in Wesel keine Mühe machen, sich einen neuen zu verschaffen.

Der Brief ging ab und acht Tage später kam die Antwort und – der verlangte Paß. Nach ihm hieß Walram Forst von jetzt an *Ernst Buttler* und war Commandeur eines preußischen Schleppdampfers. Mit diesem Paß konnte er sicher nach Holland gehen und seine neue Lebenslaufbahn beginnen. Auch ich schrieb an meinen mir immer so wohlgeneigten Onkel nach Amsterdam und bat ihn flehentlich, sich des Empfohlenen anzunehmen; die Gründe, warum ich so sehr bäte, würde ich ihm mündlich sagen, wenn ich ihn sähe.

So war denn alles vor der Hand Nöthige geschehen und für das Uebrige versprach Aegidi zu sorgen. Der Zufall oder das Glück stand ihm hierin bei. Er wußte, daß einer seiner besten alten Freund mit einem Kohlenkutter in Bingen lag, um in kurzer Zeit nach Rotterdam, wo er heimisch war, zurückzukehren. Diesem ehrlichen Holländer dürfe er vertrauen, sagte er, und wenn Einer den Flüchtling sicher über die Gränze schaffen könne, dann sei er es. Aber er müsse ihm die Wahrheit sagen, Flausen liebe der alte Mann nicht, und nur dann, wenn er wisse, was er Gutes leisten könne, werde er es mit allen Kräften thun. Wenn der Mann zuverlässig und treu sei, erklärte Walram, dann wolle auch er ihm vertrauen und so möge

Aegidi denn den Versuch wagen, ihn zu der Ausführung des besprochenen Plans zu bewegen.

Schon am nächsten Morgen ging Aegidi mit einem Dampfer nach Bingen ab und vierundzwanzig Stunde später war er wieder in unserer Mitte. Er kam sogleich in unser Haus, wo Walram sich gerade befand und schon ehe er den Mund aufthat, sahen wir, daß sein Unternehmen geglückt war.

»Da bin ich,« sagte er, »und die Sache ist abgemacht. Ich kam gerade zur rechten Zeit. Uebermorgen früh geht der Kutter von Bingen ab und gegen Abend oder spätestens Nachts trifft er in unserer Gegend ein. Der Alte hat einen sicheren Versteck auf seinem alten Kohlen-schiff und will Sie darin über die Gränze bringen. Aber wir müssen genau auf seine Ankunft Acht geben, vor Anker gehen kann er nicht, denn er hat Eile, nach Rotterdam zurückzukehren. Damit wir ihn schon aus weiter Ferne bemerken, will er Abends unter der vom Gesetz vorgeschriebenen Laterne ein blaues Licht führen. Wenn wir das sehen, müssen wir abstoßen, Herr Forst, und ihm entgegen rudern. Dann ist die Geschichte bald abgethan und Ihr Liebster, Susannchen, wird in wenigen Tagen in Sicherheit sein.«

Wir dankten dem Alten herzlich, aber die Mittheilung desselben hatte uns doch sehr beklommen gemacht. Walram sollte also nun wirklich scheiden und dann – begann eine neue Trauerzeit für mich und ihn, denn die Trennung zweier Herzen, wie die unsrigen es waren und die sich so eben erst gefunden hatten, ist schmerzlich. Das

sagten wir uns mit Blick und Mund, aber wir konnten der Forderung des Schicksals nicht entgegentreten und so fügten wir uns. In welcher Stimmung wir die beiden letzten Tage verlebten, will ich Dir nicht zu schildern mich bemühen. Es waren unendlich süße und doch unendlich traurige Stunden, die wir fast unzertrennlich mit einander genossen. Tausendmal wurde die ganze Zukunft durchsprochen, tausendmal wurden Versprechungen, Wünsche und Bitten ausgetauscht, bis wir am letzten Tage verstummten und nicht mehr wußten, was wir uns noch sagen sollten, da wir uns ja Alles, Alles schon so oft gesagt. Nur zu dem Einen suchten wir Walram noch zu bestimmen und endlich gelang es uns, zumal er einsah, daß wir Recht hatten. Er besaß keine Mittel mehr, um sich in Holland für's Erste zu unterhalten. Aegidi hatte einen kleinen Sparpfennig gesammelt und den bot er in seiner ehrlichen Weise dem Flüchtling an. Auch ich gab ihm, was ich besaß, und selbst Margarethe steuerte aus ihrem kleinen Privatschatze bei. So war eine ganz hübsche Summe zusammen gekommen und wir Drei freuten uns herzlich, als Walram sie in seine Tasche steckte, obgleich er, der früher so viel besessen, gegen Andere immer so freigebig gewesen und jetzt nichts besaß, ungemein bedrückt aussah, als er sie empfing. Plötzlich aber faßte er sich, sah uns lächelnd an und sagte:

»Ich sehe es ein, es geht nicht anders und ich muß Euch für den Augenblick berauben. Allein verlaßt Euch auf mich – ich werde vergelten, und wo Walram Forst sein Wort gegeben, da hat er es noch niemals gebrochen

und sollte er seinen Kopf dafür einsetzen. So danke ich Euch also heute nur mit Worten – künftig aber mit der That.«

Das sagte er und wir Alle waren überzeugt, daß er die Wahrheit sprach, so fest bauten wir auf ihn. Der letzte Abend war rasch genug gekommen und wir sahen ihm Alle mit Angst und Bangen entgegen. Da wir bestimmt wußten, daß der holländische Kutter vor Sonnenuntergang nicht in unserer Gegend eintreffen könne, so gingen Walram und ich gegen Abend zum letzten Mal nach unserm Lieblingsplatz unter den Nußbaum. Auf der Rasenbank sitzend, konnten wir den Rheingarten und den Weg am Ufer deutlich überschauen und so sahen wir den alten Aegidi schon lange vor der Zeit achtsam am Ufer auf- und abgehen, um den Kutter rechtzeitig zu erspähen und uns das verabredete Zeichen zu geben. Indessen hatte er uns schon darauf vorbereitet, daß der alte Holländer nicht so pünktlich sein werde. Wenn die Kohlenschiffe auf der Rückfahrt Morgens um acht Uhr abfahren wollen, sagte er, würde es manchmal Zwölf, und sein Freund habe überdies einen weiten Weg bis Lerchendorf, obgleich der Strom sein gutes Fahrzeug rasch genug herunterbringen werde. Der Wind werde erst gegen Abend kommen und ihn unterstützen und so würde er seiner Rechnung nach keines Falls vor Anbruch der Nacht erscheinen, jedoch wolle er Acht geben, – um die rechte Zeit nicht zu verpassen.

Dies Alles bedenkend und noch einmal besprechend, waren wir auf der Felsenspitze unter dem Nußbaum angekommen und kaum saßen wir auf der stillen Bank, so hatten wir uns mit den Armen umschlungen, Brust ruhte fest an Brust, aber die Lippen fanden keine Worte mehr.

O mein Gott, wie lebhaft steht mir noch jene süß bittere Stunde vor Augen und mir ist zu Muthe, als ob ich erst gestern noch von Walram's starkem Arm umschlungen worden wäre. Doch still – ich darf mich ja nicht mehr quälen, nachdem ich mich so lange damit gequält. Ach, Bettina, schöner habe ich den Rhein niemals gesehen als an jenem Abend, und doch hatte ich damals keinen Sinn für alle seine Reize. Ich hatte nur Augen und Gedanken für ihn, den ich noch an demselben Tage verlieren sollte, und mein Herz schlug bang und schwer, als sagte mir schon eine dunkle geheimnißvolle Ahnung, daß ich ihn zum letzten Mal an meinem Herzen hielte. Doch halt – ich will den kommenden Ereignissen meiner Erzählung nicht vorgreifen. Also wir saßen da, im Stillen sinnend und trachtend, fürchtend und hoffend, und hatten keine Acht auf die schnell verrauschende Zeit. Endlich war die Sonne mit blassem Strahl hinter die Berge gesunken und uns kam es vor, als ob sie diesmal mit einem raschen Sprung ihrem Ziele zugeeilt wäre. Es wurde immer später, der Abend war schon mit seinen dunklen Schatten über das Thal gesunken, aber die lieben Sterne, die wir

erwarteten, wollten sich nicht zeigen, denn in dem Moment, als sie heraustreten sollten, erhob sich ein fühlbarer Wind und der Himmel bedeckte sich mit einem dünnen Nebelflor, so daß die schöne Natur um uns her plötzlich trüb und kalt erschien.

»Susanna,« sagte da Walram, indem er sich aus seinem brütenden Zustande gewaltsam emporriß, »wir wollen unter Menschen gehen. Wir zehren uns auf in Trübsal, wenn wir allein sind. Und ich – ich will und darf nicht trübe und traurig sein. Heute noch thue ich den ersten Schritt der bald beginnenden Arbeit entgegen und die will mit ganzen Kräften, mit munteren Sinnen und heiterem Geist angefaßt sein. Komm also nach Aegidi's Hause; die guten Leute haben ein Anrecht, daß ich die letzten Stunden meines Hierseins in ihrer Nähe verbringe.«

»Du hast Recht!« entgegnete ich, »komm, ich bin bereit!« Und unsre Arme und Hände fest in einander legend, schritten wir vorsichtig den Felsen hinab und ließen uns erst los, als wir die Weinberge erreichten, da uns hier leicht irgend Jemand begegnen und unsre Vertraulichkeit gewahren konnte. Während nun Walram sogleich den Weg nach dem Rheingarten fortsetzte, trat ich erst in unser Haus ein, um mir ein warmes Tuch zu holen, denn der Abendwind und der Nebel kündeten eine überaus kühle und feuchte Nacht an.

Als ich nach einigen Minuten in das Winzerhaus trat, fand ich Margarethe schon bei Brigitten an und auch Aegidi selber kam soeben mit Walram herein. Es war beschlossen, das Abendessen heute gemeinschaftlich darin zu verzehren und Margarethe hatte schon längst ihre Vorkehrungen dazu getroffen. Indessen aßen wir Alle nur sehr wenig, der alte Aegidi gar nicht, denn er hatte keine Ruhe im Zimmer und ging ab und zu hinaus, um von einem höheren Platze im Rheingarten aus den Fluß zu beobachten und den Kutter schon in weiter Ferne wahrzunehmen. Auch nach dem Nachen sah er wiederholt, der am Ufer in einer kleinen Bucht angekettet lag und auf dem er unsern armen Freund nach dem Holländer hinüberraufen sollte. Aber es wurde später und später und das blaue Licht am Mast des Holländers wollte sich noch immer nicht zeigen. Endlich hatten wir Alle keine Ruhe mehr im Hause. Wir gingen in den Rheingarten und schritten zunächst dem Ufer, die Augen immer nach Süden gewandt, hin und her. Gesprochen wurde nur noch sehr wenig zwischen uns. Walram hielt meine Hand fest gefaßt und an dem zuckenden Druck seiner Finger fühlte ich nur zu deutlich, wie es in ihm gährte und kochte und wie er nur mit Mühe seine Aufregung beherrschte. Ob ich weinte, weiß ich nicht mehr, ich glaube aber nicht, denn wenn das Herz so schmerzlich weint, wie das meine damals, dann haben in der Regel die Augen keine Thränen mehr. Auch weiß ich nicht mehr, was ich dachte, und nur so viel ist mir noch klar, daß ich wie in Schmerz und Wehmuth aufgelöst war.

Da schrakten wir plötzlich zusammen. Der alte Winzer sprang von seinem Wachtposten zu uns heran und rief uns laut zu:

»Aufgepaßt, er kommt! Und nun rasch Abschied genommen, Susannchen; und Sie, Herr Forst, hinein in den Nachen! Der Wind ist frisch geworden und der alte Holländer hat gewiß alle Segel beigesetzt.«

Da standen wir Beide wie erstarrt und sprachlos dicht vor einander. Plötzlich umschlang mich Walram fest und riß mich stürmisch, wie ich ihn nie gesehen; an seine Brust. »Lebewohl,« sagte er mit weicher, von Thränen verschleierter Stimme, »Gott mit Dir und mit mir! Er wacht über den Sternen. Auch mir wird einmal das Glück lächeln und dann soll es in Deinem Herzen widerstrahlen! Was ich versprochen, halte ich, denke an Walram Forst.«

Ich war wie vernichtet und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Ich ließ ihn aus meinem Arm und sah nur, wie er die alte Brigitte umfaßte und küßte und wie er ihr und dann auch Margarethen seinen herzlichen Dank für alles ihm erwiesene Gute sagte.

»Macht schnell!« rief Aegidi noch lauter. »Das Ding muß ja doch einmal ein Ende nehmen und der Kutter kommt wie eine Windsbraut heran!« Da fühlte ich noch einmal einen Kuß auf meinen Lippen – mein Arm umschlang ihn noch einmal noch ein Lebewohl erklang von dieser und von jener Seite und fort war er aus meinen Armen und saß schon im Nachen, den der alte Aegidi bereits von der Kette gelöst hatte. Mit einem lauten Schlag

fielen nun die Ruder in's Wasser und dahin ging es mit geflügelter Eil, denn beide Männer arbeiteten mit voller Kraft dem mächtig brausenden Strom entgegen. Wir aber standen mit hochklopfenden Herzen am Ufer und sahen das blaue Licht immer näher heran schwimmen. Es war uns zugekehrt, denn der Kutter segelte mit seiner Backbordseite voran. Noch konnten wir den Nachen sehen, in dem Walram und Aegidi saßen, plötzlich aber verschwand er im breiten Schatten des Kutters. Jetzt hörten wir Stimmen über das Wasser schallen – noch ein Moment und der Kutter hatte seine Beute – mein Herzblut in sich aufgenommen – mein theurer Freund, unser Aller Freund war aus allen Nöthen gerettet, ich aber – ich – ich war von ihm geschieden und nie – nie mehr habe ich ihn wiedergesehen!«

### DRITTES CAPITEL. DER SCHICKSALS GEHEIMNISSVOLLER LAUF.

Laut aufschluchzend fiel Susanna nach diesen Worten an ihrer Tochter Brust und weinte geraume Zeit ihren Schmerz und ihre Trübsal aus. Bettina flüsterte vergeblich die süßesten Trostworte; sie drangen kaum zu den Ohren der Mutter, denn der lange eingedämmte Schmerz ihrer Seele hatte einmal alle seine Schleusen durchbrochen und fluthete nun wie ein freigewordener Strom unaufhaltsam dahin. Endlich aber faßte sie sich wieder, trocknete sich die Augen und sah ihre Tochter liebevoll und zärtlich an, deren letzte Worte ihr endlich verständlich geworden waren.

»O mein Kind,« sagte sie, Bettina's Hand an ihre Brust ziehend, »verzeih mir den lebhaften Ausbruch meines Schmerzes; ich wollte ihm keinen Zugang mehr zu mir gewähren, aber er ist so stark und mächtig, daß er sich gegen meinen Willen die zerstörende Bahn brach. Nur wer Aehnliches empfunden, wie ich es noch jetzt empfinde, kann den Umfang eines solchen Gefühls ermessen, darum wird Dir mein Schmerz hoffentlich ewig verborgen bleiben, wenn Gott meine Bitten erhört und Dich vor einem Unheil bewahrt, wie es mir aufgebürdet ward.«

»Aber meine liebe Mutter,« unterbrach Bettina dies eifrig Redende, »ich fühle Deinen Schmerz ja doch mit Dir, ich bin ja Dein Kind! – Doch sprich, Du hast Walram Forst im Leben nie wiedergesehen? Ist das möglich? Hat er denn nie etwas von sich hören lassen und hat er seine Versprechungen nicht gehalten, die er Dir so oft gegeben hat?«

»Still, Kind, still, urtheile nicht vorschnell und habe Geduld, denn meine Geschichte ist noch lange nicht zu Ende und hat ein bedeutsames Nachspiel. Wiedergesehen aber hab' ich ihn nie und doch – und doch ist meine Liebe zu ihm – ach, sie war ja die einzige in meinem Leben – nicht in mir erstorben. Laß mich also in Ruhe weiter erzählen und höre geduldig das Folgende an. – Ach, ich war damals recht traurig, mein Kind, das kannst Du mir glauben; aber ich war weit davon entfernt, zu denken, daß diese Traurigkeit nur der Anfang eines viel herberen Schmerzes sein werde und daß das Geschick,

welchem ich jetzt entgegenging, erst das Leid in vollkommener Gestalt herantragen würde, von dem ich bis jetzt gar keine Vorstellung gehabt hatte.

Zwischen Walram und mir war Alles genau verabredet worden, wie wir es in Bezug auf unsere Correspondenz halten wollten. Er sollte uns das erste Mal schreiben, sobald er glücklich in Amsterdam angekommen wäre, damit wir der Sorge in Bezug auf seine persönliche Sicherheit zunächst überhoben würden. Seine Adresse würde ich durch diesen Brief erfahren und ihm unverzüglich die Antwort mit der Meldung unseres Befindens zugehen lassen. Am liebsten hätte ich seine Briefe an Margarethe richten lassen, aber der Umstand, daß sie in unserem Hause wohnte und die Briefe an sie aus Amsterdam leicht meinem Vater zu Gesicht kommen und Nachfragen von seiner Seite veranlassen konnten, mit wem sie in jener Stadt zu correspondiren habe, ließ mich von diesem Wunsch abstehen. O, hätte ich doch trotzdem an Margarethe die Briefe senden lassen, dann wäre vielleicht – freilich auch nur vielleicht – das nachfolgende Unheil vermieden worden! Allein wer sieht in die verborgene Zukunft? Kein Mensch, und Niemand kann von dem Schritt, den er in's Leben hineinthut, voraussagen, wohin er ihn führen wird.

So war mir denn nichts Anderes übrig geblieben, als Walram's Briefe an den alten Aegidi senden zu lassen und dafür sprach Mancherlei in unserer geheimnißvollen Angelegenheit. War er doch unser Vertrauter in vollem Sinne des Worts geworden, hatte er doch selbst und noch

dazu zuerst die Hand zur Rettung des Flüchtlings geboten. Auch unsere demnächst folgende Verbindung hatte er gut geheißen und mit uns gehofft, daß die traurige Sklaverei, in der ich von meinem gemüthskranken Vater gehalten wurde, dadurch über kurz oder lang ein Ende finden und ich einmal, wenn auch im fernen Auslande, frei und glücklich aufathmen werde. Außerdem war Aegidi uns der sicherste Bundesgenosse. Die an ihn gerichteten Briefe – er bekam ja nur sehr selten welche – wurden nicht von einem Boten meines Vaters jeden Morgen von der nächsten Poststation in Hünningen geholt, sondern der Briefbote brachte sie ihm in's Haus und so war der Fall gar nicht denkbar, daß sie meinem Vater zu Gesicht kommen könnten.

O wie sehnte ich mich nun nach der Ankunft des ersten Briefes! Zuerst war es mir nur, so sagte ich mir, um die Sicherheit des Abwesenden zu thun; bald aber mischte sich der Wunsch mit ein, von den Erfolgen seines Besuches bei meinem Onkel zu hören, und endlich sehnte ich mich auch, einige freundliche Worte von dem Geliebten zu lesen, Worte, die mir seine Liebe bestätigten und mich über seine lange Abwesenheit trösteten. Aber ach, ich konnte mir selbst sagen, daß diese Nachrichten nicht so bald eintreffen würden; die Reise selbst dauerte damals länger, viel länger als heute und erst mußte Walram doch ein Unterkommen gefunden, sich orientirt haben, denn ohne Zweck und Ziel uns zu schreiben, blos um uns unsere Neigung zu versichern, das hatten wir von vorn herein für unnütz erkannt, dazu war die Gefahr des

häufigen Briefwechsels zu groß, wenn auch Walram die Vorsicht zu brauchen versprochen hatte, die Adresse stets von fremder Hand schreiben zu lassen, damit Niemand – wer kann alle die bösen Zufälle im Leben im Voraus berechnen? – etwa seine Handschrift erkenne und dadurch nur die Aufmerksamkeit wieder auf ihn gelenkt würde, die jetzt so glücklich von ihm abgelenkt war. So fand ich mich denn in das Unvermeidliche und beschloß ruhig zu warten, bis ein Brief kam. Wie schnell die Zeit verging, hatte ich zum ersten Mal in den letzten Monaten kennen gelernt, und vier Wochen – nach dieser Zeit erwartete ich mit Gewißheit die erste Nachricht – wollte ich gern geduldig sein.

Ich war es auch in den ersten Tagen, aber mit jedem Untergang der Sonne wurde ich unruhiger, beklommener, ängstlicher und tausend schreckliche Möglichkeiten malte sich meine Phantasie aus, die nie so fruchtbar gewesen als seit der Zeit, wo Walram in den Kreis meines Lebens getreten war. Zuletzt, nachdem schon drei Wochen vergangen und keine Nachricht kam, wurde ich fast krank von Sorge und hätte ich die gute Margarethe nicht an meiner Seite gehabt, ich hätte meine Beklemmung nicht ertragen können. Allein sie war ja glücklicher Weise stets um mich, sprach alle Tage, so oft wir allein waren, mit mir über den Abwesenden und tröstete mich mit den herzlichsten Worten und der einsichtsvollsten Güte. Ach, in jener Zeit habe ich sie eigentlich erst so recht kennen und lieben gelernt. Wie sie mir früher eine redliche Lehrerin, Erzieherin und Fürsorgerin gewesen war, so wurde

sie jetzt meine einzige Herzensfreundin, der Trost meiner sorgenvollen Tage und kummervollen Nächte, und nie habe ich vergeblich an ihr Herz gepocht, es öffnete sich mir stets, zu jeder Zeit, und es gab nichts auf der Welt, was sie nicht gethan hätte, nur um mir eine ruhige Stunde zu verschaffen und mich vor den Sorgen aller Art zu bewahren, die auch von anderer Seite her bald in ungeahnter Fülle über mich hereinbrechen sollten. So lebte sie gewissermaßen in Allem mit und in mir; was mich beschäftigte, beschäftigte auch sie, mein Leid war ihr Leid und meine Freude ihre Freude, aber leider, der Freuden gab es damals nur wenige für uns und sie sollten uns mit der vorrückenden Zeit immer sparsamer zugemessen werden und zuletzt nur darin bestehen, daß wir von Walram und seinen Erfolgen sprachen, daß wir hundertmal seine langen Briefe lasen und uns daraus die Zukunft rosig ausmalten, die Zukunft, – denn das war das Einzige, was mir noch Hoffnung und Freude erweckte, da meine Gegenwart entsetzlich öde, bitter und traurig war.

Diese traurige Gegenwart wurde mir nur zu bald durch meinen Vater bereitet und ich bin nun an den Zeitpunkt gelangt, wo ich Dich einen tieferen Blick in unsere damalige Lage thun lassen kann.

Vierzehn Tage nach der Abreise Walram's wurden wir eines Abends durch die unangemeldete Rückkehr meines Vaters überrascht. Ich hatte mich schon lange vor seinem Erscheinen gefürchtet, denn noch nie war mein Gewissen so beschwert gewesen, wie es jetzt ihm gegenüber war.

Ich dachte immer, er müsse die in meinem Innern vorgegangene Veränderung schon auf meinem Gesicht lesen, sein Auge werde – es war ja eines Vaters Auge – bis in die tiefste Seele seines Kindes schauen, aber von dem Allen geschah nichts, in dieser Beziehung war ich ganz umsonst in Sorge gewesen. Dagegen fürchtete ich mich plötzlich vor etwas ganz Anderem, als ich meinen Vater sah, und der Instinkt belehrte mich, daß diesmal das Unglück auch ihn auf seiner Reise verfolgt hatte. Er sah entsetzlich elend und sorgenvoll aus, als er vor mich hintrat und mich begrüßte, aber er war noch finsterer, wortkarger und verdrießlicher als er sorgenvoll war. Kaum fragte er, wie es uns während seiner Abwesenheit ergangen sei und wir sahen bald ein, daß es uns nicht schwer fallen würde, ihm unser Geheimniß zu verbergen, da er nicht die geringste Neigung blicken ließ, in unsere Herzen zu schauen. Als er wenige Worte an uns gerichtet und auf unsere Fragen nach seinem Befinden nur large Antworten gegeben, hieß er Margarethe das Abendessen bereithalten und begab sich sogleich in sein Comptoir, wo er stets allein arbeitete und rechnete. Auch heute that er das und er hielt sich sehr lange dabei aus, so daß wir das Essen wiederholt wärmen mußten. Endlich, nachdem wir im Wohnzimmer, das neben seinem Arbeitszimmer lag, stark mit den Tellern geklappert, denn von seiner Arbeit ihn abrufen durften wir nie, kam er bleichen Angesichts heraus, setzte sich zu uns an den Tisch und aß ein wenig, trank aber wider seine Gewohnheit rasch eine ganze Flasche Wein leer. Wir waren noch lange nicht mit dem

Speisen fertig, da stand er schon wieder auf, sagte uns Gute Nacht und ging auf die Landstraße hinaus, wo er wohl eine Stunde lang rastlos hin und herschritt, ohne ein Wort weder mit Aegidi, der ihm zufällig begegnete, noch mit irgend einem anderen Hansbewohner zu wechseln.

Als er uns auf diese Weise verließ, sahen wir uns verwundert an und Margarethe sagte leise zu mir:

»Also das ist die Wiederkehr eines Hausherrn und Vaters nach dreimonatelanger Abwesenheit? Susanna, gutes Kind, härm Dich darüber nicht und mach' Dich darauf gefaßt, daß das alte Lied, wie es hier früher gesungen, jetzt wieder von vorn angestimmt wird. Nur die Tonart ist noch etwas härter und rauher geworden.«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und so schwieg ich. Erst in späteren Jahren habe ich die Erklärung der damaligen Stimmung meines Vaters erhalten, zu einer Zeit, wo ich schon nicht mehr in seinem Hause lebte und mein Schicksal bereits eine ganz andere Gestaltung angenommen hatte. Ich will Dir das Unheil nicht verschweigen, welches damals, ohne daß ich es ahnte, dicht über dem Haupte meines Vaters schwebte. Seine Vermögensverhältnisse waren im Laufe der Zeit immer peinlicher geworden. Auf seiner Reise, die er in einer Art Verzweiflung unternommen, war er an einen Badeort gelangt, wo noch das Spiel erlaubt war. Er hatte gespielt, in der Hoffnung, sich dadurch wieder emporzuarbeiten; aber wie es so oft geschieht, war das Gegentheil davon eingetreten und nun rückte er seinem unausbleiblichen Ruin Schritt

vor Schritt näher. Da er nie darüber sprach, so erfuhren wir auch nichts davon, denn Andere hüteten sich wohl, uns in die zerrütteten Verhältnisse meines Vaters blicken zu lassen, und so geschah es, daß, als das Unglück endlich hereinbrach, wir davon gleichsam überschüttet wurden und plötzlich den Abgrund sahen, an dessen Rande wir so lange unwissentlich gewandelt waren.

Doch das schicke ich hier nur zur Erklärung des damaligen Zustandes meines Vaters voraus; im Uebrigen geschah zu jener Zeit nichts Besonderes. Wir lebten gerade so, wie wir früher gelebt, nur war es, als ob die Luft, die wir in Lerchendorf athmeten, von Tag zu Tage drückender, trüber würde und wir hatten selten Momente, wo wir frisch und frei aufathmen und uns des Lebens einmal wieder freuen konnten.

Ein solcher Moment aber war es, als Aegidi eines Morgens zu uns herüberkam und uns den ersten, eben aus Amsterdam angekommenen Brief Walram's brachte. Ja, er war gekommen und ich hielt ihn in meiner Hand, an meiner Brust, an meinen Lippen, und als ich ihn erst gelesen, erkannte ich, daß Walram noch *mein* Walram war und daß seine Liebe zu mir durch die Trennung eher zu- als abgenommen habe. O, wie drückte ich den alten Aegidi am Abend, als ich ihn besuchte und ihm dankte, so kindlich glücklich an mein Herz, denn ich mußte Jemand daran drücken, und Margarethe hatte schon ihren Theil erhalten und mein Vater – er durfte ja mein Glück nicht sehen, nicht erfahren.

»Lesen Sie nur auch den Brief, den er an mich geschrieben, Susannchen,« sagte der gute Mann, »denn Ihr dicker Brief hat in dem meinen gelegen. Ja, er hat auch an mich geschrieben, hat mich nicht vergessen, und jedes Wort, was er sagt, hat Hand und Fuß und ich bin fest überzeugt, Sie haben da eine ganz gute Verbindung geschlossen, denn der Walram Forst wird sich emporarbeiten, das stand ihm schon an der Stirn geschrieben, als er noch da auf dem Krankenbett lag.«

In Walram's an mich gerichtetem Brief war Folgendes enthalten, das, wenn es auch nicht viel Tröstliches enthielt, uns doch Kunde von seinem Leben, seiner Sicherheit und dem Beginn seiner Thätigkeit gab. In dem holländischen Schiffsführer hatte er einen braven und gefälligen Mann kennen gelernt und war glücklich mit ihm über die preußische Gränze nach Holland gelangt. Die Reise hatte seinem inneren Triebe, rasch vorwärts zu kommen, freilich nicht entsprochen und sie sei, so schrieb er, sehr langsam von Statten gegangen. Deshalb sei er auch froh gewesen, daß der Schiffer ihn nur bis Arnheim habe mitnehmen können, weil er dort eine neue Fracht gefunden, die seine Rückkehr nach dem Rhein erfordert habe. Von Arnheim war Walram theils zu Fuß, theils mit einer Fahrgelegenheit nach Amsterdam gewandert und hatte bei der Frau seines Schiffers, der er Nachricht von ihrem Mann gebracht, ein einstweiliges Unterkommen gefunden. Nach seinem Paß hatte ihn Niemand bis jetzt gefragt und er war überall unter dem Namen

Ernst Buttler aufgetreten. Gleich am Tage nach seiner Ankunft in der niederländischen Seestadt hatte er sich in die ihm von mir bezeichnete Wohnung meines Onkels begeben, aber von einem darin wohnenden Herrn zu seinem Erstaunen gehört, daß mein Onkel seit einem Vierteljahre sein Geschäft aufgegeben habe und nach Java gegangen sei. Der Holländer, der ein wenig Deutsch gesprochen, habe ihm wohl seine Verlegenheit angemerkt und ihn leutselig gefragt, ob er ihm, da er ein Fremder sei, vielleicht mit sonst etwas dienen könne. Da habe sich Walram ein Herz gefaßt und ihm gestanden, daß er allerdings von meinem Onkel Manches erwartet, da er im Besitz eines warmen Empfehlungsbriefes an ihn sei. Von diesem könne er nein leider keinen Gebrauch machen und sehe sich dadurch in bedrückter Lage.

»Was wollten Sie denn von Herrn van der Deeken?« hatte ihn der Holländer gefragt. »Beanspruchen Sie vielleicht eine Unterstützung von ihm?«

Walram hatte das verneint und hinzugefügt, er suche nur Arbeit und zwar tüchtige Arbeit, die Kopf und Geist erfordere, und er habe Herrn van der Deeken bitten wollen, ihn in seinem Comptoir aufzunehmen.«

»Also Sie sind Kaufmann?« hatte der Holländer weiter gefragt.

»Noch nicht, aber ich will es werden.«

»Dazu sind Sie aber schon etwas zu alt,« hatte die Gegenrede gelautet.

»Das glaube ich nicht,« hatte Walram erwiedert, »man kann in jedem Lebensalter etwas Tüchtiges lernen und

leisten, wenn man Lust und den festen Willen zur Arbeit hat.«

Nach diesen Worten war der Holländer noch viel freundlicher gegen Walram geworden und hatte ihm einen Stuhl angeboten. Im weiteren Verlauf des Gesprächs hatte er ihn gefragt, ob er, der selbst nicht Kaufmann, sondern nur ein unbeschäftigter Privatmann sei, ihm sonst mit seinem Rath dienen könne, und da hatte Walram ihm seine Absicht angedeutet, einstweilen, wenn er Schüler finde, Unterricht in der deutschen Sprache zu geben, trotzdem aber sich zu bemühen, auch auf einem Comptoir bei einem Kaufmann unterzukommen, da er den ernstesten Willen habe, nach allen Richtungen hin thätig und fleißig zu sein.

Da habe der Holländer eine Weile nachgedacht und endlich gesagt: er werde sich das Anliegen Walram's überlegen. Er solle ihn am nächsten Tage wieder besuchen. Und als dieser nun am Morgen darauf zur bestimmten Stunde gekommen, hatte der Holländer ihn sehr freundlich empfangen und gesagt:

»Ich habe mit meiner Frau in Bezug auf Ihre Absicht, deutschen Sprachunterricht zu ertheilen, gesprochen. Sie ist mit mir in Uebereinstimmung und so ersuche ich Sie, in meinem eigenen Hause mit Ihrem Unterricht zu beginnen. Ich habe einen halb erwachsenen Sohn und eine Tochter, und es ist mir recht, wenn Beide Deutsch lernen. Versuchen wir es also mit einander und wenn ich sehe, daß meine Kinder Fortschritte machen, werde ich Ihnen mehr Schüler verschaffen. Ueber den Preis Ihrer

Bemühungen zu sprechen, wird sich später Gelegenheit finden. Ist es Ihnen genehm, wenn Sie heute schon die erste Stunde geben und dürfen ich und meine Frau Zuhörer derselben sein?«

Walram hatte dies Anerbieten freudig und mit Dank angenommen; die erste Stunde war glücklich abgelaufen, trotzdem sie ihm schwer gefallen, da er selbst nur sehr wenig Holländisch verstand. Allein mit Hülfe des Französischen, das er sehr gut und die Holländer leidlich sprachen, wäre es gegangen und nun habe er sich selbst eifrig auf die holländische Sprache geworfen und er sowohl wie seine Schüler machten sichtbare Fortschritte. Nach vierzehn Tagen schon habe er durch die Fürsprache des Holländers drei neue Schüler erhalten und sich auf Anrathen desselben eine passende kleine Wohnung gemiethet. So arbeite er redlich und unausgesetzt, und wenn die ihm zugefallene Arbeit auch nicht die gesuchte sei, so hoffe er doch bald vorwärts zu kommen, um demnächst seine Schulden an Aegidi und Margarethe abtragen zu können. Mir bleibe er Alles, was er von mir empfangen, auf längere Zeit schuldig, aber er werde endlich mit Wucher die Zinsen und das Capital zugleich zurückzahlen.

Aus dem ganzen Brief ging hervor, daß mein Walram nicht ganz heiter und glücklich war; der schwere Anfang mochte ihn ernst gestimmt haben, zumal er nicht gleich auf einem Comptoir, wie er gewünscht, ein Unterkommen gefunden. Dennoch schien er zufrieden zu sein und so war ich es auch. Ach ja, ihm war ein schweres Loos

zugefallen. Arm, ohne sonstige Hilfsmittel, verbannt aus dem Vaterlande, getrennt von seiner Liebe, lebte er in einem fremden Lande, dessen Sprache er nicht einmal verstand, allein – er war ein Mann, ein muthiger Mann, der Vieles gut zu machen hatte und so ging er rüstig und vertrauend an die Arbeit.

Seine jetzige Wohnung hatte er mir genau bezeichnet und so schrieb ich ihm, sobald es meine Zeit gestatte, einen langen Brief, verhehlte ihm meine Kümmernisse und berichtete nur, daß mein Vater wieder zu Hause, daß er keine Ahnung von Dem habe, was in seiner Abwesenheit vorgefallen und daß ich voll Hoffnung und Vertrauen sei.

Nach vier Wochen erhielt ich durch Aegidi den zweiten Brief und dieser lautete schon um Vieles befriedigender. Walram hatte noch mehr Schüler bekommen und die Eltern derselben behandelten ihn gütig. Sie luden ihn in ihre Häuser auf dem Lande ein und sein erster Gönner habe ihm gesagt, daß er ihm auch den Sohn eines reichen Handelsherrn als Schüler zuführen werde. Vielleicht glücke es ihm dadurch, nun auch seinen früheren Wunsch erfüllt zu sehen und in ein Comptoir zu kommen. Wenn das der Fall sei, könne er doch Abends den Unterricht fortsetzen und seinen Verdienst erhöhen.

Auch diesen freudiger gehaltenen Brief beantwortete ich sogleich, bat Walram aber, nicht zu angestrengt zu arbeiten und seine Gesundheit zu schonen. Ermöge fleißig sein, aber auch an mich denken.

Nach abermals vier Wochen, die ich nun schon mit größerer Ruhe verlebte, kam der dritte Brief und der lautete überaus glücklich. Walram war in das Geschäft eines reichen Mannes getreten und eignete sich hier schnell die nöthige Geschäftskenntniß an. Erleichtert wurde ihm dies ungemein dadurch, daß sein Principal der Vater seines Schülers war und daß er denselben fort und fort unterrichtete, wie auch seine übrigen Schüler. Mit diesem Brief langte auch die von Aegidi und Margarethe ihm überreichte Summe an. Beide hatten auf die Rückgabe nicht gerechnet, aber sie freuten sich herzlich, daß Walram sich auch darin so ehrenhaft erwies, und nun wuchsen alle unsre Hoffnungen von Tage zu Tage und es gab einmal freudige Stunden bei uns, wenn wir Eingeweihte allein beisammen waren und ungestört von unserem theuren Flüchtling sprechen konnten.

Doch – das Glück dauert im Menschenleben selten lange, und mir sollte es in der That jederzeit sehr kurz zugemessen sein. In Lerchendorf namentlich schien es nicht heimisch werden zu können und der flüchtigen heiteren Minute folgte stets ein schmerzliches Unheil nach. Das nächste nun, das uns und besonders mich betraf, fiel um so wuchtiger auf mein Herz, als es wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel niederfiel, und wie der Blitz zertrümmerte es fast allmächtig alle Diejenigen, auf deren Häupter sich das Gewitter entlud.

Der Winter, in den wir bereits eingetreten, war diesmal recht bitter kalt. Dazu ließ die Weinerndte sehr viel zu wünschen übrig und mein Vater befand sich darüber stets

in einer uns wahrhaft beängstigenden Stimmung. Zum ersten Mal klagte er über zu große Ausgaben, tadelte unsere noch viel zu luxuriösen Hauseinrichtungen und befahl nach jeder Richtung hin die möglichsten Einschränkungen. Ich sah in diesen neu beliebten Anordnungen noch immer nichts Arges und hielt meinen Vater nach wie vor für einen leidlich wohlhabenden Mann, dessen Geschäfte freilich nicht glänzend, aber dessen Verhältnisse doch befriedigend waren. Ach, meine Gedanken weilten nur zu oft in Holland – hätte ich sie mehr auf unsre nächste Umgebung gerichtet, so würde ich vielleicht bald klarer gesehen und das allmählig herannahende Verderben aus mancherlei Anzeichen erkannt haben.

Es war im April. Nach Ostern hatte ich den letzten Brief Walram's erhalten und das war – ja, ich spreche die Wahrheit – die letzte Freude in meinem jugendlichen Leben. Er schrieb, daß es ihm gut gehe und daß seine Hoffnungen von Tage zu Tage wüchsen. Sein Principal sei mit ihm zufrieden und er auch mit seinem Principal. Seinen Unterricht, den er ununterbrochen fortsetze, betrachte er jetzt fast nur als Erholung und er bringe ihm einen schönen Gewinn, den er redlich spare, da seine augenblicklichen Bedürfnisse in der That nur gering wären.

Ich hatte angefangen, diesen mich so glücklich machenden Brief zu beantworten; da ich aber nur Nachts daran schreiben konnte, weil bei Tage mein Vater oft in mein Zimmer kam und mit einer eigenthümlichen Unruhe Alles, was ich schrieb, beobachtete, so schritt ich nur langsam darin vor. Auch eilte meine Antwort nicht, da

wir schon seit einigen Monaten übereingekommen waren, daß nur alle vier Wochen ein Brief abgehen solle, so daß wir also nur alle zwei Monate Nachricht von einander erhielten.

Am 30. April Nachts halb zwölf Uhr saß ich also bei meinem Brief, nachdem ich mich überzeugt, daß mein Vater zu Bett gegangen sei und ich zur größeren Vorsicht noch mein Zimmer nach außen hin verriegelt hatte, als, gerade wie in der Nacht des 7. Mai vergangenen Jahres, wieder Jemand mit einem harten Gegenstande an meine Jalousien klopfte. Fast tödlich erschrocken sprang ich vom Stuhle aus, denn eine rasch sich entwickelnde Ideenverbindung versetzte mich wie im Fluge in jene Tage und was sie brachten, zurück. Margarethe's Zimmer, das neben dem meinen lag, stand halb geöffnet und sie befand sich schon im Bette. Ich schrie vor Schreck laut auf und auch Margarethe that es, denn sie hatte das Klopfen gehört, und wie ich hatte sie auch gleich an jene verhängnißvolle Nacht gedacht.

Natürlich sprang ich gleich zum Fenster Und öffnete es mit behenden Händen. Und gerade wie damals stand Aegidi mit seiner Stange unter dem Fenster und wie damals fiel des Mondes helles Licht auf des Alten erschrockenes Gesicht.

»Um Gotteswillen, was giebt es denn?« fragte ich leise. Und da hörte ich denn, was vorgefallen. Die alte Brigitte war plötzlich sehr krank geworden und hatte das Bedürfniß nach Kamillenthee. Da er nun keinen im Hause habe

und wisse, daß wir stets damit versehen, sei er so dreist, uns zu wecken und uns um unsere Hülfe anzugehen.

Dazu waren wir denn natürlich bereit. Margarethe kleidete sich wieder an, ich schloß meinen Brief weg, wir hüllten uns in warme Tücher und traten wie im Mai den kurzen Weg nach dem Winzerhause im Rheingarten mit dem besorgten Aegidi an.

Ueber das zunächst Folgende nun, mein Kind, will ich Dich rasch hinwegführen; was nützt es auch, jeden alten Schmerz sich durch Erwähnung der Einzelheiten zu erneuern? Also kurz gesagt: Brigitte fanden wir in der That sehr krank, indessen linderte der bald bereitete Thee ihre Schmerzen und gegen Morgen schlief sie uns unter den Händen ein, so daß Margarethe und ich wieder voll Hoffnung nach Hause gingen. Allein bei Tagesanbruch war der erste Anfall noch viel stärker zurückgekehrt und Aegidi hatte den Arzt aus Hüningen holen lassen. Als er kam, mit uns fast zugleich, schüttelte er den Kopf und sagte, Brigitte leide an einem sehr gefährlichen Brechdurchfall. Er hatte ihn mit Recht so genannt, denn schon am Abend war Brigitte todt. Aber das war noch nicht Alles, noch nicht das Aergste und das am meisten Niederschlagende. Am nächsten Tage begann auch Aegidi selbst an dem Uebel zu leiden, das seine Frau so rasch dahingerafft. Margarethe und ich kamen fast gar nicht von seinem Bett und sogar mein Vater wurde aus seiner Apathie aufgeweckt und fand sich persönlich bei dem alten treuen Diener ein, mit dem ich, o das fühlte ich später erst noch viel mehr, meinen treusten, bewährtesten Freund

und Helfer verlor. Aber alle unsre Pflege und die Mühe des Arztes war vergebens. Am Tage darauf lag auch der brave Winzer im Leichenhemde und wir hatten eine doppelte Last nach dem Friedhof in Hüningen zu schaffen.

O mein Gott, das Unglück war für mich so groß und so schnell hereingebrochen, daß ich mich kaum zu fassen wußte, und doch war es nur der schwache Anfang eines viel größeren, das ihm unmittelbar auf dem Fuße folgte.

–

Die beiden guten Alten waren beerdigt und Margarethe und ich hatten am Morgen darauf das Haus reinigen lassen und dann die Habseligkeiten der nicht ganz mittelosen Freunde geordnet, damit die Erben, an welche mein Vater geschrieben, Alles in bester Verfassung fänden. Walram's Briefe, deren Aufbewahrungsort ich genau kannte, hatte ich mir gleich nach dem Tode angeeignet, da sie ja doch für Niemand Werth haben, dagegen das bestehende Verhältniß mit mir sehr leicht verrathen konnten. Ich stand gegen Mittag mit Margarethe in der Küche und berieth mit ihr irgend ein häusliches Geschäft. Da trat mein Vater mit leichenblassem Gesicht zu uns und rief mir mit befehlendem Tone, der rauher denn je klang, zu, daß ich mich alsobald in sein Arbeitszimmer zu begeben habe.

Erstaunt blickte ich Margarethe an, die gleich mir auf der Stelle ein neues Unheil ahnte.

Natürlich folgte ich meinem Vater sofort in sein Zimmer und als wir hier angekommen, schloß er die Thür hinter sich zu und stellte sich dann, den Rücken gegen

das Fenster kehrend, in der Nähe seines Schreibpultes vor mir auf. Das Alles geschah mit einer so feierlichen Stille, einer so eiskalten Ruhe, daß ich innerlich erbebte, und schon das bleiche starre Gesicht meines Vaters verkündete mir den nahenden Sturm, obgleich ich durchaus nicht errieth, von welcher Seite er kommen würde. Da sagte mein Vater, während er einen durchbohrenden Blick über mich gleiten ließ und dann mit seinen dunklen Augen fest auf den meinen haften blieb, aber immer noch kalt und ruhig:

»Es ist etwas ganz Seltsames geschehen, Susanna, und ich bin beim besten Willen nicht im Stande, mir das Räthsel zu lösen, welches es umgiebt. Da fordere ich Dich denn auf, es zu lösen und mir die Wahrheit zu sprechen, die ich verlange und als Vater von meiner Tochter verlangen kann!«

Diese Worte durchschauerten mich seltsam und ich begann vor dem Ausbruch des Zornes, den ich schon in meines Vaters Auge flammen sah, zu zittern. Noch aber faßte ich mich und sagte bebend: »Ich habe Dir immer die Wahrheit gesagt, mein Vater, wenn Du sie zu hören verlangst hast. Sprich und frage mich.«

»Gut,« sagte er, »das wollen wir gleich probiren. Sieh, diesen Brief« – und dabei zog er einen geöffneten Brief aus seiner Rocktasche – »hat heute die Post an den eben begrabenen Aegidi gebracht. Da ich nun als sein bisheriger Herr seinen Nachlaß zu verwalten habe, bis seine Erben ihn mir abnehmen, so habe ich auch das Recht, die an ihn adressirten Briefe zu öffnen, zumal wenn sie von

einem Orte kommen, mit dem Aegidi in seinen persönlichen Angelegenheiten nie zu verkehren hatte. Er kommt nämlich aus Amsterdam!« setzte er mit einem furchtbaren Lächeln hinzu.

Ich war innerlich wie vernichtet und doch behielt ich meine Besinnung und meinen Muth, denn ich ahnte, daß ich jetzt für Walram streiten und vielleicht auch leiden sollte, und zu Beidem war ich entschlossen. Woher mir meinem drohenden Vater gegenüber solcher Muth kam, weiß ich nicht, aber er flammte mit jeder Minute mächtiger in mir auf.

»Da!« sagte mein Vater und zog ein Blatt Papier aus dem offenen Couvert. »Als ich den Brief an Aegidi lesen wollte, fand ich keinen solchen vor, anstatt dessen lag dieser darin und er ist – an Dich gerichtet. Nun, da wollte ich ihn natürlich auch lesen, aber ich verstand ihn nicht. So habe ich Dich denn gerufen, damit Du ihn lesen und mir erklären magst.«

Er reichte mir den Brief und ich ergriff ihn rasch, denn meine Neugierde, zu wissen, was darin stand, war erwacht und ich hatte mit meinem Falkenblick sogleich erkannt, daß er nur wenige Reihen enthielt. So nahm ich ihn denn vor die Augen und las folgende Zeilen:

»Theure, vielgeliebte Susanna!

Ich habe nur zwei Minuten für Dich übrig, um Dir unverweilt Nachricht zu geben, daß Deine Briefe mich im ersten Jahr nicht mehr in Amsterdam treffen. Ich soll ein

Jahr in London arbeiten und meinen Principal dahin begleiten, der in zwei Stunden zu Schiff geht. Meine Adresse in London kann ich Dir leider nicht angeben – ich weiß sie selbst noch nicht. Richte also Deine Briefe für's Erste unter der alten Adresse nach London Poste restante. Ich werde mir jetzt dort stets das Glück holen, welches mir bisher alle Deine Briefe gebracht haben. Grüße die alten Aegidis und die treue Margarethe. Dich selbst aber drückt in Gedanken an sein Herz und küßt tausendmal

Dein Walram.«

---

Der Brief war gelesen und, von wunderbaren, unaussprechlichen Gefühlen bewegt, blickte ich, obgleich ich mein ganzes, kaum geträumtes Glück in Trümmern vor mir liegen sah, dennoch meinen Vater groß und erwartungsvoll an, da ich auf seine nächste Aeußerung bereits gefaßt war.

»Sprich!« herrschte er mir zu und seine Augen funkelten wetterleuchtend, »was heißt das? Bist Du die vielgeliebte Susanna, die dieser Walram tausendmal küßt?«

»Ja, mein Vater,« sagte ich muthig, »ich bin diese Susanna und Walram ist mein Geliebter, der von mir das Versprechen erhalten hat, daß ich einst sein Weib werden will, wenn Du – das hoffe ich zu Gott – Deine Genehmigung dazu giebst.«

Mein Vater lachte wild auf. »Haha! Ja, wenn ich meine Genehmigung dazu gebe, freilich, da hast Du Recht. –

Aber *wenn* ich sie dazu geben soll,« setzte er mit einem ganz eigenthümlich weichen Tone hinzu, der mich schon eine günstige Wendung hoffen ließ, »so muß ich doch wissen, wer dieser Walram ist!«

Da ging etwas Seltsames in mir vor. Alles, was ich durch Walram erfahren, mit ihm besprochen und gehofft, stand lebhaft vor meiner Seele und mich durchzuckte das köstliche Gefühl, daß, wenn die Wahrheit immer siegreich sei und endlich zum Ziele führe, sie auch einmal hier ihre Wirkung äußern könne. Und mich dabei erinnernd, daß es mein Vater sei, der vor mir stand und nun mein ferneres Schicksal in seiner Hand hielt, wollte ich als Kind zu ihm sprechen und so sank ich zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee und bat ihn mit flehenden Worten, mir zu verzeihen, wenn ich den Umständen Rechnung getragen und ihm bisher mein inneres Leben verschwiegen habe.

»O pfui!« rief er, als ich fertig war und entzog sich meiner Umschlingung, »spielen wir hier keine Komödie, sondern handeln und sprechen wir wie zwei vernünftige Menschen mit einander. Ja, ich bin Dein Vater und Du bist meine Tochter – da, setz Dich – ich will mich auch setzen, und nun berichte, was Du mir zu berichten hast.«

Wir setzten uns, und ich, auf's Neue durch sein seltsames Wesen irre geführt und noch immer voll Muth und Hoffnung, begann nun meine Geschichte zu erzählen, ganz so, wie ich sie Dir erzählt, bis zu dem gegenwärtigen Tage.

Während meines Sprechens war mein Vater bald roth, bald blaß geworden; als ich aber fertig war, senkte er seinen Kopf und dachte im Stillen nach. Mit einem Mal sprang er auf, ergriff meinen Arm mit einer Heftigkeit, daß ich glaubte, das Blut müsse unter seinen stählernen Fingern hervorspritzen, und rief mit einer Donnerstimme, wie ich sie noch nie von ihm vernommen:

»Also Walram Forst heißt die Kanaille, die mir nach allen übrigen Diebstählen zuguterletzt auch noch mein Kind gestohlen? Und einem solchen Verbrecher soll ich dies Kind zum Weibe geben? Und mein Kind ist so verwahrlost, so ungerathen, daß es glaubt, ich werde das thun? Susanna, Du bist nicht werth, meine Tochter zu heißen, wenn Du noch einen Gedanken an solchen Vaterlandsverräther verschwendest, und wenn ich wüßte, daß Du es dennoch zu thun im Stande wärest, dann ginke ich noch heute nach dem Gericht und zeigte an, was, während ich abwesend war, in meinem Hause geschehen so wahr, als mir einst Gott in meiner Sterbestunde helfen möge!«

Das war sein Hauptschwur und ich wußte aus Erfahrung, daß er that, was er sagte, wenn es mit diesem Schwur geschah. Nun erst war ich ganz vernichtet, denn ich sah wie mit Seherblick, daß Walram und ich von einem solchen Vater nie etwas zu hoffen hatten. Und als ob er erkannt, was ich eben dachte, nickte er mit dem Kopfe und sagte:

»So ist es und so bleibt es. Den Brief nach London brauchst Du nicht zu schreiben, ich selbst werde dem

sauberen Herrn meine Meinung sagen. Nun bin ich mit Dir fertig und Du kannst mich verlassen. An Deiner Statt sende mir – die *treue* Margarethe herein.«

Aber ich brauchte sie nicht zu senden, denn sie kam von selbst, da sie an der Thür eine ungesehene Zeugin des eben vorgegangenen Auftritts gewesen war. Sobald ich, ohne noch ein Wort zu verlieren, mich wandte und die Thür öffnete, schritt sie herein, eben so muthig, wie ich noch vor wenigen Minuten gewesen war. Doch auch ihr Muth sollte gebrochen werden, wie der meinige, und ihre Niederlage sollte für den Augenblick noch größer sein als die meine. Mein Vater empfing sie mit einer höflichen Miene, wie er sie anzunehmen pflegte, wenn er Jemandem einen festen Entschluß zu verkünden hatte. »Setzen Sie sich,« sagte er mit einer Art kramphaften Lächelns, wie Margarethe mir nachher mittheilte, »und erzählen Sie mir – treu wie Sie sind – haha! Alles der Wahrheit gemäß, was in meiner Abwesenheit in diesem Hause und da drüben vorgefallen ist.«

»Ich glaube nicht, Herr van der Deeken,« erwiderte Margarethe mit stolzer Haltung, »daß das noch nöthig sein wird. Susanna hat bereits die ganze Wahrheit gesprochen und Sie wissen Alles, was Sie wissen können. Nur das Eine erlaube ich mir noch zu bemerken, daß Herr Walram Forst wohl im Sinne unserer Gesetze ein sogenannter Landesverräther, jedenfalls ein Unglücklicher, Verführter, aber keinesfalls eine Kanaille, vielmehr ein so edler und braver Mann ist, wie ich noch keinen Zweiten auf dieser Erde gesehen habe.«

»So,« entgegnete mein Vater mit einer an Verwundung gränzenden Miene, »und das sagen Sie mir mit solcher Ruhe, daß ich fast glauben muß, Sie haben sich überlegt, wie Sie mich am tiefsten beleidigen können? Wie, fürchten Sie denn nichts?«

»Was sollte ich fürchten, Herr van der Deeken? Etwa Ihren Zorn oder Ihre leidenschaftliche Aufwallung? O nein, die fürchte ich nicht mehr, denn die zu ertragen sind wir mit der Zeit hier Alle gewohnt geworden. Sie haben stets so wenig Güte an mich verschwendet wie an Ihr Kind, und wenn dies edle Kind hinter Ihrem Rücken Jemandem seine Neigung schenkt, so ist allein Ihre Lieblosigkeit daran schuld, die das unwiderstehliche Bedürfniß nach Liebe in ihrem verödeten Herzen geweckt hat.«

In ähnlicher Weise sprach sie noch eine lange Zeit und hielt meinem Vater, wie ein nur allzu treuer Spiegel, alle seine Gebrechen vor. Er hörte sie merkwürdig gelassen an und stand mit vor der Brust gekreuzten Armen an's Fenster gelehnt, während Margarethe dicht vor ihm stehen geblieben war und in ruhigster Haltung ihre gewichtige Rede hielt.

Plötzlich aber änderte sich die Scene. Zu seiner ganzen Höhe hob sich mein Vater empor und gebieterisch streckte er seine Rechte nach Margarethe aus. »Halt!« rief er, »Sie haben Ihrem Herzen nun genügend Luft gemacht und mit Ihrem Keifen meine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Sie ist nun erschöpft. Ich weiß jetzt aus Ihrem Munde, wie schlecht und gewissenlos ich bin. Aber ich weiß auch, daß ich in diesem Hause zu gebieten habe –

über Susanna und über Sie. Wohlan denn – ich will die Sache mit Ihnen kürzer machen als Sie mit mir – in sechs Stunden haben Sie mein Haus verlassen. Ein Wagen wird zu Ihrer Verfügung stehen und Ihre Sachen fortbringen. Leben Sie wohl und schimpfen Sie auf mich, so viel Sie wollen – mir aber, und das ist mein letztes Wort – sind Sie nicht treu gewesen, sondern Sie haben das von mir in Sie gesetzte Vertrauen schnöde verrathen. Darum existiren Sie ferner nicht mehr für mich. Adieu!« –

Laß mich schweigen, Bettina, was nach diesen beiden Scenen in unserem Hause vorging. Du kannst es Dir leicht denken. Ich war in Margarethe's Zimmer, als sie ihre Sachen einpackte und ich half ihr auch dabei; alle fünf Minuten aber fielen wir uns um den Hals und schluchzten. Auch wollten wir reden, uns über die Zukunft verständigen, allein wir kamen nicht dazu, unser Schmerz war zu groß und wir fürchteten auch, mein Vater könne unsere Verabredung hören und dann um so leichter durchkreuzen. Die ihr gestatteten sechs Stunden aber flogen vorüber wie Minuten und der bestellte Wagen kam noch früher als wir ihn erwartet. Ruhig und gefaßt stieg Margarethe auf, während ich in Thränen zerfloß. »Weine nicht, mein Kind,« sagte sie zuletzt, »sondern fasse und erhebe Dich. Der alte Gott lebt noch und alle Unglücklichen sind seine Kinder. Das ist auch mein Trost gewesen, so lange ich lebe, und ich bin überzeugt, Gott macht es mit uns Allen am Ende recht. So wünsche ich Dir denn

den Segen Gottes, Du verdienst ihn! Lebe wohl und gedenke mein. Dir wenigstens bin ich treu geblieben und bleibe es ferner. Lebewohl!«

---

»Und wie wurde es nun weiter?« fragte Bettina mit stockender Stimme, als die Mutter tief aufseufzend schwieg. »Hast Du denn wirklich nicht mehr an Walram geschrieben und hielt Dein Vater Wort und schrieb an Deiner Statt?«

»Geduld, mein Kind,« sagte Susanna, »die Geschichte ist ja noch nicht zu Ende, der letzte Act des Trauerspiels fehlt noch, aber ich stehe schon dicht davor. – Nein, ich habe nie wieder an Walram geschrieben und ich konnte es aus doppelten Gründen nicht. Mein Vater nahm ohne Zögern, obgleich ich jetzt die kleine Wirthschaft ganz allein hätte führen können, eine Frau in's Haus, die er schon von Linz her kannte und die ihm völlig ergeben war, um den Posten zu seiner Zufriedenheit auszufüllen, mit dem er sie betraute. Sie war und blieb fast zwei Jahre hindurch meine unermüdliche Wächterin. Ja, sie mußte sogar in meinem Zimmer schlafen, wich fast nie von meiner Seite und gab genau auf mein ganzes Verhalten Acht. Sodann aber wäre auch keine Möglichkeit vorhanden gewesen, an Walram zu schreiben, selbst wenn ich gewollt und der Strenge meines Vaters einen offenen Widerstand entgegenzusetzen gewagt hätte. Ich wußte ja

seine Adresse nicht und meine Briefe mit dem schrecklichen Inhalt wollte ich nicht auf's Gerathewohl in die Welt hinein schicken. Ueberdies wußte ich bestimmt, daß mein Vater jene kurzen Zeilen auf der Stelle mit einem sehr langen Brief beantwortet hatte, ich sah es ja selbst, wie er ihn schrieb und er zeigte mir am andern Tage die Adresse und sagte dabei: »Du siehst, ich halte Wort. Jetzt weiß der *edle* Walram, was er wissen soll und muß, und Du bist von diesem Augenblick an ein für alle Mal Deiner ungesetzlichen Schwüre entbunden, denn Dein Vater selbst hat sie zu nichte gemacht. Vergiß also den kindischen Traum und übe Deine Pflicht gegen mich und mein Haus; die Zeit wird schon kommen, wo ich für Deine Zukunft sorgen werde und Du wirst mit mir zufrieden sein.«

Das war Alles, was er mir je über Walram sagte und nie ist zwischen ihm und mir wieder ein Wort über denselben gefallen. Auch erfuhr ich nichts mehr von dem Entfernten. Er war und blieb für mich verschollen. Was ich unter solchen Verhältnissen litt, erspare ich mir Dir zu schildern, Du kannst es Dir denken. Die Blüthe meines Lebens war durch jenen einen Tag von mir abgestreift und fortan ging ich still und traurig meinen Weg, wie ich ihn früher gegangen, ehe das Licht der Liebe ihn mir erleuchtet hatte.

Wunderbar genug – die Zeit verstrich mir bei all' dem Jammer wie im Fluge und ich ging meinem zwanzigsten Jahre entgegen, ohne daß ich wußte, wo die letzten zwei Jahre geblieben waren. Zwischen meinem Vater und mir waltete ein ganz besonderes Verhältniß ob. Wir suchten

und wir mieden uns nicht, nur gingen wir still und stumm neben einander her, als ob nie ein inneres Band uns vereinigt hätte oder eine unübersteigliche Kluft zwischen unsern Gefühlen läge. Wie es mit seinen Vermögensverhältnissen stand, erfuhr ich nicht, er sprach nie mit mir darüber, nur bemerkte ich allmählig, daß eine immer größere Einschränkung sich einbürgerte und daß mein Vater von Tag zu Tag trüber und kränklicher wurde. Der sonst so stolz und aufrecht gehende Mann sank in sich selbst zusammen; seine Gesichtsfarbe wurde immer bleicher und gelber und nur selten noch verließ er das Haus, wenn er nicht einige kurze Reisen nach Cöln unternahm, von denen ich stets erst erfuhr, wenn er schon unterwegs oder gar schon rasch zurückgekehrt war. Endlich im Winter des zweitfolgenden Jahres wurde er bedenklich krank; es wurde nach einem Arzt gesandt und dieser kam nun fast alle Tage, ohne daß ich eine sichtliche Besserung an dem Kranken bemerkt hätte. Wie es natürlich war, pflegte ich ihn, so viel ich nur konnte; ich war häufig in seinem Zimmer und er gewöhnte sich dadurch so an mich, daß ich zuletzt fast gar nicht von seinem Bette kam. Ich mußte ihm stundenlang vorlesen, aus Zeitungen, Journalen und Büchern, nur die zu jener Zeit häufig anlangenden Briefe las er allein und nie erfuhr ich, von wem sie kamen oder was sie enthielten. Je mehr Briefe er aber empfing, um so trüber und niedergeschlagener wurde er und ich merkte nun wohl, daß seine Verhältnisse sich immer bedenklicher gestalteten, was er mir bisher noch stets mit der alten Hartnäckigkeit verschwiegen hatte.

Allein endlich sollte ich Alles erfahren, auf einen Schlag und dieser Schlag war so entsetzlich lähmend für mich, daß ich mich noch heute wundere, wie ich ihn so standhaft ertrug.

Höre nun aufmerksam zu, Bettina, ich drücke mich so kurz wie möglich aus und kann nur flüchtig bei den Szenen verweilen, die jetzt erfolgten und endlich meine ganze Existenz umgestalteten.

Es war an einem trüben Märzabend, als mein Vater mich rufen ließ, trotzdem ich den ganzen Nachmittag bei ihm gesessen und ihm vorgelesen hatte. Ich trat sofort bei ihm ein und – erschrak. Was ich jetzt sah, hatte ich noch nie gesehen und es auch nicht für möglich gehalten. Mein Vater weinte. Regungslos blieb ich mitten im Zimmer stehen und sah ihn verwundert an. Aber es sollte noch mehr Wunderbares geschehen.

»Susanna, mein Kind,« redete er mich mit weicher Stimme an, wie er sie früher nie gegen mich gebraucht, »komm und setze Dich zu mir. So!« Und als ich nun neben seinem Bette saß, faßte er meine Hand mit seinen beiden zitternden Händen, sah mir tief bewegt in die Augen und fuhr dann auf die mildeste Weise also zu reden fort:

»Sieh, mein Kind, es muß endlich einmal Licht werden zwischen uns, ich kann das Dunkel nicht mehr ertragen, das unsre Seelen schon so lange auseinander hält. Wer dies Dunkel ausgestreut, wer es unterhalten und vermehrt, frage ich jetzt nicht, denn es hülfe zu nichts, da

das Unglück einmal über uns hereingebrochen ist. Allein ich bin gewiß dabei nicht ohne alle Schuld und mir kommt es jetzt selbst so vor, als ob ich nicht immer ein liebevoller Vater gegen Dich gewesen wäre. Still, – laß mich ausreden, ich habe Dir viel zu sagen. Nein, wir verstanden uns eigentlich nicht, von jeher; Du warst Deiner Mutter weiche Tochter, und ich war der rauhe, durch unglückliche Verhältnisse und tausend Kümernisse verhärtete Mann, Ja, die Verhältnisse machten mich zu dem, was ich bin, und zum Theil sollst Du sie jetzt kennen lernen, die höchste Zeit dazu ist gekommen. Wisse denn, daß ich, von Geburt ein reicher Mann, es nie habe ertragen und verschmerzen können, daß ich durch eine blinde Liebe zu meiner Frau, Deiner Mutter, so arm und elend geworden bin. Da ich auf natürliche Weise und durch eigene Kraft und Arbeit nicht wieder zu Vermögen und Ansehen gelangen konnte, gab ich mich künstlichen Versuchen hin und alle mißglückten, von Jahr zu Jahr mehr. Das verhärtete und verstockte mich bis zum Uebermaß und ich wurde auch gegen Dich rauh und unväterlich. Kannst Du Dir nun wohl erklären, daß und warum ich von jeher daran dachte, Dich nicht in denselben Irrthum fallen zu lassen, in den ich gefallen war? Nein, ich wollte nicht, daß auch Du mit der Armuth zu kämpfen habest und meine Sorge war daher stets darauf gerichtet, Dir einen Mann auszuwählen, der Deine Zukunft vor allen Kümernissen, wie ich sie erlebt, sicher stellte. Doch davon nachher. Mit einem Wort, ich habe Jahr aus, Jahr ein

speculirt und alle meine Speculationen sind übel ausgefallen. Jetzt bin ich der Armuth nahe und ich muß daran denken, Lerchendorf, mein Letztes, so gut wie möglich zu verkaufen.«

Er hielt inne und sah mich bewegt an, als erwarte er eine Antwort von mir.

»Das ist sehr traurig, mein Vater,« sagte ich, indem mir Thränen in die Augen traten.

»Ja freilich ist es traurig und es thut mir leid, Dir auch diesen Kummer nicht ersparen zu können. Indessen giebt es noch *einen* Trost für mich und nun komme ich auf Dich zu sprechen. Sieh, mein Kind, nur Du allein kannst mich vor dem gänzlichen Verfall bewahren und ich lege mein Geschick daher vertrauensvoll in Deine Hand. Mein Hauptglänbiger ist ein achtbarer Mann und dabei sehr wohlhabend, gebildet und verständig, und wenn auch kein Jüngling mehr, doch noch in den besten Mannesjahren. Dieser Mann, den Du schon oft bei mir gesehen hast, ist Herr Wunderhold, der Besitzer von Wingertsspring bei Hüningen. Er kennt meine Noth und will mir einen guten Käufer für Lerchenfels verschaffen. Aber er will mir auch zugleich näher treten, will mit zu meiner Familie gehören – mit einem Wort, er hat mich um Deine Hand gebeten.«

»Wie, mein Vater, um meine Hand, die ich, wie Du weißt, einem Andern zugesagt habe?« rief ich mit angstbeklommenem Herzen aus.

»Sei ruhig, mein Kind, und kehre nicht noch einmal mit Deinen Gedanken in die Vergangenheit zurück,« fuhr er fort. »Es handelt sich jetzt um unsre Gegenwart und

Zukunft. Du wirst Dir selbst sagen, daß von Deinen früheren Wünschen keine Rede mehr sein kann, die Sache ist lange abgemacht; also mit einem Wort: Herr Wunderhold wirbt um Deine Hand und ich habe das Vertrauen zu Dir, daß Du Deinen armen, so viel geplagten Vater, der nicht lange mehr zu leben hat, die letzten Tage versüßen und ihn zugleich aus seiner Noth retten wirst. Nur Du allein, ich wiederhole es, vermagst das. Verweigerst Du Herrn Wunderhold Deine Hand, so entzieht er mir seine Freundschaft; ich bin genöthigt, Lerchendorf unter den Hammer zu bringen und mir bleibt nichts als das Elend. Andererseits, verbindest Du Dich mit Wunderhold, so wirst Du die Frau eines braven Mannes, die Besitzerin eines einträgliches Gutes und eines sehr hübschen Vermögens. Dann bin natürlich auch ich geborgen. Ich verkaufe Lerchendorf aus freier Hand, bezahle alle meine Schulden und wohne bei Euch oder in Eurer Nähe in Hünningen. So lange mir dann noch das Leben gefristet ist, werde ich ruhig und glücklich sein. Diese Ruhe und dieses Glück lege ich jetzt in Deine Hand. Ich, der ich Dich nie um etwas gebeten, bitte Dich, Erbarmen mit mir zu haben und mir nicht meinen Lebensabend zu rauben. Heute noch wird Herr Wunderhold bei uns vorsprechen und mit Dir reden. Du hast nur *eine* Stunde Bedenkzeit, denn dann ist er hier.«

Ich sank zusammen und schluchzte laut. Mein Vater, wie er so flehend in mein Auge sah, wie er so mild und gütig zu mir sprach, ach! das drang tief in mein Herz –

aber dies Herz, sollte es für sich gar nichts haben, da es von jeher so wenig gehabt?

Mein Vater schien den entsetzlichen Kampf meines Innern zu begreifen. Er faßte noch einmal meine Hand, drückte sie heftig und sagte: »Susanna, Dein Vater bittet Dich, ihn nicht ganz elend werden zu lassen – es steht in Deiner Hand, es zu verhindern – und nun geh' und beschließe, was Du willst.«

Ich ging wie eine Träumende aus dem Zimmer und sank halb ohnmächtig auf mein Bett. Wie lange ich so lag, weiß ich nicht, aber als ich zu mir kam, weinte mein Auge nicht mehr und mein Herz klopfte nur noch dumpf und matt, als gäbe es nichts mehr auf Erden, wofür es noch freudig zu schlagen hätte. Mich selbst und meinen Schmerz hatte ich dabei ganz aus den Gedanken verloren; ich sah nur die Schmerzen meines Vaters und meine Phantasie malte mir vor, wie er vielleicht bald sterben würde und wie ich ihm dann seinen Lebensabend nicht aufgeheitert und beglückt hätte. Als ich so weit mit meinen einsamen Gedanken gekommen war, ließ mich mein Vater bitten, noch einmal an seinem Krankenbett zu erscheinen, wo er mir Herrn Wunderhold vorstellen wolle.

Ruhig und gefaßt trat ich den verhängnißvollen Weg an und fand den mir Angekündigten bei meinem Vater sitzen. Er war eigentlich ein ansehnlicher Mann, freilich in vorgerückten Jahren und etwas wohlbeleibt, aber auf seinen Gesichtszügen sprach sich eine milde Freundlichkeit aus und ein würdiger Ernst, der mich beruhigte, da

ich glaubte, mit diesem Manne werde sich ein vernünftiges Wort sprechen lassen.

Mein Vater stellte mir ihn vor und sagte dann, Herr Wunderhold wünsche mit mir zu reden und ich solle mit ihm in das nebenan gelegene Wohnzimmer gehen. Hier angekommen setzten wir uns und Herr Wunderhold begann sogleich seine Wünsche vorzutragen und bat mich, ihm mein Wort zu geben, daß ich in einem halben Jahre sein Weib werden wolle. So lange setze er seinen Wunsch noch aus, um mir Frist zu lassen, ihn kennen zu lernen und mich mit seinen häuslichen Verhältnissen vertraut zu machen.

Die Art und Weise, wie er zu mir sprach, flößte mir Vertrauen ein und ich entwickelte ihm nun meinerseits ganz ehrlich, daß ich ihn nicht lieben könne, weil mein Herz einem Anderen gehöre. So werde es mit mir bleiben mein Leben lang, und wenn er eine solche Frau in sein Haus nehmen wolle, dann sei ich allerdings geneigt, den Wunsch meines Vaters zu erfüllen und ihm meine Hand zu reichen.

»Fräulein Susanna,« erwiderte er mit einer Ruhe, die mir in meiner damaligen Stimmung außerordentlich wohlthuend war, »ich weiß Alles, was Sie mir da sagen, denn Ihr Vater hat mich von den vorgefallenen Ereignissen unterrichtet. Lassen Sie auch meinerseits sich sagen, daß Ihre Liebe zu dem aus seinem Vaterlande verbannten Mann nie eine glückliche werden konnte. Nie würde Ihr Vater seine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm gegeben haben und die Gesetze selbst hätten Ihnen ja

dieselbe untersagt. Da aber trotzdem Ihr Herz, das glaube ich gewiß und darum achte ich Sie nur um so höher, an dem Abwesenden hängen wird, so sage ich Ihnen ehrlich, daß ich nicht der Mann bin, ihn daraus vertreiben zu wollen. Nein, ich begnüge mich mit dem zweiten Platz darin und werde glücklich sein, wenn es mir gelingt, Ihre Freundschaft und Achtung zu gewinnen. Außerdem zieht mich ein tiefes Mitgefühl zu Ihnen hin. Ohne mich – Ihr Vater weiß das auch selbst – gehen Sie einer trostlosen Zukunft entgegen, denn von Allem, was Sie hier um sich sehen, gehört Ihrem Vater das Wenigste. So liegt es ihm denn am Herzen, Ihre Zukunft sicher zu stellen und in meiner Hand ist sie es. Hier haben Sie Alles, was ich Ihnen sagen kann und eine andere Sprache verstehe ich nicht.«

Diese aufrichtige Sprache gewann mich noch mehr für den Mann und ich sah ein, daß, wie die Sachen lagen, ich thöricht sein würde, seine Bewerbung von der Hand zu weisen. So reichte ich ihm denn die Hand und bat ihn, nicht böse zu sein, wenn ich bisweilen noch an die Vergangenheit dächte.

»Denken Sie recht oft daran,« erwiderte er, »ich will sogar mit Ihnen davon reden. Dann werden wir bald Freunde werden und Sie können sich überzeugen, daß ich vorher die Wahrheit zu Ihnen gesprochen habe.«

So war denn mein künftiges Schicksal unwiderruflich entschieden. Wie ich mich darein fand, frage mich nicht. Genug, in einem halben Jahre wurde ich die Frau – Deines Vaters und siedelte zu ihm nach Wingertsspring über,

während mein Vater Lerchendorf verkaufte und zu uns zog, obgleich Wunderhold und ich ihm den Rath gaben, allein in der Nachbarschaft zu wohnen, um sich seine Selbstständigkeit zu bewahren, die er so lange behauptet hatte und die wir für sein Leben als nothwendig erachteten. Allein er zog es doch vor, bei uns zu wohnen; er fühlte seine zunehmende Schwäche und das einsame Leben hätte ihn vorzeitig aufgezehrt. Im Ganzen erheiterte er uns das Leben nicht, denn er war und blieb, was er immer gewesen: wortkarg, kalt und oft rauh, allein bei alledem sah ich, daß er zufriedener war als früher und das tröstete mich oft, wenn in stillen Stunden meine Gedanken nach dem Rheingarten und dem Nußbaum auf dem Felsen zurück flogen und das schöne Bild des Unvergessenen, ewig Geliebten vor meiner Seele auftauchte.

Acht Monate nach meiner Verheirathung aber starb mein Vater plötzlich, nachdem er noch am Abend vorher in Lerchendorf gewesen und den Arbeiten zugesehen hatte, die sein Nachfolger im Besitz an den Weinbergen vornehmen ließ. Wahrscheinlich tödtete ihn ein Schlagfluß, da er in der letzten Zeit häufig an Blutwallungen litt. Auf seinen Tod hatte er sich also nicht vorbereiten können, er überraschte ihn, und das erkannte ich nur zu deutlich an der Art, wie ich seinen für mich so traurigen Nachlaß in seinem Pulte fand.«

Susanna schwieg und senkte das Haupt. Bettina umfaßte sie innig und fragte: »Was für einen traurigen Nachlaß denn? Ist Dein Leben denn noch nicht traurig genug gewesen?«

»Ach mein Kind, Du kennst das Traurigste noch nicht und ich will es Dir mit wenigen Worten berichten, da ich schon viel zu lange gesprochen habe. In dem Pult meines Vaters, neben den quittirten und noch unquittirten Rechnungen aus früherer Zeit, fand sich ein Packet Briefe, die fest zusammen gebunden und in ein blaues Papier geschlagen waren. Wunderhold und ich fanden und untersuchten sie. Er war, sobald er sie erkannt, ehrlich und wohlwollend genug, sie mir allein zu überlassen. Ach mein Gott, was sollte mir da für eine unerwartete Aufklärung zu Theil werden! Ein einziger Blick darauf genügte, zu erkennen, daß sie alle von Walram's Hand herrührten, von Walram, der, ohne daß es mir bekannt geworden wäre, ein Jahr lang wiederholt an meinen Vater geschrieben und ihm Kunde von seinen sich allmählig besser gestaltenden Verhältnissen gegeben hatte.

Mit welchen Gefühlen ich diese mir so namenlos kostbaren Briefe las, kann ich unmöglich mit wenigen Worten angeben. Darum laß mich darüber schweigen. O, wie war die damalige Zeit überhaupt so wichtig für mich und was mußte ich Alles so rasch aufeinander erleben! So eben erst hatte ich meinen Vater verloren und sein Tod gab mir erst Aufschluß über die wichtigste Person in meinem Leben. Sodann war es die Zeit, in der Du geboren werden solltest, und bald darauf trat ein neues Unheil an mich heran, ich verlor meinen Mann und mit ihm mein Besitzthum – doch davon nachher. Zuerst nur einige Worte über Walram's Briefe. In einem derselben schrieb mein

Freund, seine Verhältnisse hätten sich über alle Erwartung rasch gebessert. Er habe schon lange keinen Kindern mehr Privatunterricht in der deutschen Sprache gegeben als denen seines hochherzigen Principals. Dieser habe bald seine Kenntnisse erkannt und ihn nach England geschickt, um so rasch wie möglich die englische Sprache zu erlernen. Was ihm sein Herr weiter vorbehalten, wisse er nicht, es sei aber sehr möglich, daß er über die See geschickt werde, um sich noch in anderen Welttheilen kaufmännische Erfahrungen anzueignen. – In einem anderen schrieb er, er sei noch immer in England und habe bereits ein erträgliches Einkommen, so daß er wohl im Stande sei, eine genügsame Frau anständig zu ernähren. In jedem Briefe aber bat er meinen Vater von Neuem flehentlich, sein hartes Herz zu erweichen und ihm seine Anerkennung nicht zu versagen. Wie er mich liebe, habe er noch nie Jemanden geliebt und da ich dieselbe Neigung zu ihm hätte, so möge mein Vater doch nicht zwischen uns Beide treten und uns für das ganze Leben unglücklich machen. – Endlich aber kam der letzte und für mich schrecklichste Brief. Es ging daraus hervor, daß mein Vater, schon lange, ehe ich verheirathet war, ihm geschrieben: er solle nun keine Briefe mehr an ihn senden, es sei Alles unnütz. Ich selbst sei bereits verheirathet, freilich nicht nach meiner Neigung, aber auf seinen Wunsch mit einem Mann, der ihm nahe stehe und von dem er wisse, daß er meine Zukunft sicher stellen werde. Walram bat schließlich nur noch um die Barmherzigkeit, ihm zu schreiben, an Wen ich verheirathet und wohin

ich gezogen sei. Nachdem ihm alle Hoffnung benommen, mich sein Eigen zu nennen, wolle er wenigstens wissen, an welchem Orte und in welchen Verhältnissen ich lebe. Unter diesen Brief hatte mein Vater geschrieben: ›das ist des Verbannten letztes Schreiben. Ich habe ihm nicht gesagt, an wen sich Susanna verheirathen werde, da ich es für überflüssig halte, einem mir völlig Fremden darüber Kunde zu geben. Es könnte dies höchstens nur eine Strafe für den guten Wunderhold werden und das hat der Mann an mir wahrhaftig nicht verdient.‹

Dein Vater war gütig genug, mit mir alle diese Briefe durchzulesen und darüber zu reden. Daß mein Vater seinen Namen und Wohnort verschwiegen, billigte er; im Uebrigen beklagte er von Herzen, daß mir schon in so früher Jugend ein so herbes Loos zugefallen sei, und ich habe Grund zu der Annahme, daß er auch in diesem Punkte ehrlich gegen mich gewesen ist. Da Deine Geburt nun immer näher heranrückte und ich keine befreundete Person in meiner Nähe hatte, so bat ich meinen Mann dringend, die alte Margarethe wieder in unser Haus zu nehmen, die, wie früher, in Linz lebte und in ihren alten Tagen sich durch angestrengte Arbeit kümmerlich ihr Brod verdienen mußte. Er gab es zu und ich fuhr selbst nach jener Stadt und holte sie mir. O, mit welchen Gefühlen schloß ich die alte treue Seele in meine Arme und was hatte ich ihr Alles zu erzählen! Von nun an besaß ich ja eine wahrhafte Freundin und der herzinnige Verkehr mit ihr wurde mir von Niemand mehr verkümmert, wir waren also so glücklich auf unserm abgelegenen Gute,

wie nie. Allein auch dies harmlose Glück sollte mir nicht lange zu Theil werden. Ein halbes Jahr nur lebte sie in unserm Hause, dann erkrankte sie an der Ruhr und starb so rasch, wie einst die beiden Aegidis gestorben waren. Und nun bleibt mir zum Schluß nur noch übrig, Dir einige Worte über Deinen Vater zu sagen und wie es kam, daß der für so wohlhabend ausgegebene Mann nach seinem Tode mehr Schulden als Vermögen hinterließ. Wie ich Dir schon angedeutet, habe ich mich in der kurzen Zeit unsrer Verbindung nie über ihn zu beklagen gehabt. Er erwies sich stets freundlich und mild gegen mich und er verstand es in der That, dadurch mein Freund zu werden, daß er sehr oft die Rede auf Walram brachte und sich mit mir über ihn unterhielt. Nur in Bezug auf seine mir von meinem Vater so gerühmte Wohlhabenheit glaubte ich gleich von Anfang an die Bemerkung zu machen, daß es damit nicht so überaus günstig bestellt sei. Unser Haushalt wurde nicht nur höchst einfach geführt, mein Mann lebte auch sehr häuslich und gab nie Geld für Dinge aus, die wir nicht nothwendig gebrauchten. Auch in Bezug auf die Dienstboten schränkten wir uns sehr ein und unser Winzer mußte zugleich unser Kutscher sein.

Als nun mein Vater starb und wir entdeckten, daß derselbe noch unbezahlte Schulden hinterlassen, theilte mir Dein Vater mit, daß er sich für verpflichtet halte, diese Schulden zu tilgen, indessen werde es ihm schwer werden, nachdem er in spanischen Papieren vor Kurzem

einen großen Verlust erlitten. Da erfuhr ich denn zum ersten Mal, wie die Sachen mit uns standen. Wir waren weder reich noch wohlhabend, nein, wir waren durch eine verfehlte Speculation, zu der leider mein Vater mit gerathen, sogar arm geworden. Indessen das drückte weder mich noch Deinen Vater nieder. Wir arbeiteten rüstig fort und mir wurde die Entbehrung mancher Lebensgenüsse um so leichter, da ich sie ja nie kennen gelernt hatte und weit mehr ein inneres, beschauliches Leben führte, wozu meine Schicksale mir so viel Stoff und Anlaß boten. Denn des Geschickes Stürme hatten sich noch nicht erschöpft und brachen abermals mit einem neuen Schlage über mich herein. Dein Vater starb, als Du kaum zwei Jahre alt warst, ganz plötzlich. Als ich eines Morgens frühzeitig erwachte und nach einem Blick auf sein Bett ihn noch darin liegen sah, wunderte ich mich, daß er noch nicht in den Weinbergen sei. Ich sah genauer hin und fand ihn vom Schlage gerührt und todt.

Da stand ich denn im Leben zum ersten Mal ganz allein und es gab Niemand, der mir ein treuer Rath und Helfer gewesen wäre. Ein Advocat, an den ich mich in meiner Noth wandte, gab mir den Rath, das Gut, das ich doch nicht allein bewirthschaften könne, zu verkaufen und so wenigstens zu retten, was zu retten sei. Es geschah. Herr Jeremias Heiduck meldete sich als Käufer und nach langer Besichtigung aller Lokalitäten und nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse, erstand er es für einen billigen Preis. So bezahlte ich die Gläubiger auch meines Mannes

und behielt für mich nur eine ganz unbedeutende Summe und dieses Haus, in dem wir gegenwärtig sitzen. Wie ich mich bemüht, Dir eine gute Erziehung zu geben und überhaupt dazu nach Kräften beizutragen, daß Dir des Lebens Bürde nicht allzu schwer falle, das weißt Du. Ich suchte Dir, in Ermangelung eines Vaters eine gute Mutter zu sein und in Dir wenigstens ist mir das Glück zu Theil geworden, welches Andere nicht über mich hatten ausgießen dürfen.

Hier also hast Du meine Lebensgeschichte, mein Kind. Ich danke meinem Gott, daß ich ein Dach über meinem Haupte und ein Einkommen habe, was Dich und mich leidlich ernährt. Die Arbeit ist von jeher meine Stütze gewesen, seitdem alle Meinigen, außer Dir, von meiner Seite genommen sind; nicht nur hat sie mich erhalten, sondern sie hat auch meinen Geist von den trüben Gedanken abgeleitet, die in früheren Tagen nur zu oft über mich hereinbrachen. Seitdem Du nun aber erwachsen und in der Tochter auch meine Freundin geworden bist, fühle ich nur selten noch, daß mir Etwas fehlt. – Von Walram Forst habe ich nie Etwas gehört und, wie unsere Verhältnisse lagen, schämte ich mich, Schritte zu thun, die irgend eine Annäherung hätten vermitteln können. Ob er in Holland oder England oder anderswo lebt, weiß ich nicht, auch nicht, unter welchem Namen er in die Welt getreten ist. Seinen wirklichen Namen hat er gewiß für immer abgelegt, denn der ist ja für alle Zeiten an den Pranger geschlagen. Ach, wer weiß, ob nicht auch ihn

schon das Grab deckt, mir sind ja alle Meinigen früh genommen! Wie es aber auch ist, die Erinnerung an ihn bewahre ich in meinem Herzen warm und ewig auf, er steht mir immer im Gedächtniß und jedes Wort, was er einst zu mir gesprochen, klingt noch in meinen Ohren wieder, als ob die verschwindenden Jahre keine Gewalt hätten, ihn aus meinen Sinnen zu reißen. Jetzt aber, wo auch Du ihn kennst und weißt, wie werth mir dieser Mann einst gewesen, den sein Vaterland streng und kalt in's Verderben stieß, weil er in kindischem Rausch es gewagt, an den Stützen des Thrones zu rütteln, jetzt habe ich mir wieder eine Gefährtin gewonnen, mit der ich über ihn reden kann, und das wollen wir von heute an recht häufig thun. So liegt denn mein Leben offenbar vor Deinen Augen und es giebt keine Falte in meiner Seele, in die Du nicht geschaut hättest.« –

Susanna schwieg und schlang die Arme um ihre reizende Tochter, die schon lange an ihrem Herzen lag. Wenige Worte nur wurden noch zwischen Beiden gewechselt, desto mehr und inniger sprachen ihre Augen und ihre Küsse. Als sie sich aber endlich zur Ruhe begaben, war es schon lange Mitternacht vorüber; doch schliefen Beide noch lange nicht ein, denn die aus der Vergangenheit heraufbeschworenen Bilder gaukelten lebhaft vor Beider Seele und hielten sie wach, bis endlich gegen Morgen die innere Spannung wich und sie einem süßen Schlummer anheimfielen, aus dem die Sonne sie wieder weckte, die mit goldenem Schimmer über den Bergen des Rheins emporstieg und mit ihrem großen Auge wohlthätig auch in

das kleine Hüttchen schaute, dessen Glück und Unglück uns nun nach allen Seiten bekannt geworden ist.

#### VIERTES CAPITEL. DER ERSTE BESUCH AUF LERCHENFELS.

Während dieser schöne Frühlingmorgen aber in dem kleinen Hause der Wittve unter den Nachwirkungen der letzten mit so ernsten Mittheilungen verbrachten Nacht ungewöhnlich still und in fast feierlich gehobener Stimmung begann, brach er in dem nahe gelegenen Lerchendorf in ungetrübter Freudigkeit und hoffnungsvoller Spannung an. Hatten doch die jungen Mädchen einen selten freudenreichen Tag vor sich! Nicht allein sollten sie mit der Großmutter und den Freundinnen in Hüningen einem außergewöhnlichen Gastmahl in Wingertsspring beiwohnen, sondern sie sollten am Nachmittag auch das vielbesprochene neue Schloß auf dem Lerchenfels besuchen und nun endlich mit eigenen Augen sehen, was der geheimnißvolle Besitzer desselben da oben so Großes und Wunderbares geleistet hatte, und das Alles war doch gewiß dazu angethan, die Neugierde junger sorgloser Gemüther zu stacheln und sie im Voraus heiter und freudig zu stimmen. So ging es denn schon in früher Morgenstunde in Lerchendorf recht lustig und lebhaft her. Bald nach dem Frühstück zogen sich Alle auf ihre Zimmer zurück, ordneten ihre Garderobe und bereiteten sich auf den ereignißreichen Tag würdig vor. Und obgleich die

jungen Mädchen wußten, daß es bei dem alten Junggesellen, bei dem sie keine Fremden zu treffen gewiß waren, auf ein Mehr oder Minder in ihrer Toilette nicht ankam, so bemühte sich doch eine Jede nach Kräften, sich so schön wie möglich zu schmücken, denn Eva's junge Töchter sind ja so geartet, daß sie den Putz schon um seiner selbst willen lieben, was wir ihnen auch nicht verargen wollen, so lange sie nichts Besseres und Ernsteres zu thun haben.

Auch in Wingertsspring selbst fand schon zeitig eine allgemeine Rührigkeit statt, das alte Haus nach besten Kräften herauszuputzen, wobei wir freilich nicht unerwähnt lassen dürfen, daß man eigentlich darunter nur den Garten mit den Weinlauben verstand, denn das Haus selbst hoffte sowohl Jeremias Heiduck, wie noch mehr die ›göttliche‹ Theodosia, von den Besuchern frei halten zu können, da es ja so schönes Wetter war, daß man es schon wagen konnte, die Mittagstafel im Freien aufzuschlagen. Die so lange nicht gebrauchten Besuchszimmer zu solchem Zweck herzustellen, sie von dem alten festsitzenden Staube gründlich zu reinigen und ihnen ein festliches Aussehen zu geben, fiel der mürrischen Haushälterin nicht im Entferntesten ein, und Jeremias Heiduck selbst dachte wohl kaum daran, sich stundenlang in einem geschlossenen Raume aufzuhalten, da es undenkbar war, daß die leichtbekleideten Damen es sich gefallen lassen würden, mit ihm in dem ihm nöthigen Zugwind zu sitzen. Daher war er der Meinung, daß seine

Gäste, wenn sie sahen, was für Einrichtungen er im Garten getroffen, sich mit denselben begnügen würden, und er war weit davon entfernt, zu glauben, daß es den beweglichen Mädchen in den Sinn kommen könne, sich die Herrlichkeiten seiner Junggesellengemächer zu betrachten, weshalb er darin auch Alles in der althergebrachten ›Ordnung‹ stehen und liegen ließ, wie es eben stand und lag. Daß seine Anordnungen in Bezug auf das Mahl selbst in der Küche befolgt werden würden, glaubte er mit Sicherheit voraussetzen zu dürfen, und da er selbst für die besten Lieferungen des Kellers sorgte, so glaubte er Alles gethan zu haben, was ein umsichtiger Gastgeber thun kann, um seinen Gästen ein paar recht angenehme und genußreiche Stunden zu bereiten und sich selbst von ihrer Seite die wohlverdiente Anerkennung seiner Leistungen zu erringen.

So war denn in Wingertsspring schon um elf Uhr Morgens Alles zum Empfang der eingeladenen Gäste bereit und nachdem Jeremias Heiduck zum letzten Mal die Tafel unter der Weinlaube betrachtet und die berühmten dreibeinigen eisernen Stühle regelrecht darum aufgepflanzt hatte, begab er sich in sein Schlafzimmer, um sich in Staat zu werfen und die neue schwarze Sammetweste über das saubere ›Weiße‹ zu ziehen und dann den neuesten, erst fünfzehn Jahre alten blauen Frack mit den vergoldetem Knöpfen darüber zu werfen, was ihm allerdings eine nicht geringe Selbstaufopferung kostete, da er ja, wie wir wissen, die warmen Kleider so wenig liebte und

im Hause stets in ungenirtester Weise so leicht wie möglich bekleidet einherzugehen pflegte. »Allein, wenn man mit so vielen liebenswürdigen Damen verkehren will,« sagte er sich, »muß man schon einmal seinen Gewohnheiten entsagen und sich einen kurzen Zwang auferlegen, das erfordert die Sitte, der Anstand, die Bildung. Wenn mir die Alte in der Küche keinen Querstrich durch die Rechnung macht und meine Befehle mißachtet, – toll und wild ist sie genug dazu! Nun, daß mir ihr grämliches Leichenbittergesicht die Gäste nicht verscheucht, dafür habe ich gesorgt: sie darf mir nicht in den Garten kommen und sehen, wie fröhlich es bei mir hergeht, sonst habe ich acht Tage lang ihr Maulen zu ertragen. Aber mein Gott, was will sie denn? Da kommt sie schon wieder – nimmt denn das Fragen und Besserwissenwollen heut noch kein Ende?«

Er hatte eben den Hut ergriffen, um sich in's Freie zu begeben und den um zwölf Uhr Erwarteten entgegenzugehen, als ihm Theodosia in den Weg trat und ihn schon aus der Ferne durch ihre Mienen erkennen ließ, daß seine zahllosen Vorbereitungen noch immer nicht zu Ende waren.

Die ›göttliche‹ Theodosia sah heut in der That ungewöhnlich glanzvoll aus. Nicht allein ihre Wangen waren von der ungewohnten Anstrengung in der heißen Küche außerordentlich geröthet, auch ihren grauen Kopf schmückte eine ganz neue Haube mit gelben Bändern und vor ihrem alten schwarzseidenen Kleide hing eine

saubere, bis an den Hals hinaufreichende Schürze, während ihre Arme bis an die Ellbogen in leinenen Aermeln steckten, die bereits verschiedene Spuren ihrer Thätigkeit an sich trugen.

»Nun,« redete er die eifrig daherkommende Wirthschafterin an, »was giebt's denn schon wieder?«

»Sie haben mir ja die Flasche Wein zu geben vergessen, die ich zur Mehlspeisensauce gebrauche,« sagte sie mit grimmiger Miene, »denn der Schoppen, der noch von gestern übrig war, paßt mir nicht. Ich brauche Weißen und keinen Rothen.«

»Still! Nicht raisonniren!« lautete die rasche Antwort. »Sie sehen wohl den Wald vor lauter Bäumen nicht, meine Liebe? Brauchen Sie denn mehr als zwei ganze Flaschen? Die habe ich Ihnen ja heute aus dem Keller mit herausgebracht und in die Küche gestellt.«

»Wollen Sie mir gefälligst sagen, wo sie stehen? Ich sehe sie eben nicht.«

Jeremias Heiduck, unwillig, noch einmal in die Küche berufen zu werden, ging ohne ein Wort zu sprechen dahin und zeigte der Wirthschafterin die beiden Flaschen, die geduldig in einem Winkel standen und ihrem Schicksal mit Ergebung entgegensahen, das ihrer in den Händen der ›göttlichen‹ Theodosia wartete.

»Da sind sie ja,« sagte der Herr von Wingertsspring. »Wenn Sie doch Ihre Augen immer gehörig aufmachen wollten! – Aber mein Gott,« fuhr er fort, nachdem er einige Mal stark aufgehustet hatte, was giebt es denn hier für einen bestialischen Rauch? Wenn der in die Speisen

zieht, werde ich große Ehre bei meinen Gästen einlegen, wahrhaftig!«

Theodosia ergriff eine Flasche und entkorkte sie rasch. »Wo es Feuer giebt, raucht es,« sagte sie barsch, »und die Küche ist für das Feuer bestimmt. Meine Schuld ist es nicht, daß heute so viel Aufhebens gemacht wird und meine Augen leiden von dem infamen Rauch am meisten.«

»Still! Nicht raisonniren!« gebot der Herr.

»Ich raisonnire nicht, ich spreche, und es ist heute kaum zum Aushalten. Wenn wir alle Tage so viel Wirthschaft hätten, ginge das ganze Hauswesen in zwei Wochen zu Grunde!«

Jeremias Heiduck griff sich wie in halber Verzweiflung in die grauen Haare. »Na, das muß ich sagen,« sagte er mit seltner Milde und Ruhe, »Sie verstehen es, mir einen Freudentag in einen Jammertag zu verwandeln. Aber mit Ihnen spreche ich nun nicht mehr, das ist mein letztes Wort.«

Rasch verließ er die ungemüthliche, von Rauch erfüllte Küche, um die Gegenrede nicht mehr zu vernehmen, die ohne Zweifel hinter ihm laut wurde. Als er aber in den Garten trat, kam ihm eine Magd in sauberer Kleidung entgegen, die heute die Aufwartung bei Tische übernehmen sollte.

»Grete,« redete er sie an, »so gefällst Du mir, mein Kind; Du siehst gut aus. Mach Deine Sachen recht geschickt, immer ruhig und bedacht! Es geht Alles, wenn man es vernünftig anfaßt.«

»Das denke ich auch, Herr Heiduck, und an mir soll es nicht liegen, wenn Sie unzufrieden sind.«

»O, o, ich hoffe das gar nicht, ich habe ja an Alles gedacht! Guten Morgen!« –

Da man in Lerchendorf wußte, daß das Mittagmahl in Wingertsspring heute pünktlich um zwei Uhr beginnen würde, weil ja der Nachmittag vom Besuch auf dem Lerchenfels in Anspruch genommen wurde, so beschloß man, sich bald nach zwölf Uhr auf den Weg zu machen, um vorher noch ein Stündchen zu haben, das Haus des alten Junggesellen zu durchstöbern und sich an seinen vielen Erfindungen und sonstigen Eigenthümlichkeiten zu ergötzen. Nach Zwölf trat Cornelia in den Garten und ihre Enkelinnen ließen nicht lange auf sich warten. In der heitersten Stimmung trat man den Weg an und wie eine alte gravitatische Henne, von ihren munteren Küchlein umgeben, schritt Cornelia Graach auf dem ebenen Wege dahin.

Die Sonne meinte es gut an diesem Tage und brannete hell in die Weinberge hinein, zwischen denen die Wandelnden ihren Weg verfolgten; allein der Weg war nicht allzu weit und die mitgenommenen großen Schirme spendeten genügenden Schatten. Als sie sich dem Städtchen näherten, sahen sie ihren Wirth ihnen entgegen kommen, der den Augenblick kaum erwarten konnte, seine Gäste willkommen zu heißen und in sein kleines Reich einzuführen. So war denn auch seine Begrüßung eine überaus herzliche, er bot Cornelia höflich den Arm, sie nahm ihn auf einige Augenblicke, ließ ihn aber bald

wieder los, um, wie sie sagte, den braven Freund nicht noch heißer zu machen, der in der That schon lichterloh glühte und dabei keuchte und schnaubte, als habe er eben einen Wettlauf vollbracht. Er ließ es sich auch gefallen und, von den übermüthigen Mädchen umringt und mit allen möglichen Fragen bestürmt, führte er seine Gäste sogleich in den Garten und an die Stelle, wo das bedeutungsvolle und seltene Mahl abgehalten werden sollte.

Cornelia zeigte sich mit diesem Gedanken sehr einverstanden; sie lobte die Anordnung und nahm sogleich auf dem berühmten Denkerstuhl Platz, der heute in's Freie getragen und ausdrücklich für sie zur Ruhe bestimmt war. Jeremias Heiduck leistete ihr im Sitzen Gesellschaft; die jungen Damen aber entledigten sich rasch ihrer Tücher, Hüte und Schirme und begaben sich dann in das Haus, um, ohne erst lange um Erlaubniß zu fragen, sich die Wirthschaft des Junggesellen zu besehen und ein Viertelstündchen ihr schalkhaftes Wesen in den Zimmern zu treiben.

Das geschah denn auch alsbald in lebhaftester Weise und kaum waren sie fortgegangen, so hörten die beiden alten Leute, die ruhig im Freien geblieben, das fröhliche Gelächter der jungen Mädchen aus den offenen Fenstern des Herrenhauses herausschallen. Ohne im Mindesten auf ihrer Entdeckungsreise gestört zu werden, betrachteten und untersuchten sie alle Geräthe des erfindungsreichen Junggesellen, probirten alle Schaukel- und Drehstühle und riefen sich die lustigsten Bemerkungen

darüber zu. Auch das geheime Schlaf- und Toilettencabinet des alten Herrn besichtigten sie, durchstöberten seine Schränke und erschienen endlich zum Schrecken und Entsetzen der ›göttlichen‹ Theodosia in der Küche, wo sie, vom Rauch scheinbar unbelästigt, allerlei Fragen zu stellen hatten, den Fleiß und die Umsicht der Haushälterin lobten und im Vorbeigehen die genialen Kocheinrichtungen und Geräthschaften in Augenschein nahmen, denn auch auf die Vervollkommnung dieser hatte sich der Geist des erfindungsreichen Hausherrn erstreckt.

Diese Untersuchungen und Nachforschungen hätten wahrscheinlich noch sehr lange gedauert, wäre ihnen nicht durch das Erscheinen Susanna Wunderhold's und ihrer Tochter endlich ein Ziel gesteckt worden. Diese kamen eben über den Hof geschritten, als Natalie sich vom Gastgeber den Schlüssel erbitten wollte, um auch die Vorräthe in seinem ›klassischen‹ Keller zu betrachten, nun aber mit den Cousinen die Inspektion abbrach und sich den beiden neuangekommenen Gästen zuwendete.

Susanna sah in ihrem einfachen, aber doch so reizenden weißen Häubchen und in dem schwarzseidenen Gewande, das sie heute trug, etwas blasser als gewöhnlich aus; aber ihr mildes, freundliches Gesicht nahm den Ausdruck einer herzinnigen Freude an, als sie die gute Cornelia sah und von derselben auf's Herzlichste begrüßt wurde. Auch Bettina zeigte nicht die jugendliche Frische und Lebhaftigkeit, die auf den Gesichtern der drei anderen Mädchen lag, denn in ihrer Seele waltete das Gefühl noch vor, welches ihre Mutter mit ihrer Erzählung in der

vergangenen Nacht in ihr wachgerufen hatte. Dennoch gab sie sich den liebevollen Ergüssen ihrer Freundinnen bald hin und diese verstanden es mit ihrem munteren Sinn sehr wohl, auch Bettina's Stirn zu klären und die Gedanken aus ihrem Geist zu bannen, die denselben bis jetzt noch in Anspruch genommen hatten.

Als die jungen Damen aber nun nach der allgemeinen Begrüßung auf den um den Tisch herum aufgestellten dreibeinigen Stühlen Platz nehmen wollten, gab es eine neue Aufregung unter der jungen Welt. Trotzdem Jeremias Heiduck selbst ihnen wiederholt zeigte, wie man sich auf dieselben setzen und sich im Gleichgewicht halten müsse, ergab sich sehr bald, daß es nicht möglich sein würde, auf denselben ruhig bei Tische zu sitzen, da jeden Augenblick bei einer unvorhergesehenen Bewegung der eine oder andere Gast das Gleichgewicht verlieren und umfallen konnte; und da im ganzen Hause kein vernünftiger Stuhl, wie Natalie Bettina zuflüsterte, vorhanden war, so machten die Mädchen kurzen Proceß, beseitigten die equilibristischen Sessel und rückten sich einige Bänke aus der Weinlaube heran, während Herr Heiduck sich vor Lachen ausschüttete, daß er allein nur die Fertigkeit besaß, auf den von Jedermann angestaunten und bewunderten Kunststühlen seinen Platz zu behaupten.

So war man endlich um den mit Tellern und Gläsern beladenen Tisch zum Sitzen gekommen, und da

auch Grete mit der Suppe eben erschien, hielt Jeremias Heiduck es für seine Pflicht, nun auch aus dem kühlen Keller die ersten Flaschen 57'er zu holen, deren kostbaren Inhalt seine lieben Gäste versuchen sollten. Da man aber seine Liebhaberei kannte, bei Tische stets allein den Wirth zu machen, so wagte Niemand, die Suppe aufzuthun und nur in manchen Nebendingen zeigte sich Frau Wunderhold willig bereit, dem wohlwollenden Mann hülfreich zur Hand zu gehen. So füllte er denn, als er aus dem Keller zurückkam, zuerst die Teller mit Suppe und dann die Gläser mit Wein, und als er auch dieser Pflicht genügt, begab er sich selbst an die Stillung seines Appetits, ohne dabei die Bemerkung zu machen, die sich die jungen Damen durch heimliche Blicke und Lächeln schon lange zu erkennen gegeben hatten. Denn, so regelrecht Jeremias Heiduck's Zunge organisirt sein mochte, ein gutes Glas Wein von einem minder guten zu unterscheiden, in Bezug auf die Erkenntniß der Vorzüge und Gebrechen anderer Speisen war sie sehr wenig begabt. Ihm war es ziemlich gleichgültig, wie die eine oder andere Speise schmeckte, wenn sein Hunger nur befriedigt wurde, und daß er kein Feinschmecker war, bewies er heute auf schlagende Weise, indem er ohne Unterschied von Allem gleich viel aß, ohne zu finden, daß die Suppe vollständig versalzen, die Sauce des Fleisches durch Rauch verbittert, die Gemüse zum Theil angebrannt und der Braten nicht gahr waren.

Alle diese ihm völlig entgehenden Unglücksfälle trugen aber dazu bei, die Heiterkeit seiner Gäste von Augenblick zu Augenblick zu vermehren und der gute Jeremias fühlte sich dadurch so geschmeichelt, daß er seiner Küche eine eifrige Lobrede hielt und laut seine Freude aussprach, daß es den Damen bei ihm so vortrefflich behage. Als er nun aber, »zum Versuch«, wie er bescheiden sagte, eine Flasche von dem auf eine ganz neue Weise bereiteten Champagner holte und entkorkte und die Damen ihm versicherten, daß er vortrefflich sei, kannte seine Freude keine Grenzen und er schwur hoch und theuer, daß er noch nie einen so glücklichen Tag erlebt und so liebe Gäste um sich versammelt gesehen habe.

So endete das Jungesellendiner in der heitersten Stimmung und als man sich endlich erhob, trat Jeremias an Cornelia heran und, ihre Hand ergreifend, sagte er mit vor Wonne glänzenden Augen:

»Meine theure Frau Professorin! Nehmen Sie mit dem Wenigen vorlieb, was Sie bei mir genossen. Mehr und Besseres konnte Ihnen ein alter Krüppel mit so beschränkten Mitteln wie ich, nicht bieten. Mein Wille freilich ist gut und stark, aber meine Leistungsfähigkeit ist schwach, denn ich bin, auf Ehre, nur ein armer Hund!«

Während er nun, galant wie immer, den beiden älteren Damen die Hände küßte, flohen die Mädchen in einen anderen Weingang, um ihrer bisher mit Mühe verhaltenen Lachlust die Zügel schießen zu lassen und erst nach

geraumer Zeit kamen sie wieder zum Vorschein, nachdem sie mit sich berathschlagt, daß es doch nun wohl an der Zeit sei, an den Besuch des Lerchenfels zu denken.

Das sprach denn Natalie auch laut aus, als sie die beiden älteren Damen mit dem Wirth in ernster Unterhaltung fanden, und dieser verbeugte sich, indem er sagte:

»Ja wohl, meine Damen, ich stehe jeden Augenblick zu Ihren Diensten. Es fragt sich nur, gehen wir vor oder nach dem Genuß einer guten Tasse Kaffee hinauf?«

»Ich will Euch etwas sagen, Kinder,« nahm nun die Großmutter das Wort. »Frau Wunderhold hat mir ihre Neigung verrathen, heute nicht nach dem Lerchenfels zu gehen, und so werde ich auch hier bleiben und ihr Gesellschaft leisten, da es mir in der That fast zu warm zum Bergsteigen ist. Ihr indessen könnt thun und lassen, was Ihr wollt, vorausgesetzt, daß unser lieber Freund und Wirth mit Euren Wünschen einverstanden ist.«

»Ach, meine Damen,« sagte nun Jeremias Heiduck, »es versteht sich ja ganz von selbst, daß ich jeden Augenblick zu Ihrer Verfügung stehe. Unsern Besuch habe ich ja oben angesagt und der junge Herr van der Flühe hat Befehl gegeben, daß uns der Park und die Gärten geöffnet werden. Das Innere des Schlosses freilich soll erst gezeigt werden, wenn es vollständig eingerichtet ist, und das finde ich natürlich. Wenn es Ihnen behagt, meine jungen Damen, langsam mit mir altem Invaliden den Berg hinauzusteigen, so schlage ich vor, wir gehen bald und trinken zur Stärkung nachher eine Tasse Kaffee. Die beiden Damen, die zurückbleiben, können unterdeß ein wenig

ruhen und ich werde Befehl geben, daß der Kaffee jeden Augenblick für sie bereit sein soll.«

»Gut, damit sind wir einverstanden,« sagte Cornelia. »Nun geht, Kinder, und amüsirt Euch; aber seht Euch Alles recht genau an, damit Ihr uns nachher berichten könnt, was Ihr gesehen habt.«

»Wird Euch auch die Zeit nicht lange werden, Mütterchen?« fragte Bettina, indem sie ihre Mutter umschlang und herzlich küßte.

»Fürchte das nicht, mein Kind. Wir haben Stoff genug, uns die Zeit zu vertreiben. Aber geht recht langsam und übereilt Euch nicht. Herr Heiduck ist kurzathmig, das bedenkt.«

»Er soll uns selbst das Tempo angeben!« rief die heitere Natalie, »und ich werde dafür sorgen, daß wir von Zeit zu Zeit einige wirksame Pausen im Marsch eintreten lassen. Vorwärts, Kinder, diese alte Weinrebe soll meine Fahne sein und nun geht es zum Sturm auf den geheimnißvollen Lerchenfels. O mein Gott, Herr Heiduck, was ist das für ein köstlicher Tag!«

Der alte Herr schmunzelte und nickte den älteren Damen mit vertraulichem Lächeln seinen Abschiedsgruß zu; dann nahm er seinen Hut zur Hand, schwang seinen Weinbergsstock und rief:

»Nun denn, meine Getreuen, versammelt Euch Alle um mich. Es geht in die Weinberge und da lebt mir immer das alte Herz auf, denn da kann man Gottes Segen mit Händen greifen. Vorwärts, sage auch ich! Nun kommen Sie, meine Damen, es ist etwas Schönes, was Sie erwartet

und ich bin stolz darauf, auserlesen zu sein, heute Ihren Führer zu machen!«

---

Der kleine Zug hatte sich bald geordnet. Jeremias Heiduck schritt mit Charlotte langsam und bedächtig voran, ihnen folgte Anna mit Bettina, und Natalie, ihren Sonnenschirm in der einen und die alte Weinrebe in der andern Hand, schloß sich ihnen geduldig an, bald der Einen, bald der Andern ihrer Vorgänger ein heiteres Wort zurufend. Jeremias nahm den Weg über sein Gehöft, ließ Susanna's kleines Haus zur Rechten liegen und kreuzte nun die Landstraße, die am rechten Rheinufer entlang nach Hünigen hineinlief. Auf der linken Seite war dieselbe von allmählig sich erhebenden Weinbergen begränzt und in diese Berge begann der langsam gehende Führer emporzusteigen, indem er sich einiger Stufen bediente, die hier wie fast überall in die offen liegenden Weinberge führten.

Als Natalie diesen in der That etwas beschwerlichen Weg betrat, blieb sie stehen und rief den Vorangehenden zu:

»Herr Heiduck, Herr Heiduck, hören Sie doch! Warum wählen wir denn nicht den bequemen neuen Fahrweg, der dort unten links von der Landstraße nach dem Schloß hinaufführt? Den kennen wir ja auch noch nicht und ich hätte ihn so gern gesehen!«

»Meine liebe junge Dame,« erwiderte Jeremias, indem er stehen blieb, sich umdrehte und die glühende Stirn mit einem Tuch trocknete, »ich habe meine besonderen Gründe, daß ich gerade diesen Weg wähle. Sie sollen nicht gleich Alles auf den ersten Blick sehen, sondern allmählig von Einem zum Andern schreiten und dabei bisweilen ein wenig überrascht werden. Geben Sie nur Acht und haben Sie Geduld. Ueberdies wollte ich die schöne Gelegenheit benutzen und Ihnen auch einmal meinen Weinberg zeigen, den Sie noch nie betreten haben. Das ist auch etwas Angenehmes und ich will Ihnen die Weinstöcke zeigen, wo mein köstlicher 57'er gewachsen ist, der Sie heute so munter gemacht hat.«

»Sie haben Recht, Herr Heiduck,« nahm Charlotte das Wort, »zeigen Sie uns Ihren Weinberg, der ist allerdings auch schon des Steigens werth. Und Du, Natalie, füge Dich der Majorität; wir Alle sind mit diesem Wege zufrieden. Und jetzt, lieber alter Herr, kann es wieder weiter gehen.«

»Ich stehe zu Befehl, meine kleine Gnädige!« erwiderte Jeremias, schwenkte seinen Hut und stieg keuchend und alle fünf Schritte einen Augenblick stehen bleibend, auf die erste Terrasse des Weinberges empor, der sich rasch hob und durch dessen Gewinde zahlloser Weinstäbe ein so überaus schmaler Fußsteig führte, daß die dicke Gestalt des Führers sich oft nur mit Mühe hindurchzwängen konnte.

»Ja, ja,« sagte Jeremias, auf der zweiten Terrasse stehen bleibend und mit seinem Stock um sich herum deutend, »sehen Sie doch, meine jungen Damen, hier haben wir schon die Heimat eines vortrefflichen Gewächses erreicht. Sehen Sie nur, wie das ansetzt und schwillt – ach! mir ist es, als röche ich die Blüthe schon, die wir erst in drei bis vier Wochen zu erwarten haben. Ist das nicht prächtig? Und diese Stöcke habe ich alle aus Absenkern gezogen, mit eigener Hand gedüngt und beschnitten. Mein Vorgänger, Fräulein Bettina's Vater, würde sich freuen, wenn er das sehen könnte – aber leider ist er nicht mehr da – wollt' ich sagen – ich habe ihn gar nicht gekannt und erst als er todt war – hm! bin ich hierher gekommen. Das wissen Sie doch noch, Bettinchen, wie?«

»Ich weiß, ich weiß, Herr Heiduck,« sagte Bettina mit milder Traurigkeit, »meine Mutter hat mir erst gestern davon gesprochen.«

»Ei ja, Ihre Mutter ist eine vortreffliche Frau und ich habe sie sehr lieb. Doch sehen Sie da, wie das Alles herausplatzt; die Sonne thut Wunder, ich sage es ja, in zwei Tagen hat sie Alles grün gemacht. Doch nun wollen wir weiter gehen, hier haben wir schon die Hälfte hinter uns.«

Langsam ging es wieder bergan und überall wurden die Weinstöcke betrachtet und bewundert und das Gewächs gepriesen, welches daran gewachsen war und, so Gott wollte, wieder daran wachsen würde. Endlich aber war die höchste Terrasse und damit die oberste Gränze

des Weinbergs von Wingertsspring erreicht und eine hohe Mauer, die sich nach beiden Seiten hin erstreckte, verhinderte jeden weiteren Schritt nach dem Gipfel des noch viele Hundert Fuß höher hinaufsteigenden Felsens.

»Da sind wir am Ende meiner Welt angekommen,« sagte Jeremias Heiduck und lächelte die um ihn herumstehenden Mädchen an, die fast so laut athmeten wie er, aber viel weniger vom Schweiß zu leiden hatten, der dem asthmatischen Herrn in dicken Perlen von der rothen Stirn rieselte, »und da haben Sie die verteufelte chinesische Mauer, von der ich die Ehre hatte, Ihrer Frau Großmutter zu schreiben. Ja, ja, das ist sie, dick und hoch genug, daß man nicht hindurch und hinüber sehen kann, und mir ist dadurch alle Hoffnung benommen, mit eigenen Augen zu erkunden, wessen Gewächs weiter vorgeschritten ist, das meine oder das meines unbekanntem Herrn Nachbars. Nun, man muß in der Welt mit Allem zufrieden sein – *ein* Gutes hat die Mauer denn doch für mich gehabt. Denn sehen Sie da, meine Damen, sie läuft nicht nur hier oben an meinem ganzen Weinberg entlang, sondern sie faßt ihn auch dort an der Nordseite ein, wo hinter ihr der Fahrweg nach dem Schloß hinaufführt. Freilich kann ich nun von hier aus nicht mehr den Rhein hinabsehen, aber sie hält mir wenigstens das Gesinde ab, was künftig häufig genug den Berg hinauf wandern und betteln und stehlen wird – denn die reifen Trauben sind überall süß und die gestohlenen pflegen immer am besten zu schmecken. Nun ja, auch den feinen Straßentaub läßt sie mir nicht so arg herüberwehen, wie sonst,

und das ist mir ganz recht. Aergern thut es mich aber doch, daß ich nun so in Wahrheit vernagelt und vermauert bin, denn mit meiner schönen Aussicht da nach dem Norden hin ist mir auch der frische Luftzug genommen. Na, das läßt sich nicht ändern und der arme Mann mit beschränkten Mitteln, wie ich einer bin, muß es sich gefallen lassen, wenn ein Crösus kommt und ihm die ganze übrige Welt vor der Nase wegkauft und vermauert. Hm! Doch davon wollte ich ja heute nicht reden. Sind Sie jetzt etwas ausgeruht? Ja? Na, dann wollen wir weiter gehen; nun werden Sie gleich das verzauberte Schloß zu sehen bekommen.«

»Aber wie ist denn das?« fragte Charlotte, »müssen wir denn nicht wieder die Treppen hinab und nun noch einmal den Fahrweg nach dem Schloß emporsteigen?«

»O, mein liebes Fräulein, wie können Sie denken, daß ich Sie so in die Irre führen werde! Nein, wir brauchen nicht wieder hinabzusteigen, kommen Sie nur. Da, sehen Sie, ist glücklicher Weise eine Thür angebracht und die führt gerade auf den Fahrweg hinaus. Na, diese Thür noch zu gewinnen, hat mir auch viele Mühe gemacht. Erst wollte der Herr Baumeister von da oben mir die Mauer hier vor der Nase zu ziehen und mir nur den Ausgang nach der Landstraße da unten lassen, wo wir hergekommen sind. Aber da sagte ich, nein, das soll nur über meinen Leichnam geschehen. Alle meine Vorgänger im Besitz seit Menschengedenken haben unmittelbar aus diesem Weinberg auf den Schloßweg gelangen können und das will ich auch, so lange ich lebe, das ist

mein verdammtes – wollte ich sagen – mein mir gebührendes Recht. Na, da hatten die Leute ein Einsehen und brachen die Thür und hier – schauen Sie – habe ich den kleinen Schlüssel dazu in der Tasche und nun sollen Sie sehen, wie leicht und bequem wir auf das Territorium meines Herrn Nachbars gerathen! Hm! wäre der junge Herr van der Flühe schon vor einem Jahre hier gewesen und der alte Isegrimm, der Bauaufseher, früher mit mir bekannt geworden, dann hätte ich es auch durchgesetzt, eine Thür nach oben hin in die Weinberge meines Nachbars zu bekommen; aber was nicht ist, kann noch werden, und wenn der junge Holländer in seiner Freundschaft zu mir so fortfährt, wie er begonnen hat, dann, denke ich, soll es bald geschehen oder es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen.«

Während Jeremias dies mit einigem Eifer sprach, hatte er mit seinem Schlüssel die Pforte in der Mauer geöffnet und trat nun mit seinen Begleiterinnen durch dieselbe auf die Straße hinaus, worauf er sogleich die Pforte wieder vorsichtig hinter sich schloß.

Mit sichtlicher Spannung folgten ihm die vier Mädchen, denn von diesem Augenblick an traten sie ja in eine für sie ganz neue Welt. Und in der That, sie wurden schon hier auf das Angenehmste überrascht. Wo, wie sie sich noch erinnerten, vor mehreren Jahren nur ein halb verfallener, ausgefahrener Weg im steilen Zickzack, einem steinreichen Saumpfade im Hochgebirge vergleichbar, sich in die Höhe gewunden hatte, fanden sie jetzt

einen breiten, bequem und allmählig sich emporschlingelnden Fahrweg, an dessen beiden Seiten mit Rasen belegte Gräben liefen, um das von der Höhe herabschießende Wasser schnell und ohne Gefährde der Straße in die Tiefe zu fördern. Ganz gemächlich und kaum die Steigung bemerkend, konnte man Lerchenfels erreichen und als die jetzt sehr schweigsamen Personen erst einige Schritte weiter gethan hatten, blieben die Mädchen plötzlich stehen, schauten verwundert in die Höhe und von ihren Lippen wurden die Rufe freudigster Ueberraschung laut. Denn an ihrer rechten Seite, hoch über die Mauer emporragend, sahen sie das neue schöne Schloß auf seinem breiten Felsplateau liegen, und zwar viel vollkommener und prachtvoller, viel größer und überschaubarer als von der Ebene aus. Von hier aus übersah man schon einen großen Theil des herrlichen und in schönster Harmonie ausgeführten Baues. Auf breitester Grundlage erhoben sich die beiden gewaltigen Flügel, deren äußere Mauern bis zur halben Höhe hinauf mit uraltem Epheu bewachsen waren. Ueber dem Mittelbau, den man freilich noch nicht in seiner ganzen Ausdehnung wahrnehmen konnte, erhob sich der edelgeformte runde Thurm, mit zahllosen architektonischen Zierrathen bedeckt und in einer goldenen Krone endigend, die kühn und stolz auf seiner nadelförmigen Spitze in den Sonnenstrahlen des Tages blitzte. Bis zu dem Schloß aber zogen sich die terrassenförmig aufsteigenden und jetzt überaus sauber gehaltenen Weinberge, während hoch darüber noch der Lerchenfels seinen gigantischen Kamm ausbreitete, der

langhin nach beiden Seiten fortlaufend eine Allee von riesigen Pappeln erkennen ließ, die weit in das Land und den Rhein hinaus sichtbar war.

In der That, wenn man dies Alles, was man jetzt schon übersehen konnte, mit dem verglich, was es früher gewesen, so mußte man zugestehen, daß hier in wenigen Jahren beinahe Wunderdinge geschaffen waren, wie Cornelia es ihren Enkelinnen früher schon oberflächlich angedeutet hatte. Die so viele Jahre commissarisch betriebene Verwaltung des großen herrschaftlichen Gutes war in Ermangelung der nöthigen Mittel nur sehr unvollkommen gewesen. Seit langer Zeit hoffte man auf einen günstigen Verkauf, da sich aber bei der geforderten großen Summe kein zahlungsfähiger Käufer fand, begnügte sich die Verwaltung damit, das Bestehende höchstens vor dem immer drohender heranrückenden Verfall zu bewahren, und selbst dazu hatten die durch den geringen Ertrag erzielten Mittel kaum ausgereicht. Endlich, nachdem die Verwalter, durch die Erfolglosigkeit ihrer Anstrengungen ermüdet, mit Ergebung Alles gehen ließen, wie es ging, sah man sich zur Ermäßigung des früher geforderten Preises gedrängt und nun fand sich plötzlich ein Käufer aus der Fremde, der durch seinen einheimischen Agenten die ganze Herrschaft ungetheilt erstand und nun mit kräftiger Hand in die überall hereinbrechende Zerstörung griff. Der alsbald mit unbeschränkter Vollmacht bedachte Baumeister, der kurz nach dem Kauf zur Stelle

war, und die mit ihm in Gemeinschaft handelnden Gärtner und Oekonomen mußten Leute von gereifter Erfahrung und vor allen Dingen von Geschmack sein, da sie sehr bald das richtige Verständniß dessen an den Tag legten, was aus den vorhandenen Trümmern Gutes und Neues geschaffen werden konnte. Sie gingen unverweilt an die Arbeit und mit staunenswerther Schnelligkeit erhob sich aus dem Schutt der Ruinen eine ganz neue und wunderbare Schöpfung, die am ganzen Rhein vergeblich ihres Gleichen suchte. Schon im Laufe des ersten Jahres standen die ergiebigen Weinberge zwischen ihren neuen Mauern und auf den frisch aufgeführten Terrassen in üppigster Blüthe; die Gärten, bisher ohne jede Zier und dem wuchernden Unkraut preisgegeben, prangten in nie gesehener Blumenpracht und Fruchtfülle, und auch der gänzlich verwilderte Park lichtete und rundete sich, da man wohlweise die von der Höhe des Felsens rieselnden Quellen zur Bewässerung des großen Gebiets benutzte. Zugleich mit ihnen begann die Arbeit in dem verfallenen alten Schloß, der baufälligste linke Flügel wurde ganz abgetragen und bis auf die kolossalen Grundmauern vollständig neu aufgeführt. Auf dem soliden Mittelgebäude erhob sich allmählig der jetzt so schöne, zierliche Thurm, wie er einst in früheren Zeiten so kunstgemäß das Ganze geschmückt hatte, was freilich nur noch alte Zeichnungen bekundeten, da Keiner der Lebenden ihn je mit Augen gesehen, weil er schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Raub der Flammen geworden war.

Als im zweiten Jahre des unternommenen Neubaus aber das Mauerwerk, sowohl des Schlosses wie des Thurmes, vollendet war und zur Verzierung des Einzelnen geschritten werden konnte, erschien der noch jetzt auf dem Gute thätige Bauaufseher, ein stiller, ernster Mann, der sich mit Niemandem außerhalb des Gutes in Verkehr setzte und deßhalb von Jedermann für einen sehr unnahbaren Menschen gehalten wurde. Allein er schien sich die ihm zu Theil gewordene Aufgabe zu Herzen genommen zu haben, denn er widmete seine ganze Kraft und Zeit der Vollendung des Baues seines Herrn und verrieth den ihn im Stillen beobachtenden Nachbarn sehr bald, daß er ein höchst erfahrener Sachverständiger sein müsse. Unter seiner Anleitung, während der erste Baumeister noch immer die oberste Aufsicht behielt und von Zeit zu Zeit sein schönes Werk in Augenschein nahm, entwickelte sich das so schicklich und zweckmäßig Begonnene sehr bald und die äußere Verzierung des Schlosses wie die innere Gestaltung desselben trat in allen Einzelheiten mit jeder Woche mehr und mehr an's Tageslicht. Jetzt war das Aeußere bis auf die letzte Zier vollendet und nur die inneren Räume bedurften noch, nachdem auch die Tischler, Glaser, Anstreicher und Tapezierer ihre Arbeit vollbracht, ihrer Ausfüllung mit den verschiedenen Luxus- und Bequemlichkeitsgegenständen, die man theils aus Holland, theils aus Cöln heranzuschaffen bemüht gewesen war. Um diese Zeit, mit der auch unsere Erzählung begann, berichtete der mit Vollmacht versehene Bauaufseher seinem im Auslande lebenden Herrn, daß jetzt der

Augenblick gekommen sei, wo seine persönliche Gegenwart erforderlich sein werde, um seine letzten Wünsche auszusprechen, und in Ausführung gebracht zu sehen. Der alte Herr, der durch Krankheit oder sonstige Gründe einstweilen noch von der Reise nach dem Lerchenfels zurückgehalten wurde, schickte statt seiner seinen Sohn dahin und so sahen wir diesen an Ort und Stelle erscheinen und das bisher obwaltende Geheimniß lösen, indem er mit seinen nächsten Nachbarn in freundschaftliche Verbindung und so auch vor unsere Augen trat.

Nachdem wir dies als nothwendig zur Fortsetzung unserer Erzählung vorausgeschickt, kehren wir zu Jeremias Heiduck und seinen vier Begleiterinnen zurück, welche letzteren eben aus den Weinbergen des alten Herrn hervorgetreten waren und nun mit Verwunderung auf das neue Schloß blickten, dem sie noch nie so nahe gestanden hatten.

»Nun, meine lieben jungen Damen,« sagte Jeremias, als er die Mädchen immer stiller werden und das Schloß mit neugierigen Augen betrachten sah, »was sagen Sie jetzt? Ist das nicht schon der kleinen Mühe des Bergsteigens werth? Na, kommen Sie nur erst hinein, dann werden Sie noch größere Augen machen. Ah, hier geht man ja ganz bequem hinauf und nach fünf Minuten werden wir oben sein.«

Das ganz Bequeme jedoch schien sich, nach dem Aussehen des alten Herrn zu schließen, nicht eben bewahrheiten zu wollen, denn er stand fast jede Minute still,

prustete und keuchte, wie ein vom Wettlauf mitgenommenes Roß, und wischte sich wiederholt den Schweiß von dem kupferrothen Gesicht. Am liebsten hätte er sich schon lange den warmen Frack und die Weste ausgezogen, aber das erlaubte ja leider der Anstand nicht, und so schickte er sich mit würdevoller Resignation in den ihm heute auferlegten Zwang, der dem alten galanten Herrn gleichwohl eine große Freude bereitete, da er vollauf die Ehre zu schätzen wußte, der Geleitsmann so schöner junger Damen zu sein. Indessen, so langsam man ging, man kam doch allmählig voran und bei der letzten sanften Biegung des Weges sah man das schöne Thor in der großen neuen Mauer vor sich, hinter dem die schon so viel besprochenen Wunder lagen.

Dies große Einfahrtsthor bestand aus zwei kleinen sechseckigen Thürmen, auf deren Plattform zwei Hirsche von Bronze standen, die ihre klugen Augen neugierig auf die Einlaß Begehrenden richteten. Zwischen den Thürmen befand sich ein, dem Baustyl des Schlosses entsprechendes, massiv eichenes Thor, das nur von innen geöffnet werden konnte. In dem Thurm zur rechten Seite aber zeigte sich ein schmales Eingangspfortchen und an der Seite desselben sah man den schön modellirten kleinen Kopf eines Windspiels, welcher den Griff zu der nach innen führenden Glockenschnur bildete.

»Da sind wir,« sagte Jeremias mit behaglichem Lächeln, »und nun wird uns bald Alles offenbar werden. Sehen Sie, meine Damen, ist das nicht sehr niedlich?«

»Ich finde es auch groß und schön,« sagte Bettina bescheiden, während ihre Gefährtinnen nur beistimmend mit den Köpfen nickten, da sie von Allem, was sie sahen, vollständig überrascht waren.

»Hm, hm!« stieß Jeremias, sich räuspernd, hervor. »O ja, und jetzt wollen wir die Stimme dieses Windspiels erschallen lassen, die unsre Ankunft melden soll. So, das Gebell dieses kleinen Thierchens klingt sehr melodisch, nicht wahr?«

Kaum hatte er den Kopf angezogen, so ließ sich der laut schallende Klang einer wohlgestimmten Glocke vernehmen, der ohne Zweifel bis nach dem Schlosse hin gehört werden mußte, denn Jeremias Hand war nicht gerade allzu bescheiden und sanft zu Werke gegangen.

Indessen blieb die Wirkung davon lange Zeit unsichtbar. Es vergingen mehrere Minuten, ehe Jemand kam oder öffnete, und auch dann zog sich in der Thür nur ein kleiner Schieber zurück, ein Menschenaug blickte hindurch und eine Stimme fragte, wer da sei.

»Ich bin es, Jeremias Heiduck aus Wingertsspring,« antwortete dieser höflich, aber indem er sich merklich in die Brust warf, »und möchte eingelassen werden.«

»Ich bedaure sehr,« erwiderte die Stimme, die offenbar die eines im Innern beschäftigten Arbeiters war, »der Eingang ist keinem Fremden ohne vorherige Meldung gestattet.«

Jeremias lächelte stolz und erwiderte: »Mit mir wird man wohl eine Ausnahme machen, mein Lieber. Herr van der Flühe selbst hat mich gestern zu diesem Besuch mit

den Damen, die ich bei mir habe, eingeladen und so werde ich auch wohl angemeldet sein. Ist der Herr Bauaufseher nicht anwesend? Der kennt mich und weiß gewiß, wie die Sachen liegen.«

»So, so,« sagte die Stimme, »ich werde sehen, wo er ist; gedulden Sie sich nur ein Weilchen!« Und sofort schloß sich der Schieber wieder und man hörte die Schritte eines Menschen sich von der Thür entfernen.

Jeremias, etwas gekränkt darüber, daß er und seine Damen nicht gleich mit offenen Armen empfangen wurde, sagte, indem er den ihn Umstehenden ermunter zunichte:

»Man merkt es gleich, daß der eigentliche Herr noch nicht hier ist; der Dienst scheint noch nicht gehörig organisirt zu sein, denn der Portier, dessen Haus innen gleich am Thor steht, ist gewiß noch nicht eingezogen. Hm, ja, Sie müssen schon etwas Geduld haben, meine Damen; bei mir in Wingertsspring kann jeder Besuch ohne Anmeldung eintreten, aber wo vornehmere Herren regieren, da giebt es gleich ein Bischen Ziererei – wollt' ich sagen – Ceremonie. Heißt es nicht so?«

»Ja, so heißt es,« erwiderte Natalie lächelnd, »aber auch ich finde, daß diese Art und Weise, Fremde oder eigentlich Gäste zu empfangen, nicht gerade einladend und für die Folge verlockend ist.«

Charlotte und Anna kicherten und flüsterten leise mit einander, Bettina aber sagte mit ihrer süßen Stimme:

»Nein, einladend ist es nicht, Natalie, und doch verdenke ich dem Besitzer nicht, daß er sich so sorgsam verschließt. Nichts auf der Welt muß für einen Privatmann, der die Ruhe liebt und sich in ländliche Stille zurückgezogen hat, lästiger und störender sein, als zudringliche Besucher und neugierige Kritiker, die stets außer Acht lassen, daß die von einem solchen Mann beliebte Einrichtung sie ja eigentlich gar nichts angeht.«

»O, o, liebe Bettina, sind wir denn so zudringliche Besucher und neugierige Kritiker?« fragte Anna, die ihre Worte gehört hatte. »Ich dünkte, wir wären heute hier eingeladene Gäste?«

»Mit meiner Bemerkung, liebe Anna, meinte ich nicht uns, sondern ich sprach im Allgemeinen.«

»Bettina hat Recht,« nahm nun Charlotte das Wort. »Und wer weiß, wie fest Du Dich einschließen würdest, Anna, wenn Du die Frau eines so reichen und wie ein Fürst lebenden Mannes wärest.«

Die Mädchen lachten und Anna wollte eben eine spaßhafte Erwiderung laut werden lassen, als man einen raschen Schritt auf dem Kieswege des Paris hinter der Mauer herankommen hörte.

»Pst!« machte Jeremias. »Unsere Geduldsprobe ist vorüber, es kommt Jemand. Geben Sie Acht, meine Damen, wie mein Name gewirkt hat. O!«

Der Schritt im Innern des Schloßgartens kam näher und gleich darauf ward die kleine Pforte rasch aufgeschlossen und geöffnet. Der vorher hinter derselben stehende Arbeiter – man erkannte ihn an der Stimme wieder

und sah jetzt, daß er ein Gärtner war – lächelte die außen Stehenden freundlich an und sagte mit höflich abgezogener Mütze:

»Bitte gefälligst näher zu treten, meine Herrschaften. Herr Magnus, der Bauaufseher, wird sogleich hier sein und bittet, seine Abwesenheit einen Augenblick zu entschuldigen. Er ist nur in den Thurm hinaufgestiegen, wo ein Glaser bunte Fensterscheiben einsetzt. – Ist es Ihnen vielleicht gefällig, hier vorn im Park so lange herum zu spazieren?«

Jeremias nickte freundlich und trat mit den Damen in den Gutsraum ein; während der Gärtner aber wieder an seine Arbeit ging, sagte er:

»Sehen Sie wohl, was ein guter Name fruchtet? Haha! Na, ich wußte es wohl. Aber wie, sagte er nicht *Magnus*? Ja, ja, so hat der Herr mir selbst gesagt, daß er heißt. Ich erinnere mich. O, ich habe ein sehr schlechtes Gedächtniß für Namen – diesen wenigstens hatte ich ganz vergessen. Doch nun kommen Sie, meine Damen, die Zeit ist edel und wir haben viel zu sehen. Da sind wir schon im Vorgarten – nun, was sagen Sie dazu?«

Aber die jungen Mädchen sagten für's Erste gar nichts, so sehr waren sie über Alles, was unmittelbar und so plötzlich hinter der Mauer hervorgetreten, erstaunt. Nur einzelne Ausrufe der Verwunderung wurden bald von Dieser, bald von Jener laut und ihre Blicke begegneten sich oft dabei und immer drückten sie eine unverholene Freude aus.

Zur Rechten, auf einer sanft ansteigenden Rasenrampe, die man von unten nicht sehen konnte, erhob sich das gewaltige Schloß mit seinen drei riesigen Stockwerken, doch verdeckte noch, von hier aus gesehen der rechte, dicht mit Epheu bewachsene Flügel die anderen Theile. Vor dem Schlosse kreuzten sich verschiedene von den nahegelegenen Höhen herab laufende Fahr- und Fußwege, die zum Theil Rasenstücke einfaßten und an grottenartig gestalteten Felsenschluchten vorüber führten, aus denen die Quellen rieselten, die von der Spitze des Lerchenfels hernieder schossen. Prachtvolle Bäume in den verschiedensten Laubfarben, duftige Hollunder- und viele andere Gebüsche prangten überall, wie nur ein im englischen Style angelegter und wohlunterhaltener Park sie aufzuweisen vermag, und, dem Schlosse näher gerückt, zeigten sich auf dem wie grüner Sammet geschorenen Rasen reizende Blumenbeete, von großen rothen Korallensteinen oder Auroramuscheln eingefast, auf denen lieblich duftende Blüten von der klarsten Farbenpracht gezogen wurden.

Das war so ungefähr das Erste, was den neugierigen Besucherinnen vor Augen trat, allein sie fanden bald noch viel mehr zu bewundern, mit dessen Beschreibung wir uns hier nicht aufhalten dürfen. Eben wollten sie sich einer offenen Rosenlaube nähern und auf der darin stehenden Bank Platz nehmen, als Jeremias Heiduck einen neuen Ausruf der Freude von sich gab und rief:

»Ach, meine Damen, da kommt der Herr Bauaufseher. Nun werden wir gleich den besten Führer durch dieses

Labyrinth von Schönheiten haben. Aha, guten Tag, mein lieber Herr Aufseher – da bin ich, wie ich es verheißen, und ich bringe Ihnen auch gleich einige meiner jungen Freundinnen mit, die vor Begierde brennen, Ihr schönes Gut und Schloß zu sehen.«

Die vier jungen Mädchen verneigten sich, ohne ein Wort zu sprechen, vor dem Bauaufseher, der sehr höflich seinen breitrandigen Strohhut zog und sie alle der Reihe nach mit raschem, aber durchdringendem Blick betrachtete. Und in der That, die drei Enkelinnen Cornelia's wenigstens machten schon jetzt die Bemerkung, daß der von Jeremias Heiduck so griesgrämig geschilderte Bauaufseher gar nicht so aussah und am allerwenigsten mit dem Namen ›Isegrimm‹ belegt werden konnte, obgleich er jedenfalls ein stiller und ernster Mann von einem gewissen Alter war, der wahrscheinlich weit lieber denken und handeln als sprechen mochte. Es war eine kräftige Mannesgestalt, nicht übermäßig groß, und noch überaus rüstig in Betracht seines Alters. Sein Gesicht war stark von der Sonne verbrannt und namentlich die Wangen dunkel geröthet, während die breite und mächtige Stirn auffallend weiß geblieben war. Dies Gesicht faßte ein reicher Vollbart ein, der wie das starke, leicht geringelte Haar eine schöne graue Farbe zeigte, obgleich man an einigen Streifen darin noch erkennen konnte, daß es einst dunkelbraun gewesen sein mochte. Sein Auge gab dem Gesicht das meiste Leben, denn es funkelte von Geist und innerer Seelengesundheit, wenn es durch irgend einen

äußeren Anlaß in Anspruch genommen wurde, im entgegengesetzten Fall blickte es ruhig und gelassen, und es war, als warte der Geist, der dahinter wohnte, geduldig das Kommando ab, ohne sich im Geringsten von der Gegenwart beeinflussen zu lassen. Im Ganzen waren die Züge dieses jedenfalls nicht unbedeutenden Gesichts fein und sogar edel geschnitten und nur die von der Sonne gebräunte Haut und der dichte Vollbart mochten dies bei dem ersten Ueberblick nicht gleich erkennbar hervortreten lassen.

Die Kleidung war sehr einfach und entsprach seiner Beschäftigung im Freien und in Räumen, wo während eines so großen Baues nicht immer die größte Sauberkeit herrschen kann. Er trug hellfarbige Beinkleider und darüber eine weite Blouse von blauer Leinwand, wie man sie die Bewohner der Rheinlande früher so häufig tragen sah, wenn sie es sich bequem machen wollten. Nur die feine und überaus saubere Wäsche fiel an dem Bauaufseher auf, die allein am Halse und auf der vorn offenen Blouse sichtbar war, und außerdem trug er Handschuhe von braunem Rehleder und einen Stock, aus einer Weinrebe geschnitzt, an dessen unterem Ende ein kleiner eiserner Spaten angebracht war.

Herr van der Flühe, der Jüngere, mußte seinem Untergebenen den Besuch Herrn Jeremias Heiduck's mit dessen bekannten Damen sehr an's Herz gelegt haben, denn Herr Magnus erwies sich sehr höflich und behielt den Hut so lange in der Hand, bis Bettina, die ihm gerade zunächst stand, ihn bat, sich zu bedecken.

»Ja, mein lieber Herr,« begann Jeremias von Neuem, der den so eben erst gehörten Namen schon wieder vergessen hatte, »da sind wir und wir hoffen, Sie in ihren vielen Arbeiten nicht zu stören. Vielleicht sind Sie so gütig und lassen uns etwas von Ihren Raritäten sehen.«

Der Bauaufseher nahm noch einmal seinen Hut ab, verneigte sich und sagte:

»Der junge Herr van der Flühe hat mich schon gestern Abend von Ihrem bevorstehenden Besuch benachrichtigt und zugleich beauftragt, Ihre Begleitung nach Wunsch umherzuführen. Allerdings hat er mir auch die Orte bezeichnet, die ich heute nicht zeigen soll, da er sich wahrscheinlich diese Ehre für später selbst vorbehält.«

»Herr van der Flühe ist sehr gütig und überhaupt ein allerliebster Mann,« fuhr Jeremias fort. »Wissen Sie, daß es ihm bei mir, wie Ihnen ging? Er verwunderte sich sehr über meine Erfindungen und sagte mir ehrlich, er habe mir so etwas nicht zugetraut. Das war offen, aber so liebe ich es, haha!«

Der Bauaufseher lächelte auf eine feine Weise und ließ sein braunes Auge dabei forschend über die Gesichter der kichernden Mädchen laufen, und es war, als ob gleich vom ersten Augenblick an ein gewisses Verständniß in Bezug auf das eben Besprochene zwischen ihnen und ihm obwaltete. Indessen ließ er kein Wort darüber laut werden, sondern er ging nur lächelnd langsam mit Jeremias voran, während die vier Mädchen, je zwei Arm in Arm, ruhig voranschritten.

Plötzlich drehte sich der Bauaufseher nach den Damen herum, faßte an seinen Hut und sagte mit dem höflichsten Ton: »Wohin befehlen die Damen zuerst geführt zu werden – in das Innere des Schlosses oder in die Garten- und Parkanlagen?«

Die drei Cousinen sahen sich noch forschend an, als wüßten sie nicht, was sie erwidern sollten, als Bettina ihre Glockenstimme ertönen ließ und sagte:

»Das überlassen wir Ihnen, mein Herr. Sie wissen hier am besten Bescheid. Führen Sie uns also, wir folgen Ihnen überall hin gern.«

Es war, als ob der Bauaufseher diesen einfach und doch so mild gesprochenen Worten mit tausend Ohren lauschte und seine sprechenden Augen richteten sich mit einem eigenthümlichen Glanz auf Bettina, deren Gesicht er mit erneuter Spannung durchforschte. Dennoch schwieg er, als könne er nicht gleich die richtigen Worte finden, die er sprechen wollte. Endlich aber, wie aus einem langen Traum erwachend, sagte er, wohlgefällig mit dem Kopf nickend:

»Dann gehen wir also zuerst nach dem Schloß; ich möchte Ihnen wenigstens zuerst die herrliche Aussicht von einem der offenen Balcone zeigen. Freilich, in die Säle und Zimmer darf ich Sie nicht führen, das hat mir der junge Herr streng untersagt. Sie bieten auch noch nichts als die nackten Wände, obgleich die Maler- und Tapezierer-Arbeiten schon lange vollendet sind. Der junge Herr kommt morgen oder übermorgen aus Cöln zurück und bringt alle Möbel und sonstigen Zierrathen mit.

Die Arbeiter, die ihn begleiten, werden mit der Aufstellung derselben und mit dem übrigen Ausputz bald fertig sein und dann wird, hoffe ich, der alte Herr selbst erscheinen und Sie werden Gelegenheit finden, das ganze Schloß bis in seine Einzelheiten in Augenschein zu nehmen. Bitte, schlagen wir diesen Fußsteig ein. So, da haben wir schon den Vorplatz vor dem Eingangsthor vor uns.«

Der Bauaufseher deutete mit der Hand in die Ferne und man näherte sich nun der bezeichneten Stelle rasch. Plötzlich blieben die Mädchen stehen, als wagten sie ihre Füße nicht vorwärts zu setzen. Und in der That, es war ein wunderbar schöner Anblick, der sich ihnen jetzt darbot.

Man hatte den rechten Flügel umschritten und sich dem Mittelgebäude genähert, das jetzt seine herrliche Front mit einem Mal entrollte. Gerade in der Mitte sah man ein hochgewölbtes Portal, an dessen Seiten und hochdarüber sich spitzbogige Fenster mit ihren Erkern, Balconen und Söllern zeigten, wie sie auch einige der auf der Vorderfront gelegenen Fenster besaßen. Vor dem Mittelportal befand sich ein großer freier Platz, um dessen runden Rasenfleck breite Fahrwege führten, die von den dahinter stehenden gewaltigen Laubkronen angenehm beschattet wurden.

In der Mitte des Rasenflecks erhob sich ein prachtvoller Brunnen, aus matt polirtem grauen Granit, der von den auf den Felsen entspringenden Quellen sein Wasser

erhielt. Rings um den Brunnen vertiefte sich ein steiner-  
nes Becken, an dessen Rand üppige Wasserpflanzen mit  
ihren großen Blättern und blaßblauen Blüten prangten.  
Auf dem Brunnenpfeiler, der aus Löwenköpfen das Was-  
ser in das Becken ergoß, ragte ein gewaltiger Candela-  
ber empor, dessen acht weit auseinanderstehende Arme  
riesige und höchst geschmackvoll gearbeitete Laternen  
aus Bronze und Glas trugen. Im größeren Umkreise um-  
gaben den Brunnen, gleichsam als Wächter desselben,  
auf braunen Granitpostamenten bronzene Rittergestal-  
ten mit gezogenen Schwertern, die sämtlich von leuch-  
tenden Blumenkränzen umgeben waren und ein unge-  
mein belebtes und buntfarbiges Bild boten. Vor dem mas-  
siven Portal aber hielten auf weit vorspringenden Trep-  
penwangen zwei metallene Hellebardiere Wacht, und  
über dem Thor war ein Wappen in Stein ausgehauen,  
welches zwei vergoldete Felder zeigte, auf deren einem  
man eine grüne Tanne und auf dem andern einen silber-  
nen Windspielkopf sah.

Jeremias Heiduck, der dies Alles schon einmal gese-  
hen, war von dem überraschenden schönen Anblick doch  
von Neuem betroffen; was soll man aber von den jungen  
Mädchen sagen, die Dergleichen noch nie in ihrem Le-  
ben gesehen hatten? Eine Weile standen sie wie an den  
Boden gewurzelt und wagten kaum vorzuschreiten, und  
erst allmählig rangen sich unwillkürliche Laute der höch-  
sten Verwunderung von ihren Lippen los.

»Ja, ja,« rief Jeremias in diesem Augenblick selbst die  
Hitze vergessend, von der er beständig gepeinigt wurde,

»habe ich es Ihnen nicht vorher gesagt, daß Sie sich wundern würden? Hab' ich nun Recht oder Unrecht, daß ich Sie auf etwas Seltenes vorbereitete?«

»Nein, das geht über alle Erwartung!« brachte endlich Natalie hervor. »O, daß die Großmutter unten geblieben ist, wird ihr heute Abend sehr leid thun.«

»Es ist prächtig!« riefen Anna und Charlotte zugleich, »über alle Vorstellung prächtig!«

»Und Sie, mein Fräulein,« wandte sich der still lächelnde Bauaufseher an Bettina, die schweigend und mit wunderbar entzücktem Gesichtsausdruck von einem Gegenstande zum anderen schweifte, »finden Sie es auch so schön, wie die anderen Damen?«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll,« erwiderte Bettina fast mechanisch, »es ist mir, als ob ich das Alles träumte, denn an eine solche Wirklichkeit habe ich noch nie gedacht und geglaubt.«

»Es ist ein schönes Beifallszeichen, was Sie mit diesen Worten von sich geben,« erwiderte halb leise der Bauaufseher, »und wenn Derjenige, der dies Alles erdacht und geschaffen hat, zugegen wäre, er könnte sich dadurch geschmeichelt fühlen. O ja, mein Herr hat Geschmack und Sinn für Architektur und Skulptur, und auch mit der Malerei, die Sie später im Schlosse sehen werden, hat er, glaube ich, das Richtige getroffen.«

»Aber der Baumeister, der Baumeister!« rief Bettina, wie entzückt umherschauend, »der hat doch auch hier ein großes Verdienst – nicht wahr?«

»Gewiß, mein Fräulein, was wäre aller Geschmack und Sinn für die Kunst, ohne einen geschickten und verständigen Baumeister! Aber die sind ja in den schönen Rheinlanden reichlich zu finden, wie so viele andere Schlösser und Kunstdenkmäler noch klarer beweisen.«

»O, sollte es noch schönere Schlösser als dieses sam Rhein geben – ich habe noch kein ähnliches gesehen!« rief Bettina, die Hände vor dem Busen faltend und sich noch wie bestürzt im Kreise umschauend.

»O ja, mein Fräulein, es giebt deren noch schönere und geschmackvoller eingerichtete. Es haben sich Könige und Fürsten am Rhein angebaut und dies Haus hat sich nur ein Privatmann erdacht, der bescheidenere Ansprüche an die Beurtheilung des kunstverständigen Publikums macht.«

»Nun ja, nun ja,« rief Jeremias, »er kann sich sehen lassen mit seiner Bescheidenheit, bei Gott! Ich bin auch ein Privatmann, aber ich wohne mit diesem Prachtbau verglichen, wie in einem Hundestall – wollt ich sagen – hm!«

Die drei Cousinen lachten laut und nickten dem Bauaufseher gleichsam vertraulich zu, der auf diesen Ausbruch der Laune des guten Herrn von Wingertsspring nur lächelnd die Achseln zuckte.

»Ich denke aber, wir gehen jetzt weiter,« fuhr er zu reden fort, »und nun wollen wir gleich durch den Haupteingang in die Halle treten. Ich wiederhole aber, daß ich Sie von dort aus nur durch die Corridore führen darf. Sogar die Thüren zu den anliegenden Zimmern hat der junge

Herr zu schließen befohlen und ich muß mich genau an seine Vorschriften halten.«

»Gut, gut, kommen Sie!« rief Jeremias. »Ich schmachte schon nach der Kühle des Hauses, denn hier draußen ist es verdammt – ich wollte sagen – außerordentlich heiß!«

Der Bauaufseher lächelte und indem er einen der großen Thorflügel leicht durch den Druck auf einen crystallenen Knopf öffnete, sagte er zu Jeremias:

»Sie haben die Halle auch noch nicht in dem Zustande gesehen, wie sie jetzt ist, Herr Heiduck. Wir sind erst in der letzten Woche mit der Aufstellung der Bildwerke fertig geworden. Bitte, meine Damen, treten Sie gefälligst näher!« Und sobald dies geschehen war, schloß er das Thor wieder und ließ dann langsam seine Blicke von der Einen zur Andern gleiten, um sich an dem Erstaunen der vollständig Ueberraschten zu weiden.

Ein lautes bewunderndes Ah! entschlüpfte allen Lippen, in das selbst Jeremias mit seinem tiefsten Baß einfiel. Und in Wahrheit, die Halle verdiente diese Bewunderung, denn sie war, schon in ihrem jetzigen, noch nicht mit den letzten Zierrathen geschmückten Zustande, einer der schönsten und kostbarsten Räume des ganzen Schlosses.

Das Erste, was Alle wohlthätig berührte, war die angenehme Kühle, die in dem hohen, weiten und glanzvollen Raume herrschte, und das Zweite, daß, im Gegensatz zu dem grellen Sonnenlicht, welches draußen auf allen Gegenständen lag, hier die Beleuchtung für das Auge eine viel mildere war. Das Licht fiel nämlich von

oben durch matte blaue und milchfarbige Gläser ein und so war der Lichtton gedämpft und übergieß alles Einzelne mit einem dämmerigen mondscheinartigen Schimmer. Die Halle lief durch alle Stockwerke empor, war außerordentlich breit und in schönem harmonischen Verhältniß und, wie es schien, in fast quadratischer Form erbaut. Breite Treppenfluchten mit bequemen Stufen von weißgrauem Granit führten zu beiden Seiten empor, das Geländer bestand aus vergoldeter Bronze und war außerordentlich geschmackvoll und reich modellirt. In jedem Stockwerk lief eine mit solchem Geländer gezierte Galerie rings herum und gewährte dem bewundernden Auge einen angenehmen Ruheort. Auf den Absätzen der Treppe selbst standen in rothgefärbten Nischen, während die Grundfarbe der ganzen, mit künstlichem Marmor überzogenen Halle weiß war, bronzene, schön ciselirte Rittergestalten, mit ihren ausgestreckten Schwertern oder Lanzen die Richtung andeutend, welche der fremde Besucher zu nehmen habe.

»Nun,« sagte der Aufseher, dessen Gesicht hier einen freudigen Ausdruck angenommen, der ihm bisher gefehlt hatte, »wie gefällt Ihnen das?«

»Ich bin ganz verduzt – nehmen Sie es nicht übel, meine Damen, daß ich mich so ordinair ausdrücke,« versetzte Jeremias, »aber, – weiß der Himmel, wie es kommt – Alles, was ich hier sehe.« wirkt so seltsam auf mich, daß ich noch weniger als sonst die Worte finden kann, die ich sprechen will.«

»Es ist wunderbar schön!« riefen die drei Cousinen, »es ist herrlich, es ist köstlich.«

»Und Sie, mein Fräulein?« wandte sich der Bauaufseher an die immer noch schweigende und durch den nie gesehenen Glanz fast einge schüchterte Bettina.

Mild lächelnd schüttelte das junge Mädchen den Kopf, dann sprach sie, nur mit Mühe sich zu lautem Reden entschließend:

»Ich bin stumm – ich muß es sein. Auch mir fehlen die Worte, denn etwas so Großes und Schönes habe ich noch nie gesehen. – Ach, meine Mutter,« setzte sie in Gedanken hinzu – »wärest Du doch auch hier und sähest das! Mit Dir allein könnte ich vielleicht darüber reden!«

»So wollen wir uns denn hier nicht länger aufhalten,« sagte wieder der Aufseher, Bettina befriedigt zunickend, »auch von oben aus gesehen, nimmt sich die Halle gut aus. Ja, steigen Sie nur da hinauf, Herr Heiduck, wir gehen rechts, Sie links, am ersten Stockwerk treffen wir doch wieder zusammen.«

Langsam stieg Jeremias auf der linken Seite, fast eben so langsam und bei jedem Schritt sich nach allen Seiten umsehend, stiegen die Damen mit dem Bauaufseher auf der rechten Treppenflucht empor.

»Eins fehlt hier noch zu allermeist,« sagte der Letztere, als man im ersten Stockwerk angekommen war und Jeremias wieder zu den Uebrigen herangekeucht kam, »aber das wird auch bald vorhanden sein.«

»Was könnte hier noch fehlen?« fragte die von Bewunderung strahlende Natalie.

»Teppiche, denn das Ohr Dessen, der auf diesen Granitstufen emporsteigt, wird durch den knirschenden Ton beunruhigt, den der auftretende Fuß erzeugt. Ja, sie fehlen heute noch, aber wie ich gehört habe, wird der junge Herr sie schon in den nächsten Tagen mitbringen und sie sollen sehr schön und dauerhaft sein, denn sie sind aus javanischem Bast geflochten. Der Besitzer hat sie aus Holland herübergeschickt.«

»Aber es gehört ein ziemlich langer Teppich dazu, alle diese Treppen damit zu bedecken,« sagte Charlotte.

»Ach ja!« erwiderte der Bauaufseher lächelnd, »glücklicher Weise ist das meine Sache nicht. Ich möchte ihn auch nicht aus meiner Tasche bezahlen.«

»Der Tausend!« rief Jeremias, ein zweites trockenes Tuch aus der Tasche ziehend und damit über seinen ganzen Kopf fahrend, so daß ihm alle Haare zu Berge standen, »Unsereins könnte sich, glaube ich, für das, was so ein Teppich kostet, ein Haus, wenigstens einen neuen Pferdestall bauen, aber, mein Gott, lieber Herr, geht es denn noch höher hinauf?«

»Ich denke,« erwiderte der Bauaufseher, von Allen gefolgt langsam weiter steigend, »wir gehen in die oberste Etage und sehen uns von einem Balcon das Rheinthal an. Das ist ja das Allerbeste und Schönste, was wir hier haben. Oben können Sie sich ruhen, Herr Heiduck, es wird ja wohl irgend wo ein Stuhl zu finden sein.«

»Oho, darum bin ich nicht verlegen, mein lieber Herr. Im Nothfall lege ich mich auf die Erde; aber hier giebt es ja Stufen genug und ich werde es einmal gleich mit der

einen versuchen. Ich glaube, man wird etwas kühl darauf sitzen.«

»Gedulden Sie sich noch eine Weile, Herr Heiduck – so, jetzt sind wir im zweiten Stockwerk. Bitte, sehen Sie noch nicht in die Halle hinunter, sondern betrachten Sie lieber diese Statue. Sie rührt von einem Künstler aus dem Haag her und soll sehr schön sein. Meinem Geschmack wenigstens sagt sie zu.«

Die vier Mädchen standen still und betrachteten den in einem blauen Stahlgewande erscheinenden Ritter, dessen Gesicht durch ein Visir geschlossen war. Plötzlich drückte der Bauaufseher an eine Feder und in dem Augenblick fiel das Visir und die überraschten Anwesenden schaute ein ernstes, ausdrucksvolles, sehr künstlich aus Wachs gebildetes Männerantlitz an, dessen Kinn und Wangen mit einem weißen Bart geschmückt waren.

»Oho!« rief Jeremias, »das ist ein hübscher Kerl! Guten Tag, alter Bursche, wir grüßen Dich! Aber ach, Du bist zu bedauern, Du hast noch keinen 57'er trinken können!«

Alle lachten, der Bauaufseher aber sagte: »Wer weiß es! Dies Bild freilich nicht, aber gewiß der, dem es ähnlich sehen soll.«

»Wem sieht es denn ähnlich?« fragte eins der jungen Mädchen.

»Ja, es ist in der That interessant und mich hat es auch gefreut, als ich es hörte. Der junge Herr van der Flühe sagte mir, als er es sah, daß dies Gesicht seinem Vater sprechend ähnlich sähe –«

»Ist es denn wahr?« fragte Natalie.

»Ich weiß es nicht, mein Fräulein; ich habe noch nicht die Ehre gehabt, den Besitzer von Lerchenfels mit eigenen Augen zu sehen.«

»Oho!« sagte Jeremias wieder, »das habe ich freilich nicht gewußt, als ich ihn vorher mit Du anredete. Nehmen Sie es nicht übel, Herr van der Flühe senior, aber ich bin der alte Heiduck von Wingertsspring und mit dessen Worten muß man es niemals so genau nehmen – was, immer noch höher?«

Der still lächelnde Bauaufseher hatte das Visir des Ritters wieder geschlossen und dann nochmals die Treppe bestiegen. »Ja,« sagte er, »es geht noch höher hinauf.«

»Aber mein Gott, wir steigen doch nicht etwa auf den Thurm, mein Lieber? Warten Sie doch einen Augenblick – mir fällt da eben ein guter Gedanke ein – das passirt mir bisweilen. Sagen Sie, gibt es denn hier keine mechanische Winde, mittelst deren man eine Last bequem hinaufziehen kann? Ah, Sie schütteln den Kopf, also nein! Na, dann blüht vielleicht noch mein Weizen, wenn der alte Ritter unten lebendig herauf kommt. Ich werde ihm eine solche erfinden und bin überzeugt, daß ich mich damit unsterblich machen werde. Es kostet mir nur *eine* schlaflose Nacht und – fertig ist das Ding.«

Der Bauaufseher lächelte wieder und sagte: »Ihr Vorschlag scheint mir nicht so unpraktisch. Wenn Herr van der Flühe kommt, mögen Sie ihm denselben vorlegen. Vielleicht geht er darauf ein.«

»Das will ich hoffen. Wenn er ein so kluger Mann ist, wie ich ihn mir vorstelle, dann thut er es gewiß. Aber nun

– sind wir oben? Ja? Na, dann setze ich mich – Gott sei Dank, das wäre überstanden!«

Wie er sagte, so that er. Laut keuchend und seine Haare mit dem Tuche immer mehr emporsträubend, setzte er sich auf die oberste Treppe und ihm folgten die drei Cousinsen, während Bettina an das Geländer der obersten Galerie trat und in den unteren Raum der Halle hinabsah. Der Bauaufseher gesellte sich hier zu ihr und sie sprachen leise über den wunderbaren Eindruck dieses schönen Bauwerks, bis Natalie sich ihnen näherte und die Unterhaltung nun wieder allgemeiner ward.

»Jetzt will ich Sie wieder in's Freie führen, Herr Heiduck,« sagte der Bauaufseher, sich an den Genannten wendend, »und nun, meine Damen, folgen Sie mir gefälligst.«

Alle erhoben sich und schlossen sich dem vorangehenden Führer an. Dieser schritt einen breiten langen Corridor hinab, dessen Wände, wie in der Halle, mit blitzendem Stuck überzogen, aber sonst leer und öde waren.

»Es ist hier noch Alles leer,« sagte er im langsamen Vorschreiten, »und es bleibt noch viel zu füllen und zu verzieren übrig. – Indessen denke ich, daß Herr van der Flühe, wenn er von Cöln zurück kommt, das Meiste mitbringen wird. Bestellt und gekauft ist ja Alles schon lange und die Maaße für alle leeren Räume sind genommen.«

»Na, das muß ein hübscher Wagenzug sein, der alle diese Raritäten bringt!« sagte Jeremias.

»O ja – und nun denken Sie an den Transport der Gemälde, Kupferstiche und der so zahlreichen zerbrechlichen Gegenstände, die zu einem solchen Haushalt und zum Schmuck eines solchen Schlosses gehören –«

»Der Tausend! ja! daran habe ich noch gar nicht gedacht! Werden Sie diese Sachen auch alle aufzustellen haben?«

»Ich allein? O, dazu würde ich viel Zeit gebrauchen und mein Geschmack und meine Kenntnisse würden vielleicht auch nicht ausreichend sein. Nein, dazu kommen einige Freunde des jungen Herrn aus Düsseldorf und Antwerpen her, einige Maler; und die Tapezierarbeiten hat ein tüchtiger Meister aus Cöln übernommen, der in Begleitung seiner Gesellen zugleich mit den Sachen eintrifft. Es wird ein hübsches Gewimmel an Ort und Stelle geben, wenn alle diese Menschen hier zugleich ihr Wesen treiben.«

»Daß muß allerliebste sein!« rief Natalie. »Das möchte ich mit ansehen.«

Der Bauaufseher zuckte die Achseln. »Ich glaube nicht, daß das überhaupt Jemand mit ansehen wird, der nicht bei der Arbeit betheiligt ist. Wir werden unsre liebe Noth dabei haben, Alles unterzubringen, es giebt hier der Räume gar zu viel.«

»Aber mein Gott, wie bringen Sie denn da Ordnung hinein?« fragte Jeremias.

»Die Ordnung ist schon da, Herr Heiduck. Die Händler, Tischler und sonstigen Handwerker haben für jedes Zimmer, dessen Möbel und Zubehör sie liefern, eine Nummer bekommen. Nun gehen wir zum Beispiel an Nummer Eins zuerst. Da bringen sie denn Alles, was dahin gehört, hinauf – das ist sehr einfach, nicht? Die nöthige Ordnung haben sie also schon bei der Verpackung im Auge gehabt und Jedermann weiß, was er zu liefern und wo er es aufzustellen hat.«

»Oho! Kommen denn diese Leute alle mit hier herauf, wenn es losgeht?«

Der Bauaufseher lächelte wieder über den wißbegierigen Frager. »Gewiß kommen sie mit, denn hier an Ort und Stelle geschieht die Ablieferung und erst nach vollständiger Ablieferung wird bezahlt.«

»Auf der Stelle?« rief Jeremias überaus laut.

»Auf der Stelle, natürlich!«

»O mein Heiland, wer immer einen solchen vollen Beutel zur Hand hätte! Der Glückliche! Ich armer, blutarmer Krüppel! O solche Verhältnisse! – Aber was – ist das? Ah, das ist wunderschön, auf Ehre!« –

Der Bauaufseher hatte rasch eine Thür geöffnet und man trat in ein leeres Zimmer, vor dessen offen stehenden und bis auf den Boden reichenden Fenstern ein breiter massiver Balcon aus der Mauer vorsprang, von dem man einen umfassenden Blick über die ganze am Fuße des Lerchenfels ausgebreitete Gegend hatte.

Es war dies allerdings ein entzückender Fernblick, groß und weit, reich und prächtig zugleich. Wie eine ungeheure in den Strahlen der Sonne glitzernde Schlange übersah man den Lauf des Rheins viele Meilen weit und gerade vor dem Lerchenfels beschrieb er einen anmuthigen gewaltigen Bogen, als zögere er absichtlich, um so lange wie möglich im Anblick des fürstlichen Schlosses zu bleiben, das seine blinkenden Zinnen stolz und hehr auf einer seiner schönsten Höhen erhob. Jenseits dieses Bogens wölbten sich mit grünen Laubbäumen bewachsene Berge und Felsen, von deren Spitzen hie und da die grauen Mauern neu erbauter Burgen mit ihren in der Sonne blitzenden Fenstern grüßend herübersahen. Am ganzen Rheinstrom entlang sah man von hier aus auf beiden Ufern wohl mehr als ein Dutzend kleiner Städte und Flecken, die alle vom Flusse ihre Nahrung zogen und deren Existenz augenblicklich in Frage gestellt worden wäre, wenn der große Strom plötzlich sein Bett wo anders hin zu verlegen die Kraft und den Trieb besessen hätte. Rechts und links verschwamm die bergige Ferne in blauem oder violetterm Duft, die unmittelbare Nähe, der Vordergrund aber lag so klar vor den Augen der Schauenden, daß man jedes einzelne Haus und Gehöft deutlich von einander unterscheiden konnte.

So sah man auch mitten in den Hof und Weingarten von Wingertsspring hinein und die dazu gehörigen Weinberge diesseits der Straße lagen so nahe, daß es schien, als könne man mit einem Stein mitten zwischen seine.

Blätter und Reben werfen. In dem kleinen Städtchen gewahrte man das harmlose Getreibe der Menschen; man erkannte mit bloßen Augen das einzelne Fuhrwerk auf den Straßen, und in den die Hänge umgebenden Gärten unterschied man sogar einzelne Blumenbeete, die sich wie ein bunter Teppich in der Ebene ausbreiteten und ihr einen lieblichen Schmuck verliehen.

Kaum hatten die fremden Gäste diesen herrlichen Platz erreicht, so ließ sich fast von allen Lippen zugleich ein einstimmiger Freudenruf vernehmen. Während die Einen aber die am Horizont verduftende Ferne zuerst anzog, lockte die Anderen die bekannte Nähe an und Jeder glaubte im Anfang das Schönste und Reizendste zu sehen.

»Hm!« sagte der Gutsherr von Wingertsspring, »meine Weinberge machen sich so übel nicht von hier und mein Haus da unten kann sich sehen lassen, denke ich – bei meiner Ehre, ja, das ist hübsch.«

»Den Rheingarten vor unserm Hause sehe ich von hier,« bemerkte Natalie; »ich erkenne ihn an den buschreichen Weiden am Wasser, aber unser Haus sehe ich nicht.«

»Es muß hinter diesen vorspringenden Felsen liegen,« sagte Anna, »aber da, da, ein Stück Thurm lugt doch aus der Schlucht zwischen den Bäumen hervor.«

»Wie still es heute auf dem Fluß ist!« bemerkte Charlotte. »Ich sehe diesen Augenblick keinen Dampfer, nicht einmal ein Schlepper bewegt sich träge daher. Doch seht da, ganz in der Ferne von Hammerstein her kommt ein Floß. O wie allerliebste ist das hier!«

»Diese Aussicht,« nahm endlich die bescheidene Bettina das Wort, »erinnert mich lebhaft an die von Eurem Nußbaum aus. Sie ist fast dieselbe und doch ist sie ganz anders. Von hier aus gesehen, nimmt sich der Rhein viel mächtiger und größer aus, glaube, weil man einen breiteren Vordergrund vor sich hat. Ueberhaupt sieht man hier mehr von dem diesseitigen Ufer und nur das jenseitige stellt sich dort fast eben so dar. Meinen Sie nicht auch, Herr Heiduck?«

»Welchen Nußbaum meinen Sie denn, liebes Kind?« fragte der alte Herr.

»Den, der auf dem höchsten Lerchendorfer Felsen steht.«

»Ach so – ja, das mag wohl sein, aber ich bin noch nie nach dem einsamen Kerl hinaufgeklettert, das wäre eine zu anstrengende Arbeit für einen Mann von meiner Constitution.«

Der Bauaufseher hatte genau auf die Unterhaltung der Fremden geachtet und namentlich Bettina's Worten ein aufmerksames Ohr geschenkt. Da er aber eigentlich fremd an den Orten war, wo er jetzt lebte, mischte er sich nicht in das Gespräch, um so mehr aber beobachtete er die Gesichtszüge des jungen Mädchens, das ihm von Anfang an eine ganz besondere Theilnahme eingeflößt hatte. Jetzt, als sie ausgesprochen, näherte er sich ihr und indem er mit der Hand den Rhein hinauf und hinab deutete, sagte er:

»Ja, es ist Vieles und viel Schönes hier zu sehen und ich selbst war tief davon ergriffen, als ich zum ersten Mal

auf diesen Balcon trat. Nennen kann ich Ihnen freilich die vielen Ortschaften nicht, die man sieht, mir sind nur die nächstgelegenen bekannt. Wenn Sie aber noch etwas Schöneres und Großartigeres sehen wollen, als was Sie jetzt sehen, meine Damen, dann müssen Sie mit mir die hinter und über dem Schlosse liegende Felsenkante des Lerchenfels besteigen, da wo die lange Pappelallee läuft. Diese Höhe beherrscht alle übrigen in der Nähe und Ferne und man sieht von dort aus auch in das gesegnete ebene Land der rechten Rheinseite hinab. Ich liebe den Blick in die weite fruchtbare Ebene mit ihrem unbegrenzten Horizont sehr und doppelt angenehm sind mir die hochgelegenen Punkte, von denen man, wie dort hinter uns, Ebene, Gebirg und Fluß zugleich überschaut.«

»Hm, ja, das muß wahr sein,« bemerkte Jeremias, »und wenn die Damen noch heute da hinauf wollen, wird es Zeit, daß wir das Schloß verlassen. Ich für mein Theil aber steige nicht mit hinauf, ich bin schön jetzt ein zerschlagener Mann und meine Lenden – wollt' ich sagen, meine Extremitäten versagen mir fast völlig den Dienst.«

Die Mädchen grüßten nach allen Seiten hinüber mit ihren Taschentüchern, als ob sie Bekannte sähen oder von ihnen Abschied nehmen wollten; dann trennten sie sich mit sichtbar schwerem Herzen von der schönen Stelle und traten den Rückweg nach dem Garten durch die prachtvolle Halle an.

Man hatte den grünen Rasenfleck mit dem laut rauschenden Brunnen und seiner ritterlichen Umgebung wieder erreicht und der Bauaufseher, der zufällig mit Bettina voranging, schlug einen reizenden Fußsteig ein, der sich allmählig in die Höhe zog und an vielen duftenden Blumenbeeten, auf denen Rosen in vollster Pracht leuchteten, vorüberführte. Einige Schritte hinter dem ersten Paare folgten Natalie und Charlotte, während in ziemlich gleichem Abstände, der sich nach und nach etwas vergrößerte, Anna mit Jeremias kam.

Natalie war den ganzen Nachmittag überaus lustig gewesen und hatte ihren stillen Schwestern beständig launige Bemerkungen über Dies und Jenes zugeflüstert, wie es nun einmal bei jungen Mädchen von lebhaftem Temperament eine, bedächtigeren Menschen nicht immer zusagende Gewohnheit ist. Auch jetzt scherzte und kicherte sie unaufhörlich und plötzlich stieß sie ihre Cousine mit dem Ellbogen an und sagte leise:

»Sieh doch, sieh: unsere sanfte Bettina scheint heute eine Eroberung gemacht zu haben. Der Herr Bauaufseher kommt ja fast gar nicht von ihrer Seite.«

»Gönnt Du ihr das nicht?« fragte die meist ernste Charlotte.

»Ach Gott, von Herzen gern, darum sage ich es ja nicht. Schade, daß der Herr Magnus schon so graue Haare hat und nicht zwanzig Jahre weniger zählt! Er ist sonst ein ganz hübscher und feiner Mann.«

»Gewiß ist er das, und was die grauen Haare betrifft, so gefallen sie mir an ihm sehr gut und ich muß immer

daran denken, was uns die Großmutter darüber neulich in Bonn sagte. Weißt Du es noch?«

»Ich erinnere mich nur noch dunkel daran. Sie meinte, glaube ich, Menschen mit grauen Haaren hätten oft wärmere Herzen als junge Männer mit blonden oder braunen Haaren – war es nicht so?«

»So ungefähr!«

»Na siehst Du, daß ich nicht so vergeßlich bin, wie Ihr mich zu halten pflegt? Aber sag', ist es Dir nicht aufgefallen, daß der Bauaufseher so ungenirt seine blaue Blouse anbehalten hat? Ich meine, er hätte sie ablegen können, da doch Besuch auf's Schloß kam, wie?«

»Darin bin ich nicht Deiner Meinung, Natalie,« erwiderte Charlotte nach einigem Besinnen. »Du vergissest dabei, daß nicht er den Besuch erhielt, sondern eigentlich sein Herr. Ueberdies ist er hier stets bei der Arbeit und die Blouse ist ihm bequem. Seine übrige Kleidung scheint mir sogar außerordentlich elegant zu sein. Sieh nur seine weiße Wäsche und wie sorgsam er das blaue Tuch um den feinen Hemdkragen geknüpft hat.«

Natalie wollte etwas erwidern, aber sie wurde in ihrer etwas kritischen Unterhaltung unterbrochen.

Man war eben an einem neuen Wasserbecken angekommen, das inmitten eines Rasenflecks angebracht war. Rings herum erhoben sich schöne Linden und Birken mit lang herabhängenden Zweigen. Im Schatten derselben stand eine bequeme Bank, von der man eine hübsche Aussicht über den Park weg nach dem Rhein hatte, da man bereits wieder zu einer ziemlich bedeutenden Höhe

emporgestiegen war. Der Ort war ungemein kühl und das aus dem Brunnen in das Becken rieselnde Wasser ließ ein melodisches Rauschen vernehmen, welches einen müden Wanderer so freundlich zum Ruhen einladet.

»Meine Damen, meine lieben Damen!« rief Jeremias Heiduck von diesem Platze aus den Vorangegangenen mit fast heiserer Stimme nach, »o so hören Sie doch!«

»Was wünschen Sie, Herr Heiduck?« rief Natalie zurück, während sich auch Bettina mit dem Bauaufseher nach dem Rufenden umgewandt hatte.

»O, verzeihen Sie mir, aber hier bleibe ich sitzen. Keinen Schritt gehe ich weiter, ich kann – bei Gott – ich kann nicht mehr. Aber lassen Sie sich nicht stören – steigen Sie nur immer höher hinauf – Ihre Kräfte reichen weiter als die meinen.«

Natalie und Charlotte winkten ihm mit den Tüchern ihr Lebewohl zu und schlossen sich dem vorangehenden Paare wieder an. Anna war auch etwas müde und hatte sich schon früher erboten, dem alten Herrn an dem kühlen Platze Gesellschaft zu leisten.

So ging denn der Bauaufseher ruhig mit Bettina weiter und als Diese sich einige Mal umsah, als wolle sie erkunden, ob die beiden anderen Mädchen ihr folgten, rief ihr Charlotte freundlich zu:

»Geh nur, geh, liebe Bettina. Wir folgen allmählig und oben unter den Pappeln treffen wir uns, der Weg ist ja nicht zu verfehlen!«

Nach einiger Zeit aber, als wieder eine Bank kam, fühlten sich auch Natalie und Charlotte etwas ermüdet und

ließen sich darauf nieder, was weder der Bauaufseher noch Bettina in der ersten Zeit gewahrten, da sie gerade in einem ernstem Gespräch begriffen waren.

Ersterer, der, wie wir sahen, von Anfang an eine große Aufmerksamkeit für das junge Mädchen an den Tag gelegt hatte, schien sich zu freuen, als er bemerkte, daß er jetzt, ungestört von den vielen Fragen der Anderen, mit ihr allein gehen könne; Bettina dagegen war von der Betrachtung so vieler ihr neuer Gegenstände so sehr in Anspruch genommen, daß sie von jetzt an viel weniger auf das Zurückbleiben der Cousinen achtete und nur um so aufmerksamer der belehrenden Unterhaltung des Bauaufsehers ihr Ohr lieh.

Dieser schien an ihrer Seite keine Ermüdung, weder im Gehen noch im Sprechen zu fühlen. Auf jede ihrer Fragen hatte er sogleich die treffendste Antwort bereit und er sprach um so lieber, als er sah, wie gern sie ihm zuhörte und wie sie sich seine Erklärungen einzuprägen bemüht war. Ach, die arme Bettina hatte noch nicht oft mit so gebildeten Menschen gesprochen, wie jetzt einer an ihrer Seite ging, und daß er ein höchst gebildeter Mann war, das bewies fast jedes Wort, welches sie von ihm vernahm. Auf dem ganzen Wege, vom Schlosse an, hatte er mit ihr über das Gut Lerchenfels gesprochen, und ihr dargethan, wie es früher ausgesehen und was für Mühe es gekostet habe, das verkommene Land wieder frisch und fruchtbar zu machen und aus dem ruinenhaften Trümmerwerk ein so stolzes und schönes Gebäude hervorgehen zu lassen, als welches sich das Schloß seines Herrn

erwies. Von diesen das Allgemeine betreffenden Gesprächen ging er auf Einzelnes über und belehrte sie über den Baustyl des Schlosses, den er eine Nachahmung des Gothischen nannte, obgleich er nicht rein gothisch sei und in den romantischen Renaissancestyl hinüber spiele, eine Verbindung, die Techniker von reinem Wasser freilich nicht liebten, die aber doch, wenn sie mit Geschmack und Einsicht ausgeführt würde, wie hier, für das Auge gefällig und für den Gebrauch bequem sei. Und weiter könne ja eigentlich ein Bauherr nichts beanspruchen, falls er nicht ein nach den strengsten Regeln der Kunst erbautes Haus haben wolle, das oft eben diesen Regeln, aber nicht den Bedürfnissen der Menschen entspreche.

Auch über die Parks und Gartenanlagen sprach er sehr lehrreich und Bettina verging die halbe Stunde, die Beide bis zur Höhe des Lerchenfels gebrauchten, überaus rasch.

Endlich hatten sie die Pappelallee erreicht und ergötzen sich an der wundervollen Aussicht nach beiden Seiten des Felsrückens hin; allein da bemerkte Bettina erst, daß ihre Gefährtinnen ihnen nicht gefolgt waren und es durchzuckte sie eine Art Reue, daß sie sich mit einem fremden Mann allein so weit vorgewagt habe.

»Ach, verzeihen Sie,« unterbrach sie plötzlich seine Erklärung, die er ihr über die Art des Gesteins gab, aus dem der Lerchenfels bestand, und welches er Basalt nannte, »ich sehe ja Natalie und Charlotte nicht mehr. Wo mögen sie geblieben sein?«

»Der Weg ist ihnen vielleicht zu weit geworden und sie ruhen sich auf irgend einer Bank aus,« sagte der Bauaufseher ruhig.

»Das ist möglich. Aber ich bitte Sie dann, daß auch wir umkehren und sie auf dem nächsten Wege zu erreichen trachten. Ueberdies ist es später geworden, als wir wohl Alle vermuthet haben und wir werden in Wingertsspring gewiß schon lange erwartet.«

»Ich stehe Ihnen ganz zu Diensten,« erwiderte der Bauaufseher mit großer Freundlichkeit, »aber lassen Sie uns auf demselben Wege zurückkehren, den wir gekommen sind; vielleicht begegnen wir den Damen.«

Beide schritten etwas rascher den Berg hinab, aber sie sahen Natalie und Charlotte nicht, denen der Weg wie Jeremias zu weit geworden und die daher zu dem alten Herrn nach der kühlen Bank zurückgekehrt waren.

Während des Hinabsteigens nahm der Bauaufseher das eine Weile stockende Gespräch wieder auf, indem er mit freundlichem Gesichtsausdruck, wie er ihn gegen Bettina den ganzen Nachmittag gezeigt, sagte:

»Ich sehe es kommen, daß Sie mit Ihren Begleiterinnen nach Hause zurückkehren werden, sobald wir sie gefunden haben. Da erlauben Sie mir wohl noch, es auszusprechen, daß Ihr heutiger Besuch auf dem Lerchenfels leider nur ein sehr kurzer gewesen und daß mir nicht viel Zeit geblieben ist, Ihnen alle seine mannigfachen Reize und Schönheiten zu zeigen. Indessen hoffe ich, daß Sie ihn bald wieder besuchen werden und dann will ich mich

nach Kräften bemühen, das heute Versäumte nachzuholen.«

»Sie sind sehr gütig,« erwiderte Bettina bescheiden, ihm freundlich mit dem lieben Gesicht zunickend, »und ich würde sehr gern von Ihrer Güte Gebrauch machen, wenn ich nicht fürchten müßte, Ihre Zeit durch solche Besuche allzu sehr in Anspruch zu nehmen.«

»Das fürchten Sie gar nicht, mein liebes Fräulein, es giebt jetzt für mich hier nicht mehr viel zu thun und wer weiß, wie lange mein Aufenthalt auf Lerchenfels noch dauern wird. In einigen Tagen treffen, wie gesagt, die Möbel und sonstigen Ausschmückungsgegenstände des Schlosses ein, da werden wir allerdings einige Zeit vollauf zu schaffen haben, indessen wird es an hilfskräftigen Händen nicht fehlen und das Erforderliche dürfte bald abgemacht sein. Dann stehe ich jeden Augenblick zu Ihrem Dienste bereit, so lange ich noch hier beschäftigt bin. Freilich werden Sie es nie wieder so still und geräuschlos hier finden, wie heute. Mit dem jungen Herrn, der uns die Sachen bringt, kommen auch die Diener für Küche, Keller und Haus, und wenn der alte Herr erst anwesend ist, wird das Treiben in Park und Garten noch lebhafter sein.«

»Das glaube ich wohl. Ein so reicher Herr wird nicht still leben wollen und wird gewiß ein großes Haus machen, nicht wahr?«

»Das weiß ich nicht, mein Fräulein, da ich die Neigungen desselben nicht kenne.«

»Ich denke mir es wenigstens so und es scheint mir ganz natürlich, daß ein solcher Mann seinen Mitteln entsprechend lebt. – Nicht wahr, er ist sehr reich?«

Der Bauaufseher zuckte die Achseln. »Wer kann das wissen,« sagte er nach einigem Zögern. »Allerdings läßt Alles, was man hier sieht, darauf schließen.«

»Gewiß. – Und,« wagte Bettina nach einer kurzen Pause zu fragen, »würde es unbescheiden sein, wenn man nach seinen näheren oder früheren Verhältnissen forscht? Sie müssen nämlich wissen, Herr Bauaufseher,« setzte sie etwas rascher und sich gleichsam damit entschuldigend hinzu, »man ist unten im Thale sehr begierig, ihn zu sehen und vor allen Dingen mehr von ihm zu hören, als man bis jetzt weiß.«

Der Bauaufseher lächelte und sagte dann: »Das läßt sich wohl denken; die Menschen sind ja überall etwas neugierig, warum sollten sie es hier weniger als anderswo sein? Indessen kann ich Ihnen keine nähere Auskunft geben, da ich von seinen Verhältnissen selbst nur wenig unterrichtet bin. Er muß wohl seine Gründe gehabt haben, die Umwohnenden über die Persönlichkeit und die näheren Verhältnisse des neuen Besitzers so lange in Ungewißheit zu lassen. Der Ankauf geschah, so viel ich weiß, ganz insgeheim durch einen Agenten in Cöln und auch der Baumeister, der den Bau leitete, mag nicht Alles gewußt haben. Erst mit der Ankunft seines Sohnes vor kurzer Zeit hörte das Geheimniß in so weit auf, daß man nun endlich den Namen des neuen Besitzers erfuhr.«

»Ja, und er hat ihn uns selbst genannt,« fügte Bettina hinzu.

»Ah, Sie haben ihn also schon gesehen?« fragte der Bauaufseher mit etwas erstaunter Miene.

»Gewiß, mein Herr. – Aber,« fuhr sie nach einer Weile fort, »um so mehr tadle ich mich, daß ich mich hinter seinem Rücken nach den Verhältnissen seines Vaters erkundige. Indessen, denken Sie darum nicht übel von mir, Herr Bauaufseher. Ich that das nicht aus eigenem Interesse, denn ich bin so neugierig nicht; vielmehr geschah es nur im Interesse meiner Freundinnen, bei denen ich auch Herrn van der Flühe zu sehen die Ehre hatte.«

Der Bauaufseher blieb einen Augenblick stehen und richtete sein Auge mit einem etwas lebhaft forschenden Blick auf das unschuldige Gesicht des jungen Mädchens. »Wie denn?« sagte er voll sichtbarer Spannung. »Ihrer Freundinnen? Sind denn jene drei Damen nicht Ihre Schwestern?«

Jetzt lächelte Bettina und dabei nahm ihr Antlitz immer einen überaus reizenden Ausdruck an. »Haben Sie uns für Schwestern gehalten?« fragte sie. »O freilich, das ist ein Irrthum, in den Sie sehr leicht gerathen konnten, da Herr Heiduck unsere Namen nicht nannte. So will ich es Ihnen denn sagen. Nein, ich bin nicht die Schwester irgend einer meiner drei Freundinnen und sie selbst sind nicht einmal Schwestern; vielmehr sind sie nur Geschwisterkinder und jede von ihnen hat einen anderen Vater.«

Der Bauaufseher war sehr aufmerksam geworden, das sah man seinem sprechenden Auge an. »Ei, das überrascht mich ja sehr!« sagte er lebhaft. »Darf ich dann vielleicht so unbescheiden sein, nach den Namen dieser – Geschwisterkinder zu fragen?«

»So weit ich Ihnen dienen kann, will ich herzlich gern Ihre Frage beantworten. Sie heißen Charlotte, Natalie und Anna, und der Name ihrer drei Väter, die Brüder waren, ist derselbe, wie der ihrer Großmutter, bei der sie leben, da jene sämmtlich schon vor langer Zeit gestorben sind.«

Der Bauaufseher sah die Redende, wie es ihr vorkam, mit einer so großen Spannung an, daß sie sich wundern mußte, daß *er* nun der Neugierige geworden zu sein schien, die sie selbst vorher gewesen war. »Also den Namen ihrer Großmutter kennen Sie?« fragte er mit leise bewegter Stimme – »darf ich Sie vielleicht bitten, mir denselben zu nennen?«

»Es ist die Frau Professorin Graach!«

»Wie – auf Lerchendorf?« fragte der Bauaufseher, von Neuem stehen bleibend.

»Gewiß!« erwiderte Bettina, die sich über das Erstaunen wunderte, welches sich hierbei auf ihres Begleiters Mienen aussprach.

Und in der That mußte das Interesse, welches diese Mittheilung in ihm wach gerufen, sehr groß sein, viel größer als an Bettina selbst, die er sogar nach ihrem eigenen

Namen zu fragen vergaß, was man nach allem Vorangegangenen doch wohl hätte vermuthen sollen. Gedankenvoller und schweigsamer als vorher schritt er langsam an Bettina's Seite den Berg hinab und diese unterbrach seine Gedanken durch keine Frage mehr, bis Beide bei einer Wendung des Weges das kühle Wasserbassin vor sich sahen, an dem sie Jeremias Heiduck vor einer Stunde verlassen hatten.

Der alte Herr saß noch immer auf derselben Stelle und die drei Cousinsen standen dicht um ihn her und fächelten ihm mit ihren Tüchern die ihm so nothwendige Kühlung zu. Als der Bauaufseher dies aus der Ferne sah, nahm sein nachdenkliches Gesicht wieder einen heiteren Ausdruck an.

»Sehen Sie doch,« sagte er, auf die schalkhaften Mädchen deutend, die laut zu lachen anfangen, als sie Bettina mit ihrem Führer zurückkehren sahen, »das ist ein hübsches Bild: der heiße Bacchus wird von Dryaden kühl gefächelt – o, das will ich mir merken!«

»Na,« rief Jeremias, von der Bank langsam aufstehend, als Bettina dicht an sie herangekommen war, »ich danke Ihnen, meine Damen, Sie haben mir eine unvergeßliche Wohlthat erwiesen. O, die Sonne meint es mit mir altem Krüppel immer zu gut und ich würde ihr böse darüber werden, wenn ihre Strahlen, so sehr sie mich selbst belästigen, nicht meinem Weinberg zu Gute kämen. Aber nun, Bettinchen, endlich wieder da? Ich glaubte schon, Sie wären mit dem Herrn Bauaufseher auf und davon – wollt' ich sagen – in einen Brunnen gefallen. Na, nichts

für ungut, liebes Mädchen – haben Sie sich denn recht amüsirt?«

»Außerordentlich, Herr Heiduck!« entgegnete Bettina unbefangen und ließ sich einen Augenblick auf die Bank nieder, da sie vom Bergsteigen auch wohl etwas müde sein mochte.

»Na, das freut mich, aber hören Sie, Kind, lange dürfen Sie nicht mehr hier sitzen. Es ist später geworden, als es eigentlich mit unserer Rückkehr werden sollte. Den Kaffee werden wir uns wohl entgehen lassen müssen, aber dafür soll uns eine Flasche 57'er um so besser munden. Ach, ich lechze nach einem Glase von meinem kühlen Wein, wie ein Fisch nach Luft, der vier Wochen auf dem Meeresgrunde gelegen hat.«

»Ich bedaure, Herr Heiduck,« sagte der Bauaufseher lächelnd, nachdem er die drei Cousinen unterdeß mit großer Aufmerksamkeit gemustert hatte, »daß ich Ihnen kein Glas Wein anbieten kann. Leider habe ich über Küche und Keller hier nicht zu gebieten!« Und er zuckte die Achseln wie ein Mann, der gern mit Etwas dienen möchte, was er doch selbst nicht besitzt.

»O, o, ich verstehe,« rief Jeremias; »machen Sie sich keine Scrupel darüber. Aber wenn Sie einmal wieder ein Stündchen Zeit haben, so lassen Sie sich bei mir sehen. Ich bin zwar nur ein Mann von beschränkten Mitteln, aber ein gutes Glas Wein, das hab' ich – Gott straf mich! – doch. Nun aber wollen wir gehen, meine Damen; o, o, ich höre es schon, es wird eine Strafpredigt da unten für mich geben und ich bin doch wahrhaftig nicht daran

schuld, daß die Berge so hoch gewachsen sind und die reichen Leute sich so schöne Schlösser bauen. Haha! Na, also vorwärts, meine Damen.«

So trat man denn ziemlich rasch den Rückgang an und der Bauaufseher führte die Eiligen auf den nächsten Wegen nach dem Eingangsthor. Da kein Portier vorhanden war, öffnete er die kleine Thür selbst und hier zog er höflich den Hut und nahm freundlichen Abschied von Jeremias und den Damen, die ihm sämmtlich ihren herzlichsten Dank für seine Mühe aussprachen. Vor den drei Cousinen, als sie an ihm vorüberschritten, verbeugte er sich etwas ceremoniös, Bettina aber, die zuletzt durch die Thür ging, nickte er freundlich, fast vertraulich zu und sagte dann mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme:

»Auf baldiges Wiedersehen!«

Gleich darauf schloß sich hinter den Abgehenden die kleine Pforte und sich lebhaft über die eben verlebten schönen Stunden unterhaltend, schritten sie auf dem bequemen Fahrweg dem nahegelegenen Gute zu, während Niemand von ihnen bemerkte, daß auf einem Vorsprung der ›chinesischen‹ Mauer, die innerhalb an verschiedenen Stellen kleine Balcone trug, ein Mann mit einer blauen Blouse stand und durch ein Taschenfernrohr sie so aufmerksam verfolgte, wie nur ein eifriger Jäger dem zierlichen Wilde nachspüren kann. Ja, er blieb auch dann noch auf seinem ›Lug in's Land‹ stehen, als sie schon im Weingarten von Wingertsspring verschwunden waren, und wer seine Miene und sein Auge in dieser Zeit beobachtet, hätte wahrnehmen können, daß die erstere ernst

und fast traurig aussah, nichts desto weniger aber das letztere voll Hoffnung und Vertrauen in die Ferne blickte.

FÜNFTES CAPITEL. EINE UNTERHALTUNG AN DER  
CHINESISCHEN MAUER.

Cornelia Graach und Susanna Wunderhold hatten während des Spazierganges ihres heutigen Wirths und ihrer Kinder einmal einen recht ruhigen und gemüthlichen Nachmittag verbracht. Bald nachdem die lustige Gesellschaft sie verlassen, waren sie in Susanna's Häuschen gegangen und hier hatte sich Cornelia zuerst ihrem gewöhnlichen Nachmittagsschlummer ergeben, während Susanna in einem ihrer Bücher las. Anderthalb Stunden später war die Magd aus dem Herrenhause gekommen, um in Theodosia's Auftrag zu fragen, wo die Damen den Kaffee zu trinken liebten. Da sie den Weingarten dazu gewählt, begaben sie sich alsbald dahin und fanden den Kaffeetisch vollständig mit dem Erforderlichen versehen. Nachdem sie auch diese kleine Erquickung genossen, waren sie an's Rheinufer gegangen und hatten geraume Zeit der Betrachtung des immer so mannigfach belebten Flusses und seiner schönen Umgebung gewidmet. Dabei hatten sie zu plaudern begonnen und auf die traulichste Weise über ihre Kinder zu Gericht gesessen, wie sorgsame Mütter es so gern thun und weil es ihnen eine unendlich angenehme Beschäftigung ist, wenn die Kinder, wie es hier der Fall, ihnen nur Anlaß zur Freude und Zufriedenheit bieten.

In solcher Unterhaltung, die sich nach jederlei Richtung hin erstreckte, verging ihnen die Zeit schnell; die Sonne senkte sich tiefer und tiefer und das Rheinthal füllte sich mit den magisch schön gefärbten Schatten, die einem klaren Sonnenuntergang daselbst lange Zeit vorherzugehen pflegen. Jetzt wurde der Aufenthalt im Freien erst recht anmuthig und erquickend, denn die brennende Hitze nahm allmähig ab und wich einer Labe bringenden Frische. So wandelten sie denn, die Stricknadeln, wie immer, fleißig in den Händen bewegend, im Weingarten lange auf und nieder, bis endlich Susanna an einer Stelle stehen blieb, wo sie das Schloß auf dem Lerchenfels erreichen konnte, auf das sie nun ihre Augen verlangend richtete.

»Die Kinder bleiben lange,« sagte sie mit ihrer immer mild und süß klingenden Stimme. »Sie haben gewiß viel zu sehen und können sich so bald nicht von dem geheimnißvollen Orte trennen.«

»Gönnen wir es ihnen, liebe Freundin,« lautete Cornelia's Antwort, »wir waren auch einmal in den Jahren, wo uns ein solcher Spaziergang Vergnügen gemacht hat oder hätte – nicht wahr?«

»Hätte!« sagte Susanna mit starker Betonung und einem leisen Seufzer. »Ach ja! Aber still, ich glaube ihre Stimmen zu hören. Ja, wahrhaftig, da ruft uns Natalie.«

»Aha, sie muß immer die Erste sein, die den Mund aufthut,« bemerkte lächelnd die Großmutter, »na, wer kann für sein Temperament? Ah, da kommen, da sind sie – aber mein Gott, wie erhitzt sehen sie aus – o, und sehen

Sie doch unsern alten Freund an – sieht er nicht aus, als ob die Sonne den ganzen Tag nur allein auf sein Gesicht geschienen hätte?«

Die vier Mädchen kamen eiligen Laufes auf ihre lieben Mütter zugeflogen und drückten und küßten sie, woraus diese schon an und für sich schlossen, daß sie sich höchlichst amüsirt. Herr Jeremias Heiduck aber, nachdem er die beiden Damen hastig begrüßt, sank auf einen Sessel und rief:

»Ich sterbe vor Durst – mir klebt die Zunge am Gaumen – o mein Gott, ist das eine Hitze!«

»Wollen Sie eine Tasse Kaffee trinken? Ich will sie sogleich herbeischaffen,« erbot sich Susanna.

Jeremias sprang wieder vom Stuhl auf, wie eine Feder, hätte man beinahe sagen können, aber nur aus Besorgniß, daß man ihn wirklich nöthigen könne, noch heißen Kaffee zu trinken.

»Kaffee?« rief er. »Daß mich Gott davor soll bewahren! Das wäre mein Tod! Nein, ich weiß, wo mein Labsal zu finden ist. Ich gehe, uns Allen ein paar Flaschen 57'er zu holen – die werden – Sie sollen es erleben – Wunder thun, denn sie vermögen einen halb Todten, wie ich es bin, wieder zum Leben zu erwecken.«

Nach diesen hastig gerufenen Worten ging er, so heiß wie es war und ohne auf die Warnung der älteren Frauen zu hören, in den kühlen Keller und brachte drei Flaschen ›vom Besten‹ mit herauf, während die Magd ihm auf dem Fuße folgte und die Gläser auf den Tisch stellte, dann aber für die jungen Damen den Kaffee brachte.

Diese verschmähten ihn trotz der Hitze nicht, dafür aber leisteten Cornelia und Susanna Jeremias Gesellschaft. Dieser trank rasch einige Gläser hinter einander, bei jedem Zuge mit der Zunge schnalzend, die Augen verzückt in den blauen Himmel bohrend und dabei rufend:

»Das ist eine Wonne, die nur der Sterbliche empfinden kann, der so durstig war, wie ich. Ah, nun fließen die Lebensquellen in meinem Innern wieder und ich bin ein neugeborner Mensch. Es war recht hübsch da oben, meine Damen, aber es wäre noch hübscher gewesen, wenn – wenn – aber zum Teufel, – wollt' ich sagen – ja, was denn? Ja freilich – was die Flasche klein ist! Sehen Sie doch – sie ist schon leer!«

Er entkorkte schon die zweite, da wandte sich Cornelia lächelnd an die Kaffee trinkenden Mädchen und sagte:

»Ihr scheint auch durstig zu sein, Kinder; aber wenn Ihr Euch einigermaßen gestärkt habt, so erwarten wir, daß Ihr Eure Schuldigkeit thun und uns Eure Erlebnisse mittheilen werdet.«

»Das soll ein Wort sein, Großmütterchen,« rief die ewig muntere Natalie, »und Du sollst Wunderdinge zu hören bekommen!« Bei diesen Worten blinzelte sie nach der stillen Bettina hin, während sie ihre Cousinen unter dem Tisch leise mit dem Fuß berührte.

Und jetzt, da der große Durst der jungen Mädchen gestillt war, begann das Erzählen des Geschehenen und Erlebten; Eine unterstützte die Andere im Vortrag und Alle waren so entzückt von dem auf Lerchenfels verbrachten Nachmittag, daß die beiden Mütter ihre Freude daran

hatten und aufmerksam den Schilderungen ihrer Kinder folgten.

Nur Bettina verhielt sich stiller als die Anderen und als endlich Cornelia sie fragte, ob sie denn nicht in den Enthusiasmus der Uebrigen einstimme, kicherten die Cousinen unter einander und nur Bettina sagte, ihrer Mutter mit lieblichem Lächeln zunickend:

»Gewiß stimme ich in das Lob mit ein, welches hier so laut verkündet wird; das schöne neue Schloß verdient es, aber ich kann nur nicht in den Scherz mit einstimmen, den man gleich auf meine Kosten vortragen wird.«

»Auf Deine Kosten?« fragte die Mutter, den Blick aufmerksam gegen Cornelia's Kinder erhebend.

Diese lachten herzlich auf und Natalie sagte eifrig:

»Nun, da Bettina selbst davon anfängt, so müssen wir die Wahrheit bekennen. Mit einem Wort: sie hat eine Eroberung gemacht.«

»Eine Eroberung?« fragte Cornelia's Mund und Susanna's Auge.

»Ja freilich, Großmütterchen, der Herr Bauaufseher, Magnus ist sein Name, ist ja fast gar nicht von ihrer Seite gekommen und mit ihr allein nach der obersten Pappelallee hinaufgestiegen. Seine Erklärungen galten meist ihr allein und nur bisweilen erhielten wir Anderen eine gnädige Antwort auf unsere tausend Fragen.«

»Ei, das ist ja ganz artig,« versetzte Cornelia, sogleich auf den Scherz eingehend, während Susanna still vor sich

hin lächelte. »Wer hatte das von der stillen Bettina gedacht! Was ist denn dieser Bauaufseher eigentlich für ein Mann?«

»O,« fuhr Natalie fort, »so bärbeißig, wie Herr Heiduck ihn uns in seinem Briefe geschildert, ist er ganz und gar nicht. Im Gegentheil, er ist sogar ein sehr freundlicher und zuvorkommender Mann – aber das wird Euch Bettina am besten berichten können.«

Bettina aber schwieg und schüttelte leise lächelnd den Kopf.

»Wie sieht er denn aus?« fragte Cornelia weiter.

»O,« fuhr Natalie fort, »er ist ein ganz hübscher Mann mit einem sehr klugen Gesicht und – blonden Locken.«

Die Cousinen lachten laut auf, Susanna aber richtete ihr sanftes Auge freundlich auf die Tochter und sagte:

»Mit blonden Locken also? Und Bettina, was sagst Du dazu?«

»Ja, liebe Mutter,« nahm Diese nun das Wort, »mit *sehr* blonden Locken; Natalie hat Recht, denn seine Haare sind fast weiß, obgleich er noch gar nicht so alt aussieht. Und damit Ihr Alles erfahret, was ich Euch sagen kann, will ich in Nataliens Schilderung fortfahren und hinzufügen: daß Herr Magnus ein sehr ernster, im Ganzen stiller, aber höchst unterrichteter und lehrreicher Mann ist.«

»Da habt Ihr's!« rief nun Anna. »Ja, Bettina hat Recht, er erwies sich sehr höflich und freundlich gegen uns Alle und nun – hat die Kinderei ein Ende, Ihr müßt den Spaß nicht zu weit treiben.«

»Laß sie doch!« sagte Bettina sanft. »Vielleicht kann ich auch einmal über Nataliens Eroberungen scherzen und ich werde mich dabei an heute erinnern.«

»Das ist recht,« rief Cornelia, »und nun wollen wir dies Capitel schließen. – Lieber Freund, geben Sie mir noch ein Glas Wein und dann wollen wir uns zur Heimkehr rüsten. Die Sonne ist untergegangen und ich verbe meinen Abend gern zu Hause.«

Jeremias ließ sich nicht zweimal zum Einschenken auffordern, dazu war er immer bereit. So goß er denn alle Gläser voll, stieß mit den beiden Damen auf eine glückliche Heimkehr an und rüstete sich dann, Cornelia und ihre Kinder eine Strecke nach Hause zu begleiten, wozu sich auch Susanna schon bereit erklärt hatte.

In wenigen Minuten war die Gesellschaft reisefertig und Jeremias setzte sich mit den beiden älteren Frauen an die Spitze des Zuges, während die Mädchen paarweise hinterhergingen. Die drei in Hüningen wohnenden Personen begleiteten die Freunde bis zur gewöhnlichen Trennungsstelle am Heiligenbilde. Hier nahm man einen herzlichen Abschied von einander; Jeremias empfing seinen Dank für den so angenehm verlaufenen Tag und dann trat jede Partei ihren Rückweg nach Hause an. Vor Susanna's Wohnung verabschiedete sich auch Jeremias von den beiden Nachbarinnen und schritt langsamer denn je über seinen Hof dem Hause in Wingertspring zu.

Begleiten wir ihn noch ein Weilchen und sehen wir, wie der seltsame alte Herr den so unruhig verlebten Tag beschloß; wir werden nicht mehr häufig Gelegenheit dazu haben, da unsere Erzählung sich von jetzt an bei Weitem mehr auf den anderen uns bekannt gewordenen Stätten bewegen wird.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als Jeremias sein Zimmer erreichte, und die ersten Sterne flimmerten bereits über den dunklen Bergrücken auf. Der alte Mann fühlte sich ermüdetter denn je; die Anstrengungen des Tages wären für ihn sehr ungewöhnlich gewesen und er sehnte sich nach Ruhe. Dabei befand er sich in einer ganz eigenen Stimmung, wie sie ihn nur selten heimsuchte und gewöhnlich nur dann, wenn er sich krank fühlte. Gesund war er freilich fast nie, aber heute gestand er sich selbst ein, daß er nicht krank sei, und doch war die trübe Stimmung da.

Ohne Licht anzuzünden, war es, als er in seine Wohnung trat, sein Erstes, daß er die heute so lange getragene und ungewohnte warme Kleidung ablegte und es sich so recht nach Herzenslust bequem machte. Dann setzte er sich auf seinen dicht an das Fenster gerückten Denkerstuhl und schaute gedankenvoll in den milden Abend hinaus, der ihn mit den flimmernden Himmelsaugen grüßte und sein altes Herz zugleich mit seltsamen Gefühlen füllte.

Fast noch niemals war es ihm in seiner ungemüthlichen Stube so einsam und öde vorgekommen wie heute. Wenn er sich ein aufrichtiges Bekenntniß über seine

Empfindungen ablegte, so mußte er sich gestehen, daß seine Umgebung ihm heute recht unrüstig und unbehaglich vorkam. Er hatte allerdings einen ungewöhnlich angenehmen, aber auch recht unruhigen Tag verlebt, der in sein bisher so stilles Leben gar nicht hineinzugehören schien. Alles, was er gethan, gesehen, gehört, zog in klaren Bildern langsam an seinem aufgeregten Geiste vorüber. Nichts war dem alten Herrn ferner und fremder als der gewöhnliche, kalte, egoistische Menschenneid; er war ja immer mit seinem Schicksal zufrieden gewesen und so war er es auch heute. Allein auf dem heute zum zweiten Mal besuchten neuen Schlosse wurzelten doch alle seine Gedanken mit einem eigenthümlichen Ernst und fast mit einer ihm bisher unbekanntem Wehmuth. Er wußte nicht, wie ihm der Vergleich mit seinem eigenen Hause mit einem Mal in den Sinn kam und dieser Vergleich fiel sehr zu Ungunsten des letzteren aus. Er grübelte darüber lange hin und her, um mit sich auf's Reine zu kommen und den Grund seiner Mißstimmung zu finden, und endlich sagte er zu sich in dem beliebten halblauten Selbstgespräch:

»Wahrhaftig, ich weiß gar nicht, wie mir ist! Das ist ja ein ganz seltsames Gefühl! So langweilig und traurig wie in diesem Augenblick ist mir noch nie in meinem Hause zu Muthe gewesen! Ob ich es am Ende nicht doch besser und angenehmer haben könnte, als ich es habe? Diese verteufelte Theodosia mit ihrem alten Unkengesicht mag ich kaum noch um mich sehen; Sie pflegt mich im

Ganzen doch herzlich schlecht, und Alles, was ich genießen will, muß ich ihr förmlich abbetteln, obgleich ich es doch allein bezahle. Hm! Ja – soll mich der Teufel holen – ha, ja, jetzt kann ich einmal vom Herzen weg sprechen, ich bin ja allein – wenn ich nicht das verdammte Asthma hätte und so oft am Podagra litte, ich machte einen kurzen Proceß mit der ganzen Geschichte, und entschlösse mich, auf meine alten Tage noch – mich zu verheirathen. Verheirathen, haha! Alter Junge, das wäre wahrhaftig so übel nicht! Wenn mich dann so eine weiche Hand hätschelte und pflegte – zum Donner, das müßte ganz allerliebste sein. Hm! Und wen würde ich mir zu meiner Lebensgefährtin aussuchen? Haha, ich habe auf Ehre keinen schlechten Geschmack! Die kleine liebe Frau da in dem Häuschen unter den Linden – die wäre mir die allerliebste. Da haben wir es – und das ist die Wahrheit. Sie steht auch so ganz allein im Leben, wie ich, ist arm und hülfbedürftig, und ich hätte doch Jemanden, dem ich mein Hab und Gut mit Freuden hinterlassen könnte. Sie würde dann ja wieder die Herrin von ihrem ehemaligen Besitz und diesmal sollte es mit ihr nicht wieder zur Subhastation kommen, wie ehemals. Hm! Ja! Und doch habe ich wieder meine Bedenken. Ich müßte ihr ja sagen, was ich von ihr will – und da – da liegt der Haase im Pfeffer. Denn wenn sie mich nun auslachte – mich, den alten Jeremias, und mit ihrem kleinen niedlichen Zeigefinger auf meinen kurzen Athem und mein gichtisches Bein zeigte – was dann? Ha, nein, Jeremias – sei kein Esel. Auslachen soll Dich kein Mensch und nicht einmal diese liebe kleine

Frau. Nein, auslachen soll mich Keiner – lieber, ja, lieber will ich mich über die Theodosia ärgern. – Doch was ist das? Da meldet sich der verteufelte Durst schon wieder – das ist ja eine ewige Quälerei. Na, Gott sei Dank, so viel habe ich noch, ihn stillen zu können. Es ist ja heute Nachmittag noch eine Flasche Wein übrig geblieben, die will ich trinken und mir die hypochondrischen Grillen damit vertreiben. Ja!«

Er stand schwerfällig vom Stuhle auf, denn seine Glieder waren ihm von dem vielen Gehen ganz steif geworden, und suchte nach seinem Feuerzeug. Da er es nicht gleich finden konnte, griff er an die Klingelschnur und schellte.

Es dauerte etwas lange, bis er Jemand sich dem Zimmer nähern hörte und er war nahe daran, ungeduldig zu werden und aufzubrausen. Allein da ging die Thür auf, welche die Magd öffnete, und herein trat, in der einen Hand ein Licht und in der andern eine Flasche Wein tragend, die ›göttliche‹ Theodosia selber.

»Ich weiß schon, was Sie wünschen, Herr,« sagte sie mit ihrer spitzigen kalten Stimme, »und da bring' ich es. Die Flasche ist im Garten stehen geblieben und sie sehnt sich nach Ihrer Gesellschaft, denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei – das steht schon in der Bibel.«

Jeremias sah die jedenfalls ironisch Sprechende verwundert an. Indessen besriedigte es ihn, daß sie seinen Durst errathen hatte.

»Na,« sagte er, »ich sehe, Sie können auch einmal vernünftige Gedanken haben. Das ist recht. Setzen Sie das Glas hierher und geben Sie mir die Flasche.«

Er nahm sie, entkorkte sie mit dem Instrument, das er zu diesem Zweck immer in seiner Tasche trug, und trank das volle Glas leer, was ihn außerordentlich erquickte.

»Also, ich kann auch einmal vernünftig sein!« sagte die Wirthschafterin mit spöttischem Grinsen und stemmte ihre knochigen Hände in beide Seiten. »Na, das ist doch einmal eine Schmeichelei von Ihnen, aber sie kommt selten.«

»Da haben Sie Recht, es war nur eine Schmeichelei – in Wahrheit ist es ja anders.«

»Wie meinen Sie?« fragte sie schnippisch, da sie ihn nicht recht verstanden hatte.

»Still! Keine impertinente Frage – heute nicht, wo ich so glücklich gewesen bin!«

Die Haushälterin lachte hell auf und der arme Jeremias sollte so doch nicht seinem Schicksal entgehen und ausgelacht werden, und nun gar noch heute und – von der ›göttlichen‹ Theodosia.

»Also Sie sind heute sehr glücklich gewesen?« fuhr sie unbehindert durch den ernsten Blick ihres Herrn fort. »Ja, das habe ich wohl gesehen. Es war ja ein Schwänzeln und Bücken, ein Lächeln und Credenzen ohne Ende! Haha! Ja, ja, mit den hübschen Damen verstehen Sie sehr gütig umzugehen, aber mit einer armen Creatur, wie ich eine bin, poltern und belfern Sie ohne Noth, ob ich mich

auch den ganzen Tag quäle und schinde zu Anderer Lust. Das ist so der Lauf der Welt, ich kenne ihn. Haha!«

»Nicht raisonniren! Heute nicht!«

»Ich raisonnire nicht, ich spreche nur die Wahrheit. Sagen Sie doch, war das Essen heute nicht etwa gut?«

»Hm! Es konnte besser sein, aber es ging.«

»So? Ging es? Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Nun, weil es mir nicht gerathen war.«

Jeremias hob das Gesicht in die Höhe und blickte die grimmige Alte fragend an. Er war nicht sicher, ob sie die Wahrheit sprach oder ihm bloß auf dem Zahn fühlen wollte.

»Davon habe ich nichts gemerkt!« sagte er ruhig lauernd.

»O was merken Sie denn auch, ich –«

»Still, nicht raisonniren, sage ich. Das verstehen Sie nicht, das verstehe ich kaum.«

Die Wirthschafterin lachte boshaft auf. »Na ja!« rief sie. »Da haben wir es! Sie wollen Alles verstehen und verstehen das nicht einmal. Natürlich war die Suppe versalzen – aber nicht durch meine Schuld – das that das *feine* Salz, das ich nehmen mußte – und die Saucen waren blakig, aber daran ist die neue Kochmaschine schuld, die Sie selbst erfunden haben – die hat keinen Zug –«

»Was!« fuhr Jeremias, seine Ruhe verlierend aus, da sie nun seine Erfindungen angriff. »Sie hat keinen Zug? Die Maschine? Weib, welche Dummheit sprechen Sie da aus! So. Und nun will ich Ihnen meine Meinung über Ihr

Essen sagen, da Sie meine Bescheidenheit so falsch auslegen und mich gar nicht verstanden haben. Mit einem Wort: das ganze Essen war jammervoll; ich habe mich schrecklich damit vor den Damen blamirt, die was Besseres gewohnt sind, und ich habe nur so lange geschwiegen, um keinen Scandal zu machen. So – da haben Sie es, nun ist es heraus. Und nun gehen Sie den Augenblick oder – ich kündige Ihnen noch heute den Dienst.«

Der alte Mann war aufgesprungen und seine Miene zeigte, daß er im Ernst böse sei. Ueberdies waren die letzten Worte, die er gesprochen, diejenigen, die Theodosia am wenigsten vertragen konnte, denn sie wußte wohl, daß sie, wenn sie diesen Dienst verlor, sobald keinen anderen, noch weniger einen besseren wieder bekam. So machte sie denn gute Miene zum bösen Spiel, verzog das rothgewordene Gesicht zu einem sauersüßen Grinsen und sagte, sich tief verneigend;

»Der gestrenge Herr sind heute sehr ungnädig. Aber ich gehe schon. Wenn Sie mir den Dienst kündigen wollen, so sagen Sie es deutlich – heute glaube ich Ihnen nicht! Gute Nacht, gestrenger Herr, und träumen Sie recht süß – von Ihren Damen!«

Sie knixte mit ironischem Lächeln und verschwand. Jeremias aber lief wie ein vom Sturm des Schicksals geschüttelter Mensch hin und her und konnte seinen Zorn lange nicht bewältigen.

»Das hat man von seiner Güte!« schrie er. »Nein, da will ich mich doch lieber von der Wunderhold auslachen

lassen als von dieser Megäre. Die hat zehn Teufel im Leibe. O mein Gott!«

Plötzlich sah er die Flasche vor sich stehen und fühlte dabei seine Zunge am Gaumen kleben.

»Komm her,« sagte er und ergriff mit zärtlichem Augenblinzeln die Flasche. »Du Sorgenbrecher, 57'er! Die Menschen tadeln und rügen oft den Mann, der seine Zuflucht zur Flasche nimmt, aber ich will ihnen nur einen Monat die Theodosia borgen und sie werden die Ursache davon begreifen. Wenigstens bei mir! O Weiber, was seid Ihr lasterhaft, und o Wein, was für Tugenden schließt Du ein! Auf Eure Gesundheit, Ihr Engel in Menschengestalt; aber auf Euer Verderben, Ihr Teufel in Gestalt einer Wirthschafterin! Bah!«

---

Man hätte glauben sollen, der bittere Schluß des so angenehm begonnenen und glücklich durchgeführten Tages müsse dem guten Jeremias Heiduck die folgende Nacht zu einer sehr traurigen gestalten und sein altes Herz mit schweren Sorgen und Kümernissen belastet haben, allein das war durchaus nicht der Fall. An solche Auftritte war der arme Mann leider schon lange gewöhnt, er hatte sie zu oft bestehen müssen und so war er auch gegen die üblen Nachwirkungen derselben gestählt. Auch besaß er glücklicher Weise ein so elastisches Gemüth, daß er einen starken Angriff darauf ohne Nachtheil ertragen, und endlich in seinem erfindungsreichen Gehirn

ein so bedeutendes Gegengewicht gegen die kleinlichen Anfechtungen des Lebens, daß er wohl einen Augenblick von ihnen erschüttert, nie aber auf die Dauer unterjocht und gedemüthigt werden konnte.

So sehen wir ihn denn am nächsten Morgen schon wieder früh in der alten bewährten Thätigkeit und mit der ihm ureigenen Heiterkeit ausgerüstet, die ihm nie abhanden kam, so lange er sich eben gesund fühlte. Als er, auf seinem Schlafstuhle sitzend, schon um vier Uhr von den hell in sein Zimmer scheinenden Sonnenstrahlen geweckt wurde, – denn Vorhänge, Rouleaux, Jalousien oder wie man dergleichen Vorrichtungen, um die Sonne fernzuhalten, nennen will, gab es bei ihm nicht, da lachte er die Sonne eben so freundlich an, wie sie ihn und er begrüßte den jungen Tag mit denselben heiteren Gefühlen, wie es vielleicht auch die sorglosen Mädchen in Lerchen-dorf thaten, die sich gestern so überaus glücklich und zufrieden zu Bett gelegt hatten.

Eine Stunde später hatte er schon, wie er es nannte, dem Rhein sein Morgenopfer gebracht, das heißt, einen guten Schoppen eigenen Wachsthums auf seine kostbare Gesundheit geleert und dabei sein schwarzes, im Hause gebackenes Brod gegessen; dadurch fühlte er sich so gestärkt, daß er sich ordentlich nach seiner Morgenarbeit sehnte, die ihn diesmal in die Weinberge am Fuß des Lerchenfels rief, wo zwei alte Weiber bereits seit einigen Tagen beschäftigt waren, die in der Sonnenhitze frisch

aufschießenden Wildlinge zu kürzen, die Stöcke zu binden und überhaupt in Allem die gebräuchliche Ordnung herzustellen.

Da es noch etwas frisch im Freien war, zog es Jeremias vor, ein dünnes Sommerröckchen überzuwerfen, und so, immer noch sehr leicht bekleidet, wie es seine Engbrüstigkeit und sein zum Schweiß geneigter Körper verlangte, trat er den Gang in's Freie an. Mit einem Rebenmesser, biegsamen Weidenzweigen und sonstigem Geräth versehen, schritt er über sein Gehöft, die Wirthschafterin keines Blickes würdigend, die mit der Magd Grete, welche heute ganz anders als gestern aussah und weniger als Hebe auftrat, bereits im Kuhstall beschäftigt war und eben aus der Thür desselben guckte, als ihr Herr, diesmal den durchsichtigen Strohhut auf dem Kopf – ebenfalls eine eigene Erfindung – den Weg nach seinem Weinberge antrat.

Als der alte Herr vor dem kleinen Hause der Frau Wunderhold ankam, blieb er einen Augenblick unter den Linden stehen und schaute sich das niedliche Rosengärtchen an, hinter dem das Haus lag. Die Jalousien desselben waren noch geschlossen, ein sicheres Zeichen, daß die Bewohnerinnen ihr stilles Lager noch nicht verlassen hatten.

»Guten Morgen, Ihr da drinnen!« sprach Jeremias leise vor sich hin, ehe er seinen Platz endlich verließ. »Ihr schlaft noch süß und ich gönne Euch das. O ja, Ihr habt auch Eure Sorgen im Herzen, aber solche Sorgen, die habe ich nicht und Gott bewahre mich vor ihnen.«

Langsam, wie er immer ging, schritt er nun über die Landstraße, ohne einen Blick nach dem im Morgensonnenlicht strahlenden Schloß emporzuwerfen, denn jetzt hatte er nur seine Weinberge im Auge und im Herzen, die dicht vor ihm lagen und von einem Ende bis zum andern grell von der Sonne beschienen waren. O, wie freute sich der alte Mann, als er dies sah, und mit welchem Entzücken stieg er die Stufen empor, um bald mitten in seinem kleinen Paradies, zwischen den üppig grünenden Weinstöcken zu stehen und sich den werdenden Segen Gottes anzuschauen.

In der That, er hatte wohl Grund, sich zu freuen, denn wenn das Wetter so blieb wie es bis jetzt sich erwiesen, dann war ein gutes Jahr ziemlich sicher zu erwarten. Allein der Winzer, mehr als alle übrigen um die Gaben der Natur ringenden Menschen, kommt aus der Sorge nie heraus. Er bedarf mehr als der Landmann der seiner kostbaren Frucht günstigen Witterung und eine einzige zu kalte Nacht zu unrechter Zeit kann ihn oft aller seiner Hoffnungen berauben und ihm *Alles* nehmen, während der Landmann, wenn er das Eine verliert, doch noch Ersatz in dem Anderen findet. So mag jener Winzer im Rheingau wohl Recht haben, der auf die Frage eines Laien, welcher Monat der gefährlichste für den Weinbau sei, mit schlauem Lächeln erwiederte:

»Ach, lieber Herr, uns kann jeder Monat gefährlich werden und wir kommen, wie eine zärtliche Mutter um ihr Kind, eigentlich nie aus der Sorge heraus. Wenn wir

ein gutes Gewächs erzielen wollen, brauchen wir, geradeheraus gesagt, zwölf volle günstige Monate. Das heißt, in jedem muß es so kalt oder warm, so feucht oder trocken sein, wie die zarte Pflanze des Weinstockes zu ihrem Gedeihen verlangt. Fällt nur ein Monat – und wie oft geschieht dies – mit der Thür in's Haus, will sagen, beginnt er zu heiß, und schließt er sie wieder zu früh, will sagen, wird es vor der Zeit kalt, oder giebt er mehr oder weniger Regen als nöthig, dann ist es mit dem eigentlichen Hochertrag vorbei und wir müssen noch Gott danken, wenn wir nur einen oder zwei schlechte Monate haben. Da sehen Sie, was der Winzer von der Natur verlangt und nun wissen Sie, warum Sie so selten einen vorzüglichen Wein zu Hause zu trinken bekommen.«

Bis jetzt nun hatte das Jahr dem Weinbau nur förderliche Monate gebracht und darum konnten die Winzer in dem laufenden Jahre am Rhein zufrieden sein. Jeremias Heiduck war es über die Maaßen und seine Stimmung sprach sich namentlich heute Morgen in einer frohlockenden Heiterkeit aus.

Als er die Stelle erreicht hatte, wo seine Arbeiterinnen thätig waren, blieb er stehen und sah ihrem Treiben eine Weile zu. Endlich nickte er befriedigt, holte sein Messer hervor und sagte:

»Das ist recht, Kinder, so mache ich es auch und ich will Euch ein Bischen helfen.«

Auch half er ihnen wirklich und alle Drei arbeiteten jetzt so eifrig, daß der Weinberg bald bestellt gewesen

wäre, wenn derselbe Helfer seine Hand immer zum Werke geliehen hatte. Aber die innere Unruhe, auch das Uebrige zu sehen, war in dem alten Mann stets zu groß, sie ließ ihn nie lange an einer Stelle ausdauern; und so stellte er auch heute nach einer Stunde seine Arbeit schon wieder ein, klappte sein Messer zu und schritt, leise vor sich hin pfeifend, von Stock zu Stock, prüfte Alles und Jedes, säuberte dies und das und erreichte so endlich die höchste Terrasse, auf der sein bester Wein wuchs, die deshalb auch sein Lieblingsaufenthalt war.

Hier ging er lange auf und ab, betrachtete namentlich die neuen Stöcke an der bekannten chinesischen Mauer und schaute bisweilen sehnsüchtig an derselben empor, kehrte aber stets mit einem Seufzer wieder zu seinen Stöcken zurück. O wie wonnig und warm war es hier oben! Es war, als ob die Sonne gerade hierher ihre heißesten segensvollen Strahlen warf, um dem alten Mann einmal eine recht glückliche Stunde zu verschaffen. Jeremias erhob seine Augen zum Himmel – hatte er ihn wohl schon je so goldklar und rein gesehen? Hei! wie lustig zwitscherten die Vögel, – ja, das konnten sie jetzt noch thun, noch verdroß es den alten Winzer nicht, aber wenn die Trauben erst schwellen und süß wurden, dann war er kein Vogelfreund mehr, dann ging er sogar mit geladenem Mordgewehr auf und ab, dann zog er seine gefährlichen Netze und stellte alle möglichen Kunstgriffe an, um die naschhaften ungebetenen Gäste fernzuhalten.

Jeremias war heute so lustig, daß er mit den kleinen Vögeln gespielt hätte, wenn er mit ihnen um die Wette

hätte fliegen können; ach! und seine Brust war ihm dabei auch so leicht, daß er mit Wollust die reine warme Luft einsog, die hier zwischen den Weinstöcken lind auf- und abfächelte.

Endlich aber wurde er etwas müde und zog sich auf eine kleine Steinbank zurück, die mitten im Weinberg und auf der höchsten Stelle desselben stand und von wo aus er so ziemlich sein ganzes Gebiet überblicken konnte. Er nannte diese Bank seinen Pavillon, obwohl nichts von einem solchen zu sehen war. Und hier saß er gern allein, wie auf seinem Denkerstuhl, denn hier besuchten ihn nur gute Einfälle, weil er nie hierher ging, wenn es schlecht Wetter, also sein Herz voll Sorgen war.

So ließ er sich denn auch heute in seinem Pavillon nieder, rieb sich vergnügt die Hände und sagte, nach seiner alten Gewohnheit wieder in einen lauten Monolog übergehend:

»Ja, nun glaube ich es ganz bestimmt: es wird ein gutes Jahr, und ach! Du lieber Gott, ich kann es recht sehr gebrauchen. Hoffentlich verkaufe ich nun meinen 57'er bald und dann ist Platz für etwas Frisches und Gutes vorhanden. Ach, wenn ich doch mehr solche Lagen hätte, wie diese hier! Nur das kleine schmale Stück möchte ich noch haben, wo diese – diese chinesische Mauer steht, dann wäre ich geborgen. Hm! da oben gedeiht ein süperbes Gewächs, das muß wahr sein, und es ist noch besser, als mein bestes, was viel sagen will. Ja, was manche Menschen doch glücklich und reich gesegnet sind! Das haben wir gestern erst gesehen. Man kann ganz verdutzt

werden, wenn man seine Nase zum ersten Mal in solchen Glanz steckt. Den Teufel auch! Dieser Herr Holländer muß noch viel reicher sein, als ich mir früher gedacht habe. Der hat mehr holländische Dukaten als ich Pfennige habe. Ach ich! ich bin nur ein armer Hund gegen solchen Kerl und nehme in Demuth meine Mütze vor ihm ab, obgleich ich nicht glaube, daß er verlangt, daß ich vor ihm zu Kreuze krieche – da ich doch auch ein freier Mann und Grundeigenthümer bin –«

Hier unterbrach ein aus vollem Herzen schallendes Lachen den immer lauter gewordenen Monolog und eine heitere, wie aus den Wollen herabtönende Stimme rief unmittelbar über dem in seinem Pavillon sitzenden alten Mann:

»Nein, mein lieber Herr Heiduck, ich glaube nicht, daß Herr van der Flühe das von Ihnen verlangt, und wenn je Einer, so erkennt gewiß er Ihre Freiheit und Selbstständigkeit an. Aber nun guten Morgen – hier bin ich, hier oben!«

Jeremias war bei den ersten Worten aufgesprungen und hatte sich rings umgeblickt, mit einem höchst erstaunten Gesicht, daß er so unvermuthet belauscht worden war. Endlich erkannte er die Stimme des Bauaufsehers und fand den Platz, wo derselbe saß oder stand. Es war dies einer der kleinen Balcone, die auf der Mauer angebracht waren und zu denen eine von außen und von unten nicht sichtbare Treppe innerhalb derselben hinaufführte.

»Guten Morgen!« wiederholte die Stimme, und das gemüthliche Gesicht des sich von der Mauer herabbeugenden Bauaufseher's lächelte den alten Mann freundlich an, während sein mit dem breitrandigen Strohhut bedeckter Kopf anhaltend nickte.

»Ah, Sie sind's, Herr Bangnus?« rief Jeremias Heiduck, einige Schritte von der Mauer vortretend und sein kupferrothes Gesicht nach dem Manne oben wendend. »War mir's doch, als hörte ich eine Stimme vom Himmel rufen! Ach, ich wünsche auch Ihnen einen guten Morgen; das ist ein prächtiger Tag, nicht wahr?«

»Gewiß ist er es – aber ich heiße Magnus, doch das thut zur Sache nichts. Sie betrachten wohl Ihren Wein, he? Nun, wie steht es denn damit?«

»Prächtig, prächtig, mein Lieber, und wir können die schönsten Hoffnungen hegen. Das macht mich ganz glücklich. Aber wie ist es denn mit Ihnen da oben – sitzen Sie auf der Mauer oder schweben Sie in der Luft?«

»Ich sitze oder stehe ganz nach Belieben auf einem sehr bequemen Balcon, von wo aus ich Ihren ganzen Weinberg überschauen und jede Traube darin wachsen sehen kann.«

»Hm, ja, ich merke es – der Balcon liegt gerade über meinem Pavillon – das ist artig.«

»Ich sehe ja keinen Pavillon – wo ist er denn?«

»Nun, die Bank da nenn' ich so, weil es mir gerade so gefällt.«

»Oho, das ist auch artig,« entgegnete lächelnd der Bauaufseher, »und Sie haben sich keine üble Stelle zum Bau

Ihres Pavillons gewählt, der ein hübscher Beobachtungsposten ist.«

»Nun, die Vollkommenheit des Ihrigen da oben erreicht er nicht, aber für mich ist er ganz gut so. – Doch, um wieder auf den Wein zu kommen – haben Sie oben noch viel Vorrath vom 57'er? Sonst kann ich damit dienen.«

Des Bauaufsehers gutmüthiges Gesicht verzog sich anfangs zu einem ironischen Lächeln, dann aber wurde es gleich wieder ernst und er entgegnete:

»Was die Weinvorräthe hier oben betrifft, so weiß ich davon so gut wie gar nichts. Das schlägt ja, wie Sie wissen, nicht in mein Fach. Indessen, denke ich, wird der alte Herr, der an so Vieles gedacht hat, auch für einen guten Vorrath im Keller gesorgt haben.«

»Hm, das glaube ich auch. Sagen Sie, ich bin ein wenig dabei interessirt – haben sich schon Käufer bei ihm wegen des 57'er gemeldet?«

»Auch davon weiß ich kein Wort und ich bekümmere mich auch nicht darum. Doch – um von etwas Anderem zu reden – ist Ihnen denn das Bergsteigen gestern gut bekommen?«

»O ja, mir bekommt, so zu sagen, Alles gut. Ein so oft zusammengeleimter Invalide, wie ich einer bin, widersteht allen Stürmen des Lebens, wie ein altes Gemäuer aus der Römerzeit. Regen und Sonnenschein, Wind und Wetter, wie es der liebe Gott schickt, haben mir nichts mehr an.«

Der Bauaufseher sah den alten Mann bei diesen Worten mit einiger Verwunderung an, als verstehe er ihn nicht recht oder als glaube er, derselbe verwechsle die Begriffe, wie er auch die Namen verwechselte.

»War denn Ihr gestriger Besuch auf dem Lerchenfels in irgend einer Weise mit einem Sturm zu vergleichen?« fragte er.

»Nun, das gerade nicht, ich meine nur so. Aber das Bergsteigen allerdings mag der Teufel holen und wenn es auf mich dabei ankäme, würde ich es gern ein für alle Mal der jüngeren Generation – ich glaube, die Gelehrten sagen *Generatio aequivoca* überlassen.«

Jetzt lachte der Bauaufseher, der bisher seine ernste Miene möglichst beibehalten, laut auf. »Ja,« sagte er, »die Gelehrten gebrauchen wenigstens diesen Ausdruck bisweilen – indessen, da Sie gerade von der jüngeren Generation sprechen, so können Sie mir wohl sagen, ob die Damen gestern mit Ihnen gut nach Hause gekommen sind?«

»O ja, das kann ich Ihnen ganz genau sagen, Herr Langmuß – na, zum Donner, war es denn auch so nicht richtig? Sie lachen ja schon wieder!«

»O, o, es war ganz richtig, so ziemlich wenigstens. Sonst können Sie aber auch Magnus sagen, wenn es Ihnen keine *große* Mühe macht.«

»Ach so, ja, ja, Magnus hieß das verfluchte – ich wollte sagen – das so schwer zu behaltende Wort. Nun aber will ich es mir auf Ehre merken. Magnus! Magnus! Hm!«

»Ich glaube auch, daß Sie es nun behalten werden. Doch Sie wollten mir sagen, wie den jungen Damen die gestrigen Strapazen bekommen sind.«

»Ja so –! O, die junge Welt weiß in dieser Beziehung nichts von Strapazen. Und was die jungen Damen von gestern betrifft, die wären noch stundenlang wie die Ziegen herumgeklettert.«

»Siehen Sie vielleicht mit denselben in einem verwandtschaftlichen Verhältniß,« fragte der Bauaufseher halb ernst, halb scherzhaft weiter, »daß Sie in so vertraulicher Weise von ihnen reden?«

»Ich? In verwandtschaftlichem Verhältniß? Daß ich nicht wüßte! Oder nein, gerade herausgesagt, nein, leider nicht; aber ich gäbe mich gern dazu her, ihr Onkel oder Großvater oder so etwas Aehnliches zu sein. Es sind ganz allerliebste Dinger, nicht wahr? Besonders die rothbäckige mit den lustigen Augen, die Natalie, he?«

»Sie sind alle ganz hübsch,« erwiderte der Aufseher, dann aber wurde er mit einem Mal sehr ernst und fuhr fort: »Ich habe zu meiner Verwunderung gehört, daß die drei Damen nicht Schwestern sind; wofür ich sie anfangs hielt.«

»Nein, Schwestern sind sie nicht und doch alle von einem Stamm, und der alte Stamm grünt und blüht noch, der ist von guter Art. Sie leben bei ihrer Großmutter, der Professorin Graach in Lerchendorf.«

»In Lerchendorf! Das heißt, in dem hübschen Hause hinter dem Rosengarten an der Landstraße, nicht wahr?«

»Nun ja freilich, da wohnt die vortreffliche Frau, meine liebe Herzensfreundin.«

»Ich habe mir das Haus öfters angesehen, wenn ich dort vorbeigegangen bin,« fuhr der Bauaufseher nach einigem Besinnen fort. »Es ist sehr hübsch und mit vielem Geschmack erbaut. Danach muß die Frau Professorin eine wohlhabende Frau sein – nicht wahr?«

Jeremias Heiduck verzog sein Gesicht zu einer Miene, die etwas Bedenkliches an sich hatte, als wagte er sich nicht recht mit der Sprache heraus. »Nun, so so,« sagte er mit den Armen und Fingern lebhaft gestikulierend. »Wie man es nehmen will – sie hat gerade ihr Auskommen, wie man zu sagen pflegt. Aber das Haus hat sie sich nicht mit ihren Mitteln erbaut. Bewahre! Das haben ihre braven Söhne gethan, um ihr ein warmes Nest für ihren Lebensabend zu bereiten. Wissen Sie – man spricht nicht so ganz gern von Dergleichen. In jeder Familie giebt es ja so irgend ein Häkchen, was krumm ist – und die Frau Professorin kann ein Wort darüber mitsprechen, die hat sogar einige ganz tüchtige Haken in ihrer Familie gehabt.«

»So!« sagte der Bauaufseher mit der Miene aufrichtigen Bedauerns. »Ja, ja, das kommt wohl dann und wann vor. Doch lassen Sie uns lieber hiervon abrechnen, mich gehen diese Familienverhältnisse nichts an und es ziemt sich auch nicht danach zu forschen – nicht wahr?«

»Ganz gewiß!« rief Jeremias mit nickendem Kopf hinauf, »und ich plaudere auch nie davon. Sie haben Recht,

es ziemt sich nicht. Doch es schien mir, als wollten Sie noch etwas Anderes – bemerken –«

»Ja! sagen Sie mir doch, lieber Herr Heiduck – es war gestern noch ein viertes junges Mädchen in der Gesellschaft –«

»Nun natürlich,« unterbrach den langsam und bedächtig Redenden Jeremias, »die Bettina war die vierte und die haben Sie gewiß nicht übersehen, da Sie ja gerade mit ihr den Lerchenfels emporgeklettert sind.«

»O, wer kann ein solches Wesen übersehen: Herr Heiduck! Ich hielt sie bis dahin für die Schwester der anderen Damen –«

»Na da haben Sie sich gewaltig geirrt – *error loci*! Sagen nicht so die Gelehrten? Hm! Nein, die Bettina ist die Schwester von Niemandem und nur die Tochter ihrer Mutter.«

»Das läßt sich begreifen. Also sie hat eine Mutter?«

Jeremias nickte wieder bedeutungsvoll mit dem Kopfe und sagte: »Versteht sich, und was für eine Mutter! Die sollten Sie sehen! Das ist eine prächtige Frau! Das wahre Blümchen Wunderhold! Und das sind sie eigentlich alle Beide, denn die Mutter ist fast noch so hübsch wie die Tochter – nach meinem Geschmack wenigstens, und Beide sehen sich auch ähnlich, wie zwei Veilchen oder wie ein Wassertropfen dem andern – sagen nicht die Dichter so? Nun ja.«

»Was Sie da sagen, interessirt mich sehr,« erwiderte der Bauaufseher, auf dessen Gesicht jetzt keine Spur von Lächeln mehr zu bemerken war. »Wie heißt denn diese

Mutter mit Namen?« fragte er weiter und dabei hüstelte er leicht auf und räusperte sich wie ein Mensch, der sich die Stimme klar machen will.

»Na, das habe ich ja schon gesagt,« erwiderte Jeremias – »sie heißt eben Wunderhold, Frau Wunderhold –«

»Wunderhold? So. Nun, das ist ein sehr passender Name, für das junge Mädchen wenigstens, denn die war wirklich wunder hold.«

»Na, ob sie das ist! und eben so ist die Mutter, obgleich sie nur eine arme Wittwe ist.«

»Arm? Und Wittwe?« rief der Bauaufseher, voll wirklicher Theilnahme. »Wie lange ist sie denn schon Wittwe und ist sie wirklich arm?«

»Ach Gott, das ist eine lange Geschichte, lieber Herr! Wittwe ist sie, glaube ich, schon sechszehn oder siebzehn Jahre und sie hat also ihr Kind so lange allein ernähren müssen. Ihr Mann war nämlich mein Vorgänger im Besitz von Wingertsspring und starb sehr plötzlich. Als Gott nun den Schaden besah, wie man zu sagen pflegt, da war nur wenig baare Münze vorhanden und desto mehr Schulden. Na, da wurde ihr denn das Gut über dem Kopfe verkauft, und ich – ich war der Glückliche, der es erstand. Da zog denn die arme Frau nach Neuwied und ernährte sich und ihr Kind dadurch, daß sie reicher Leute Kindern Unterricht gab. Klug genug ist sie dazu. O, sehr klug und Jedermann kann von ihr viel lernen. Na, herzlich sauer mag es ihr geworden sein, aber sie hat sich keine Mühe verdrießen lassen und hat immer darauf los geschulmeistert. Das hat ihr denn manche Freunde verschafft und auch

ich bin einer davon, und so hat sie sich ehrlich durch die Welt gebracht.«

»So, so!« sagte der Bauaufseher nachdenklich und blickte nach der Gegend von Neuwied hinüber. »Wohnt sie denn noch in Neuwied?« fragte er dann plötzlich.

»Ei nein! Wie käme denn sonst ihre Tochter hierher? Denn von der trennt sie sich nie. Jetzt wohnt sie hier – in meiner nächsten Nähe. Da – sehen Sie – das kleine Haus hinter den Linden da unten – Sie können von dort oben gewiß ein Stück von dem grauen Schieferdach sehen, nicht wahr?«

»Ja – ich sehe es!« sagte der Bauaufseher leise, unverwandt in die angedeutete Richtung starrend. »Aber nun weiter!«

»Je nun, in dem kleinen Hause wohnt sie jetzt und das ist Alles, was sie von ihres Vaters und Mannes Vermögen behalten hat.«

»Wie lange wohnt sie schon da?« fragte der Bauaufseher, der wieder hüstelte, als ob er sich auf seiner Warte den Schnupfen geholt.

»O, erst seit wenigen Tagen. Im Sommer hat sie nur wenig in Neuwied zu thun, da sind die Leute auf Reisen; aber im Herbst zieht sie wieder hin. Jetzt ist sie auf meine Bitten hierher gekommen, denn ich habe sie gern in meiner Nähe und bin – auf Ehre! – ihr Freund.«

Der Mann auf dem Mauerbalcon sah den so einfach und schlicht Redenden mit einem seltsamen Ausdruck

an. Ueber sein feines Gesicht schien ein goldener Schimmer, ähnlich dem aufblitzenden Sonnenstrahl, zu leuchten. Dabei nickte er dem alten Manne wohlgefällig zu und schüttelte mit einer eigenthümlichen Bewegung die Hand gegen ihn.

»Können Sie mir vielleicht sagen,« fragte er dann nach längerem Nachdenken, »wie der Vorname der Frau Wunderhold ist?«

»Ihr Vorname? O ja, das müßte ich eigentlich wissen und weiß es auch. Na, warten Sie 'mal – zum Teufel, was habe ich doch für ein schlechtes Namengedächtniß! Ei, mein Gott, ich habe ja doch ihren ganzen Namen unter der Verkaufsschrift gelesen und später oft genug gehört – Hm! Ja! Halt, halt – da habe ich ihn – ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht – Suse hieß –«

»Sie wollen sagen: Susanna?« sagte der Bauaufseher, sich fast allzu kühn über die Brustwehr des Balcons lehrend, wie um besser zu hören.

»Na freilich wollt' ich das sagen – die Worte laufen mir nur manchmal über die Zunge, ohne daß ich sie halten kann. Ich glaube, das ist ein organischer Fehler an mir.«

»O das thut ja nichts!« erwiderte der Bauaufseher, der den gesprächigen alten Herrn mit immer freundlicheren Blicken ansah. »Aber sagen Sie mir noch,« fuhr er gleich wieder fort, »können Sie mir vielleicht noch Einiges über die frühere Vergangenheit der Frau Wunderhold erzählen? Ich interessire mich dafür – der lieblichen Tochter wegen.«

»Na, das verdenke ich Ihnen auch gar nicht – ich theile Ihren Geschmack darin. Aber über ihre Vergangenheit?« fuhr er langsam und sich mit der Hand durch seine buschigen Haare streichend fort. »O ja,« sagte er dann – »aber hören Sie, Herr, das ist eigentlich eine etwas faule Geschichte.«

»Wie so? Erzählen Sie dreist. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinen Mißbrauch mit Ihrer Aufrichtigkeit treibe.«

»Ach was Aufrichtigkeit! Ich spreche ja nur die Wahrheit. Und dreist bin ich genug, bei Gott, der Knoten steckt nämlich wo anders.«

»Wo steckt er denn?«

»Ei, ich weiß eben nicht viel von ihrer Vergangenheit. Gesprochen habe ich mit ihr niemals darüber, das können Sie wohl denken; und was ich so hie und da habe darüber munkeln hören, das habe ich fast ganz wieder vergessen.«

»Besinnen Sie sich, lieber Herr Heiduck, Etwas werden Sie doch wohl noch wissen.«

»Etwas! O ja! Und das sollen Sie hören. Wie ihr Vater hieß, das weiß ich auf Ehre nicht. Aber wo er wohnte, das weiß ich. Er wohnte auf Lerchendorf, wo jetzt die Professorin wohnt. Hm! Nun, dieser Vater soll ein sonderbarer Kauz gewesen sein. So eine Art stiller Wütherich – *Rolando furioso* nennen es, glaube ich, die Dichter, nicht wahr? Na ja, das war er, mit einem Wort, ein schlimmer Geselle, ein Hypochonder vom reinsten Wasser. Der soll seine arme Tochter ganz schrecklich gedrangsalt haben und

daß sie ihm nicht fortgelaufen ist, das zeugt eben für ihr edles Herz und ihre geduldige Demuth. Das arme Weib hat Mancherlei schon in ihrer Jugend erdulden müssen. Was, weiß ich freilich nicht, und Niemand spricht mehr davon, weil Niemand mehr hier lebt, der sie als Kind gekannt hat. So hat sie der Alte denn auch an den Mann gebracht – ›per Muß!‹ sagen die Russen. Der Wunderhold war nämlich – jetzt besinne ich mich – der Gläubiger des Alten auf Lerchendorf und der wollte durchaus die Susanna haben, die ihn *nicht* wollte. Aber da half ihr nichts, sie mußte. Kaum aber war die Heirath vor sich gegangen, da verkaufte ihr Vater sein verschuldetes Gut und zog zu ihr nach Wingertsspring. Na, das müssen angenehme Tage für das arme Weib gewesen sein. Zum Glück starb er bald und ein oder zwei Jahre später folgte ihm sein Schwiegersohn. So ist es, Herr, und nun habe ich Ihnen Alles gesagt. Ist es nicht merkwürdig, was manche Menschen für Schicksale haben?«

»Ach ja!« sagte der Bauaufseher, aus tiefster Brust aufseufzend, »die Schicksale der Menschen sind wunderbar, und wer immer vorher wüßte, wie die Fäden des Schicksalsnetzes sich in Zukunft verschlingen werden, der wüßte sehr viel. Wer hätte das nicht schon an sich selbst erfahren! Die arme Frau, Sie haben mich mit Ihrer Erzählung ganz warm gemacht, alter Herr, und ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Freundlichkeit und Aufrichtigkeit. Sie haben da ein schönes Stück Menschenleben mit wenigen Worten vor mir ausgebreitet. Es liegt eine tiefe Lehre für mich darin.«

»Was denn für eine Lehre?« fragte Jeremias mit einem naiven Ausblick zu dem fast traurig redenden Mann.

»Die Lehre, daß die Wünsche der Jugend eitel, die Hoffnungen auf die Zukunft übertrieben sind, und am Ende,« fügte er heiter lächelnd hinzu, »daß sie es eigentlich doch nicht sind.«

»Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen, lieber Herr Bagnus!« rief Jeremias hinauf. »Sie hätten eben so gut Hebräisch sprechen können, das verstehe ich auch nicht.«

»Und ich auch nicht, lieber Herr!« erwiderte der Bauaufseher mit seiner früheren Heiterkeit. »Nun aber müssen Sie mir noch Eins sagen,« fuhr er fort, »und dann muß ich an meine Arbeit, Ich habe eigentlich schon viel zu lange geplaudert, aber Sie plaudern so überaus interessant.«

»Bitte! Sehr obligirt, sehr! – Was wollen Sie denn noch wissen?«

»Nur das Eine und das wissen Sie bestimmt. Wie heißt das junge Mädchen, die Tochter dieser wundervollen Wittwe?«

»Oho! Das weiß ich allerdings und das vergesse ich nie, als ob ich sie über die Taufe gehalten hätte. Sie heißt Bettina!«

»Bettina! So! Nun, ich will das auch nicht wieder vergessen. Und nun danke ich Ihnen noch einmal und sage Ihnen den besten guten Morgen. Adieu, Herr Heiduck, auf Wiedersehen!«

»Adieu Herr – Herr –! Ah, er ist schon fort und das ist gut, habe ich doch trotz meines Ehrenworts seinen Namen schon wieder vergessen!« rief Jeremias in sich hinein. »Aber zum Teufel,« fuhr er im leisern Selbstgespräch fort, als er die Treppen des Weinbergs hinab und nach seinem Hause ging, »wie ist mir denn? Warum fragte der Mensch mich denn so aus, als wollte er mir die Seele aus dem Leibe locken? Ah, nun hab' ich's, bei Gott! Na, das ist eine schöne Geschichte! Der ist in die Bettina verliebt – soll mich der Teufel holen! Ja, ja, gestern erst hat es sich angesponnen und heute schon hat es sich entpuppt. Haha! Aber Du alter Graubart – da hast Du Dich doch verrechnet. Du hast nicht vermuthet, daß ich der Vormund dieser Bettina bin und daß ich ein Wort dabei mitzureden habe. Alter Jeremias!« unterbrach er sich, stand still und legte den rechten Zeigefinger an die Nase: »verplappere Dich nicht! Verliebt sein kann ja jeder Mensch in ein Frauenzimmer und dagegen hat kein Vormund etwas einzuwenden. Und ich nun einmal gar nicht, denn wenn ich« – er sah sich dabei nach allen Seiten um, ob ihn auch Niemand behorche – »denn wenn ich für jedesmal, wo ich verliebt war, eine Ohrfeige hätte erhalten sollen, dann hätte ich an beiden Seiten keine Backe mehr. Haha! Und zum Teufel, ich bin es noch, denn die Mutter Wunderhold – die hat es mir wirklich angethan – sie liegt mir schwer auf dem Herzen und wenn ich mich nicht vor dem Auslachen fürchtete, ich glaube, ich machte gleich heute noch einen dummen Streich. – Pfui Teufel! aber da kommt der alte Drachen, die Theodosia heran – na, die

schickt mir Gott, der Herr, in den Weg, um meine Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen.«

Bei diesen Worten schlug er eine andere Richtung ein, um seiner Haushälterin nicht zu begegnen, die nach dem Weinberg hinaufstieg, um einer Arbeiterin des Gutes einen Auftrag zu geben. Der alte Herr war so glücklich, ihr zu entkommen und ungefährdet erreichte er seine Wohnung, um sogleich in den Keller zu gehen und auf die lange den Hals austrocknende Plauderei eine Flasche 57'er folgen zu lassen, womit er sein zweites Frühstück würzen wollte.

#### SECHSTES CAPITEL. NOTH UND TROST.

Schon der nächstfolgende Tag war dazu bestimmt, das lebhafteste Interesse, welches die dem Lerchenfels zunächst Wohnenden bisher an dem Neubau des Schlosses und den Verhältnissen daselbst genommen hatten, von Neuem anzuregen und die neugierige Spannung, mit der man der Entwicklung längst erwarteter Ereignisse entgegen sah, noch bei Weitem höher zu treiben.

Es war ein etwas trüber, aber hinreichend warmer Tag, als um zehn Uhr Morgens, da Cornelia gerade im Rosengarten stand und ihrem Gärtner einige neue Anweisungen gab, eine herrschaftliche Equipage von Bonn her angerollt kam, die offenbar mit ihren leichtfüßigen Pferden dem Schlosse Lerchenfels zueilte. Auf dem Bock saß neben dem Kutscher ein Bedienter in einer geschmackvollen hellblauen Livree – die erste, die man einen dem neuen Herrn zugehörigen Diener tragen sah – und in der

leichten, eleganten Chaise selbst saß Herr Hugo van der Flühe, der Sohn des jetzigen Gutsbesitzers, Jeremias Heiducks gefährlicher Mann, und neben ihm ein ebenfalls jugendlicher Fremder, den man seinem äußeren Aussehen nach mit ziemlicher Gewißheit für einen Künstler halten konnte.

Als der Wagen am Rosengarten von Lerchendorf vorüberrollte, beugte sich Herr van der Flühe weit vor und blickte scharf nach dem Wohnhause hin. Sobald er aber Cornelia selber gewahrte, grüßte er außerordentlich höflich und freundlich und fügte einen Wink mit der Hand hinzu, der offenbar so viel sagen sollte als:

»Da bin ich wieder und jetzt werden wir uns ofter sehen – nur ein wenig Geduld!« Cornelia verstand auch diesen sie begrüßenden Wink ganz richtig und ihr Gegengruß war nicht minder freundlich. Nachdem sie sich verneigt, nickte sie dem Vorüberfahrenden, der noch lange zurückblickte, vertraulich zu, bis die rasch davonestürmenden Pferde einen weiteren Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen unmöglich machten.

Auch die Enkelinnen, die in ihren Zimmern oben am Fenster standen, hatten den zurückgekehrten Herrn gesehen und nun gab es wieder etwas Neues zu bereden und zu errathen, was am gestrigen Tage noch in nebliger Ferne gelegen hatte. Indessen, wenn ihre Neugierde einmal erregt war, was sich nun zuerst entwickeln würde, so sollte dieselbe bald noch auf eine stärkere Probe gestellt werden. Etwa eine Stunde später als die herrschaftliche Equipage erschien auf der Landstraße, ebenfalls von

Bonn her, eine ganze Reihe schwerbeladener und wohl verschlossener Möbelwagen, die von Handwerkern jederlei Art zu Wagen und zu Fuß begleitet waren. Den Schluß bildeten zwei offene Wagen, auf deren ersterem, einer Kalesche, vier Männer saßen, denen man es ansah, daß sie die Meister jener Handwerker sein mochten und nun ihrer neuen Pflicht erfüllung auf dem Lerchenfels entgegen gingen. In dem zweiten Gefährt, einer Art neumodischer *Char-à-banc* saßen außer dem Kutscher vier männliche und drei weibliche Diensthofen, von denen die ersteren sämtlich dieselbe Livree trugen, die man schon an dem Bedienten bemerkt hatte, welcher den jungen Herrn begleitete. Alle diese Wagen, eine unabsehbar lange Reihe bildend, fuhren langsam dahin und, vor Hünningen angelangt, lenkten sie in einen neuen Fahrweg nach dem Schlosse ein, dessen großes Thor heute weit offen stand, alle einließ, sich aber, sobald der letzte den Schutz der chinesischen Mauer erreicht, sofort schloß, um sich erst zwei Tage später wieder aufzuthun und die unterdeß geleerten Möbelwagen hinauszulassen, die nun im leichten Trabe nach Bonn oder Cöln zurückrollten, ohne indessen die vielen Männer wieder mitzunehmen, die sie von daher gebracht hatten.

Ja, da standen nun die guten Bewohner und Bewohnerinnen des kleinen Städtchens vor ihren Thüren auf den heute überaus lebendigen Gassen und schauten mit erschrecklich neugierigen Gesichtern nach dem hochgelegenen Schlosse empor; der Plauderei und des Schwatzens über das, was da oben hinter der weißen Mauer

und den undurchsichtigen Wänden des Schlosses voring, war kein Ende, und eben so wenig des Vermuthens und Errathens, ob denn nun jetzt schon auch der alte Herr selber gekommen sei und seine Residenz auf dem Schlosse aufgeschlagen habe. Auch über die Ameisenhätigkeit, die nun in den bisher leeren Räumen desselben sich entwickeln würde, gab man seiner Meinung Ausdruck, denn daß nun die Arbeit da oben ›losgehen‹ würde, um die vielen Gemächer bewohnbar zu machen und mit allem möglichen Luxus zu füllen, darüber konnte doch kein Zweifel mehr obwalten.

Die guten Leute hatten sehr richtig vermuthet und gerathen: die Arbeit da oben im Schlosse war wirklich ›losgegangen‹ und wurde mit einem Eifer betrieben, der den innern Trieb und Drang des jungen Herrn van der Flühe verrieth, um endlich mit Allem in Ordnung zu kommen und seinem Vater die längst ersehnte Wohnung zu bereiten. Werkthätige Hände waren jetzt genug in den schönen Räumen vorhanden und an der Anordnung und Leitung gebrach es nicht, denn die Freunde und Gehülfen Hugo van der Flühe's waren erfahrene und kunstfertige Männer, sie verstanden es aus dem Grunde, wie man ein herrschaftliches Schloß ausstatten und schmücken muß, und da sie schon lange im Stillen über jedes einzelne Zimmer nachgedacht, ihre Vorbereitungen etroffen hatten und die erforderlichen Dinge von dem reichen Besitzer längst beschafft und gesammelt waren, so ging ihnen die Arbeit leicht und schnell von der Hand, wenngleich die Vollendung ihrer künstlerischen Aufgabe, trotz der so

gut organisirten Hülfe, nicht nur Stunden, sondern sogar mehr Tage fortnahm, als die neugierigen Bewohner Hüningens es für möglich gehalten hatten. Denn mit den ersten Zufuhren seines Besitzes hatte der reiche Herr da oben noch lange nicht genug gehabt. Am Tage darauf kamen wieder neue Möbelwagen, die mit außerordentlicher Sorgfalt geleitet wurden, und sehr bald verbreitete sich das Gerücht, daß diese Wagen nur Gemälde und zerbrechliche Gegenstände enthielten, die nun auch allmählig an den für sie bestimmten Orten ihr Unterkommen finden sollten.

Endlich aber bemerkten die von Zeit zu Zeit neugierig emporblickenden Leute doch einen sichtbaren Fortschritt in der Ausstattung des Schlosses. An die Vollenendung des rechten Flügels schien man zuerst gegangen zu sein, wenigstens sah man hier, zumal wenn man sich eines flugs herbeigeholten Fernglases bediente, kostbare weiße und bunte seidene Vorhänge die Fenster bedecken. Wahrscheinlich sollte, so sprach sich wenigstens die einsichtsvollsten Beobachter aus in diesem Flügel der alte Herr und sein Sohn wohnen und ihnen mußten doch natürlich die Zimmer zu allererst wohnlich gestaltet werden.

Auch diesmal hatten diese guten Leute richtig gerathen. Die Herren van der Flühe, der Aeltere wie der Jüngere, wollten wirklich den besagten Flügel bewohnen und die Thätigkeit der damit Beauftragten richtete sich in den ersten Tagen hauptsächlich auf diesen Theil des Schlosses allein.

Hierbei glauben wir nicht verschweigen zu dürfen, daß nicht bloß die Bewohner von Hüningen neugierig und vermuthungsreich waren, nein, der verzeihliche Trieb, das Vorgehende mit eigenen Augen anzusehen, so weit es eben möglich war, und der unschuldige Drang, das nicht sichtbar Vorgehende zu errathen, hatte auch die Bewohner von Lerchendorf und Wingertsspring nebst Umgebung etwas angesteckt. Von letzterem Orte aus wenigstens wurde jedes Fenster im Lerchenfelder Schlosse mit unablässigem Eifer beobachtet. Jeremias stand fast den ganzen Tag mit einem Fernrohr, dessen Gehäuse ganz eigenthümlich construirt und von ihm selbst erfunden und ›gebaut‹ war, auf einer Stelle, vor der aus er das Schloß ziemlich genau übersehen konnte, und wenn er etwas ganz Ungewöhnliches und Neues entdeckte, begab er sich zu Frau Wunderhold – der ihm alle Tage lieber werdenden Nachbarin – und theilte es ihr mit, worauf er nie eher mit Bitten nachließ, bis Susanna und dann auch Bettina das ›vortreffliche‹ Fernrohr genommen und das Neueste und Ungewöhnliche mit eigenen Augen in Betrachtung gezogen hatten.

Daß die drei Cousinen aus Lerchendorf in diesen Tagen ihre Freundin Bettina viel häufiger besuchten als sie diese aufforderten, nach dem schönen Rhein und Rosengarten zu kommen, erscheint nicht besonders auffallend. War ja doch jetzt in Wingertsspring viel mehr als in Lerchendorf zu sehen, stand ja doch der kleine Rosengarten Susanna's gerade jetzt in vollster Blüthe und waren die

Erinnerungen an jenes ›klassische‹ Diner Jeremias Heiduck's und der Besuch auf Lerchenfels doch noch ganz frisch und neu, und da gab es ja natürlich noch so viel zu besprechen, zu verabreden und nebenbei zu kichern und zu necken, was an Ort und Stelle, oder wenigstens dem Orte des Ereignisses so nahe, viel mehr Reiz hatte, als wenn es in der Fremde abgehandelt worden wäre.

Doch nicht allein die drei jungen Mädchen wurden von einer wahren Leidenschaft, in Jeremias Heiduck's Nähe zu sein, geplagt, sogar die gute Großmutter Cornelia selbst langte sehr bald bei ihrer lieben Freundin, Frau Wunderhold, an und ließ es sich nicht verdrießen, durch das ›vortreffliche‹ Fernrohr nach dem Lerchenfels hinaufzublicken, namentlich wenn der gute Jeremias sich dazu hergab, das Glas in der richtigen Weise zu stellen und dabei seinen breiten Rücken als unbewegliches Postament darzubieten. Auch hörte die an sonstigem Wissen schon so reiche Frau Professorin recht gern den Berichten der jungen Mädchen und Jeremias' zu, die bereits die in dem Städtchen coursirenden Gerüchte aufgefangen hatten: daß der alte Herr van der Flühe allerdings noch nicht angekommen sei, daß er aber sobald Alles fertig, erwartet und daß dann ein großes Fest auf der neuen Burg stattfinden werde, um den befreundeten Nachbarn den Glanz und den Reichthum des Holländers zu zeigen, eines Reichthums, der weit über den eines Fürsten von Geblüt gehe, was man ja schon an den vielen Möbelwagen erkennen könne, die alle bis oben bepackt

und höchst vorsichtig verwahrt den Berg hinauf geschafft worden seien.

Bei solcher Beschäftigung und bei so stätig fortgesetzter Aufmerksamkeit vergingen allen mehr oder weniger dabei Betheiligten die ersten Tage ziemlich rasch und man fügte sich mit exemplarischer Geduld in die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Als jedoch allmählig sieben oder acht Tage vergingen und nichts kam oder geschah, was man zu erwarten berechtigt zu sein glaubte, zeigte sich doch einige Ungeduld auf den jugendlichen Gesichtern, zumal Niemand etwas Bestimmtes wußte, Niemand erfuhr, was da oben vorgehe und das alte Geheimniß mit noch viel strenger bewahrter Heimlichkeit als früher aus allen Gemüthern zu lasten begann.

Merkwürdig war es dabei, daß man in diesen Tagen keinen einzigen Schloßbewohner zu Gesicht bekam, weder den jungen Herrn, noch einen seiner Diener, die doch jetzt zahlreich genug auf Lerchenfels versammelt waren. Allerdings mochten offensichtlich von den daselbst begonnenen Arbeiten und Einrichtungen in Anspruch genommen sein und das wäre in der That die beste Erklärung ihres Unsichtbarbleibens gewesen. Früher, so lange der Bau dauerte, hatte man ja auch nur selten den einen oder anderen dienstbaren Geist in dem Städtchen erblickt, denn einige Diener hatten von dem Augenblick an auf dem alten Schlosse gehaust, wo es in den Besitz des unbekanntem Käufers übergegangen war. Zumal für die reichliche Verpflegung der Arbeiter war derselbe von Anfang an überaus besorgt gewesen, da er von Hause aus

den Befehl gegeben, daß kein Verwandter der angenommenen Arbeiter in den Schloßhof gelassen werden solle. So blieben selbst die Frauen und Kinder derselben davon ausgeschlossen, die sonst ihren Vätern das Essen auf den Bauplatz zu tragen pflegen. Nur Sonnabends Abends, nachdem sie, früher von einem Baubeamten, später von dem Bauaufseher Magnus, ihren Lohn empfangen, verließen sie den Bauplatz, um sich einen Tag im Kreise der Ihrigen aufzuhalten. So mußte denn wohl für die Beköstigung der vielen Leute auf dem Schlosse selbst gesorgt werden, und das war mit einer großen Umsicht und Liberalität geschehen. Nicht allein das ihnen verabreichte Essen, wie man vernommen, war vortrefflich, sondern auch der in den Kellern des alten Schlosses schon lange gepflegte und jetzt reichlich gespendete Wein war gut, und bei so zufrieden stellender Verpflegung konnten sich die Arbeiter schon den Zwang gefallen lassen, den man ihnen in der vorher angedeuteten Weise auferlegt.

Von den beiden Köchinnen nun, denen man nachsagte, daß sie ächte Holländerinnen seien und kein deutsches Wort verstünden, hatte in der Stadt niemals Jemand etwas gesehen; sie wirthschafteten ganz im Stillen, empfangen die abgeschlossenen Lieferungen der Bäcker, Metzger und Brauer aus Hünigen nie persönlich, sondern stets durch einen dazu besonders angestellten Beamten und kamen auf diese Weise eben so wenig mit anderen neugierigen Menschen in Berührung, wie der alte holländische Diener, der mit dem Bauaufseher zugleich eingetroffen und bis zu dem Augenblick dort geblieben war,

wo Herr Hugo van der Flühe erschien, der sich zur Bedienung seiner Person in höchst bescheidener Weise nur einen halberwachsenen Groom mitgebracht hatte.

Wenn nun so die neu angekommenen Diener, die mit den Möbeln und sonstigen Gegenständen zugleich eingezogen und die sämmtlich in der dortigen Gegend ganz unbekannte Leute waren; bis jetzt mit den im Thale wohnenden Nachbarn in gar keine Berührung kamen, so gelang es den letzteren noch weniger, in den Bereich der großen Mauer zugelassen zu werden, die für die Umgebung des Schlosses jetzt erst recht eine *chinesische* Mauer geworden war, und man blieb sogar in solcher Unkenntniß der vorgehenden Dinge, daß man nicht einmal bestimmt wußte, ob der alte Herr van der Flühe bereits eingetroffen sei oder nicht, und so war die Neugierde der mehr oder minder Betheiligten wohl verzeihlich, mit der sie die Augen nach dem schönen, von Neuem räthselhaften Schlosse erhoben und die Stunden zählten, bis die Pforte oben sich wieder öffnen und irgend eine Person oder wenigstens eine sichere Nachricht aus derselben hervorgehen würde.

Indessen auch diese Tage der Ungeduld und gespannten Erwartung sollten vorübergehen und der Morgen sollte endlich erscheinen, an welchem wenigstens die Personen, mit denen Hugo, van der Flühe zuerst in ein näheres Verhältniß getreten war, erfuhren, daß auf dem Schlosse alles vor der Hand Nothwendige vollbracht sei

und daß der unterbrochene Verkehr wieder aufgenommen und die so angenehm eingeleitete Bekanntschaft zu weiterer Entwicklung fortgeführt werden könne.

Allein bevor wir zu der Erzählung dessen schreiten, was von diesem Morgen an in Lerchenfels und Hüningen geschah, müssen wir noch einen Tag ausführlicher schildern, der jenem Morgen unmittelbar vorherging und Begegnisse herbeiführte, die für den Verlauf unsrer Erzählung wichtig sind, zumal sie zumeist eine Person betrafen, der wir von Anfang an unsre ganze Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Die gute Cornelia Graach war es, die an diesem Tage wieder auf eine sehr unerwartete Weise in Anspruch genommen werden sollte, und um so herber und unangenehmer ergriff das ihr Gemüth, als sie seit einiger Zeit in so süßer Ruhe und friedlich gelebt und die schweren Sorgen, die sie kurz vor ihrer Uebersiedlung nach Lerchendorf heimgesucht, wenn nicht für immer, doch wenigstens für einen längeren Lebensabschnitt überwunden zu haben glaubte.

Das schöne Wetter, welches bisher am Rhein geherrscht, so lange Lerchendorf seine sommerlichen Bewohner erhalten, war seit mehreren Tagen schon einem recht schlechten gewichen. Die Sonne hatte sich hinter düsteren Regenwolken verborgen und statt ihrer segensbringenden Strahlen waren Tag und Nacht anhaltende Wasserfluthen auf die Erde gefallen. Dabei wehte ein kalter Nordwestwind über den Rhein, der seine Wellen mit

Gewalt gegen das steinige Ufer warf, und das Rauschen desselben tönte bis in das herrschaftliche Haus hinauf.

Cornelia hatte dasselbe schon seit mehreren Tagen gar nicht verlassen und sich in ihrem Zimmer meist mit Lesen und Schreiben beschäftigt, während die eine ihrer Enkelinnen mit leicht erworbener Umsicht das Hauswesen leitete. Die beiden anderen Cousinen waren trotz Regen und Wind fast täglich nach dem kleinen Hause in Wingertsspring gewandert, um ihre Freundin daselbst zu besuchen und durch sie war der Verkehr mit der Umgebung von Lerchenfels ganz allein vermittelt worden.

An jenem Morgen nun war Cornelia etwas später als sonst aufgestanden und zu ihrem Leidwesen fand sie auch diesmal wieder den Himmel trüb und umwölkt und noch immer wehte derselbe Wind und rasselte derselbe Regen aus den Wolken, obgleich seine Hestigkeit allmählig etwas nachlassen zu wollen schien.

Eben als man das Frühstück eingenommen und die drei Mädchen sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, kam der Postbote aus Hüningen am Hause vorüber und gab einen Brief an Frau Professorin Cornelia Graach ab.

Letztere war, als sie denselben empfing, froh, allein zu sein, denn augenblicklich erkannte sie an der Handschrift der Adresse den Schreiber des Briefes. Es war wieder einmal einer ihrer unglücklichen Neffen, der sich an sie wandte, und der Inhalt seiner Zuschrift entsprach ganz den drei Mittheilungen, welche sie kurz vor ihrer Abreise nach Lerchendorf in Bonn empfangen hatte. Nur schrieb

der eine Neffe diesmal im Namen und im Auftrage seiner anderen Cousins und drang mit einem Ungestüm und einer Dreistigkeit in die geplagte Frau, sich ihrer bedürftigen Lage anzunehmen, die ein weibliches Herz eben so tief verwunden, wie zum Mitleid bewegen mußten.

Wenn die Frau Professorin Graach im Stande sei, einen reizend gelegenen Landsitz zu beziehen und daselbst in übermüthiger Schwelgerei zu leben, hieß es unter Anderm in dem, allen Respect vor der betagten Frau außer Acht lassenden Schreiben, so könne sich doch wenigstens die Tante ihrer hülfbedürftigen Neffen erinnern und ihnen von ihrem Ueberfluß einen armseligen Brocken abwerfen. Wolle sie durchaus, daß die Kinder ihrer Brüder verhungerten, nun, so solle sie ihre Meinung unumwunden aussprechen, und sie würden dann das Ihrige thun, um den bisher so geachteten Namen und die unangetastete Persönlichkeit der Verwandten an den wohlverdienten Pranger zu stellen. Bis jetzt hätten sie sich in Geduld gefügt und um eine Unterstützung gebeten; würde aber auch diesmal ihre Bitte nicht erhört, so würden sie zu bitten aufhören und als wirkliche Bettler sich an die Oeffentlichkeit wenden, um der Welt zu zeigen, wie eine so glänzend gestellte Frau sich über alle Menschlichkeit hinaus hartherzig gegen ihre Verwandten erweise und wie wenig sie die Achtung der Welt verdiene, die ihr bisher von Jedermann zu Theil geworden sei.

Cornelia las diese boshaften und herzlosen Worte mit einem Schmerz, wie sie ihn noch nie in ihrem Leben

empfunden. Sie war sich sehr wohl ihres mitleidigen Sinnes und ihrer weichherzigen Gutmüthigkeit bewußt, und nun wurde sie von Menschen geschmäht, denen sie schon Jahre lang so viele Wohlthaten erwiesen hatte, und die nicht die mindeste Rücksicht darauf nahmen, daß sie in ihrer jetzigen Lage durchaus nicht im Stande sei, ihren wärmsten Herzenswunsch zu befriedigen und ihren Verwandten zu helfen, wenngleich dieselben durch ihre eigene Verschuldung in ihre beklagenswerthe Lage gerathen waren.

Nein, sie konnte den frechen Bittstellern jetzt in der That nicht helfen, wenn sie nicht gegen sich selbst und gegen die ihr anvertrauten Kindeskindern unverantwortlich handeln wollte; sie konnte von ihren eigenen Mitteln nichts mehr abrechnen, wenn sie sich nicht selbst in Noth und Bedrängniß stürzen wollte, denn was sie einnahm, das brauchte sie bis auf den letzten Groschen für ihren eigenen Haushalt, und daß sie darin nicht verschwenderisch verfuhr, wie ihr vorgeworfen ward, konnte sie sich mit gutem Gewissen gestehen. O welche Qual und Pein war da mit einem Mal wieder über ihr schon so vielfach gemartertes Herz hereingebrochen! Wie wand und krümmte sie sich unter den so unverdienten Vorwürfen, wie zergrübelte sie sich hin und her, auf welche Weise sie dennoch diesmal dem harten Schläge ausweichen und dem Verlangen, dem Drohen, dem frechen Begehren der drei Taugenichtse nachgeben könne.

In solcher Bedrängniß war sie bis gegen Mittag in ihrem Zimmer, das sie, um Niemandem ihr von Thränen überfluthetes Gesicht zu zeigen, fest verschlossen, allein geblieben. Endlich aber sah sie ein, daß sie ihrem Schmerze Einhalt gebieten müsse und so hatte sie denn einen Entschluß gefaßt. Sie mußte Jemanden haben, dem sie ihren Kummer mittheilen, der ihr rathen oder gar helfen konnte, und wie man in der Noth, wenn man nichts Heilsameres hat, sich wenigstens hoffnungsvoll an ein mitfühlendes Herz anklammert, um daselbst einigen Trost zu finden, so beschloß sie gleich nach Tisch, mochte das Wetter sein wie es wollte, nach Wingertspring zu gehen und ihr Herz in den Busen der wackeren Frau Wunderhold auszugießen, der sie schon manchen Kummer ihres Lebens anvertraut hatte und bei der sie wenigstens Theilnahme und Trost zu finden gewiß sein konnte.

So zerriß sie denn kurz vor Tische, ehe sie sich ankleiden ließ, das Couvert des unheilvollen Briefes und steckte ihn selbst in ihre Briefftasche, die sie immer bei sich trug. Bei Tische selbst verhielt sie sich zur Verwunderung der Enkelinnen sehr schweigsam und blieb ungewöhnlich ernst. Natalie, die sich nach dem Grunde ihrer von der alten Heiterkeit so abweichenden Stimmung fragte, erhielt die wenig befriedigende Antwort, daß man sich heute nicht um sie kümmern solle. Sie befinde sich leiblich ganz wohl und es liege also kein Grund zur Besorgniß vor. Wenn sie etwas nachdenklich sei, so habe sie wohl einige Ursache dazu. Beim Lesen einiger alten Briefe, die

ihr in die Hände gekommen, seien trübe Erinnerungen in ihr aufgetaucht, aber das würde sich bald geben, sie wolle Nachmittags, da das Wetter sich etwas gebessert habe, allein nach Wingertsspring gehen und Frau Wunderhold und den alten Freund besuchen, die würden sie schon wieder aufheitern.

Diese Erklärung genügte der leichtgläubigen Natalie, nicht aber den anderen ernsteren Mädchen. Charlotte umfaßte die Großmutter liebevoll, küßte ihre Wange und sagte mit schmeichelnder Zärtlichkeit:

»Aber, Großmütterchem Du hast ja geweint – warum das?«

Da erhob Cornelia mit gewaltiger Willensanstrengung ihren ausdrucksvollen Kopf und sah mit ihren großen Augen die Fragende mit einem Blick an, der die ganze natürliche Heiterkeit ihres lauterer Gemüths widerspiegelte.

»Lottchen,« sagte sie mit würdevollem Ernst und doch lächelte sie ein wenig dabei, »wenn junge Leute weinen, so hat das in der Regel nicht viel zu bedeuten, der nächste kleine Windzug schon bläst die Wolken aus ihrem Herzen fort: wenn aber alte Leute eine Thräne in ihren Augen haben, dann ist der herrschende Windzug nicht mächtig genug, die Wolken ihrer Herzen zu vertreiben, sie haben also Grund zu tieferem Leid. Seid zufrieden, Kinder, daß Ihr noch in einem Alter seid, wo die Thränen blos Ausdruck eines augenblicklichen Gefühls sind; genießt Euer

Leben und macht Euch noch nicht mit den Kümmernissen Anderer vertraut. Sollt Ihr sie einmal haben, so kommen sie von selbst und lehren Euch das richtige Weinen. Darum seid heiter, Kinder, und seht, ich bin es jetzt auch wieder und der frische Windzug, der aus Eurer Liebe zu mir herüberweht, hat rasch die Wolken meines Herzens vertrieben.«

So recht mußte dies denn doch wohl nicht der Fall sein, denn Cornelia ging nach diesen Worten rasch aus dem Speisezimmer und begab sich in ihr Gemach, wo sie zwei Stunden verweilte und erst zur Kaffeezeit wieder zum Vorschein kam. Jetzt schien sie ihren Kummer bezwungen zu haben, denn sie sah heiter und frisch wie immer aus; indessen lehnte sie der Enkelinnen Anerbieten ab, sie nach Wingertsspring zu begleiten, und begab sich gegen fünf Uhr auf den Weg, um ihren Vorsatz auszuführen.

Bei dem voraussichtlich nassen Wege hätte Cornelia auch fahren können, ihr standen ja zwei jetzt wieder gesunde Pferde und ein leichter Korbwagen zu Gebote, allein dazu war sie aus doppelten Gründen nicht aufgelegt. Einer Frau, die so arm war, daß sie, wie sie sich selbst sagte, nicht mehr im Stande wäre, ihren bedrängten Verwandten beizustehen, kam es nach ihrer Meinung nicht zu, hoch zu Wagen auf der Landstraße einherzurollen. Schon der Gedanke, daß einer ihrer um ein Almosen bittenden Neffen sie in solchem Prunk sehen könne, regte ihr Herzblut auf und sie hätte sich vor sich selber

geschämt, wenn sie nicht die Kraft gehabt, der so nahe liegenden Versuchung widerstehen zu können.

Sodann aber war sie auch zu unruhig und aufgereggt, um wieder sitzen zu können und in träger Bequemlichkeit sich von einem Orte zum andern bringen zu lassen. Nein, sie wollte, sie mußte sich eine Bewegung machen; dabei waren die sie quälenden Gedanken leichter zu beherrschen, da war ihre Phantasie, einen Ausweg aus dem sie umgebenden Labyrinth zu finden, regsamer und da arbeitete ihr Körper zugleich mit dem Geiste in geselliger Thätigkeit, und das mußte den einen sowohl wie den andern das vorgesteckte Ziel leichter erreichen lassen.

So trat sie also, mit festem Schuhwerk und einem Regenschirm versehen, ihren Weg langsam an und schon nach wenigen Schritten, sobald sie die letzten Häuser des Dorfes hinter sich gelassen und nun im Freien war, fühlte sie, wie recht sie gethan, und wie wohlthätig ihr die Bewegung in der frischen Luft sei.

Das Wetter hatte sich wirklich sehr zum Besseren geneigt. Der Regen hatte schon seit Mittag aufgehört und der Himmel war wieder klar und blau geworden. Nur vor ihr im Süden zeigte sich noch ein dicht zusammengeballtes graues Gewölk, aber das hatte der Wind schon vor ihr hergetrieben, sie brauchte es also nicht zu fürchten. Nur der Rhein konnte sich noch immer nicht beruhigen. Er warf noch ziemlich starke Wellen auf und ließ an seinen Ufern, wenn sie dagegen schlugen, ein gewaltiges Rauschen vernehmen. Cornelia liebte diese natürliche Musik und gerade heute stimmte sie mit der Bewegung ihres

Innern überein. In ihr rauschte und tobte es ebenfalls, auch in ihrem Herzen wollte sich die aufgewühlte Woge nicht beruhigen und mit einer selten gefühlten Sehnsucht schritt sie dem kleinen Hause unter den Linden entgegen, um – ja, sie wußte es, daß sie es heute that – um an Susanna's Busen zu sinken und sich vor ihr – vor ihr allein so recht das volle Herz frei zu sprechen.

Allein der Mensch in Cornelia's augenblicklicher Lage denkt in der Regel nur an die Erfüllung seines Wunsches, seiner Sehnsucht, an das Gelingen des festgestellten Plans; an ein Fehlschlagen desselben, also an eine Enttäuschung denkt er leider nur selten.

Auch Cornelia sollte es heute so ergehen und die erste Enttäuschung ward ihr schon vor dem kleinen Hause zu Theil, noch ehe sie einmal seine gastliche Schwelle erreicht hatte.

Friedlich und still wie immer lag das Häuschen in seinem Blumengarten und in den beiden laubreichen Lindenkronen zwitscherten bei dem klaren Sonnenschein wieder die Vögel, die ihre munteren Stimmen so lange geschont hatten. Ein süßer, wohlthuender Duft stieg aus den Rosen, den Reseda's und Levkojen auf und begrüßte schon aus der Ferne die nahende Freundin. In dem kleinen Garten selbst war so eben eine alte Frau vom benachbarten Gute beschäftigt, die durch den langen Regen beschädigten Blumen wieder aufzurichten und die gelösten Bänder zu befestigen. Cornelia kannte diese Frau und begrüßte sie freundlich, worauf sie fragte, ob Frau Wunderhold oder ihre Tochter zu Hause sei.

»Nein, Madame,« erwiderte die Alte, »sie sind Beide nicht zu Hause, und kommen auch vor dem späten Abend nicht wieder. Ein Wagen aus Hammerstein, wo eine Familie eingetroffen ist, die Frau Wunderhold wiedersehen wollte, hat schon vor Tisch Mutter und Tochter geholt. Das hab' ich gehört, als es bestellt ward, und eine Stunde darauf stiegen Beide in den Wagen und fuhren davon.«

Cornelia hatte diese Abwesenheit Susanna's heute bei diesem Wetter nicht im Entferntesten erwartet, da es ja nicht der Tag war, an welchem dieselbe, um Unterricht zu geben, nach Neuwied fuhr, was zweimal in jeder Woche geschah. So wurde sie von dieser Mittheilung eben nicht angenehm überrascht. Sie stand einen Augenblick still und warf einen wehmüthigen Blick auf das verlassene Häuschen, von dessen friedlicher Einwirkung sie sich heute so große Dinge versprochen hatte.

Endlich aber sah sie ein, daß die Sache nicht zu ändern sei und so bestellte sie der Frau die herzlichsten Grüße an Frau Wunderhold und trat dann mit etwas langsamerem Schritt den kurzen Weg nach dem Gutshofe an.

O ja, Jeremias Heiduck war ihr ein recht lieber Freund, aber Susanna Wunderhold konnte er ihr in mancher Beziehung doch nicht ersetzen. Das hatte Cornelia nie so wie in diesem Augenblick gefühlt. Dennoch beschloß sie den alten Mann zu besuchen, ihm, wenn sie ihn dazu gestimmt fände, ihre Noth zu klagen und möglichen Falls sich auch einen Rath von ihm zu erbitten.

Als Cornelia sich in diesem neuen Entschluß festgesetzt hatte, ging sie mit ruhigerem Gemüth dem Gutshofe entgegen, ohne alle Ahnung, daß sie auch hier, obwohl Jeremias zu Hause war, eben so wenig in ihrer Angelegenheit ausrichten würde wie bei Susanna Wunderhold.

Als sie in das ungemüthliche Haus eingetreten war, ließ sich Niemand sehen, der sie hätte anmelden oder ihr nur Mittheilung machen können, ob der Herr daheim sei. So ging sie denn vertrauensvoll auf die Thür des Zimmers zu, in dem Jeremias sich am häufigsten aufhielt, seiner Wohnstube, und klopfte leise an. Aber schon die Stimme, mit der das übliche ›Herein!‹ gerufen wurde, klang ihr nicht gerade sehr ermuthigend und rasch trat sie ein, um die Ursache zu ergründen, die des guten Jeremias Stimme heute so weich und schwach gemacht hatte.

Aber da sah und hörte sie bald Alles, was ihr zu wissen nothwendig war, um sich auch hier einen Fehlgang vorauszusagen. Jeremias Heiduck lag auf seinem bequemsten Stuhl bei geschlossenen Fenstern – ein sehr seltener Vorfall –, mit einem warmen Schlafrock bekleidet und hatte das heute am meisten leidende Glied seines Körpers, seinen podagrischen Fuß, auf einen herangerückten dreibeinigen Schemel gelegt. Im Uebrigen sah Alles im Zimmer wie sonst aus, nirgends und in nichts war für die Bequemlichkeit des alten Mannes gesorgt und nie wie heute hatte seine wüste Umgebung einen so betrübenden und niederschlagenden Eindruck auf Cornelia gemacht.

Ein Blick auf das Gesicht des lang auf dem harten Stuhl Liegenden belehrte die kluge Frau, daß ihr alter Freund

zugleich körperlich leidend und in geistiger Unbehaglichkeit und übler Laune sich befinde. Dennoch heiterte es ihn sogleich etwas auf, als er die Freundin an seinem Krankenkager erscheinen sah und ihr freundliches Auge wie ein belebender Sonnenstrahl ihn anlächelte.

»Meine liebe Frau Professorin,« rief er ihr entgegen und streckte ihr beide Hände hin. »Sie kommen heute zu mir, bei dem schlechten Wetter? O, Sie schickt mir ein guter Engel in's Haus und nun – nun fühle ich mich schon wieder ganz leicht in dem schweren Herzen.«

»Aber mein lieber alter Herr,« begann Cornelia ihre Anrede, »was giebt es denn? Sie sind wirklich krank?«

»O, o, das hat nicht so viel zu sagen,« erwiderte Jeremias, bitter lächelnd, »das ist nicht die Hauptsache, liebe Frau, und wird bald vorübergehen. Das Bischen Podagra in dem alten steifen Knochen da unten hält nie lange an. – Aber kann es denn eigentlich auch anders sein?« fuhr er unmuthiger fort. »Haben Sie schon je in diesem Monat am Rhein ein so anhaltend böses Wetter gehabt? O, liebe, liebe Frau Professorin, und gerade in die Zeit der beginnenden Blüthe fällt dieser unselige Regen und nun sind wieder meine Hoffnungen auf ein gutes Weinjahr vernichtet. Das ist es, was mich am tiefsten niederbeugt und am bittersten schmerzt – ist es nicht schändlich, wie? Und gerade nachdem das Wetter sich erst so günstig anließ und unsre Hoffnung – wie den Hund hinter dem Ofen – aus dem Herzen hervorgelockt hat, wie?«

Cornelia konnte bei diesem Ausbruch übler Laune kaum ein leises Lächeln unterdrücken, das sie unwillkürlich überkam; sie strich dem alten Patienten mit ihrer weichen weißen Hand sanft durch das üppige Haar und versetzte mit milder, herzlicher Stimme:

»Nicht vor der Zeit verzagt, mein Alter, es kann noch eine ganz gute Erndte geben und angesetzt haben die Stöcke ja reichlich. Sehen Sie doch, die Sonne scheint schon wieder und es ist auch schon recht hübsch warm geworden. Da wird denn der Regen bald vergessen sein, der Blüthe hat er noch nicht geschadet, denn die war ja eigentlich noch nicht da.«

»Oho! bei mir doch schon etwas, liebe Frau, aber – Sie sprechen wie ein Engel aus den Wolken zu mir. O mein Gott, was ist das für eine himmlische Sprache! Wer die öfter hören könnte! – Also wie, die Sonne scheint – ach ja, ich sehe es jetzt auch – und es ist auch schon wieder warm geworden? O, dann darf ich ja wohl wieder meine Fenster öffnen, nicht wahr?«

Cornelia, um dem alten Mann den Willen zu thun, da sie ja wußte, wie sehr er sich stets nach frischer Luft sehnte, stand auf, ging zum Fenster und öffnete einen Flügel. Dann kehrte sie lächelnd zu dem Kranken zurück und sagte:

»Nur ein halbes für heute, lieber Freund; so lange das Podagra anhält, müssen Sie sich in Acht nehmen. Sind die Schmerzen denn groß?«

»Ach Gott, das eben nicht!« klagte Jeremias. »Aber sehen Sie, es kommt bei mir immer alles Unheil auf einmal

angezogen – das heißt Sie ausgenommen, denn Sie gehören natürlich nicht dazu. Im Gegentheil, es ist mir ein wahrer Trost, daß Sie gerade heute erschienen sind und ich hatte mir schon vorgenommen, mir bei Ihnen Rath zu holen.«

Cornelia seufzte, indem sie dachte, daß ja dieselbe Absicht sie zu dem alten Manne getrieben; aber sie war auch zartfühlend genug, um einzusehen, daß sie ihm heute nicht mit ihren Klagen kommen dürfe, da er schon genug an seinen eigenen Beschwerden zu tragen habe.

»Was für einen Rath wollen Sie denn von mir haben?« fragte sie theilnehmend und setzte sich in ihrem eisernen Lehnstuhl zurecht, da sie nun schon aus Erfahrung wußte, daß jetzt ein langes Klagelied angestimmt werden würde, obwohl sie nicht im Mindesten darauf vorbereitet war, welchen Text es betreffen würde.

»Ach Du lieber Gott,« sagte er, die Hände vor seinem dicken Bauch faltend und die wässrigen gutmüthigen Augen zum Himmel aufschlagend, »es wird alle Tage ärger und unerträglicher in der Welt. Ja, weiß es der liebe Gott, wo die schlechten Menschen und die schlechten Zeiten herkommen! Ich sehe alle Tage mehr ein, ein wie armer und beklagenswerther Teufel ich bin. Meine Verhältnisse werden immer mißlicher, denn die Ausgaben wachsen und die Einnahmen vermindern sich. Meinen Sie nicht auch, daß es so ist?«

Cornelia seufzte schwer auf und sagte: »O mein lieber Freund, es giebt noch viel Aermere und Hülfbedürftigere in der Welt, als Sie sind.«

»Oho! Ja! Das will ich auch nicht gesagt haben, daß ich zu den ärmsten Schluckern gehöre; ich meine nur Leute in unseren Verhältnissen, liebe Frau.«

»Mein theurer Freund,« erwiderte Cornelia mit einem Anflug wehmüthiger Resignation, »ich bin nicht dazu aufgelegt, Ihnen heute, da Sie schon so viel zu tragen haben, eine noch härtere Bürde aufzulegen, indem ich Ihnen die Noth Anderer enthülle, nein, ich nenne heute Niemanden. Ein andermal sollen Sie den augenscheinlichen Beweis erhalten, daß Sie noch lange nicht einer der beklagenswerthesten Menschen sind. Aber Sie wollten ja einen Rath von mir haben. Sprechen Sie also, was drückt Sie denn sonst noch für ein Leid?«

Jeremias räusperte sich und strich sich mit der Hand über das leidende Bein, wobei sein rothes Gesicht eine jammervolle Miene annahm. »Ach Du lieber Gott,« sagte er, »wie soll ich mich denn nur ausdrücken, um von Ihnen nicht mißverstanden zu werden? Nun ja, hm! sehen Sie wohl, es sind eben *alle* meine Verhältnisse, die mir nicht gefallen, weshalb ich auch keine Ruhe finden kann. Ich möchte Alles, wie es hier um mich ist, anders gestalten, denn es behagt mir hier nicht mehr; aber mir fehlen die Mittel und das Vermögen dazu. Seitdem ich nun da oben gewesen bin und die Art und Weise gesehen habe, wie der Mann sich eingerichtet hat, bin ich ganz confus und an mir selber irre geworden und es will mich bedünken, als ob ich mit allen meinen Erfindungen doch nicht auf dem rechten Wege gewesen wäre.«

»O lieber Freund,« schaltete Cornelia mit ihrer mildesten Stimme ein, »wenn es das ist, was Sie drückt, so thun Sie doch wohl eigentlich Unrecht. Herr van der Flühe ist ein reicher, ein sehr reicher Mann, zu dem muß Unsereins, wenn er Wünsche hegt und das Leben genießen will, nicht emporblicken, wir müssen unser Auge unter uns wenden und das Leben der Aermeren studiren, dann erhalten wir die rechte Einsicht von unserm persönlichen Standpunkt und lernen uns in unser Loos zufrieden schicken.«

»In unser Loos!« seufzte Jeremias kläglich auf. »Ach Du lieber Gott, eben mein Loos gefällt mir ganz und gar nicht. Sehen Sie, ich glaube wahrhaftig, daß ich meinen Lebenszweck vollständig verfehlt habe. Ach, ich war ein so hübscher rothwangiger Kerl und bin so dumm gewesen, die edle Zeit verstreichen zu lassen, ohne sie zu nutzen. Mit einem Wort: ich hätte kein Junggeselle bleiben sollen, dann ginge es mir heute nicht so schlimm und ich hätte mehr die Lichtseiten des Lebens kennen gelernt, während ich jetzt so recht eigentlich auf der Schattenseite vegetire, wo auch nicht eine Beere an meinem Stock zur Reife kommt. Ach! Sie glauben gar nicht, wie wenig mir in Stunden, wie ich sie jetzt erlebe, mein Haushalt gefällt. Blicken Sie sich doch einmal hier um – ist das etwa behaglich zu nennen? Habe ich meine Ordnung, meine Pflege, wie ein so alter Mann sie haben muß, um sich des Abends seines Lebens zu freuen? O, wer ist denn meine Pflegerin? Etwa die ›göttliche‹ Theodosia? Frau, gehen Sie mir mit dieser Weibsperson, die ist mir ein Gräuel,

ich mag sie nicht mehr mit Augen sehen. Sie kommt mir immer wie eine Viper vor, die mich schon mit ihrem bloßen Blick vergiftet. Nein, wenn ich meinen Haushalt mit anderen vergleiche, zum Beispiel mit dem der lieben kleinen Frau Wunderhold, ach, mein Gott, was spiele ich da für eine armselige Figur. Sehen Sie einmal, die ist doch wirklich eine arme Frau und steht in dieser Beziehung tief unter mir, aber, wenn ich zu der komme und mich auf einen ihrer altmodigen Stühle setze, dann lacht mich Alles ringsum an und ich glaube, mitten im Licht des Lebens zu sitzen. Ach! Wenn ich doch solch eine Pflegerin hätte, nicht wahr, wäre ich dann nicht zu beneiden?«

»Ja,« sagte Cornelia nachdenklich, »das wären Sie.«

»Aber um solch eine Frau zu gewinnen, bin ich zu alt, nicht wahr, Frau Professorin?«

Cornelia dachte einige Augenblicke nach, dann sagte sie: »Aufrichtig gesprochen, lieber Freund, ja, für eine Frau, und überhaupt um zu heirathen, sind Sie meiner Meinung nach zu alt, das will so viel sagen, als zu sehr an Ihre einsamen Liebhabereien gewöhnt und Sie würden sich in die Ansprüche einer Gattin nicht mehr schicken lernen. Aber eine gute, sorgsame Pflegerin zu gewinnen, eine Trösterin in Krankheit, in Sorgen des Leibes und Geistes, dazu ist kein Mensch zu alt. Lassen Sie uns das recht ernstlich in's Auge fassen und nach allen Seiten wohl überlegen. Was ich dazu beitragen kann, will ich gern thun, und wenn wir die rechte Person gefunden haben, dann schicken Sie die Theodosia fort, da sie Ihnen doch nur ein Dorn im Auge ist.«

Jeremias stand plötzlich von seinem Stuhle auf, so daß Cornelia erschrak und ihn verwundert ansah.

»Weiß es der Himmel, wie es kommt,« rief der alte Mann, »aber Sie haben mich schon mit Ihren tröstenden Worten gesund gemacht. Da – fort ist mein Podagra – ich kann stehen und gehen, wie ich will: O, was sind Sie für eine göttliche Frau! Und da, und da – haben wir das beste Zeichen der Genesung – da kommt mein Durst wieder, und nun müssen Sie mit mir ein Glas 57'er trinken. Für solche wichtigen Fälle habe ich immer eine Flasche zur Hand und – da ist sie schon!«

Ohne sich durch Cornelia's Gegenrede von seinem Vorhaben abbringen zu lassen, trat er an einen verborgenen Wandschrank, nahm eine Flasche und zwei Gläser hervor, entkorkte erstere, goß die letzteren voll und stieß herzhaft an das Cornelien aufgezwungene Glas an.

Diese ergab sich jetzt ohne Widerspruch in die Laune des so rasch Genesenen und nun saßen sie noch ein Stündchen bei einander und Cornelia vergaß dabei ganz ihren eigenen Kummer, je mehr sie den alten Freund mit ihren Worten getröstet sah. Endlich aber mußte sie doch an den Aufbruch denken. Sie sprach ihre Freude über die jetzige Stimmung des alten Herrn aus, wünschte ihm ferneres Wohlergehen und empfahl sich dann, um ihren Rückweg mit leichterem Herzen anzutreten, als sie es noch kurz zuvor für möglich gehalten hatte.

SIEBENTES CAPITEL. EIN UNBEKANNTER  
MENSCHENFREUND.

Es begann schon zu dämmern, als Cornelia den Hof von Wingertsspring verließ und die stille Landstraße betrat. Der Sonnenuntergang war vollkommen schön gewesen und der westliche Himmel sah aus wie ein rosiges Meer, das da oben in den reinen Lüften nicht Raum genug zu seiner Ausbreitung findet, sondern seine Farbengluth noch über das rauschende Wasser auf der Erde ergießen muß. Cornelia weilte stets mit Entzücken auf einem solchen buntfarbigen Spiegel und auch jetzt blickte sie mit wonnigem Schauer darüber hin. Plötzlich aber fühlte sie sich, die von dem eifrigen Gespräch und dem getrunkenen Wein erhitzt war, von einem kühlen Luftzug angehaucht, denn der Wind kam über das leicht gekräuselte Wasser gerade vom Norden her ihr entgegen. Vorsichtig, wie sie immer war, blieb sie einen Augenblick stehen, zog ihr Battisttuch aus der Tasche und knüpfte es sich um den Hals. Dann ihr Plaid fester über die Brust zusammenziehend, schritt sie unmittelbar am Rhein eilig dahin, denn es war ihr eben eingefallen, daß sie noch einen Krankenbesuch im Dorfe zu machen beabsichtigt hatte.

Wie sie so flüchtigen Fußes ihren Weg fortsetzte, hätte Niemand sie für eine so alte Frau gehalten, als sie wirklich war, so stattlich und kräftig schritt sie daher. Die Straße war wenig belebt, nur ein einzelner Mann begegnete ihr, den sie nicht kannte, der sie aber mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit schon von Weitem betrachtete und

ihr dann, als er dicht an sie herangekommen war, höflich einen guten Abend bot.

Cornelia, gegen Jedermann, auch gegen Fremde leutselig und freundlich, erwiderte seinen Gruß mit den laut gesprochenen Worten: »Guten Abend, mein Freund!« denn der Mann schien ihr seinem Aussehen nach dem Handwerkerstande anzugehören.

Der Fremde, als er an ihr vorüber geschritten, drehte sich noch einmal um und schaute ihr lange nach; endlich aber, als er sie um eine vorspringende Felsecke biegen sah, setzte er seinen Weg ruhig nach Hüningen fort.

Cornelia hatte, mit ihren Gedanken beschäftigt, die sich noch immer um das Leid des alten Freundes in Wingertsspring und sein seltsames Verlangen nach einer Pflegerin drehten, das Verweilen des Fremden hinter ihr nicht bemerkt. Mit der festen Absicht, bei nächster Gelegenheit mit Frau Wunderhold über das Anliegen des alten Herrn zu sprechen, kam sie endlich bei den ersten Häusern von Lerchendorf an und bog nun in die Schlucht ein, in der das eigentliche Dorf lag. Hier hatte sie bald das kleine Haus der kranken Frau, die sie besuchen wollte, erreicht und sie trat in dasselbe ein und hielt sich etwa eine Viertelstunde bei ihr auf. Nach dieser Zeit verließ sie wieder das Haus und gelangte nun bald nach ihrer eigenen Wohnung, die, wie immer, im stillsten Frieden lag und aus deren Garten ihr die Düfte der blühenden Rosen lieblich entgegen strömten. An der Thür sprangen ihr die Mädchen, die sie schon erwartet hatten, freudig entgegen, umhalsten und küßten sie und begleiteten sie auf

ihr Zimmer, wo sie sich alle gleich geschäftig erwiesen, der guten Großmutter das Tuch und den Hut abzunehmen und alsbald an Ort und Stelle unterzubringen, wie es ihnen von früher Jugend an zur Pflicht gemacht worden war. Dabei wurden natürlich viele Fragen laut, was es Neues in Hüningen gebe, was Wunderholds und Jeremias machten, und ob der Letztere nicht daran dächte, sie bald wieder zu einem Junggesellendiner einzuladen?

»Ihr tollen Mädchen,« sagte da die Großmutter beinahe mit ihrer alten Heiterkeit, »Ihr müßt nicht zu viel und alle auf einmal fragen. Geduld! Geduld! Wunderholds habe ich nicht getroffen, sie waren nach Hammerstein gefahren; Jeremias ist krank, wenigstens unwohl, und Neuigkeiten giebt es nicht – da habt Ihr Alles, was ich weiß. Nun laßt mich aber einen Augenblick in Ruhe, geht in das Eßzimmer, zündet die Lampe an und erwartet mich dann. Ich komme bald.«

Die Mädchen folgten der Weisung auf der Stelle und bald sah sich Cornelia allein. Ohne ein Licht anzuzünden, denn in ihrem Zimmer, dessen Fenster die üppigen Blätter des wilden Weins und Epheus umkränzten, war es schon ziemlich dunkel, schritt sie einige Male auf und ab und plötzlich seufzte sie laut auf. Bei Jeremias und im Freien auf dem Wege hatte sie wenig an das ihr selbst an diesem Tage Begegnete gedacht, jetzt aber, als sie sich wieder in ihrem behaglichen Zimmer und unter den anvertrauten Gegenständen sah, erwachte plötzlich ihr eigenes Leid und die Erinnerung an den am Morgen empfangenen Brief lebte mit neuer Frische in ihr auf.

»Ja, dieser Brief,« sagte sie zu sich, »der hat mir in Wahrheit ein großes Leid gebracht. O wie glücklich und harmlos könnte ich meine Stunden verfließen sehen, wenn er nicht gekommen wäre. Die Kinder sind so gut und meine Freunde meinen es so redlich mit mir, daß man sich kein besseres Verhältniß wünschen kann. Und wenn ich alle meine Gedanken auf einen Punkt concentriren könnte, dann vermöchte ich auch dem armen Jeremias so manchen guten Rath zu ertheilen und vielleicht auch durch die That zu helfen. Aber so – ach! liegt mir selbst zu viel auf dem Herzen und Niemand ist da, der mir helfen könnte. Ja, ja – dieser Brief – nun, wo ist er denn?«

Sie griff rasch in die Tasche ihres Kleides und suchte die Briefftasche darin. Aber welcher Schreck durchzuckte sie da! Sie war verschwunden und so viel sie auch suchen mochte, sie fand sich nicht.

Da zündete sie mit zitternden Händen eine Kerze an und begann im Zimmer zu suchen. Aber nein, es war Alles vergeblich; sie wußte ja zu bestimmt, daß sie sie vor dem Weggehen in ihr Kleid gesteckt, sie mußte sie also verloren haben.

O, um die Briefftasche war sie freilich nicht besorgt, die kannte ja Jeder ihrer Bekannten und wer sie fand, der gab sie ihr wieder, allein der Brief darin – wenn den Jemand las – o, der Gedanke war schrecklich und fiel ihr wie eine Centnerlast auf das so schon bedrückte Herz.

Eine Weile stand sie, ganz betäubt und verwirrt von dem neuen Schlage, mitten im Zimmer. Dann raffte sie

ihre ganze Geisteskraft zusammen und fragte sich, wo in der Welt sie die Tasche verloren haben könne. Sie hatte nur an zwei Orten länger verweilt, bei Jeremias und bei der kranken Frau im Dorfe. O, hatte sie sie bei Ersterem liegen lassen, dann brauchte sie nicht besorgt zu sein; der alte Mann kannte ihre Brieftasche, die sie immer bei sich führte und in die sie bei jeder Gelegenheit, wenn ihr eilig etwas ausstieß, was sie ihrem Gedächtniß nicht allein aufzubürden wagte, ihre Notizen schrieb. Fand er sie also und erkannte er sie, so erhielt sie sie bald wieder, und ob er sie öffnete und den Inhalt las – was sie kaum voransetzte – betrübte sie auch nicht sehr, da sie ihm ja heute schon die an sie gestellte Forderung und ihre Verlegenheit darüber hatte mittheilen wollen. Aber bei der Kranken im Dorfe glaubte sie nicht ganz gegen die Neugierde gesichert zu sein und hier war die Entdeckung ihres Familienkummers viel weniger gleichgültig. – »Ja,« sagte sie sich nach rascher Ueberlegung, »die Bauern – sind neugierig und wissen gar zu gern, womit die Herrschaften sich beschäftigen. Dem muß ich diesmal unbedingt entgegen treten. O, der Weg nach dem Dorfe ist nicht weit und ich werde gleich selbst noch einmal dahin gehen und forschen.«

Kaum hatte sie es gedacht, so holte sie auch schon in großer Hast irgend ein warmes Tuch hervor, band sich ein kleineres über den Kopf und, ohne ihren Enkelinnen zu sagen, daß sie noch einmal das Haus verlasse, stieg sie die Treppe hinunter und schlich leise aus der Thür.

Flüchtiger noch, viel flüchtiger als vorher, schritt sie nun nach dem Dorfe zurück und betrat das Haus der Kranken zum zweiten Mal. Aber so viel sie auch fragte und selbst mit einer Leuchte in allen Winkeln suchte – die Briefftasche fand sich nicht – sie war und blieb verloren.

In großer Bestürzung schritt sie wieder aus dem Hause auf die Straße hinaus. Dennoch sammelte sie sich rasch und faßte ihren Entschluß. »Morgen in aller Frühe,« sagte sie zu sich, »gehe ich zu Jeremias. Dort wird das so treulose Büchelchen liegen, ganz gewiß, und dann brauche ich weiter keine Sorge zu haben. Aber die Kinder dürfen nicht wissen, was mir begegnet ist, auch sie könnten neugierig werden und das sollen sie nicht. Also, Cornelia, sei getrost und bewähre einmal wieder Deine alte Fassung. Im Ganzen ist es ja kein Unglück, wenn ein Anderer erfährt, daß auch ich neben meinem zur Schau getragenen Glück ein stilles, verschwiegenes Leid habe. Und Fremde wissen ja nicht, wem die Tasche gehört und an wen der darin liegende Brief gerichtet ist. O wie gut war die Eingebung, die Adresse desselben zu vernichten, denn auf ihr stand ja mein Name und Jedermann wüßte gleich, an wen er gerichtet war. Also Muth, Cornelia, Fassung! Zeige den Kindern ein unbefangenes Gesicht, sie dürfen am wenigsten wissen, was mir auf dem Herzen liegt, und sie *sollen* nichts wissen.«

Mit diesem Vorsatz trat sie wieder in ihr Zimmer, ohne daß Jemand ihr nochmaliges Ausgehen bemerkt hätte. Aber in *einem* Punkte hatte die gute Cornelia sich doch

geirrt. Das Couvert des Briefes, auf dem ihr Name stand, hatte sie freilich vernichtet, aber sie hatte in ihrem Eifer vergessen, daß in dem Briefe selbst ihr Name stand, und daß also der Finder, auch wenn er nicht neugierig war, den Inhalt desselben zu erfahren, sich doch gedrungen fühlen könne, ihn zu lesen, um vielleicht aus dem Inhalt die Person zu entdecken, an die der Brief selbst gerichtet war.

Allein wie gesagt, an diesen Umstand dachte Cornelia nicht, und es war gut, daß sie nicht daran dachte, denn sonst wäre sie noch unruhiger, noch beklommener gewesen, als sie den ganzen Abend trotz ihrer künstlichen Ruhe und Fassung blieb, und die listigen Mädchen hätten noch viel mehr entdeckt, als sie jetzt schon zu entdecken glaubten, nämlich: daß der Besuch der Großmutter in Hünigen doch nicht so ganz ohne neue Erfahrungen verlaufen sei, und daß sie ihnen dieselben nur verschweige, um sie vielleicht am nächsten Tage um so freudiger zu überraschen und ihnen zum Frühstück etwas ganz Unerwartetes aufzutischen.

In diesem Glauben verharrte wenigstens Natalie, als sie während des Abendessens, von dem die Großmutter fast gar nichts genoß, dieselbe beobachtete und sie trotz ihrer Willenskraft und Selbstbeherrschung außerordentlich nachdenklich, zerstreut und befangen zu finden glaubte.

Endlich waren die beiden Stunden nach dem Abendessen verstrichen. O wie lang waren sie Cornelia geworden und wie schwer hatte sie mit sich gerungen, den äußeren Schein innerer Gemüthsruhe zu bewahren, um den lieben Kindern den in ihr tobenden Sturm nicht zu verrathen! Kaum aber war es halb zehn Uhr, da konnte sie sich nicht länger bezwingen, denn ihre Kraft war erschöpft. So erhob sie sich denn früher als sonst von ihrem Platz auf dem Sopha, legte ihr Strickzeug zusammen, nahm ihren Schlüsselkorb, zündete sich ein Licht an und bot den Kindern eine gute Nacht. Sie sei müde, sagte sie ihnen, der Abendspaziergang habe sie etwas angegriffen und sie müsse sich ruhen. Charlotte, die ihr auch in Lerchendorf beim Auskleiden behülflich war, schloß sich ihr an und Beide verließen das allgemeine Wohnzimmer.

Natalie und Anna berathschlagten erst, ob sie noch darin bleiben und die Rückkehr Charlottens erwarten sollten; bald aber fanden sie es vorzuziehen, auch ihrerseits ihr Schlafzimmer aufzusuchen. Trillernd und leise singend, wie junge Mädchen es vom Morgen bis Abend zu thun pflegen, wenn Nichts ihre Seele beschwert, stiegen sie die Treppe hinauf und langten in ihrem Zimmer an. Müde waren sie noch alle Beide nicht. So wollten sie denn noch ein wenig plaudern, bis Charlotte von der Großmutter zurückkäme.

Natalie, lebhaft und unruhig wie immer, ging im Zimmer leise singend hin und her. Plötzlich trat sie an eins der Fenster und zog den bereits herabgelassenen Vorhang in die Höhe. Sie empfand mit einem Male die Lust, den

Mond sich im Rhein spiegeln zu sehen, der unterdessen aufgegangen war, und so öffnete sie einen Fensterflügel und lehnte sich in die frische Nachtluft hinaus.

Es war eine ruhige, windstille und sternenklare Nacht. Keine Wolke war am strahlenden Himmel zu sehen, so weit er hier zu überschauen war und es schien, als wolle das bisher so böse Wetter sich jetzt wirklich zum bessern wenden. Der Mond stand prächtig, zwar schon abnehmend, aber doch noch groß und klar, gerade über dem Rhein mitten zwischen den beiden Bergketten seiner malerischen Ufer und zog lange goldene Furchen durch den ruhig wallenden Strom. Klar und hell lagen alle Gegenstände in der Nähe vor den scharfen Augen des jungen Mädchens ausgebreitet, nur die ganz in der Ferne liegenden verschwammen in einem bläulichen Nebel. Tiefe Stille herrschte dabei ringsum; nur das Murmeln des nie rastenden Rheins drang melodisch durch die frische friedliche Nacht.

»Sieh doch, Anna, wie köstlich das ist,« sagte Natalie halblaut und winkte die im Zimmer mit irgend Etwas beschäftigte Cousine herbei. »Komm, geselle Dich zu mir, aber bringe mir ein warmes Tuch mit, es ist doch etwas frisch.«

Anna gehorchte willig und breitete, nachdem sie sich selbst in ein Tuch gehüllt, ein ähnliches über Natalie aus und dann lehnte sie sich neben dieser aus dem Fenster. Dieses sah in den nördlichen Theil des Hausgartens und

beherrschte den schmalen Fußsteig, der durch die Weinberge nach dem alten Nußbaum auf den höchsten Felsen bei Lerchendorf führte. Wohl einige Minuten schon mochten die Mädchen im Fenster gelegen und sich ihre Gedanken über den schönen Anblick des prachtvollen Nachtbildes zugeflüstert haben, als sie Beide plötzlich schwiegen. Beide hatten zu gleicher Zeit Dasselbe gehört oder glaubten es wenigstens gehört zu haben. Da unterbrach Anna die Stille, indem sie die Hand auf Nataliens Arm legte und leise flüsterte:

»Still! Da kommt Jemand durch die Weinberge – hörst Du es nicht? Wer mag das sein?«

In der That, es schien Jemand den steilen Fußpfad vom Felsen herabzukommen. Zuerst rieselten, ziemlich vernehmbar, kleine Steine den Abhang herunter, dann auch ein größerer. Nach einer kurzen Pause gab sich ein neues Geräusch kund. Der zu so später Zeit seinen Spaziergang ausführende Mensch hatte die Treppenstufen erreicht und man hörte seinen Fuß auf den Granitsteinen knirschen. Langsam, um bei dem ungewissen Mondlicht nicht fehlzutreten, schien er vorsichtig vorzuschreiten und nur allmähig kam er näher und näher.

Da trat er plötzlich aus dem tiefen Schatten des Weinbergs hervor und stieg die letzten Stufen in den rings um das Haus gelegenen Garten nieder. Jetzt konnte man ihn deutlich genug von den ihn umgebenden Gegenständen unterscheiden und sah, daß es ein Mann war, dessen genauere Umrisse aber in dem bleichen Mondlicht

verschwammen, so daß es unmöglich war, irgend etwas Einzelnes an ihm zu erkennen.

Als er in den Garten getreten war, blieb er stehen und sah sich gemächlich ringsum. Es lag dabei etwas eigentümlich Lauschendes in seinen vorsichtigen Bewegungen. Er schien etwas zu suchen oder genauer erkennen zu wollen, was ihm augenscheinlich nicht recht gelingen wollte. So entzifferten sich wenigstens die beiden Mädchen, deren Herzen laut vor Aufregung klopften, jetzt und später sein auffallendes Benehmen.

Endlich drehte er sein Gesicht ganz nach dem Hause und schaute nach dem Zimmer empor, in dem Cornelia schlief und welches gerade unter dem Schlafzimmer lag, in dessen Fenster Anna und Natalie lehnten. Einen Augenblick blieb sein Auge an dem ersteren haften, dann flog es nach dem erleuchteten Fenster darüber empor und plötzlich gewahrte er die beiden Mädchen, hinter denen das Licht hell in der Stube brannte.

Da blieb er stehen und schaute zu ihnen in die Höhe. Man sah sein Gesicht, aber es war unmöglich, auch nur einen Zug darin von dem andern zu unterscheiden. Die Gesichter Anna's und Nataliens konnte er von unten her eben so wenig erkennen, dazu war die Entfernung zu groß, denn der Weg vom Weinberg her führte nicht unmittelbar unter den Fenstern fort, und auch die Beleuchtung war dazu bei Weitem nicht hinreichend. Die Mädchen schauerten unwillkürlich zusammen, mehr vor Spannung, was sich nun ereignen würde, als aus eigentlicher Besorgniß vor irgend einer ihnen bevorstehenden

Gefahr. Und es ereignete sich wirklich Etwas. Der Unbekannte nickte, wie es schien, ganz gemüthlich nach dem Fenster hinauf und sagte mit einer festen und tiefen Stimme:

»Guten Abend!«

Die Mädchen wollten ihm antworten, aber das Wort erstickte ihnen in der Kehle. Daher wiederholte der Fremde, als glaube er, man habe seine Begrüßung nicht vernommen, noch lauter als vorher: »Guten Abend!«

Da ermannte sich die beherzte Anna, und auch sie brachte dieselben Worte mit einiger Anstrengung über ihre Lippen. Dadurch hatte Natalie frischen Muth geschöpft und namentlich der Umstand, daß der nächtliche Herumstreicher eine so menschliche Stimme habe, machte sie geneigt, auf die Unterhaltung näher einzugehen.

»Wer sind Sie?« fragte sie hinab, »und was wollen Sie hier in der Nacht?«

»Beruhigen Sie sich, meine Damen,« entgegnete die Stimme, die jetzt und je länger sie sprach, einen ganz eigenthümlich tiefen Klang annahm, als bemühe sich der Sprechende, den natürlichen Ton seines Organs ein wenig zu verstellen. »Ich will nichts Besonderes, und wer ich bin, kann Ihnen ganz gleichgültig sein. Damit Sie aber nachher ruhig schlafen und keine bösen Träume haben, will ich Ihnen sagen, wer ich bin und was ich hier will. Ich bin ein Arbeiter aus Meisenburg und wollte nach Hünningen, wo ich meine Schlafstelle habe und morgen auf Arbeit gehen will. Der Weg durch den Steinbruch da unten war mir zu weit und in der Nacht zu bedenklich, und

so stieg ich über den Felsen und durch Ihren Weinberg, um mir den Weg abzukürzen. Nichts für ungut, daß ich so dicht an Ihrem Hause vorbei und durch Ihren Garten gehe. Jetzt wissen Sie das Nothwendige und nun schlafen Sie wohl!«

»Gute Nacht!« flüsterten die Mädchen hinab und der Fremde setzte sogleich seinen Weg nach der Landstraße durch den Rosengarten fort, wo er bald den Augen der ihm aufmerksam Nachschauenden verschwunden war.

Als diese ihn nicht mehr sehen konnten, traten sie vom Fenster zurück und schlossen es schnell, als hätte der Fremde noch jetzt in ihr Zimmer blicken und ihre Verwunderung bemerken können. Beide standen mitten in der Stube und sahen sich eine Weile schweigend an. Sie waren Beide bleich geworden und hatten sich erschrocken, ohne daß sie es einander gestehen wollten. Endlich erholte sich Anna zuerst von ihrem Schreck und sagte, noch immer sehr leise sprechend, als wäre Jemand im Stande, auch jetzt ihre Worte zu hören:

»Das war ein kleines Abenteuer, Natalie, meinst Du nicht auch?«

»Wenn man es so nennen will, ja, aber es hat eben nicht viel zu bedeuten, meine ich.«

»Du siehst aber doch ganz erschrocken aus?«

»Du nicht minder – denn Du bist sehr blaß geworden, Liebe.«

»Du wohl nicht?«

»Ob der Mann wohl die Wahrheit gesprochen und wirklich nichts Anderes hier gesucht hat als eben den Durchgang nach der Landstraße?«

»Was weiß ich!«

»Und wenn er sie nun nicht gesprochen hätte und – ein Dieb wäre?«

»Ein Dieb? Ach, sei doch nicht närrisch – wer sollte hier stehlen wollen?«

»Es ist doch sehr schade, daß wir keinen wachsamen Hund haben,« bemerkte Natalie nach einer Weile.

»Einen Hund? Warum denn das? Würdest Du wollen, daß er diesen Fremden gebissen, oder daß dieser ihn verwundet oder gar getötet hätte?«

»Nun, mein Gott, an's Todtschlagen wird es doch wahrhaftig nicht gleich gehen! Doch sieh, da kommt Charlotte. Sag, Kind, habt Ihr ihn von dem Fenster der Großmutter aus auch gesehen?«

»Wen denn?« fragte die eben eintretende Charlotte überrascht.

»Den Fremden – den Arbeiter – Ihr habt wirklich nichts gesehen und gehört?«

»Aber, mein Gott, was denn, so sprecht doch!«

Da ging es denn an das Erzählen des Neuesten und bald kannte auch Charlotte das Abenteuer, welches ihren Cousinen begegnet war. Zum Erstaunen derselben nahm sie dasselbe sehr gleichmüthig auf.

»Ich begreife nicht, was Ihr so Sonderbares oder Auffallendes darin finden wollt,« sagte sie. »Großmutter hat ja den benachbarten Arbeitern erlaubt, zur Zeit, wenn

der Wein noch nicht reif, durch die Weinberge und den Garten zu gehen. Ich habe schon öfter welche gesehen, die von Meisenburg kamen. Warum sollten denn auch die armen Leute den weiten Umweg durch den gefährlichen Steinbruch machen oder den Ochsenweg durch das Dorf einschlagen, der nicht minder beschwerlich und weit ist?«

Jetzt lachten Natalie und Anna. Nach dieser Erklärung schrumpfte das erlebte Abenteuer allerdings in ein sehr unbedeutendes zusammen und noch länger darüber plaudernd und sich gegenseitig mit ihrer Angst neckend, kleideten sie sich endlich aus und legten sich zu Bett, ohne diesmal, wie der ›Arbeiter aus Meisenburg‹ es gewünscht, böse Träume zu haben.



Aber nicht allein die guten Mädchen in Lerchendorf sollten an diesem Abend kurz vor'm Schlafengehen ein kleines Abenteuer erleben und einen fremden Mann vor ihren Fenstern stehen sehen – auch Bettina Wunderhold war fast zu derselben Zeit ein ganz ähnliches Erlebnis beschieden, nur daß letzteres nicht so aufregend und beängstigend war und schließlich sogar eine bei Weitem wohlthuerendere Wirkung übte als jenes.

Wie wir wissen, war Frau Wunderhold schon Vormittags von einem Wagen nach Hammerstein abgeholt worden und Bettina hatte sie dahin begleitet. Der Besuch galt einer Familie, deren Kindern Susanna früher Unterricht

ertheilt hatte und die jetzt von einer längeren Reise nach ihrem Gute zurückgekehrt war. In dieser Familie war Susanna wegen ihrer anmuthigen und liebenswürdigen Persönlichkeit und wegen ihrer vortrefflichen Gaben, junge Mädchen in allerlei Nützlichem zu unterweisen, außerordentlich geliebt und geachtet, und man wollte ihr die alte Anhänglichkeit gleich von Neuem zu erkennen geben, sobald man wieder in der Heimat eingetroffen war.

So hatten denn Susanna und auch Bettina einen recht angenehmen Tag verlebt, und die alten Freunde waren nicht geneigt gewesen, sie früher als kurz vor Einbruch der Nacht wieder nach Hause fahren zu lassen. Endlich aber waren sie zurückgekehrt und geräuschlos in ihr stilles Häuschen eingezogen. Es war unterdeß ziemlich spät geworden und Susanna, die mehr als gewöhnlich gesprochen, fühlte sich überaus ermüdet.

»Ich werde zu Bett gehen,« sagte sie bald nach ihrer Ankunft zu Bettina, »aber Du brauchst Dich mir nicht anzuschließen, mein Kind. Wenn Du noch lesen willst, lies noch ein Stündchen, wir haben ja heute so vortreffliche neue Bücher mitgebracht; willst Du aber etwas Anderes thun, so handle ganz nach Deinem Belieben.«

Nach diesen Worten küßte sie sie herzlich und sie trennten sich. Susanna ging in ihr Schlafzimmer, das neben dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer lag, und Bettina blieb in diesem allein zurück. Sie zündete kein Licht an, denn zum Lesen hatte sie keine Lust mehr; auch schien der Mond so hell und freundlich in das Zimmer; dessen Jalousien noch nicht geschlossen waren, daß sie es

vorzog, ein Stündchen am Fenster zu träumen und, wie Natalie und Anna fast zu derselben Zeit, in die schöne helle Sommernacht hinauszublicken.

Dabei mochte sie anfangs wohl ähnliche Betrachtungen anstellen, wie Jene es thaten, nur konnte sie von ihrem Fenster aus weder den Mond noch den Rhein mit seinen romantischen Nachtbildern sehen. Dafür schaute sie träumerisch zwischen den Linden hindurch nach dem Lerchenfels hinauf und ließ an ihrem inneren Auge die Bilder vorübergleiten, die sie neulich in dem reizenden Park dort oben wahrgenommen.

Plötzlich aber sah sie einen Schatten vor dem Stacket ihres Gärtchens auftauchen und auch sie erkannte sehr bald, daß es ein Mann war, der unvmittelbar vor dem Stacket stand und das Gesicht ihr zugekehrt hielt. Woher er so plötzlich gekommen, hatte sie nicht gesehen, doch war er schnell aus dem Schatten der gegenüber liegenden Bäume an der Landstraße in den hell vom Monde beschienenen Fleck vor dem Hause getreten. So stand er lange Zeit unbeweglich und blieb mit dem Gesicht dem Garten, also auch der am Fenster sitzenden Bettina zugekehrt.

Dies lange Verweilen in derselben Stellung und die Unbeweglichkeit hatte für das junge Mädchen allerdings zuerst etwas Peinliches, allein erschrocken war sie nicht, da sie Niemand zu fürchten Ursache hatte. Sie besaß sehr gute Augen und sie strengte sie bei dieser Gelegenheit möglichst an, allein auch sie konnte bei dem bleichen

Mondlicht kein genaueres Zeichen an dem Fremden entdecken. Endlich indessen bewegte er sich und wandte sich langsam vom Hause ab, wobei er, wie es schien, seinen Kopf nach der Höhe des Lerchenfelder Schlosses richtete. Dahin lenkte er denn auch seine Schritte, dem nahe gelegenen neuen Fahrwege zu, der nach der großen Eingangspforte desselben führte.

In diesem Augenblick und als er quer über die Landstraße schritt, beleuchtete das Mondlicht grell seine Gestalt und mit einem Male glaubte Bettina ihn zu erkennen. Der Mann trug offenbar eine bequeme Blouse, deren Farbe freilich nicht zu unterscheiden war, außerdem aber auch einen sehr breitrandigen hellen Strohhut und einen Stock. Etwas Eigenthümliches in seinen Bewegungen und wie er den Stock im Gehen auf den Boden setzte, leitete Bettina noch sicherer auf die Spur – ja, es war, es konnte kein Anderer als der Bauaufseher vom Lerchenfels sein.

Als das junge Mädchen diese Bemerkung machte und längeres Nachdenken dieselbe in ihr befestigte, schlug ihr Herz plötzlich lebhaft auf. Es war ja ein Bekannter, der ihr mehrfach sein Vertrauen erwiesen und gleich am ersten Tage ihrer Bekanntschaft so treuherzig und offen mit ihr gesprochen hatte, als hätte er lange Jahre mit ihr in geistigem Verkehr gestanden.

Der einfache schlichte Mann, der sich ihr so natürlich gab, hatte vom ersten Augenblick an einen günstigen Eindruck auf sie gemacht und sie führte sich unwillkürlich zu ihm hingezogen. Das gestand sie, sich eigentlich erst jetzt zum ersten Mal ein. Und dabei durchschauerte sie

ein eigenthümlich wohlthuendes Gefühl, wie sie es noch nie für einen fremden Menschen empfunden, für das sie auch, so sehr sie sich bemühte, sie zu suchen, keine Erklärung finden konnte.

Als sie sich jetzt dieser Gefahr bewußt wurde, war der Mann schon ihren Augen entschwunden und die Schatten der Nacht hatten ihn längst in sich aufgenommen. Jetzt zweifelte sie nicht im Mindesten mehr, daß er gekommen war, um sich das Häuschen und den kleinen Garten ihrer Mutter anzusehen, denn der alte Jeremias hatte ihr schon vor mehreren Tagen erzählt, daß er sich nach ihrem Wohnort und Namen bei ihm erkundigt und freundschaftliche Nachforschungen nach ihren übrigen Verhältnissen angestellt hatte. So mochte ihn wohl der schöne Abend, nachdem er in den letzten Tagen durch seine Pflichterfüllung in Anspruch genommen gewesen, zu einem späten Spaziergang verlockt haben und dabei mochte er Wingertsspring so nahe gekommen sein.

Diese Gedanken, die gewiß das Richtige treffen mochten, nicht weiter verfolgend und nur mit Wohlgefallen an jene erste Begegnung auf dem Lerchenfels zurückdenkend, zog sie endlich die Jalousien vor das Fenster, schloß es und schickte sich nun an, dem Beispiel ihrer Mutter nachzukommen und in ihr stilles Schlafgemach zu gehen.

Die Nacht, die diesem für so viele unserer Freunde aufregenden Tage folgte, war Allen mit Ausnahme Cornelia's in völliger Ruhe verstrichen; sie allein hatte fast kein Auge geschlossen und sich unstät auf ihrem Lager umhergewälzt. Nur die verlorene Briefftasche mit ihrem schrecklichen Inhalt füllte ihre Seele aus und sie konnte keinem andern Gedanken Raum geben als dem, auf welche Weise sie so bald wie möglich wieder in deren Besitz gelangen könne.

So war sie denn an diesem Morgen eine der Ersten, die das neue Licht des Tages begrüßte, und lange bevor sich ihre Enkelinnen im Frühstückszimmer einfanden, war sie daselbst eingetreten, um rasch ihren Kaffee zu trinken und dann ungesäumt, zuerst in Wingertspring, ihre Nachforschungen nach dem Verlorenen anzustellen.

Jetzt saßen die Großmutter und die Enkelinnen am Frühstückstisch und Erstere hörte nur mit halben Ohren den Bericht Nataliens über den späten Besuch eines Fremden im Garten an. In ihrer jetzigen Stimmung fand sie noch weniger Ausfallendes darin, als die Mädchen, und daß sie die Erzählung überaus leicht nahm, erkannten Jene schon daran, daß sie fast kein Wort darüber sprach, vielmehr sehr bald ihren Wunsch zu erkennen gab, rasch angekleidet zu werden, da sie einen Morgenbesuch zu machen habe.

Eben erhob sich Charlotte, um die Großmutter nach ihrem Zimmer zu begleiten, als Grete, die Stubenmagd,

in die Thür trat und, ein kleines Packet in der Hand tragend, damit auf die Herrin des Hauses zuschritt.

»Dies Packet,« sagte sie, es hinreichend, »hat so eben ein Knabe in der Küche abgegeben. Ich soll es Ihnen sogleich einhändigen, Frau Professorin, hat er gesagt, und was es zu bedeuten habe, würden Sie selbst sehen.«

Kaum hatte Cornelia das in weißes Papier geschlagene Packet erblickt, so durchblitzte sie die Ahnung, daß darin ihre verlorene Briefftasche enthalten sei. Es hatte ungefähr dieselbe Größe und Form. Dabei schoß ihr das Blut stürmisch in's Gesicht und sie war vor Ueberraschung und Freude kaum im Stande, sich auf den Füßen zu erhalten.

»Wer hat es gebracht?« fragte sie mit stockender Stimme.

»Ein fremder Knabe, Frau Professorin, und er ist gleich wieder fortgegangen.«

»Sagte er nicht, von woher er kam oder wer ihn schickte?«

»Nein, davon hat er nichts gesagt.«

»Es ist gut, ich danke!« sagte Cornelia, von Neuem eröthend, denn das Gewicht des Päckchens, das sie wiederholt in der Hand wog, war ebenfalls das ihrer verlorenen Briefftasche.

Das Mädchen verließ das Zimmer, Cornelia aber blickte mit seltsamer Spannung, so daß es allen ihren Kindern auffiel, auf das Päckchen in ihrer Hand und las zum dritten oder vierten Mal die mit einer schönen, aber ihr unbekanntes Handschrift geschriebene Adresse: »An Frau

Professorin Cornelia Graach zu Lerchendorf. Eigenhändig zu öffnen.«

»Da bin ich doch neugierig!« sagte sie, wie zu sich selbst sprechend, und mit hoch klopfendem Herzen verließ sie das Zimmer, die Blicke der Mädchen nicht im Geringsten beachtend, die ihr mit Verwunderung nachsahen.

»Soll ich Dir noch nicht beim Ankleiden helfen, Großmutter?« rief ihr Charlotte nach.

»Nein, noch nicht!« rief Jene zurück. »Ich will noch ein Viertelstündchen warten.«

Aber die Viertelstunde verlängerte sich zu einer halben und endlich zu einer ganzen Stunde, ohne daß Charlotte gerufen ward, und als sie endlich von selbst zu der Großmutter ging, um sie an ihren Ausgang zu erinnern, fand sie dieselbe in einer seltsamen Aufregung vor, die aber durchaus nicht trauriger Natur zu sein schien.

Hören wir also, was diese neue Aufregung veranlaßt hatte und wie gerechtfertigt dieselbe für die arme, seit so vielen Jahren schon in Betreff ihrer Neffen geängstigte Cornelia war. Hastig, wie sie selten ging, war sie auf ihr Zimmer geeilt und hatte die Thür desselben fest hinter sich zugeriegelt, um von Niemandem für's Erste gestört zu werden. Sobald sie allein war, schnitt sie behutsam das Couvert um das Päckchen auf, ohne das Siegel zu verletzen, welches ein einfaches *H* zeigte. Aber als sie den Inhalt aus dem Papier gewickelt hatte, durchbebte

sie ein freudiger Schreck, denn sie hielt ihre gestern verlorene Briefftasche in der Hand. Mit zitternder Hast öffnete sie sie, um nach dem bewußten Briefe zu suchen, und ja, er lag darin, wie sie ihn selbst hineingelegt, aber außerdem noch ein zweiter Brief und in diesem – o neuer Schreck und neue Verwunderung! – sah sie drei Banknoten, jede auf hundert preußische Thaler lautend. Der neu hinzu gekommene Brief aber, dessen Handschrift mit der Adresse des Packetes übereinstimmte und ihr durchaus unbekannt war, lautete folgendermaßen:

»Frau Professorin! Verzeihen Sie gütigst die scheinbare Indiscretion, daß ein Fremder, für den der Brief Ihres Neffen keineswegs berechnet war, es gewagt hat, die Briefftasche zu öffnen und deren Inhalt zu lesen, die er so zufällig auf der Rheinstraße gestern Abend gefunden hat. Allein die bloße Betrachtung der Tasche gab mir keinen Aufschluß, wer dieselbe verloren haben könne. So mußte ich wohl den Brief lesen, um dadurch vielleicht auf die Spur des rechtlichen Besitzers zu kommen. Und wie richtig meine Vermuthung darin war, hat mir der Brief selbst bewiesen; Ihr Name ist leserlich genug darin enthalten und so steht es bei mir ohne allen Zweifel fest, daß Sie allein es sein können, die diesen Verlust zu beklagen hat.

Indessen seien Sie versichert, daß der Fund nicht in die unrechten Hände gerathen ist, im Gegentheil, er konnte in keine besseren fallen. Der Finder ist ein Mann von Ehre und Gewissen, das kann er getrost von sich selbst behaupten, und so fühlt er mit Ihnen die Schmach, die

Ihre, wie es scheint, undankbaren und ungerechten Verwandten Ihnen mit der Zusendung jenes Briefes anhaben. Aus dem Inhalt desselben geht hinreichend klar hervor, daß Sie wichtige Gründe hatten und vielleicht noch haben, die unaufhörlichen Forderungen zurückzuweisen, die man an Sie zu stellen die nichtswürdige Dreistigkeit hat. Ich empfinde, was Sie bei Ihrer Weichherzigkeit und Milde haben leiden müssen, indem Sie durch Ihre Verhältnisse gezwungen waren, Ihre Hülfe zu versagen. Das Alles geht, wie gesagt, aus dem Inhalt des Schreibens hervor, wenn man nur einigermaßen die Fähigkeit besitzt, zwischen den Zeilen desselben zu lesen. Ich besitze diese Fähigkeit, aber glücklicher Weise noch etwas Anderes, was in diesem kritischen Augenblick hoffentlich noch wichtiger für Sie ist. Ich meine nämlich den Willen und die Kraft: Jemandem zu helfen, wenn er sich in augenblicklicher Noth befindet. Und wenn ich mich nun entschiße, diesmal zu helfen, so soll es nicht etwa zu Gunsten Ihrer Verwandten geschehen, die schon deshalb in meinen Augen Unwürdige sind, weil sie sich Ihnen auf solche unmännliche und unehrenhafte Weise zu nahen wagten, sondern es soll allein zur Freude einer rathlosen Frau geschehen, die in ihrem Leben immer mehr an den Vortheil und das Wohlbefinden Anderer als an die Befriedigung ihrer eigenen Wünsche gedacht hat. Nehmen Sie also gütigst beiliegende Summe als ein Zeichen höchster Achtung und Anerkennung Seitens eines Fremden für Ihre eigene Person an und lindern Sie nun damit die Schmerzen Ihrer Verwandten, wenn ich auch überzeugt

bin, daß dieselben keineswegs eine solche Hülfe verdienen. Weisen Sie diese meine unbedeutende Gabe nicht etwa stolz oder von einem falschen Ehrgefühl irre geleitet zurück, sondern nehmen Sie dieselbe freundlich auf, indem Sie sie allein als eine Anerkennung Ihrer eigenen, in weiterem Umkreise bekannten Menschenliebe und Ihres Sinnes für Wohlthätigkeit betrachten. Der Mensch ist in diesem Leben ja einmal auf die Hülfe anderer Menschen angewiesen, wenn er sich nicht selbst helfen kann, und ich – ich bin darin beinahe wie Sie, ich habe auch stets gern geholfen und helfe noch gern.

Ich spreche das nicht etwa aus eitler Prahlucht und handle hiermit nicht, um mir von Ihnen das Prädikat einer seltenen Großmuth zu erwerben. Ach nein, mich leitet allein mein Gefühl, mir sagt mein Herz, daß ich einmal eine günstige Gelegenheit gefunden habe, etwas Gutes zu thun, was hundert Andere ebenso gern thun würden, wenn sie sich in meiner Lage Ihnen gegenüber befänden. Wenn Sie also meine Handlungsweise aus diesem Gesichtspunkte auffassen, so werden Sie, was ich von ganzem Herzen wünsche, durchaus nichts Besonderes darin finden. Schließlicb bitte ich Sie noch dringend, nicht nach dem Schreiber dieser Zeilen zu forschen. Sie finden ihn unter keiner Bedingung, denn er hat der Mittel genug in Händen, sich Ihnen und Ihrem etwaigen Danke zu entziehen. All Ihr Forschen würde also vergeblich sein.

Hiermit scheidet ich von Ihnen; und da man sich am Ende eines Briefes doch mit einem Namen unterzeichnen muß, so unterzeichne ich mich mit dem, auf den ich mein ganzes Leben hindurch allein Werth gelegt und Anspruch gemacht habe, und der nur das ist und besagt, was wir Menschen auf Erden alle sein sollten, aber leider nur selten zu sein scheinen oder wirklich sind:

Ein Menschenfreund.«

---

Als Cornelia diese Zeilen eines, wie ihr schien, wirklichen Menschenfreundes gelesen hatte, füllten sich ihre schönen Augen mit warmen Freudenthränen. Eine Weile saß sie unbeweglich auf ihrem Sessel am Fenster und bedeckte sich die Augen mit der Hand. Ja, das war ein Brief, ganz aus ihrer Seele geflossen, denn er enthielt Ansichten und Grundsätze, die auch in ihrem Herzen Wurzel gefaßt hatten, und nur das ging ihr ab, was der Schreiber des Briefes ohne Zweifel besaß: die Fähigkeit, seinem Nebenmenschen zu helfen.

Und doch, nachdem sie ihn noch einmal gelesen, konnte sie sich nicht entschließen, das mitgesandte Geld Denen zu überweisen, für die es bestimmt war. Es schien ihr fast zu edel, die Unedlen damit aus ihrer selbstverschuldeten Verlegenheit zu ziehen. Dennoch war wieder ihre Gutmüthigkeit so groß, daß sie sich fast kindlich freute, einmal wieder eine Freude bereiten zu können, und wenn das auch aus anderer Leute Mitteln geschah,

die Hülfe an sich war doch vorhanden und das schien ihrem erbarmungsreichen Herzen ja die Hauptsache zu sein.

»Aber nein,« sagte sie sich endlich, »ich darf diese große Summe, mehr als ich mir in einem ganzen Jahre abdarben könnte, doch nicht sofort an meine Verwandten schicken. Die Sache will noch näher überlegt sein. Und meine Einsicht reicht dafür nicht aus. Ich muß mich an einen neuen Rathgeber wenden. An wen aber? Es muß ein kräftiger, einsichtsvoller, die Verhältnisse durchdringender und umfassender Geist sein – und hier habe ich keinen solchen bei der Hand. Ha! es bleibt mir nur ein Weg übrig und der, ja, der allein soll beschritten werden. Ich will an den Justizrath Dr. Henrion in Cöln schreiben. Er soll diesen Brief lesen und den Zusammenhang der Sache erfahren. Dann soll er mir rathen, und wozu er räth, das werde ich thun. Und heute noch im Laufe dieses Tages soll und muß es geschehen. Je schneller ich damit zu Ende komme, um so früher werde ich ruhig und ach! auch wieder glücklich sein – auch darüber glücklich, daß es noch gute Menschen giebt, woran bisweilen zu zweifeln uns leider nur zu oft die Gelegenheit geboten wird.«

Sie sank wieder in ihren Sessel zurück und dachte von Neuem über Etwas nach, was ihr eben in den Sinn gekommen war.

»Ja,« sagte sie zu sich, »wer ist, wer kann dieser edle Menschenfreund sein? Das ist eine Hauptsache für mich. Ich soll zwar nicht nach ihm forschen, er bittet mich so

herzlich darum, aber ich werde es mir doch noch ein wenig überlegen, ehe ich ihm diese Bitte erfülle. Ha! da fällt mir Etwas ein. Sollte es möglich sein? Ja, ja, es ist möglich und es ist sogar wahrscheinlich.«

Und sie griff rasch nach dem Couvert und sah nach dem *H* des Siegels.

»Ja,« rief sie wieder, »auch das stimmt! Es ist der Anfangsbuchstabe seines Namens und er hat in der Eile nur kein anderes Petschaft zur Hand gehabt. Jeremias Heiduck! Du Guter und Edler, ich habe Dich erkannt. Ja, so bist, so handelst Du im Stillen, mir hat es Susanna schon oft gesagt. Ach, und nun begreife ich den Grund, warum er sich immer ärmer und bedrängter stellt als er wirklich ist! Er will damit jeden Schein von sich abweisen, daß er bald hier, bald da der Helfer in der Noth ist. Aber Geduld, mein wackerer Freund, Du sollst diesmal Dein Geld nicht weggeworfen haben. Von heute fange ich an, noch sparsamer zu leben als bisher, ich will gar nichts mehr für mich haben, ich will mich einrichten, wie es nur irgend möglich ist – und so lange, bis ich die ganze Summe zusammen gespart habe, will ich schweigen, dann aber will ich zu Dir treten und sagen: Jeremias, sieh her – da ist Dein Geld und nun verstelle Dich nicht mehr, alter Freund, wir wissen jetzt Alle, wer und was Du bist und wo für wie Dich ferner zu halten haben.«

In diesem Augenblick pochte Charlotte an die Thür. Cornelia sprang auf und öffnete sie mit einem glühenden, doch auffallend freudigen Gesicht.

»Liebe Großmutter,« sagte Charlotte, mit Erstaunen die alte Frau in ihrer freudigen Aufregung betrachtend, »ich sollte Dir ja beim Ankleiden helfen. Komme ich zu früh oder zu spät?«

»Du kommst zu früh, mein liebes Kind,« erwiderte Cornelia. Ich ziehe mich noch lange nicht an und gehe den ganzen Tag nicht aus, denn ich habe viel zu denken und – zu schreiben bekommen.«

»Ist es etwas Gutes oder Schlimmes, was Dich in Anspruch nimmt?« fragte das junge Mädchen voller Theilnahme.

Cornelia umfaßte und küßte sie. »Nein, es ist diesmal etwas Gutes, Kind. Geh zu den Andern und sag' ihnen, sie sollen vergnügt sein, denn es giebt – ja, es giebt noch gute Menschen auf der Welt!«

DRITTER BAND.

ERSTES. CAPITEL. DER ZWEITE BESUCH AUF DEM  
LERCHENFELS.

Etwa um dieselbe Zeit, als Cornelia nach dem letzten Gespräch mit Charlotte wieder allein war und das Schreiben überlegte, welches sie an ihren Rechtsconsulenten in Cöln richten wollte, öffnete sich die kleine Parkpforte in der chinesischen Mauer und heraus trat Hugo von der Flühe, der weiland gefährliche Mann, und nahm direct seinen Weg nach Wingertsspring um zuerst Herrn Jeremias Heiduck seinen Besuch abzustatten und ihm die Meldung zu bringen, daß nun die wichtigste Arbeit auf Lerchenfels beendet und daß man geneigt und Willens sei, mit der äußeren Welt wieder in Verkehr zu treten und die gastlichen Pforten des schönen Schlosses zuallererst den lieben Nachbarn zu öffnen.

Der junge Mann, fein und modern gekleidet, wie damals, als er Frau Professorin Graach zum ersten Mal seinen Besuch machte, trug heute eine sehr freudige Miene zur Schau, wozu vielleicht das herrliche Wetter beitragen mochte, womit der heutige Tag nach so langen, unfreundlichen Regentagen zur Freude Aller begonnen hatte. Denn schon am frühen Morgen hatte ein frischer Wind die letzten Dünste von Berg und Thal weggefegt, von der mit Feuchtigkeit hinreichend getränkten Erde stieg jener herzerfrischende Frühlingsduft auf, den das neuentfachte Leben in der Natur aushaucht, und der Rhein schimmerte golden und silbern unter den Strahlen der Sonne, die

siegreich und verheißungsvoll lächelnd majestätisch am stahlblauen Himmel dahinzog.

Als Hugo van der Flöhe an dem kleinen Häuschen unter den Linden vorüberging, blieb er einen Augenblick stehen und schaute über das grüne Stacket in den reizenden Rosengarten. Aber so aufmerksam er nach den Fenstern hinüber spähte, er sah Niemanden daran, dem er seinen Gruß hätte spenden können, denn Susanna hatte mit Bettina vor einer Viertelstunde das Häuschen verlassen und einen Gang in die Stadt eingetreten, um irgend ein unbedeutendes Geschäft darin zu besorgen.

Nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Bewohnerinnen des Häuschens nicht zugegen seien, wandte sich der junge Herr vom Lerchenfels dem Gute Jeremias Heiducks zu, schritt über den öden Hof und erst an der Thür begegnete er der Wirthschafterin, der göttlichen Theodosia, die, als sie den feinen Herrn so freundlich daherkommen und sie begrüßen sah, ihr brummiges Gesicht etwas aufhellte und auf die Frage, ob Herr Heiduck zu Hause und zu sprechen sei, mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung sagte:

»Ja, gehen Sie nur dort hinein, er ist zu Hause. Anmeldungen sind bei uns nicht Mode.«

Hugo van der Flühe, der zu den Menschen gehörte, die durch die Grobheit oder Ungeschliffenheit eines Dienstboten niemals beleidigt werden können, nickte der sich Entfernenden so freundlich wie vorher zu und klopfte an die ihm bezeichnete Thür. Auch hier scholl ihm ein etwas

mürrisches Herein! entgegen; aber die Miene des Hausherrn heiterte sich sogleich in strahlendster Weise auf, als er den unerwarteten Besuch erkannte, der sich ihm mit fast vertraulicher Herzlichkeit näherte.

Kaum aber hatte der junge Herr vom Lerchenfels die Thür des Zimmers geöffnet, so strömte ihm ein seltsamer und äußerst durchdringender Wohlgeruch entgegen und aus einer beinahe nebelgleichen Duftwolke trat der Hansherr auf ihn zu, der sich in einer ganz eigenen Toilette, das heißt eigentlich in gar keiner befand, denn er war überaus leicht bekleidet, da er sich wieder ganz wohl fühlte und eben in seinem Laboratorium mit der Anfertigung einer ganz neuen Erfindung beschäftigt war.

»Aber mein lieber Freund,« sagte der Holländer nach den ersten Begrüßungsworten und indem er den ihn umwogenden Duft lebhaft einsog, »was riecht denn bei Ihnen so schön? Das rührt doch eben so wenig von Blumen wie von der Ausdünstung einer guten Sorte Wein her?«

Jeremias nahm eine geheimnißvolle Miene an, legte den rechten Zeigefinger an die Lippen und zog mit der linken Hand seinen Gast etwas tiefer in das mit Wohlgerüchen geschwängerte Zimmer hinein.

»Ah, mein lieber Herr,« sagte er mit strahlendem Lächeln, »treten Sie nur immer näher, Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um dem Triumphe einer meiner neuesten Erfindungen beizuwohnen. Hm, nicht wahr, riecht das nicht herrlich, köstlich?«

»O ja, gewiß, aber es ist ein etwas starker Geruch, der die Sinne betäubt.«

»O nicht doch, das scheint Ihnen nur im ersten Augenblick so – ich bin schon so daran gewöhnt, daß ich fast gar nichts mehr rieche. Und wie, von Blumen oder Wein soll das herrühren? O nicht doch,« fuhr er schmunzelnd fort, »diesmal ist es etwas ganz Anderes, Neues, hier noch nie Dagewesenes von wunderbarer Herrlichkeit. Doch, Ihnen kann ich mein kleines Geheimniß ja anvertrauen, Sie treten gewiß nicht mit mir in Konkurrenz, – der Duft stammt von ätherischen Oelen her, aus denen ich ein ganz eigenes künstliches Fabrikat componire.«

»Und was ist das für ein Fabrikat?«

Jeremias gab sich das Ansehen eines urweisen Adepten oder Goldmachers und sagte, seinen Mund dem Ohre des jungen Mannes nähernd:

»Ich mache – mit einem Wort – Potsdamer Balsam.«

»Potsdamer Balsam?« fragte der Herr mit verwundertem Gesicht. »Was ist denn das?«

Jeremias lachte laut auf. »Ha, ja,« rief er, »Sie sind ja ein Ausländer und verstehen das freilich nicht. Nun, so will ich es Ihnen denn erklären. Sehen Sie, der weltberühmte Potsdamer Balsam ist etwas ganz Originelles und Wunderkräftiges. Ich litt neulich sehr an Podagra und als ich es so ziemlich überstanden, verordnete mir mein Arzt – o, er ist ein ächter Sohn Aesculaps – hieß nicht so der Doctorgott? – verordnete er mir zur Stärkung und Nachkur Potsdamer Balsam und brachte mir gleich ein Fläschchen von dieser Wunderessenz mit. Ich rieb damit mein lahmes Bein ein, wie die Vorschrift es besagt, und – sehen

Sie da, was aus mir geworden ist. Seitdem habe ich diese Nachkur öfter versucht und nun kann ich springen, ja ich könnte tanzen, wenn ich es überhaupt gelernt hätte, als ob ich niemals krank gewesen wäre. In diesem Balsam nämlich steckt, müssen Sie wissen, verborgen wie die unsichtbare und nur fühlbare Lebenskraft, eine wunderbare Heilfähigkeit. Da nun mein kleiner Vorrath bald zu Ende ist und ich nicht gleich wieder einen neuen beziehen, auch bei meinen beschränkten Mitteln den ächten – ich brauche sehr viel davon, weil ich eine so bedeutende Oberfläche habe – nicht bezahlen kann, habe ich beschlossen, ihn mir auf eigene Hand zu bereiten. Sie wissen ja, daß ich hinreichende chemische Kenntnisse besitze, um so etwas zu Stande zu bringen, und so habe ich mit großer Mühe die einzelnen Bestandtheile entdeckt und werde mir das Labsal selbst mischen. Natürlich nur zu eigenem Bedarf, denn ich werde mich hüten, mit dem eigentlichen ächten Fabrikanten – J. C. Lehmann heißt der Goldmensch und wohnt in der Casernopolis Potsdam – in Conflict zu gerathen und mir einen Proceß an den Hals zu hängen. Der Erfinder hat sich nämlich ein Patent auf sein Product geben lassen und das, wissen Sie ja, ist bei uns ein *Noli me tangere*. Sagt nicht so der Lateiner? Nun ja! Kommen Sie nun einmal her – geben Sie mir Ihre Hand – so, da haben Sie einen Tropfen! Nun reiben Sie beide Hände zusammen und riechen Sie. Ah! Sie machen ein erstauntes Gesicht. Nicht wahr, ist das nicht himmlisch? Ja, bei Gott, *probatum est*, sagen die Dichter, wollt' ich sagen, die Gelehrten. Und nun giebt es kein Podagra,

kein Gliederreißen, keinen Ohrenzwang mehr. Das ist eine capitale Erfindung, ein Segen für die ganze Menschheit und dabei kommt mir das Zeug gar nicht übermäßig theuer zu stehen. – Und nun, mein Lieber, will ich Ihnen ein Fläschchen davon verehren. So, da haben Sie es, es ist No. Eins, und nun versuchen Sie es und wenn Sie sich durch den Gebrauch erfrischt und gestärkt fühlen, so wissen Sie, wo es zu haben ist – bei Jeremias Heiduck in Wingertsspring – wollt' ich sagen, bei J. C. Lehmann in Potsdam, denn Ehre dem, dem Ehre gebührt! Bah!«

Herr van der Flühe hatte mit unendlicher Geduld und stets freundlicher Miene den langen Erguß des originellen Sonderlings angehört und zuweilen lächelnd und beistimmend mit dem Kopfe genickt. Jetzt steckte er auch die zum Geschenk erhaltene Wunderessenz in die Tasche und sprach seinen Dank dafür aus.

»Doch, mein lieber Herr Nachbar,« fuhr er darauf fort und setzte sich ungenirt auf einen höchst gefährlichen eisernen Dreifuß, »ich muß jetzt auf etwas Anderes kommen, auf den eigentlichen Grund und Zweck, der mich heute zu Ihnen führt – haben Sie fünf Minuten Zeit für mich?«

»Ich? Für Sie? O, ich habe den ganzen Tag frei, wenn Sie es wollen; habe ich doch meine Mischung so eben glücklich beendet, wie Sie sehen. Ueberdies bin ich außerordentlich begierig zu erfahren, was mir endlich wieder die Ehre Ihres werthen Besuches verschafft.«

»Bitte, bitte, Sie sind sehr gütig – aber das wollte ich Ihnen eben sagen. Wir sind nämlich bis jetzt oben auf

dem Schlosse eifrig beschäftigt gewesen, die Wünsche meines Vaters zu erfüllen und nach seinen Anordnungen alle Räumlichkeiten möglichst wohnlich einzurichten, da er in diesen Tagen selbst kommen und von jetzt an Schloß Lerchenfels bewohnen wird. Wenn Sie nun, mein lieber Herr Heiduck, mit den mir bekannt gewordenen Damen das Schloß zu besichtigen wünschen, so böte der heutige Tag die beste Gelegenheit dazu. Morgen muß ich leider schon wieder nach Cöln fahren, um meines Vaters Equipagen in Empfang zu nehmen, die eben von Holland eingetroffen sind und möglicher Weise finde ich auch schon meinen Vater selbst vor, da seine Gesundheit, wie er mir schreibt, ihm jetzt die Reise gestattet. So besinnen Sie sich denn rasch und lassen Sie mich Ihre Meinung hören. Im Fall Sie mir Ihren Besuch zusagen, begeben Sie sich von hier aus sogleich nach Lerchendorf, um die Damen persönlich nach Lerchenfels einzuladen. Es wäre mir die Annahme meines Vorschlages sehr erwünscht, da ich heute die beste Zeit habe, Ihr Führer in meines Vaters Behausung zu sein.«

Jeremias zeigte sich sofort bereit, dieser Bitte zuzustimmen und sagte, indem er sich höflich verneigte:

»Sie sind ein höchst galanter Herr, mein lieber Herr van der Flühe, das muß man sagen. Ich für meine Person nehme sehr gern Ihre gütige Einladung an, da ich mich heute glücklicher Weise und Dank jenem heilsamen Balsam wieder leidlich wohl befinde. Aber wie – sollen denn nicht auch Frau Wunderhold und ihre Tochter von Ihrer gütigen Einladung bedacht werden?«

Der junge Mann erröthete leicht und erwiderte nach kurzem Besinnen: »Wie Sie so fragen können! Das versteht sich ja ganz von selber und ich werde mich sogleich in das kleine Haus begeben, um die liebenswürdigen Damen zu dem Nachmittagsspaziergang aufzufordern.«

»Hoho! Gut! Aber *die* Mühe können Sie sich sparen, mein Lieber. Beide, Mutter und Tochter, sind nicht zu Hause, und ich selbst habe sie vor einer Viertelstunde den Weg nach der Stadt einschlagen sehen. Wenn Sie mir aber die Einladung überlassen wollen, so übernehme ich sie gern und ich werde mich noch heute vor Tisch zu ihnen begeben; sobald sie zurückgekommen sind, um die Bestellung nach besten Kräften auszurichten.«

»So danke ich Ihnen,« sagte Herr van der Flühe nach einigem Besinnen, »ich bin überzeugt, daß Sie den Auftrag nach meinem Wunsch erledigen werden. Vergessen Sie aber nicht die Stunde – ich habe gesagt, um drei Uhr –«

»Es wie werde ich! Habe ich denn schon je Etwas vergessen außer den Namen eines Menschen? Haha! Und wie, Sie wollen schon wieder gehen?«

»Ja, nach Lerchendorf – es wird Zeit dazu.«

»Soll ich Sie fahren lassen?« fragte Jeremias, der über die erhaltene Einladung in die beste Laune gerathen war. »Mein leichter Wagen ist bald in Stand gesetzt.«

Herr van der Flühe lächelte. »Ach nein,« sagte er eilig, »lassen Sie mich lieber gehen. Ich habe so lange keine ordentliche Bewegung gehabt, daß ich mich nach einem

tüchtigen Spaziergang sehne. Und jetzt leben Sie wohl, Herr Heiduck, auf Wiedersehen um drei Uhr!«

»Um drei Uhr, ja, wir werden pünktlich sein. Verlassen Sie sich darauf.«

Er begleitete seinen Gast bis an die Thür, dann kehrte er freundlich schmunzelnd um und seine chemischen Experimente für heute einstellend, sagte er zu sich:

»Endlich! Darauf haben wir ja Alle lange genug gewartet, obgleich es Keiner dem Andern eingestanden hat. Haha! Nun gehen die Einladungen los und wir beginnen ein angenehmes Leben. Das ist prächtig, viel prächtiger, als immer in dem alten Hause zu sitzen und die Theodosia keifen zu hören. So. Nun sind wir hier fertig; jetzt aber kleiden wir uns an, um die liebe Frau Wunderhold und ihr Töchterchen aufzusuchen und den wichtigen Auftrag auszurichten.« –

Eine Stunde später war Frau Wunderhold mit Bettina von ihrem Gange zurückgekehrt und befand sich wieder daheim. Jeremias, da er sie bei seinem ersten Besuche noch nicht zu Hause getroffen, war ihr entgegen gegangen und hatte, als er sie unterwegs traf, sogleich seinen Auftrag ausgerichtet. Aber da sollte er gleich wieder eine kleine Enttäuschung erfahren. Frau Wunderhold war namentlich ihrer Tochter wegen sehr erfreut über die Einladung, sie selbst aber konnte leider auch diesmal keinen Gebrauch davon machen. Sie stand im Begriff, gleich nach Tisch anderthalb Tage nach Neuwied zu fahren, denn morgen war der Tag, an welchem sie ihren Unterricht daselbst zu geben hatte und heute wollte sie

noch einige nothwendige Besuche in der Stadt abstaten, welche sie schon lange von einem Tage auf den andern verschoben hatte. Bettina sollte sie begleiten, wie sie es in der Regel that und man hatte darüber schon die geeigneten Verabredungen getroffen

Als nun aber Jeremias seinen Gruß von dem jungen Herrn vom Lerchenfels ausrichtete und die bestimmte Erwartung desselben aussprach, daß die Damen heute noch das Schloß besuchen würden, da er morgen schon wieder verreisen müsse, sagte Susanna, einen liebevollen Blick auf die in ihr Schicksal sich ergebende Tochter werfend:

»Es ist schade, mein lieber Herr Heiduck, daß es sich gerade so ungünstig trifft. Ich wäre diesmal sehr gern mit nach dem Lerchenfels gegangen und hätte nicht weniger gern die Bekanntschaft des lebenswürdigen jungen Mannes gemacht, der uns die Ehre seiner Einladung zu Theil werden läßt. Allein, wie die Sachen einmal liegen, kann ich auch diesmal nicht an dem Vergnügen Theil nehmen. Meine Pflicht ruft mich nach Neuwied, die Kinder erwarten mich und ich darf sie nicht vergebens warten lassen. Das betrifft indeß nur mich,« fügte sie nach einem wiederholten Blick auf ihre Tochter hinzu. »Wenn Bettina nichts dagegen hat, auch diesmal ohne mich mit Ihnen nach dem Lerchenfels zu gehen, so billige ich durchaus, daß sie es thut. Ueberdies geht ja Cornelia mit ihren Kindern hin und da ist sie in der besten Gesellschaft.«

Jeremias reckte sich stolz in die Höhe, legte die Hand auf die Brust und sagte mit würdevoller Miene: »Oho!

und ich, meine beste Frau Wunderhold, bin ich nicht der zuverlässigste Beschützer Ihrer Tochter?«

»Das sind Sie, ja,« erwiderte Susanna und reichte dem biedern Mann die Hand, »und Ihnen vertraue ich sie unter jeder Bedingung an. Es kommt also nur auf Bettina selbst an, ob sie mich nach Neuwied oder Sie nach dem Lerchenfels begleiten will.«

Bettina blickte in holder Verwirrung bald die Mutter, bald Jeremias Heiduck an, und Letzterem schien es fast, als ob sie ihm aus eigenem Antriebe diesmal den Vorzug geben würde.

»Sprich,« sagte die Mutter, »wohin neigt sich bei Dir die Entscheidung? Aber sprich ehrlich, wie es Dir um das Herz ist, Kind!«

»Nun denn,« erwiderte Bettina nach kurzem Besinnen, »wenn ich ehrlich sein *soll*, so *will* ich es auch. Nach Neuwied kann ich mit Dir jede Woche fahren, liebe Mutter, aber nach Lerchenfels dürfte so häufig keine Einladung erfolgen.«

»Also?« fragte Susanna lächelnd.

»Sie geht mit mir!« rief Jeremias stolz, »und wenn sie ein Herkules wäre, sie könnte am Scheidewege keine bessere Entscheidung treffen, nicht wahr, Bettinchen?«

Bettina nickte, umarmte ihre Mutter und küßte sie lebhaft.

»So ist es abgemacht,« sagte diese, »und wir werden einmal anderthalb Tage von einander getrennt leben. Das hat auch sein Gutes und das Wiedersehen ist um so angenehmer. So wollen wir es dabei lassen. Morgen nach

Tische kannst Du nach Lerchendorf gehen und Deine Freundinnen besuchen; spätestens um acht Uhr bin ich wieder da und dann steht mir eine angenehme Schilderung Deiner Erlebnisse bevor, nicht wahr?«

»Du sollst Alles erfahren, was wir sehen und erleben,« versicherte Bettina, schelmisch mit dem Kopfe nickend, »ich werde so aufmerksam wie möglich sein und nichts Wichtiges soll mir entgehen.«

»Na, dann sind wir ja einig,« rief Jeremias vergnügt, »und nun, meine Damen, habe ich die Ehre, mich zu empfehlen. Reisen Sie glücklich, Frau Wunderhold, und Sie, Bettinchen, seien Sie heute gegen drei Uhr auf dem Sprung. Ich bin ein pünktlicher Mann und der junge Herr da oben hat mir die Stunde auf die Seele gebunden.« –

Unterdessen war Hugo van der Flühe schon lange nach Lerchendorf gewandert. Es ging bereits gegen Mittag, als er daselbst eintraf und von einer Magd in das Empfangszimmer Cornelia's gewiesen ward. Diese und ihre Enkelinnen waren von dem unerwarteten, doch gewiß angenehmen Besuch ebenso überrascht, wie vorher Jeremias, und diese Ueberraschung sprach sich hier noch viel deutlicher als bei dem alten Junggesellen im Laboratorium aus.

Leider war Cornelia nicht in der Stimmung, persönlich vor dem jungen Mann zu erscheinen; ihre Angelegenheiten nahmen sie augenblicklich so ganz und gar in Anspruch, daß sie ihre Beschäftigung nicht unterbrechen konnte und wollte, und so blieb es ihren Enkelinnen überlassen, den seltenen Besuch zu empfangen und zu

unterhalten. Von diesen war auch Natalie in der Küche beschäftigt, in der sie in dieser Woche die Oberaufsicht führte, und so blieben nur Charlotte und Anna übrig, um die Pflichten des Hauses gegen den Gast zu erfüllen.

Beide Mädchen, auf ihren Gesichtern die Anzeichen ihrer Verwunderung tragend, traten zu gleicher Zeit in das Zimmer und Charlotte entschuldigte mit wenigen, aber eindrucksvollen Worten der Großmutter Abwesenheit, die es von ganzem Herzen bedauere, einen so werthen Gast zu empfangen heute verhindert zu sein.

»Da komme ich ja zu sehr ungelegener Zeit,« bemerkte der liebenswürdige junge Mann, »und ich fürchte sogar, was mir sehr leid thun würde, daß ich somit den Zweck meines heutigen Besuches verfehlen werde.« Und hierauf trug er sein Anliegen, heute Nachmittag dem Lerchenfels ihre Gegenwart zu schenken, auf eine so zarte und bescheidene Weise vor, daß man hätte glauben sollen, er komme um eine Gnade zu bitten, nicht aber den jungen Mädchen eine Gunst zu erweisen. Frau Wunderhold und deren Tochter, fügte er schließlich hinzu, würden mit Herrn Heiduck auch auf dem Schlosse erscheinen, und allen Dreien würde es gewiß außerordentlich leid thun, die Gesellschaft der Bewohner von Lerchendorf entbehren zu müssen.

Bei den letzten Worten spitzten die beiden hoch erötheten Mädchen die Ohren, denn was sie da hörten, widersprach aller ihrer Erwartung. Wußten sie doch, daß Susanna und Bettina beabsichtigt hatten, nach Neuwied zu fahren, und so war ihnen die Aussicht, von der so viel

verheißenden Partie ausgeschlossen zu bleiben ein sehr trauriger Gedanke.

Diesem Gedanken gab Anna auch ganz ehrlich Ausdruck und sie versprach, ihre Großmutter nach Kräften zu bewegen, ihre Arbeit im Stich zu lassen und sich den Uebrigen anzuschließen.

»Das würde mir das Liebste sein,« erwiderte Herr van der Flühe, »und so gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, Sie um drei Uhr bei mir zu sehen. Der Tag ist so schön und die Gelegenheit so günstig, uns ganz ohne Zwang zu bewegen, daß ich meine Bitten nur wiederholen kann, Alles aufzubieten, was in Ihren Kräften steht, um Ihren Besuch möglich zu machen. Ueberdies werde ich einen Wagen bereit halten, die älteren Damen und Herrn Heiduck nach der Höhe der Felsen fahren zu lassen, die Anstrengung also braucht Ihre Frau Großmutter nicht zu scheuen.«

Die Mädchen versprachen das Mögliche zu leisten und bald darauf erhob sich der Besuch, bestellte die freundlichsten Grüße an die Abwesenden und empfahl sich, indem er noch einmal die Hoffnung aussprach, sie am Nachmittag bei sich zu sehen.

Die Mädchen begleiteten ihn bis zur Treppe und dann kehrten sie nachdenklich in das Zimmer zurück, um den besten Schlachtplan zu entwerfen, Großmütterchen aus ihrer Arbeitsstube wegzulocken.

»Es ist ein allerliebster Mann,« sagte unter Anderm Charlotte, »und wenn Großmutter ihn hätte reden und bitten hören, sie würde ihm nicht haben widerstehen

können. Nein, solche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit ist mir bei einem Mann von so bedeutenden Mitteln noch niemals vorgekommen. Meinst Du nicht auch, Anna?«

»Was soll ich noch weiter sagen,« versetzte Diese, »da Du ihn schon allerliebste findest; ich kann ihn doch unmöglich noch mehr loben. Gewiß ist er bescheiden und anspruchslos und Großmutter hat wieder Recht, wenn sie sagt: je höher die Menschen in der Welt stehen, je reicher, je vornehmer sie sind, um so umgänglicher und lebenswürdiger verstehen sie sich zu zeigen. Aber nun komm und laß uns unser Heil bei der Großmutter versuchen.«

Die beiden Mädchen gingen zu Cornelia und erzählten ihr, was vorgefallen und wie der Gast sich ihnen dargestellt.

Cornelia, die bereits an ihrem langen Briefe schrieb, legte die Feder bei Seite und sah die Mädchen mit ihrer alten klaren Heiterkeit und Milde an. »Ich weiß schon, was Ihr wollt,« sagte sie ruhig, »aber da kann ich Euch in Bezug auf mich selbst keinen großen Trost geben. Ich darf meine Stube heute nicht verlassen und verlasse sie nicht. Meine heutige Arbeit ist mir heilig und ich habe gerade die richtige Stimmung dazu. Das darf und soll Euch aber nicht im Geringsten abhalten, die so ehrenvolle und angenehme Einladung für Euch selbst anzunehmen. Nein, gewiß nicht. Ich sehe gar nicht ein, warum Ihr nicht mit Wunderholds und dem alten Herrn nach dem Lerchenfels gehen solltet. Ihr seid ja keine Kinder

mehr und da oben hausen ja keine Wölfe. Der gute Heiduck kann der Vater und Susanna Wunderhold die Mutter vorstellen, da habt Ihr ja genügenden Schutz.«

»Aber wenn nun auch Bettina's Mutter nicht mitginge,« warf die vorsichtige Anna ein – »und ich weiß von Bettina bestimmt, daß sie heute nach Neuwied zum Unterricht fährt, – würdest Du auch dann Deine Zustimmung geben, daß wir mit Herrn Heiduck allein gingen?«

Cornelia überlegte eine Weile, dann sagte sie rasch und kurz: »Ach, was Ihr für alberne Dinger seid! Warum solltet Ihr Drei und Bettina denn mit dem alten Herrn nicht allein gehen können? Wenn Euch in diesem Fall die Mutter fehlt, dann bleibt Euch ja noch immer der Vater. Und wie? Wollt Ihr schon in jungen Jahren so zimperlich und fein bedächtig sein? Hat es etwas Ehrenrühri- ges, wenn vier Mädchen, verständig und sittsam wie Ihr, mit einem alten Herrn ein schönes Schloß besichtigen, worin zufällig ein junger Mann den Hausherrn spielt? Nein, nein, kommt mir mit solchem falschen Zartgefühl nicht zu nahe. Ich liebe das nicht. Der Mensch gebe sich wie er ist und halte andere ehrliche Menschen nicht für unehrlicher als sich selber. Basta! Ihr geht und damit ist Alles gesagt. Der Herr hat Recht, das Wetter ist prächtig und die Gelegenheit ist günstig. Macht Euch Beides zu Nutzen, so lange Euch Gott die freie Wahl läßt. So, und nun laßt mich in Ruhe. Sagt Natalien, daß wir etwas früher essen, damit Ihr um halb Drei nach Wingertsspring gehen und Wunderholds abholen könnt. So will ich es und nun habt Ihr Euren Bescheid.«

Keiner war glücklicher über diesen günstigen Bescheid als die beiden guten Mädchen. Sie sprangen wie gewöhnlich in solchen Fällen auf die Großmutter zu und umhalsen sie. Dann aber liefen sie in die Küche und berichteten der noch Nichts ahnenden Natalie das Allerneuste. Auch diese jauchzte vor Freude laut auf und traf sofort ihre Anstalten, das Essen bis halb Zwei fertig machen zu lassen. Alle Drei aber begaben sich darauf in ihre Zimmer und selten hatten sie sich mit solchem Eifer in die Besuchskleider geworfen wie heute. Als Cornelia sie alle Drei schon im vollen Putz bei Tisch erscheinen sah, lächelte sie still und sagte, während sie sich zum Speisen niederließ:

»Ich wünschte, es führe öfter eine solche Einladung wie ein Blitz unter Euch. Dann hättet Ihr Uebung genug, Euch für alle Zukunft schnell – und doch ganz hübsch ankleiden zu lernen. Nun ja, Ihr habt Euch redlich herausgeputzt und ich verdenke Euch das nicht. In Eurem Alter habe ich es eben so gemacht. Nun, nun, Ihr braucht nicht roth zu werden, die Sache spricht für sich selbst. Aber um Eins bitte ich Euch: esset hübsch langsam, Ihr braucht Euch nicht zu übereilen. Eine gute Verdauung trägt viel dazu bei, die Jugend zu conserviren und das ist doch gewiß Eure schließliche Absicht, nicht wahr?«

»Aber warum trinken wir denn heute keinen Wein?« fragte plötzlich Natalie »Ich habe ja eine Flasche aus dem Keller holen lassen, warum bringt sie die Grete nicht?«

Cornelia legte ihren Löffel hin und sah die Mädchen der Reihe nach ernst und bedächtig an.

»Das ist auf meinen Befehl geschehen,« sagte sie ruhig. »Ich will von jetzt an keinen Wein mehr trinken und Ihr bedürft glücklicher Weise seiner noch nicht.«

»Aber warum denn nicht?« fragte Natalie verwundert weiter.

»Weil – weil es nicht nöthig ist, mein Kind. Ich habe eingesehen, daß es gut ist, wenn man sich in seinen Bedürfnissen beschränken lernt und namentlich in leiblichen Genüssen – sparsam lebt und ich – ich will von jetzt an sparen, wo ich kann.«

Die Mädchen glaubten hierin einen versteckten Scherz zu finden und doch täuschten sie sich. Cornelia hatte sich ihr Wort gegeben, in allen Dingen sparsamer denn je zu sein und sich sogar verschiedene althergebrachte Genüsse vom Munde abzudarben, um ihrem unbekanntem großmüthigen Gläubiger – dem halb und halb erkannten Menschenfreund – möglichst bald seinen Vorschuß zurückerstatten zu können.

---

Die Uhr im Speisezimmer hatte noch nicht halb Drei geschlagen, da standen die drei Mädchen, nach dem zärtlichsten Abschied von der guten Großmutter, schon im Garten, um alsbald ihren Weg nach dem kleinen Häuschen unter den Linden einzutreten, wo man sich zu dem bevorstehenden Ausflug versammeln wollte. Eilig und die Wärme des Nachmittags nicht im Geringsten beachtend, schritten sie am Rhein die ebene Straße entlang

und in einer guten Viertelstunde trafen sie in dem kleinen Rosengarten unter den Linden ein. Sie waren nicht eben erstaunt, daß Bettina allein sie empfing, denn sie wußten ja mit ziemlicher Bestimmtheit, daß deren Mutter sich nie durch einen ähnlichen Vorfall, wie der heutige war, von ihrem Unterricht in Neuwied abhalten ließ. Um so mehr aber war Bettina erstaunt, als sie die drei Mädchen ohne die Großmutter kommen sah und erst, als sie von Charlotte erfuhr, was Letztere in Bezug auf die alleinige Begleitung des alten Herrn gesagt, beruhigte sie sich und schickte sich in das Unvermeidliche, indem sie sich selbst sagte, daß auch ihre Mutter darüber nicht anders denken würde als die welterfahrene und in allen solchen Dingen für den Ruf ihrer Kinder besorgte Professorin.

Bald nachdem die Mädchen auf Lerchendorf erschienen waren, stellte sich auch Jeremias ein und als er erfuhr, daß er allein die Ehre haben sollte, der Geleitsmann der vier jungen Damen zu sein, richtete er sich stolz in die Höhe, legte seine breite fleischige Hand auf das Herz und sagte mit Würde:

»Bei Gott, meine Damen, ich fühle die Wichtigkeit und Bedeutung meiner heutigen Aufgabe, aber Sie sollen auch den Mann in mir finden, der sie würdig lösen wird. Ach, ich bin nur ein armer Krüppel und ein Mann von beschränkten Verhältnissen und Mitteln, aber ich habe dabei das stolze Bewußtsein, daß es viele Menschen

auf der Erde giebt, die mich trotz alledem heute beneiden würden, wenn sie mich in dieser meiner Pflichterfüllung sähen. So kommen Sie denn, meine Damen. Treten wir unsern Marsch an. Aber langsam, immer langsam den Berg hinan, denn so weit sind die Menschen noch nicht vorgerückt, daß sie eine Winde an jedem Berge angebracht haben, die einen wohlbeleibten Spaziergänger ohne Mühe in die Höhe bringt. Wenn ich noch hundert Jahre leben könnte, so erfände ich eine solche Winde und was würde ich nicht noch erfinden, ach!« –

Bald nach diesen Worten und nachdem Bettina ihre Hausthür verschlossen hatte, trat die Gesellschaft ihren Weg an. Diesmal wählte Jeremias den breiten bequemen neuen Fahrweg zum Emporsteigen und gab, vorangehend, das Tempo für die ihm etwas zu lebhaften Mädchen an. Diese befanden sich, wie leicht erklärlich, in einiger Spannung und je näher sie ihrem Ziele kamen, um so mehr wuchs dieselbe und mischte sich mit der leicht verzeihlichen Neugierde, inwiefern sich dieser ihr zweiter Besuch auf dem Lerchenfels von dem ersten unterscheiden würde. Gesprochen wurde daher nur wenig unterwegs und nur dann und wann warfen sich die Cousinen einige scherzhafte Fragen zu, während Bettina still neben Jeremias dahin schritt.

So war man bald dem großen Thore in der chinesischen Mauer nahe gekommen. Jeremias sah nach der Uhr, ob man auch nicht zu zeitig eingetroffen, und er fand zu seiner Beruhigung, daß es gerade drei Uhr sei.

»Na,« sagte er, mitten unter seinen Begleiterinnen still stehend und einen tiefen Athemzug thuend, »pünktlich sind wir, das muß man sagen, und heute wird man uns wohl nicht so lange auf Einlaß warten lassen, wie neu-lich. – Aber was ist denn das? Wir haben noch nicht einmal geschellt und da rasselt der Schlüssel schon im Schloß?«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da öffnete Jemand schon die kleine Pforte und der jetzt stets bereite Portier, die kleidsame Livree des neuen Besitzers tragend, trat mit abgezogenem Hut daraus hervor, stieß die Thür weit auf und ließ, indem er sich verbeugte, die Gesellschaft an sich vorüber gehen, ohne dabei ein einziges Wort zu sprechen.

Allein dieser stille Empfang, so sehr er den Regeln einer feinen Etikette entsprechen mochte, schien dem Herrn von Wingertsspring durchaus nicht zu behagen. Nachdem die Damen vor ihm in den Park eingetreten waren, stand er vor dem schmucken Portier still, sah ihn vom Kopf bis zu den Füßen neugierig an und fragte mit der leutseligsten Miene:

»Sind Sie ein Holländer, mein lieber Freund?«

Der schwarzbärtige Portier verbeugte sich abermals und erwiderte kurz und schnell: »Ja, mein Herr, aber ich spreche Deutsch.«

»Das ist mir lieb, mein Freund. Dann können Sie mir auch wohl sagen, woher es kommt, daß sich diese Thür für uns heute so schnell öffnet?«

Der Portier lächelte. »Das ist sehr einfach zu erklären, mein Herr,« versetzte er. »Der junge Herr ist ja im Schloß und hat befohlen, Acht zu geben, wenn die erwartete Gesellschaft den Berg heraufkommt, damit sie nicht zu warten brauche. Und da habe ich durch dies Fenster Acht gegeben, Sie kommen sehen und meine Pflicht erfüllt.«

»Aha, nun weiß ich es. Aber ich danke Ihnen, Adieu! – Diese Aufmerksamkeit gefällt mir,« fuhr er fort, sich zu den Uebrigen gesellend, die in der Nähe stehen geblieben waren und seiner Unterhaltung lächelnd zugehört hatten, jetzt aber langsam mit ihm weiter vorschritten. »Ja, sie gefällt mir sehr und man kann hier etwas lernen, wie mir scheint. Hm! Man sieht es doch gleich, wenn ein Herr da ist. Das ist besser als neulich und Alles hat einen ganz anderen Anstrich. Aber was seh' ich – da, da kommt ja schon unser Wirth – sehen Sie doch, ist das nicht artig von ihm?«

In der That, er hatte Recht. Vom Schlosse her kam eilig Herr Hugo van der Flühe herangeschritten, aber nicht allein, sondern von einem jungen Mann begleitet, demselben, der bei seiner Ankunft vor etwa vierzehn Tagen mit ihm den Sitz auf dem Wagen getheilt hatte. Die beiden Herren kamen rasch näher und begrüßten zuerst die Damen mit außerordentlicher Höflichkeit und dann vertraulich Jeremias, worauf der Wirth seinen Begleiter als Herrn Maler Hans Hochstraaten aus Antwerpen vorstellte, der ihm so freundlich seine Hülfe bei der Einrichtung

des Schlosses geliehen. Erst als er diese Vorstellung beendet schien er zu bemerken, daß weder die Frau Professorin Graach, noch Bettina's Mutter in der Gesellschaft sei und er sprach die Frage aus, warum sich Beide ihr nicht angeschlossen hätten.

Da nahm denn Charlotte zuerst das Wort und entschuldigte ihre Großmutter, die, von ihren heutigen Geschäften festgehalten, sie leider nicht begleiten könnte, aber dafür die freundlichsten Grüße sende.

»O, das thut mir ja sehr leid,« sagte der junge Mann, während er sein freundliches blaues Auge schon fragend auf Bettina richtete. »Und Ihre Frau Mutter, mein Fräulein?« setzte er sogleich mit etwas bewegt klingender Stimme hinzu.

»Auch meine Mutter ist leider verhindert, Ihrer freundlichen Einladung zu folgen, Herr van der Flühe,« sprach nun Bettina mit einiger Verlegenheit. »Sie selbst bedauert es sehr und ich gewiß nicht weniger, da sie dadurch des Vergnügens beraubt wird, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»O, o,« rief Hugo van der Flühe, »das beklage ich wirklich. Doch ist es einmal nicht zu ändern und so will ich nur hoffen, daß ich ein andermal und hoffentlich recht bald die Ehre haben werde, die beiden Damen bei uns zu sehen.«

Während dieses kurzen Gesprächs hatte der holländische Maler einen sehr weisen Gebrauch von seinen Augen gemacht und mit sichtbarer Befriedigung die schönen Gestalten und die frischen Gesichter der jungen Mädchen betrachtet. Er war ein zwar etwas kleiner, aber angenehmer Mann mit dunklen Haaren und geistsprühenden Augen und sah nur um wenige Jahre älter aus als sein Freund. Als die Gesellschaft sich in Folge einer Aufforderung des Letzteren alsbald wieder in Bewegung setzte, schloß er sich Charlotten und Anna an, die vorangingen, während Hugo van der Flühe mit Natalie und diesen Jeremias mit der sich bescheiden im Hintergrunde haltenden Bettina folgte.

Allein nicht allzu lange behielten sie diese Ordnung bei; das Gespräch war noch ein ziemlich allgemeines und so blieb bald Dieser, bald Jener stehen und die anfängliche Reihenfolge wechselte schnell, bis man den schönen mit Statuen geschmückten Vorplatz vor dem Eingang des Schlosses erreichte, in dessen Mitte sich der so herrlich verzierte Brunnen befand, der heute mit reichlichem Wasser gespeist war und verschiedene Fontainen in mannigfachen Verschlingungen in die Luft warf.

Man blieb natürlich vor demselben stehen und betrachtete die Wirkung der künstlichen Wasserwerke.

»Das ist hübsch, das gefällt mir,« sagte Jeremias zuerst, »und das bringt mich ganz von selbst auf neue Ideen. O ja, in den Erfindungen ähnlicher Art hat man es heutzutage weit gebracht. Nicht wahr, Herr van der Flühe, das System der Bewässerung, welches Sie hier haben einführen

lassen, erstreckt sich in ähnlicher Weise über Ihre ganze  
Besitzung?«

»So ziemlich, und was noch nicht mit in den Kreis des-  
selben gezogen ist, soll künftig in Angriff genommen wer-  
den. Man kann in einem so großen Park nicht Alles auf  
einmal fertig machen und es ist auch ganz gut, wenn man  
sich noch einige Arbeit für die Zukunft aufbewahrt.«

»Da haben Sie sehr Recht und ich würde es eben so  
machen, wenn ich so glücklich wäre, an Ihrer Stelle zu  
sein. Ja, ja, Rom ward auch nicht in einem Tage erbaut.  
Doch, wenn Sie sich nur erst die bewußte Winde für die  
Treppe anschaffen wollten, das wäre für mich das Nö-  
thigste. Ach, ich bin schon wieder sehr heiß und doch  
brennt die Sonne heute lange nicht so wie neulich.«

Hugo lächelte und nickte ihm vertraulich zu. »Sie sol-  
len heute nicht so viel zu steigen haben wie neulich,«  
sagte er. »Der Bauaufseher hat mir wohl Ihre Idee mitget-  
heilt und sie ist so übel nicht; indessen paßt sie nicht in  
das System unseres Baues. Nun, gedulden Sie sich. Nur  
die zwei ersten Treppenabsätze sollen Sie heute erstei-  
gen, da Sie die Aussicht vom obersten Stockwerk doch  
schon gesehen haben. Später, wenn wir die Felshöhe be-  
suchen, sollen Sie fahren. Ich habe zwar noch nicht unsre  
besten Wagen hier, aber einen habe ich doch und Sie sol-  
len nachher probiren, ob man so bequem darin sitzt wie  
in Ihrem eisernen Draht- und Korbwagen.«

»Oho, bequem, das glaube ich wohl – er ist gewiß so-  
gar noch bequemer. Aber ist er so hübsch luftig und kühl  
wie der meine?«

Hugo zuckte bedauernd die Achseln und sagte lachend: »Damit kann ich leider nicht dienen, lieber Herr. Aber wir können nicht Alle das Gleiche haben und lieben. So, meine Damen, wenn es Ihnen nun gefällig ist, wollen wir ein Stündchen in's Schloß gehen, das Freie wird nachher um so angenehmer, wenn die Sonne erst etwas tiefer gesunken ist.«

Man trat in die dämmerige, kühle, von oben erleuchtete Halle und der Eindruck, den man heute von dem schönen Bauwerk empfing, welches einem hehren Kunsttempel glich, schien den jungen Damen noch bedeutender zu sein als das erste Mal. Bettina sprach dies unbefangen aus und da erwiederte der holländische Maler:

»Sie sprechen da eben Dasselbe aus, was auch ich schon wiederholt empfunden und ausgesprochen habe. Ja, je öfter man unter diese warm beleuchtete Wölbung tritt, um so gewaltiger wirkt sie auf uns und um so plastischer treten die schönen Verhältnisse und Verzierungen derselben hervor. Das ist ein guter Beweis, wie trefflich der Baumeister seine Sache gemacht hat. Es wäre traurig, wenn das Gegentheil stattfände. Es geht darin bei den Kunstgegenständen wie bei den Menschen. Die Dinge und Personen, die uns, wenn wir ihnen das zweite Mal begegnen, nicht mehr gefallen, sind *unsere* Dinge und Personen nicht, sie gehören nicht zu uns, sie eignen sich nicht für unser Wesen. Habe ich nicht Recht, Hugo?«

»Du hast ganz aus meiner Seele gesprochen!« erwiederte dieser, leicht mit dem Kopfe nickend und dabei

sein Auge auf Bettina heftend, die ihm gerade gegenüber stand.

Weiter sagte er nichts und doch dachte er sich gewiß in diesem Augenblick viel mehr. In diesem Moment kamen zwei Diener von der Treppe herunter und nahmen den Damen die leichten Tücher ab, die diese bisher noch über den Armen getragen hatten. Dann faßte Herr van der Flühe Jeremias unter den Arm und half ihm die bequemen Treppen ersteigen, während der Maler zugleich mit den Damen hinter ihm herstieg.

Vor dem Ritter in blauer Rüstung, der sie neulich Alle mit seinem schönen Wachsgesicht so überrascht hatte, blieb Bettina einen Augenblick stehen und sagte, zwar nicht allzu laut, doch so, daß der Sohn des Hauses es hören konnte, worauf er sich sogleich nach ihr umwandte:

»Der Ritter hat heute sein Visir geschlossen. Sein schönes Gesicht blickt uns heute nicht an.«

»Ah,« rief Hugo zurück, »Sie kennen also den Mechanismus schon?«

»Ja; Herr Magnus, Ihr Bauaufseher, hat ihn uns neulich gezeigt.«

»Aha, das hätte er aber eigentlich unterlassen können,« erwiderte Herr van der Flühe lächelnd, »nun kann ich wenigstens Ihnen *die* Ueberraschung nicht mehr bieten. Vielleicht aber giebt es noch eine andere, haben Sie nur Geduld.«

»Betrifft sie auch diesen Ritter?« fragte Natalie.

»Ja wohl; der Mechanismus – man liebt dergleichen nämlich in Holland – ist nur noch nicht fertig.«

»Und darf man wissen, was das für eine Erfindung ist?« fragte Jeremias mit gespitzten Ohren.

»Noch nicht, mein lieber Herr Nachbar. Wenn ich den Damen jetzt schon Mittheilung davon machen wollte, so gäbe es ja keine Ueberraschung. Doch nun wollen wir weiter gehen. Bitte, mir zu folgen.«

Mit diesen Worten trat er von der Galerie der Halle aus, auf der sie standen, in ein Zimmer, dessen Thür ein vorangegangener Diener bereits geöffnet hatte. Unmittelbar hinter ihm traten die Damen ein und durchschritten nun langsam eine Reihe von Gemächern, von denen in Bezug auf die Pracht und den Geschmack der Ausstattung eins dem andern den Rang abzugewinnen suchte. Verwunderungsvoll blickten die an solchen Luxus nicht gewöhnten Enkelinnen Cornelia's umher, fast eingeschüchtert und kaum ihren Augen trauend, schloß sich ihnen Bettina an, denn niemals hatte sie von solchem Glanz geträumt, noch viel weniger ihn gesehen. Sie wußte anfangs nicht, wohin sie ihre Blicke zuerst richten sollte. Bald zogen sie die herrlichen Gemälde und Statuen, bald die farbenreichen weichen Teppiche, die den Boden und die Tische bekleideten, bald die kostbaren Möbel und die tausend anderen Zierrathen an, die sie hier überall in zahlloser Menge ausgestreut fand. Endlich schritt sie wie geblendet einher und war froh, als die Zimmerreihe durchschritten war und der Besitzer aller dieser Reichthümer aus einem Balcon hinaustrat, von wo man wieder ohne Zwang und Drang in die weit geöffnete Natur hinausschauen konnte.

Doch das geschah nicht so rasch, wie wir es hier beschreiben können; bei vielen Gegenständen verweilten die neugierigen Kinder Cornelia's längere Zeit und hörten mit Wohlgefallen den Erklärungen des Malers zu, der ihnen die Namen der Künstler nannte, deren Bilder in diesem Theile des Schlosses aufgehängt waren, während Herr von der Flühe sich völlig schweigend verhielt und dabei gar nicht that, als ob ihn die Dinge etwas angingen, die jetzt mit so großer Aufmerksamkeit von allen Anwesenden betrachtet wurden.

Auch Jeremias war ganz still geworden, nicht etwa weil er in Kunstgenüssen schwelgte, nein, weil er wie Bettina von Allem, was er sah, fast geblendet war und im Stillen die Mittel berechnete, die wohl dazu gehören mochten, nicht allein solches Schloß zu kaufen und zu bauen, sondern es auch so reich und schön auszuschnücken, wie dieses sich in allen seinen einzelnen Theilen zeigte.

Auch er war froh und legte sogleich seinen Kleinmuth ab, als er auf den geräumigen, wie eine Art Pavillon gestalteten und angenehm beschatteten Balcon hinaustrat und auf den ersten Blick gewahrte, daß man in Lerchenfels nicht allein von Stein und Holz, Gold und Silber lebte, vielmehr auch Speisen und Getränke liebte, denn auf dem großen runden Tisch, der mitten auf dem Balcon stand, sah man den Kaffee servirt und leckere Kuchen in vergoldeten Körben und Schaaalen forderten den Appetit der Damen heraus.

»O mein Gott,« schlüpfte es ihm leise über die Lippen, als er zufällig neben Bettina zu sitzen kam und eben der junge Wirth die Damen aufforderte, es sich hier einige Minuten gefallen zu lassen, »sehen Sie doch, Bettinchen, wie heute hier Alles anders als neulich ist. Ja, ja, der Herr ist zu Hause, das merkt man an Allem und Jedem, Herr-je!«

Ein Diener reichte den köstlichem nach holländischer Art bereiteten Trank in kleinen Tassen herum, ein anderer bot die Schalen mit Kuchen dar, und Herr van der Flühe, der gar nicht that, als ob hier sein Wille mit im Spiele sei, blickte nur still und ernst umher, ob auch Jedem sein Recht geschehe. Um so gesprächiger erwies sich Herr Hochstraaten und sehr bald wandte er sich fast ausschließlich an Natalie, die ihn mit ihrer natürlichen Munterkeit anzuziehen schien. Herr van der Flühe dagegen zeichnete keins von den Mädchen vor den anderen aus, er war gleich freundlich und liebenswürdig gegen Alle, wie ein Wirth es sein muß und mit Bettina sprach er wie es schien, fast am wenigsten, obgleich seine Augen häufig auf ihrem heute fast bleichen feinen Antlitz ruhten und wenn er einmal dabei ihrem sinnigen Blick begegnete, ein freundliches Lächeln über sein ausdrucksvolles Gesicht flog. Bettina verhielt sich, von unnennbaren Empfindungen durchwogt, da sie sich wie in ein neues unbekannter Leben geschleudert vorkam, sehr still. Allerdings war sie aufmerksam auf Alles, was um sie her vorging; sie sah und hörte Alles, was vor ihr ausgebreitet lag und gesprochen wurde, allein sie hatte dabei das

eigenthümliche Gefühl, als ob sie nicht mitten darin stände und gegenwärtig wäre, sondern als ob Alles in weiter Ferne von ihr geschähe und nur das Geräusch dieser nie geschauten Welt wie ein klangloses Gesumme an ihren erregten Sinnen vorüber zöge.

Glücklicher Weise dauerte dieser ihr anfangs peinliche Zustand nicht lange. Der Anblick des vor ihr liegenden herrlichen Thales, das trauliche Städtchen am Fuße des Lerchenfels, der silbern schimmernde Rhein und endlich das kleine Haus hinter den Linden, dessen Dach sie auch von diesem Balcon aus deutlich erkennen konnte, führten sie in die alte ihr vertraute Welt zurück; sie gewann wieder einen sicheren Boden unter ihren Füßen und der kurze Zeit umflorte Sinn wurde wieder klar, so daß sie mit größerem Genuß sich der ruhig fortschreitenden Unterhaltung und den damit verbundenen Genüssen des Schauens hingeben konnte.

Es schien auch nicht in der Absicht des jungen Wirths zu liegen, seine Gäste lange auf diesem Punkte zu fesseln. Kaum hatte man den Kaffee genossen, so forderte er sie auf, ihm wieder zu folgen, da er sie an einen noch schöneren Platz zu führen denke. Er trat auch sehr bald mit ihnen auf den jetzt mit dicken Teppichen belegten Corridor hinaus und indem er sich auf diesem noch einmal der Halle zuwandte, sagte er:

»Ich zeige Ihnen heute kein Zimmer mehr und am wenigsten die großen Festsäle im Mittelgebäude, die erst betreten werden sollen, wenn mein Vater kommt. Ich

will mir dies Vergnügen lieber auf andere Tage versparen, denn nun werden Sie, meine Damen, mit Ihrer Frau Großmutter und Frau Mutter uns wohl öfter die Ehre Ihres Besuches schenken, zumal Sie gewiß Mitleiden mit uns armen Ausländern hegen, die ja bis jetzt keine Bekannte hier haben und fast jeder Gesellschaft entbehren müssen, woran mein Vater und ich in Amsterdam sehr gewöhnt waren. Nicht wahr, so denke ich es mir, und wenn Sie heute nicht zu schlechte Eindrücke auf dem Lerchenfels empfangen, so hoffe ich daß Sie mein Gesuch um eine recht baldige Wiederholung Ihres lieben Besuchs bei Ihren Verwandten unterstützen werden.«

Die jungen Mädchen, deren Wangen schon lange flammten, schlugen bescheiden die Augen nieder, aber Jeremias nahm sich ihrer väterlich an und erwiderte in ihrem und ihrer Mütter Namen einige dankende Worte, wobei er schließlich die Hoffnung mit einfließen ließ, daß die Bewohner des Lerchenfels auch ihm die Ehre ihres Besuches schenken würden, obgleich er ihnen keine so kostbaren Räume darbieten könne, da er ja, wie man wisse, nur ein Mann von beschränkten Mitteln sei. Eine Bemerkung, beiläufig gesagt, die den jungen Mädchen ein muthwilliges Lächeln abnöthigte, in das die beiden Männer von ganzem Herzen mit einstimmten.

So war man unten in der Halle wieder angekommen und hier verweilte Herr van der Flühe noch einen Augenblick, indem er sich zu seinen Gästen umwandte und sagte:

»Wenn es Ihnen genehm ist, meine Damen, und Ihnen, mein werther Herr Nachbar, so erlaube ich mir jetzt, Ihnen den Vorschlag zu machen, mit uns auf den höchsten Punkt des Lerchenfels zu steigen. Dort haben wir die schönste Aussicht auf die ganze Umgegend und nebenbei einen traulichen Ruheort, das sogenannte Borkenhäuschen. Ich hoffe, daß Sie dasselbe noch nicht gesehen haben, meine Damen?«

Die Mädchen verneinten es, nur Bettina, die mit dem Bauaufseher auf der Felskuppe gewesen war, berichtete, daß sie es oberflächlich aus der Ferne gesehen habe.

»Das freut mich,« erwiderte Herr van der Flühe, »dann kann ich Ihnen also etwas Neues zeigen. Aber Sie können dahin fahren, meine Damen, der Weg ist etwas weit und steil; ich habe einen Wagen dazu bereit halten lassen.«

Die Mädchen machten verlegene Gesichter und man sah ihnen an, daß sie den weiten und steilen Weg nicht scheuten und lieber in guter Gesellschaft zu Fuße gingen.

»Ich kenne den Weg,« bemerkte gleich darauf Bettina in ihrer aufrichtig ehrlichen Weise, »und er ist durchaus nicht beschwerlich. Was mich betrifft, so bedarf ich des Wagens nicht.«

»O, wir auch nicht!« riefen ihre Freundinnen einstimmig aus.

»Gut, Ihr Wunsch soll erfüllt werden, aber es ist Ihre eigene Schuld, wenn Sie müde werden,« sagte Herr van der Flühe. – »Ist der Wagen bereit?« wandte er sich an

einen Diener, der, auf seine Befehle wartend und die Tücher der Damen über dem Arm tragend, aufmerksam an dem großen Thore stand.

»Ja, Herr van der Flühe, er steht schon vor der Thür.«

»So wollen wir gehen. Herr Heiduck, dann müssen Sie ihn allein besteigen,« sagte er zu Jeremias und dieser lächelte freudig und dankte für die zarte Aufmerksamkeit, die man ihm, dem alten Invaliden, erwies.

Man trat aus der Halle auf die Gartentreppe und sah einen eleganten Wagen mit zwei schönen braunen Pferden davor stehen, denselben, in dem neulich der junge Herr die Reise von Bonn aus nach dem Lerchenfels zurückgelegt hatte.

Jeremias ließ sich nicht lange bitten und stieg sogleich ein. Als er ganz bequem auf dem weichen Polster saß, lächelte er behaglich, schwenkte seinen Hut und rief:

»Meine Damen, nehmen Sie mir die Freiheit, die ich mir gestatte, nicht übel; aber das Alter und die Gebrechlichkeit muß doch bisweilen wohl den Vorzug vor der Jugend und Schönheit haben. Denken Sie, daß ich Ihrer Aller Vater und Sie meine Kinder sind und dann werden Sie mir das kleine Vorrecht wohl gönnen. Adieu, auf Wiedersehen!«

»Oho! wir trennen uns nicht, mein Lieber. Sie werden hoffentlich nicht eher oben ankommen, als wir,« rief Hugo, »Sie würden sich sonst sehr einsam auf dem Berge fühlen. – Fahre langsam,« gebot er dem Kutscher – »und nun vorwärts!«

Der Wagen setzte sich sofort in die langsamste Bewegung und die andere Gesellschaft wollte ihm eben zu Fuß folgen, als sie noch einige Augenblicke auf dem Vorplatz zurückgehalten wurde.

Dicht am Brunnen, der seine Wasser noch immer mit leisem Gemurmeln in die Höhe warf, stand nämlich der Bauaufseher in seiner blauen Blouse und gab einem jungen Gärtner irgend einen Auftrag. Als er die Herrschaften aus dem Schlosse treten sah, zog er höflich den Hut und begrüßte die Gesellschaft bescheiden aus der Ferne.

»Ah,« sagte Herr van der Flühe mit gütigem Ton zu dem würdigen Mann, »da sind Sie ja, Herr Magnus. Wohlan, haben Sie ein Stündchen Zeit für uns?«

Der Bauaufseher trat eilig einige Schritte näher und behielt dabei noch immer den Hut in der Hand. »Zu Befehl, Herr van der Flühe,« erwiderte er mit seiner klaren, weichen Stimme, »haben Sie mir einen Auftrag zu erteilen?«

»Nein, nur einen Wunsch, mein Lieber. Schließen Sie sich uns gefälligst an und führen Sie uns. Sie kennen ja die besten Wege rings herum. Wir wollen nach dem Borkenhäuschen gehen.«

»Es wird mir eine Ehre sein, wenn Sie es erlauben,« versetzte der Bauaufseher und schloß sich nun sogleich der Gesellschaft an, nachdem er dem Gärtner noch einige Worte zugeflüstert hatte.

»Nicht wahr,« fragte Hugo noch einmal, »wir wählen diesen Weg? Er ist ja wohl der bequemste?«

»Allerdings, Herr van der Flühe, aber auch der weiteste.«

»Das schadet nichts, wir haben ja Zeit und das Wetter ist schön. Darf ich bitten, meine Damen?«

Er wandte sich bei diesen Worten an Anna, während der holländische Maler schon mit Natalie und Charlotte einige Schritte vorangegangen war. So fiel Bettina wie von selbst dem Bauaufseher zu und Beiden schien dies zufällige Zusammentreffen nicht unangenehm zu sein, da sie ja schon bekannter mit einander waren.

Einige Schritte hinter den Vorgehenden zurückbleibend, schritt das letzte Paar anfangs schweigend neben einander her. Der Bauaufseher sprach wahrscheinlich nicht, weil er zu bescheiden war und das erste Wort von dem jungen Mädchen erwarten mochte; Bettina schwieg, weil sie sich erst in die neue Begegnung finden mußte, von der sie in der That sehr befriedigt war. Bisher und in nächster Nähe des Sohnes des reichen Herrn van der Flühe hatte sie sich etwas bedrückt gefühlt; die unvermuthet über sie herein gebrochenen neuen Eindrücke von Allem, was sie bis jetzt gesehen, hatten sie noch beklommener gemacht und das gestand sie sich eigentlich erst jetzt ein. Nun aber, da sie den schlichten, einfachen Mann an ihrer Seite sah, mit dem sie schon früher so gemächlich geplaudert, fühlte sie sich plötzlich freier und leichter um's Herz, ihre Miene nahm einen ihr natürlicheren Ausdruck an und ihr schönes klares Auge hing mit vertraulicher Zuversicht an dem edlen Gesicht des stillen

Mannes, der, seine Stellung erkennend, heute in Gegenwart seines Herrn noch viel bescheidener und zurückhaltender als neulich erschien. Erst als er einige unbedeutende Worte mit Bettina gewechselt hatte, heiterte sich auch seine Miene von einem mehr fühlbaren als sichtbaren Druck auf, bis er zuletzt wieder in das vertrauliche Wesen gerieth, welches er schon neulich gezeigt, als er das junge Mädchen allein auf die Höhe des Lerchenfels geführt hatte.

Nach den ersten Worten, die ihre Freude auszudrücken schienen, ihn heute wieder zu sehen, hob Bettina ihr Auge zwanglos zu ihm aus und sagte plötzlich:

»Ich habe etwas auf dem Herzen, Herr Magnus, was ich Ihnen zuerst sagen muß, ehe wir von etwas Anderem sprechen.«

Der Baumeister lächelte auf seine feine und angenehme Weise und erwiderte ruhig: »Auf dem Herzen haben Sie etwas, und für mich? Ei, da bin ich neugierig, Dasselbe zu vernehmen.«

»Ich will es Ihnen auch sagen und ganz ehrlich. Ich glaube, Sie gestern am späten Abend noch gesehen zu haben. Waren Sie es oder waren Sie es nicht?«

Der Bauaufseher blickte etwas erstaunt auf und schien sich zu besinnen. »Wo und wann haben Sie mich denn gesehen?« fragte er nach einer Weile.

»Es war schon nach zehn Uhr und es kann daher leicht möglich sein, daß ich mich im trügerischen Mondlicht getäuscht habe. Meine Mutter war schon zu Bett gegangen und ich saß am Fenster und blickte nach dem Lerchenfels

hinauf. Da trat ein Mann an das Stacket unseres kleinen Gartens und schaute nach dem Hause hin. So lange der Mann still stand, erkannte ich ihn nicht, als er sich aber endlich abwandte, glaubte ich ihn an seinen Bewegungen und an der Art, wie er den Stock auf den Boden setzte, zu erkennen und – wenn ich mich nicht geirrt habe, so waren Sie – dieser Mann.«

Schon während Bettina noch sprach, gewahrte sie, daß sie sich nicht geirrt, denn der anfangs ein leichtes Erstaunen verrathende Gesichtsausdruck des Bauaufsehers ging in ein freundliches Lächeln über, er nickte beistimmend mit dem Kopf und dann erwiederte er:

»Sie haben gute Augen, mein Fräulein, und erfassen damit die kleinen Eigenthümlichkeiten der Menschen schnell, wie es scheint. Wenn Ihr Haus das dort unten hinter dem kleinen Rosengarten ist, ja, dann haben Sie mich wahrscheinlich gesehen und richtig erkannt. Ich, der ich so wenig Zeit für mich habe und den ganzen Tag hier oben beschäftigt bin, – namentlich die letzten vierzehn Tage haben mich sehr in Anspruch genommen – kann nur des Abends einen Spaziergang unternehmen, woran ich doch früher gewöhnt war, und da man des ewigen Steigens und Kletterns auf den Bergen auch müde wird, so pflege ich nach dem Abendessen in die Ebene hinabzugehen. Das that ich auch gestern und so kam ich auch vor jenes kleine Haus, das mir schon immer aufgefallen ist, weil das Gärtchen davor so sauber gehalten und so sorgsam gepflegt ist.«

»Das ist nicht unser Verdienst,« erwiderte Bettina schnell, die gern Jedem sein Recht widerfahren ließ, »sondern das unseres freundlichen Nachbars, Herrn Hei-duck's, der sich überhaupt außerordentlich gütig gegen meine Mutter erweist.«

Der Bauaufseher nickte befriedigt und versetzte nach einiger Zeit: »Das ist hübsch von dem Mann und er scheint ein gutes Herz zu haben, so seltsam auch seine Erscheinung, sein Humor und seine drastische Sprachweise ist.«

»Gewiß ist er ein seltsamer Herr, aber auch ein ganz vortrefflicher Mensch, den wir Alle schätzen und dem wir gern seine kleinen Absonderlichkeiten verzeihen.«

»Ja, ja,« fuhr der Bauaufseher fort, als ob er zu sich selbst spräche, »man muß die Menschen nie allein nach ihrer Erscheinung und zumeist in die Augen fallenden Aenßerlichkeiten beurtheilen, das hat mich schon oft die Erfahrung im Leben gelehrt. Doch um auf etwas Anderes zu kommen – darf ich mir die Frage erlauben, warum die Frau Professorin und Ihre Frau Mutter Sie heute nicht begleitet haben?«

»Ach,« erwiderte Bettina, »da gerathen wir auf ein sehr ernstes Capitel, lieber Herr, wenigstens was meine Mutter betrifft. Die Frau Professorin war heute durch Geschäfte verhindert, die mir nicht näher bekannt sind; die Abhaltung meiner Mutter aber kenne ich und die darf ich Ihnen genauer bezeichnen, wenn Sie ein Interesse dafür haben.«

»Gewiß, mein Fräulein,« sagte der Bauaufseher mit ernsterer Miene als vorher, »ich habe dies Interesse – sprechen Sie.«

»Meine Mutter,« fuhr Bettina mit wachsender innerer Erregung fort, »hat nicht immer Zeit zu Vergnügungen übrig; wie Sie, ist auch sie an ihre Pflicht gebunden.«

»An ihre Pflicht? Ich verstehe Sie nicht.«

»Es ist das sehr bald erklärt und ich habe keinen Grund, die Verhältnisse, in denen wir leben, zu verschweigen. Meine Mutter – Sie werden meine Aufrichtigkeit gewiß nicht mißdeuten – ist keine bemittelte Frau. Von ihrem früheren kleinen Vermögen ist ihr nur wenig – allein jenes kleine Haus – übrig geblieben. Daher muß sie bedacht sein, auf andere Weise unseren Lebensunterhalt zu gewinnen. Sie hat eine harte Lebensschule durchgemacht, aber dabei hat sie sich mancherlei Kenntnisse erworben. So ertheilt sie denn jetzt Unterricht und dieser Unterricht hat sie heute nach Neuwied geführt, wohin ich sie auf zwei Tage begleitet haben würde, wenn sie mir nicht das Vergnügen gegönnt hätte, in Begleitung meiner Freundinnen und unsers Nachbars der gütigen Einladung des Herrn van der Flühe zu folgen.«

Diese einfachen und mit eben so großer Offenherzigkeit wie vertraulicher Hingebung gesprochenen Worte schienen auf den theilnehmenden Zuhörer einen großen Eindruck zu machen. Wiederholt und mit steigendem Antheil blickte er, während sie sprach, das holde Mädchen

an, und wenn sie einmal zu stocken geneigt schien, lächelte er ihr vertraulich zu und nickte mit dem Kopfe ermunternd, als wollte er sagen: »Fahren Sie fort, Sie sprechen zu einem mitfühlenden Herzen!« Als sie nun geendigt hatte, schaute er gedankenvoll vor sich nieder, hob dann plötzlich seinen Kopf in die Höhe, nahm den Hut ab, wischte sich den Schweiß von der weißen Stirn mit einem Tuche ab und sagte dann, während er einen höchst wohlwollenden Blick über das junge Mädchen schweifen ließ:

»Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, recht herzlich danke ich Ihnen. Ich höre dergleichen unendlich gern erzählen und nehme den innigsten Antheil daran, denn ich weiß aus Erfahrung, wie Menschen zu Muthe ist, die sich in der Lage Ihrer Frau Mutter befinden und allein auf ihre eigene Kraft und Arbeit angewiesen sind. Ein solcher Kampf um und für das Leben selbst ist brav, ist gut und adelt den Menschen in meinen Augen, um so mehr, wenn er mit Mühe arbeiten und mit Aufopferung seines Vergnügens nach seinem Ziele streben muß. Doch, sagen Sie mir, ist Ihre Frau Mutter durch diese stete Arbeit bedrückt und leidet sie unter der Anstrengung, oder findet sie sich in ihr Loos und fühlt sich sonst glücklich dabei?«

»Ach,« entgegnete Bettina mit leiserer Stimme und sah dabei nicht, wie das Auge des neben ihr schreitenden Mannes mit flammender Schärfe auf ihr ruhte, »sie findet sich wunderbar darin und erträgt ihr Loos mit einer Ergebung, wie sie wohl nur selten gefunden werden

mag. Aber ob sie dabei glücklich ist – so recht von Herzen glücklich – das glaube ich nicht, denn das Glück – so sagte sie mir einmal in einer traulichen Stunde – ist der relativste und am schwersten zu definierende Zustand der menschlichen Seele, und daraus schließe ich, daß sie wohl im Stillen leiden mag, wenn sie gerade auch nicht über das ihr in *dieser* Beziehung zugefallene Loos, ich meine in Bezug auf ihre anhaltende Arbeit und den engen Kreis ihrer Lebensgenüsse, unglücklich zu nennen ist.«

»In *dieser* Beziehung!« wiederholte der Bauaufseher, wie zu sich selbst sprechend. – »Sie betonen dies Wort,« sagte er dann, sich wieder zu Bettina wendend, – »ist denn Ihre Frau Mutter auch in anderer Beziehung nicht glücklich?«

Bettina seufzte. Die Fragen des ihr schon so werthen Mannes bedrängten sie für den Augenblick doch etwas stark und sie hätte es vielleicht lieber gesehen, wenn er ihr die letztere nicht vorgelegt hätte. Demnach sagte sie auch nach kurzem Besinnen und dabei den Kopf wie in sanfter Beschämung etwas senkend:

»Ach, darüber kann ich eigentlich nicht sprechen. Das Recht dazu besitzt meine Mutter allein und mir würde es sicherlich nicht anstehen, ihr darin vorzugreifen –«

»Und einem *Fremden* ein solches Vertrauen zu schenken,« ergänzte der Bauaufseher, da Bettina plötzlich in ihrer Rede stockte.

Sie hob schnell ihre schmelzenden Augen zu ihm empor und sagte mit rührender Einfachheit und mit ihrem

weichsten Stimmton: »O, bitte, Herr Magnus, ich habe das Wort *Fremder* nicht gesprochen, denn Menschen, mit denen man so spricht, wie wir zusammen sprechen, sind uns ja nicht mehr fremd.«

Ueber des Bauaufsehers Gesicht blitzte ein strahlendes Lächeln, das aber schnell wieder verschwand, als er zu sprechen fortfuhr:

»Nein, Sie haben es nicht gesprochen und doch haben Sie es wohl gedacht, und das mit Recht. Denn ich bin ja in Wahrheit eigentlich nur noch ein Fremder für Sie, obgleich ich« – setzte er nach einigem Zögern und unendlich freundlich lächelnd hinzu – »wenn ich meinen Empfindungen für Sie folgen wollte, es doch eigentlich nicht mehr im ganzen Umfange wäre, denn Sie haben mir – lassen Sie mich Ihnen das ehrlich bekennen – von Anfang an eine große Theilnahme eingeflößt, eben weil Sie nicht mit zu der zahlreichen Klasse von Menschen gehören, die sich mit sichtbarer Geltendmachung ihrer persönlichen Vorzüge über ihre Lebensstellung erheben und durchaus etwas sein wollen, was sie nicht sind und nicht sein können. Doch lassen Sie mich noch einige Fragen in Bezug auf Ihr und Ihrer Frau Mutter Leben thun, Sie haben einmal nicht nur meine Neugierde, sondern auch meine Theilnahme erregt, und seien Sie dabei überzeugt, Sie erweisen Ihre Aufrichtigkeit, auch wenn Sie sie im vollsten Umfange üben, keinem Unwürdigen und ich bin durchaus nicht abgeneigt, Ihnen bei Gelegenheit auch mit meiner Aufrichtigkeit zu dienen. Ueberdies fällt mir gegenüber schon so mancher Zwang auf Ihrer Seite

fort: ich bin ja ein älterer Mann – sehen Sie nur meine grauen Haare – und Sie sind ein so junges Wesen, daß Sie leicht meine Tochter sein könnten; also lassen Sie uns ganz vertraulich mit einander reden.«

Bettina warf einen raschen Blick auf sein schönes reiches Haar, das sich in vollen grauen Wellen um seinen Kopf ringelte, und dann auf sein edles, ruhiges Gesicht, in dem die Augen mit jedem Moment eine herzlichere Sprache zu ihr redeten. Dabei nickte sie ihm vertraulich zu, als wäre sie von ihrer raschen Prüfung überaus befriedigt und sagte:

»Fragen Sie – ich antworte Ihnen gern.«

»Nun denn, so will ich damit beginnen: worin unterrichtet Ihre Frau Mutter?«

»Vornämlich in Sprachen. Sie spricht das Englische und Französische sehr gut und auch im Holländischen ist sie bewandert.«

»Im Holländischen? Wie kommt das? Das findet man ja selten.«

Bettina erröthete leicht, dann sagte sie, lächelnd zu ihm emporsehend: »In diesem Falle ist es leicht erklärlich. Meine Mutter liebt Holland sehr und auch das ist natürlich, da ihr Vater ein Holländer war und überdies« – hier seufzte sie wieder leise, aber dem feinen Ohr ihres Gefährten vornehmlich auf – »ihr Herz auch aus anderen Gründen stets an Holland gehangen hat.«

»O, das ist mir ja ganz neu,« erwiderte der Bauaufseher, »und das müßte eigentlich mein junger Herr wissen.

Der würde sich darüber sehr freuen. Darf ich es ihm denn bei Gelegenheit mittheilen?«

»Warum nicht, wenn es ihm angenehm ist?«

»O gewiß wird es ihm das sein. Man sieht ja selbst halbe Landsleute in der Fremde so gern. Doch lassen Sie uns zu unserem Thema zurückkehren. Also in Sprachen unterrichtet Ihre Frau Mutter! So. Aber das stelle ich mir als eine sehr schwierige und eintönige Arbeit vor.«

»O ja, das ist sie wohl, aber sie lehrt auch andere Dinge, z. B. Literatur und Geschichte, und wenigstens in der deutschen Literatur und Geschichte ist sie außerordentlich bewandert und sie behauptet stets, daß unsere jungen Mädchen weit besser erzogen werden würden, wenn man ihnen die Literatur und Geschichte ihres eigenen Landes erschließen wollte, statt sie von Anfang an mit der des Anstandes zu quälen, für die sie ja unmöglich den Trieb und die Neigung haben können wie für die ihres Vaterlandes!«

»Das ist sehr wahr und mag unter Anderm auch auf die Erlernung der Geographie der Länder sehr anwendbar sein. Ich erinnere mich zum Beispiel, junge Mädchen kennen gelernt zu haben, die mit der Geographie Centralamerikas und Australien's vertraut gemacht wurden und nicht einmal wußten, wie die Hauptstadt von Sachsen-Weimar und die Hauptströme ihres Vaterlandes hießen. – Doch das nur beiläufig. Ja, da bedaure ich doch Ihre arme Mutter, denn es ist ein schwerer Beruf, jungen Menschen das Einmaleins der Sprachen und Wissenschaften beizubringen.«

»Schwierig mag er sein, wer aber die Gabe dazu hat wie meine Mutter, der überwindet die Schwierigkeit leicht und sie sagte mir oft, daß jede Pflichterfüllung im Leben schwer sei, wenn sie uns aufgedrungen wird, und daß sie deshalb nicht härter leide als jeder andere Mensch in ähnlicher Lebenslage.«

»Hm! O ja, auch darin hat sie Recht. – Wie oft fährt denn Ihre Frau Mutter nach Neuwied, um daselbst Unterricht zu geben?«

»Wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, und sie bleibt jedesmal den ganzen Tag dort; nur diesmal findet eine Ausnahme statt, da sie zwei Tage fortbleibt, weil sie zufällig noch andere Geschäfte in Neuwied zu besorgen hat.«

»Dann werden Sie aber auch morgen noch allein sein und Sie wären am Ende lieber mit nach Neuwied gefahren, wie?«

Sie sah ihn rasch mit ihren großen Augen an, in denen sich einige Verwunderung ausdrückte. »O ja,« sagte sie dann, »ich hätte meine Mutter gern begleitet, denn sie ist so himmlisch gut und lieb gegen mich; indessen diesmal – und warum soll ich das nicht offen aussprechen – bin ich gern zurückgeblieben, da ich ja sonst –« setzte sie ganz ungezwungen hinzu – »nicht auf den Lerchenfels gekommen wäre und – eine so angenehme Unterhaltung mit – einem *Fremden* gehabt hätte.«

Sie lächelte schelmisch, aber doch sanft dabei und in den Augen des ihr mit großem Vergnügen Zuhörenden

spiegelte sich die freudige Empfindung ab, die diese so artig vorgebrachte Schmeichelei in ihm erregte.

»Aha!« sagte er, »ich bedanke mich, das war hübsch. Mir wäre das Letztere wahrhaftig nicht eingefallen. – Doch brechen wir nicht immer von unserem Thema ab – Sie werden wohl Ihre Freundinnen morgen in Lerchen-dorf besuchen, da Sie doch allein sind?«

»Allerdings werde ich sie besuchen und bei ihnen zu Mittag essen, so hatten wir es mit einander verabredet. Vormittags habe ich zu Hause zu thun und so wird mir die Zeit rasch genug vergehen, bis meine Mutter wieder-kommt.«

Der Bauaufseher nickte, dann aber den Kopf erhebend und nach der anderen Gesellschaft sehend, die dem zu-letzt folgenden Paare weit vorangekommen war, sagte er:

»Lassen Sie uns unser Gespräch rasch beenden; die Ge-legenheit, es in der begonnenen Weise fortzusetzen, dürf-te so bald wenigstens heute nicht wiederkehren. Also nur noch *eine* Frage und die müssen Sie mir *recht* aufrichtig und ehrlich beantworten. Aus Ihrer Erzählung über Ihre Frau Mutter, die fleißige Arbeiterin, hat sich bei mir die Neigung entwickelt, diese vortreffliche Frau persön-lich kennen zu lernen. Sagen Sie mir, würde sie mir wohl gestatten, sie einmal zu besuchen und mich ihr als – den *Fremden* vorzustellen, der sich so rasch das Vertrauen ihrer Tochter erobert hat?«

»O mein Herr,« fiel Bettina mit freudigem Aufblick ein, »was sagen Sie da! Das ist mir ja etwas außerordentlich Erfreuliches und meiner Mutter wird Ihr Besuch gewiß

sehr angenehm sein. Wir leben ja sonst so einsam in unserm kleinen Hause und sehen nur selten Jemanden bei uns. Außerdem habe ich meiner Mutter schon von Ihnen erzählt und sie ist über diese Bekanntschaft erfreut.«

»Wirklich?« fragte der Bauaufseher, indem er einen Augenblick stehen blieb und sein von der Sonne verbranntes Gesicht einen Moment lang eine noch dunklere Färbung annahm. »O, das wäre ja für mich ein offener Gewinn. Wenn ich meine Arbeiten hier oben vollbracht und ein paar Stunden für mich übrig habe, weiß ich nie, wohin ich mich wenden soll, und doch hat man oft die Neigung, unter gleich gesinnte und wohlwollende Menschen zu gehen. Bisher habe ich hier immer als eine Art Einsiedler gelebt und meine freien Stunden nur zu weiten Spaziergängen benutzt. Also darf ich wirklich zu Ihnen kommen und mit Ihnen in dem kleinen Rosengarten sitzen und plaudern?«

Bettina wurde, als sie den glücklichen Ausdruck im Gesicht des Mannes bei diesen Worten wahrte, von einem eigenthümlichen Gefühl übermannt. Sie lächelte ihm mit herzwinnender Freundlichkeit zu und streckte ihm mit einer unwillkürlichen Hast die Hand entgegen, die er sogleich ergriff, rasch und lebhaft drückte, aber gleich daran wieder losließ, als befürchte er, von den vor ihnen Wandelnden könne sich Jemand umdrehen und seine Vertraulichkeit mit dem Gaste seines Herrn sehen.

»Kommen Sie,« sagte Bettina nun – »ja, kommen Sie recht bald. Sie sollen uns willkommen sein und Sie werden in meiner Mutter eine Frau kennen lernen, die Ihnen

gefallen wird, denn ein liebenswürdigeres Wesen habe ich wenigstens nie in meinem Leben gesehen.« –

Der Bauaufseher wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick drehte sich Herr van der Flühe um und sah nach den so langsam Gehenden zurück. Sein Gesicht schien dabei einige Verwunderung auszudrücken, was sein Bauaufseher so eifrig mit dem jungen Mädchen zu sprechen habe, indessen zeigte es nichts mehr davon, als nun Bettina mit ihrem Begleiter zu den Uebrigen trat, die jetzt das Ziel ihrer heutigen Wanderung erreicht hatten.

Das sogenannte Borkenhäuschen war nicht weiter als etwa hundert Schritte von dem Punkte der höchsten Kuppe des Lerchenfels gelegen, auf welchem Bettina neulich mit dem Bauaufseher gewesen war, und beherrschte, da es noch um einige Fuß über jenem hinausragte, allerdings noch mehr die ganze Umgegend. Es war eigentlich kein von Wänden eingeschlossenes Häuschen, vielmehr nur ein auf natürlichen Baumstämmen ruhendes Dach, das von fern wie ein kleiner Tempel aussah und dessen Tisch und Gartenstühle aus rohen Birkenästen gezimmert waren. Gegen den etwa herrschenden Wind war es durch leicht verschiebbare Wände geschützt; seine größten Vorzüge aber bestanden darin, daß man außer einem schattigen und trockenen Ruhesitz die herrlichste Aussicht nach allen vier Seiten genoß, die durch nichts beschränkt wurde und in der That in der ganzen Gegend vergeblich ihres Gleichen suchte.

Als die Gesellschaft sich diesem lieblichen Ruhesitze im Freien näherte, erkannte man, daß der aufmerksame Wirth frühzeitig Sorge getragen hatte, seinen Gästen hier eine angenehme Stunde zu bereiten. Ein Diener empfing die Nahenden und die Herren boten den Damen bequeme Sessel an. Auf dem gedeckten Tische aber sah man eine in Eis gestellte Bowle mit schönen farbigen Gläsern und Früchten von so vollkommener Schönheit, daß sie lange vor der Zeit ihrer Reife im Freien nur durch die Gluth der Treibhäuser gezogen sein konnten.

Außerdem leuchteten den jungen Mädchen sechs herrliche Blumenbouquets entgegen, die vor jedem Couvert in silbernen Vasen standen und eben durch ihre Zahl verriethen, daß Herr van der Flühe bestimmt auf Cornelia's und Frau Wunderhold's Besuch gerechnet hatte.

Allein auch für den Herrn von Wingertsspring war sorgsam Bedacht genommen, denn für ihn standen in silbernen Eisbehältern einige Flaschen bereit, die auf ihren Etiketten die magische Zahl 1857 trugen und das edelste Gewächs enthielten, welches der Lerchenfels zu erzeugen im Stande war.

»Meine Damen,« sagte der galante Wirth sich vor den allmählig sich Versammelnden höflich verneigend, nehmen Sie gefälligst ein Weilchen Platz und lassen Sie sich eine kleine Herzstärkung nach so beschwerlichem Wege behagen. Sie aber, mein lieber Herr Nachbar, der Sie vielleicht den süßen Wein nicht lieben, mögen unsere beste

Lerchenfelder Sorte versuchen und mir dann Ihre Meinung sagen, ob Ihr viel gerühmter 57'er sich der Gesellschaft des meinigen nicht zu schämen braucht. – Lieber Herr Magnus,« wandte er sich nun zu diesem, der erwartungsvoll in einiger Ferne stand und nicht recht zu wissen schien, was ihm nun vorbehalten sei, lassen auch Sie sich bei uns gemüthlich nieder und trinken Sie ein Glas Wein mit uns. Mögen die Geschäfte einmal ruhen, der Mensch will auch dann und wann einen Feiertag haben und der heutige Tag – Sie merken es mir wohl an – ist mir ein solcher.«

Der Bauaufseher näherte sich bescheiden dem bereits sitzenden Kreise und nahm auf einem vom Diener rasch hingerückten Stuhle neben Jeremias Platz. Dieser aber, der schon längst mit einem falkenartigen Blick die buntgeschmückte Tafel überflogen hatte, sagte zu sich:

»Donnerwetter! Der versteht's! Ja, hier kann man etwas lernen und ich werde mir es merken. Aber ach, ich bin nur ein armer Hund gegen einen solchen Crösus und ich habe nicht einmal Jemand, der den Wirth bei mir macht. Ach, hier fühle ich erst recht, was mir fehlt: eine Hausfrau fehlt mir, die mir alle die betrefsten Diener ersetzt und mich außerdem hegt und pflegt – bah! Auf Ihre Gesundheit, meine Damen und Herren!«

Herr van der Flühe hatte, während sein holländischer Freund den Damen die Gläser mit süßem Ananaswein

füllte, einen großen grünen Römer mit seinem 57'er bedacht und dem in seinem Monologe Befangenen denselben credenzt. Jeremias ergriff das schöne volle Glas zierlich mit der rechten Hand, näherte seine Nase dem Rande und brach schon hier in ein mit einer Art wollüstigen Grunzens vermisches Stöhnen aus, wobei er wohlgefällig mit dem grauen Kopfe nickte. Als er aber dann einen Probezug gethan, die kleinen Augen eine Weile zugekniffen und das duftige Getränk langsam über die Zunge hatte gleiten lassen, nahm er plötzlich gegen alle Erwartung eine fast traurige Miene an und rief, während die ganze Gesellschaft ihn mit sichtbarer Spannung betrachtete:

»Ach mein armer 57'er! Ja, ich bekenne es, hier hat er seinen Mann gefunden und muß demüthig die Waffen strecken. Aber, meine Herren,« fuhr er fast leidenschaftlich fort, »ist denn das ein Wunder? Sehen Sie doch nur die Berge hier an. Sie, Herr van der Flühe, haben die Sonne den ganzen Tag und die rechte Höhe, aber ich habe sie nur bis Nachmittag und krabble da unten in der feuchten Tiefe herum. Herr Du mein Gott, es können nicht alle Leute auf dem Lerchenfels wohnen und es muß auch welche da unten in Wingertsspring geben. Trotzdem aber – Ihre Gesundheit, Herr Nachbar, und möge der heutige Jahrgang dem 57'er ähnlich sehen!«

Alle lachten freudig auf und stießen lustig mit den Gläsern an einander.

Nach Jeremias erhob sich nun Herr van der Flühe und sprach auch einige herzliche Worte, sich selbst Glück wünschend, daß er in seines Vaters neuem Besitz so bald

so wohlwollende Nachbarn gefunden habe, und nachdem er des Wohls der Anwesenden gedacht, erinnerte er mit lebhaften Worten an die Abwesenden und leerte sein Glas auf die Gesundheit der Mütter der Damen und dann auf die des eigentlichen Wirths, seines Vaters, der noch nicht das Glück habe, die Annehmlichkeiten seines neuen Besitzes zu genießen und die schnell gewonnenen Freunde zu begrüßen, der nun aber bald kommen werde, um das Versäumte nachzuholen und die junge Freundschaft mit voller Hingebung zu pflegen.

So verging den jungen Leuten der Nachmittag sehr angenehm und auch die beiden Aelteren, Jeremias und der Bauaufseher, ließen es sich bei dem duftigen Weine wohl sein, und als man nach stundenlanger Sitzung und heiterer Plauderei sich wieder erhob, um den Rückgang durch den allmählig heraufdämmernden Abend anzutreten, befanden sich Alle in der besten Laune.

Die Damen erhoben sich zuerst und griffen nach ihren Tüchern, die ein Diener ihnen nachgetragen hatte; als sie sich aber zum Gehen anschicken wollten, ohne die schönen vor ihnen stehenden Bouquets zu berühren, belehrte sie Herr van der Flühe, daß diese kleine Gabe für sie allein bestimmt sei und daß er die beiden den abwesenden Müttern gehörenden Sträuße selber bis zur Pforte tragen werde, in der Hoffnung, daß die jungen Damen sie denselben mit seinen herzlichsten Grüßen überreichen würden.

»Donnerwetter, ja!« sagte Jeremias wieder zu sich, »ja, der versteht's. Was der für Worte und Anspielungen machen und wie er sich dabei krümmen und winden kann, o! An Dergleichen, wie diese Bouquets, hätte ich mein Lebtag nicht gedacht. Na, der ist auf dem besten Wege, mich eifersüchtig zu machen und, wie ich die Sache ansehe, wird er mich bald aus dem Felde geschlagen haben. Aber freilich – wir kämpfen mit ungleichen Waffen, er schießt mit Vierundachtzigpfündern und ich mit Schlüsselbüchsen, haha! Nein, mit solchen Nebenbuhlern kann ein klageliederreicher Jeremias nicht in die Schranken treten.«

Auf dem Rückwege gesellte sich diesmal Herr van der Flühe, während Herr Hochstraaten die drei Cousinen unterhielt und Jeremias Arm in Arm mit dem Bauaufseher den Berg hinabstieg, zu Bettina. Bis zu dem Schlosse sprach er von dem ihm höchst angenehm verstrichenen Nachmittag und ließ die Hoffnung laut werden, daß dergleichen Tage noch recht oft wiederkehren möchten. Als man sich aber dem Thore der Mauer näherte, wandte er sich nach einer kurzen Pause plötzlich mit größerem Ernst an die ihm still zuhörende Bettina und sprach mit fast zaghafter Miene:

»Mein Fräulein, ich habe eine Bitte. Beantworten Sie mir dieselbe gefälligst ganz aufrichtig. Wird Ihre Frau Mutter es mir erlauben, Sie, sobald ich von meiner kurzen Reise zurückgekehrt bin, in Ihrem Hause zu besuchen?«

Bettina's helles Auge hob sich bedächtig gegen den Redenden auf und sie entgegnete eben so freimüthig wie freundlich:

»Es wird meiner Mutter ohne Zweifel eine Ehre sein, Sie in ihrem kleinen Hause zu sehen.«

»Eine Ehre?« wiederholte er mit eigenthümlich vibrierender Stimme. »Ach nein, darauf war es nicht abgesehen. Wenn es ihr Vergnügen bereitete, mich bei sich zu sehen, so würde mir das lieber sein.«

»Es wird ihr jedenfalls ein großes Vergnügen bereiten, Herr van der Flühe,« antwortete Bettina, noch immer ruhig sprechend. »Ich werde meiner Mutter Ihre freundliche Absicht mittheilen und sie wird sich gewiß, verlassen Sie sich darauf, darüber freuen.«

»Freuen!« rief er fast laut, »ja, das ist es, was ich wünsche. Gut, so werde ich kommen. In einigen Tagen denke ich von Cöln zurück zu sein und dann wird mich auch mein Vater begleiten.«

»Also er kommt wirklich und wir werden ihn sehen?« fragte Bettina.

»Gewiß, und ich habe von Ihnen und Ihren Freunden schon brieflich mit ihm gesprochen. Hoffentlich befindet er sich hier bald wohler als zu Hause, denn bisher war er beständig kränklich und mußte oft das Haus hüten. Hier aber,« setzte er zögernd hinzu, »wird er wohl gesund werden, denn hier giebt es Menschen, die ihm behagen dürften. Doch da sind wir an der Pforte und es muß geschieden sein. Auf Wiedersehen denn, meine Damen, und ich

bitte, mich Ihren lieben Angehörigen zu empfehlen. Hier sind die Blumen – so!«

Die Männer schüttelten sich die Hände, die Damen dankten mit einigen Worten und verbeugten sich zierlich; die Zurückbleibenden aber sahen ihnen noch eine Weile nach, als sie schweigsam mit Jeremias den Berg hinabstiegen und dann schlug die Pforte hinter ihnen zu und die chinesische Mauer lag abermals zwischen den Thal- und Bergbewohnern, während über beide Theile die Dämmerung des Abends herabsank und die frische Rheinluft die Wangen kühlte, die heute von Wein, Gespräch und mancherlei Empfindung heißer und rosiger als sonst geworden waren.

#### ZWEITES CAPITEL. IM HAUSE UNTER DEN LINDEN.

Als die drei Enkelinnen Cornelia's, das eben Erlebte und Genossene munter besprechend, mit ihren Begleitern in heiterster Laune den Berg hinunter gestiegen waren, während Bettina sich ungewöhnlich still verhielt überredeten sie Jeremias, ihnen mit Letzterer noch eine Strecke das Geleit nach Lerchendorf zu geben. Der alte Herr, heute nicht die geringste Beklemmung verspürend und sich in Folge des genossenen guten Weins in glücklichster Stimmung fühlend, stimmte ihnen ohne Besinnen bei und so schritten sie alle Fünf bald in der Ebene am Rhein entlang und freuten sich des herrlichen Abends, der allmählig mit seiner linden Dämmerung hereingebrochen war. Indessen nur bis zum bekannten Heiligenbilde nahmen die Bewohnerinnen von Lerchendorf

die Begleitung an und hier trennte man sich mit dem lebhaft ausgesprochenen Wunsch sich am nächsten Tage wiederzusehen und dann die auf dem Lerchenfels verlebten Stunden noch einmal in froher Rückerinnerung zu genießen.

In verschiedener Richtung aus einander gehend, waren die beiden Parteien sich bald aus dem Gesicht gekommen, und nun hielt es Jeremias für seine väterliche Pflicht, seine stille Begleiterin zu unterhalten und ihr seine Meinung und Ansicht über die Bewohner von Lerchenfels darzulegen. Allein heute hatte das junge Mädchen an seiner Seite nicht das offene Ohr wie sonst bei ähnlichen Ergießungen. Viel mehr schien sie ihrem eigenen Nachdenken zugeneigt und nur ihre Augen erlabten sich an dem herrlichen Farbenspiel auf den Wellen des Rheins, die der Reflex der noch in Gluth getauchten Wolken mit rosig goldenem Schimmer übergoß, und an dem violetten Duft der fernen Bergzüge, die sich allmählig in ihren Nachtmantel hüllten und ihre azurnen Schatten weit über das breite Strombett zu werfen begannen.

In solche angenehme Träumerei verloren, war ihr der abendliche Weg sehr kurz vorgekommen und ehe sie es dachte, stand sie wieder vor den süße Düfte aushauchenden Linden und Rosen, die ihr heimatliches Dach gerade in dieser Stunde so lieblich erscheinen ließen, daß sie sich fast wunderte, wie es möglich sei, daß sie vor kurzer Zeit einen anderen Ort noch viel köstlicher und bevorzugter habe finden können.

Nach herzlichem Händedruck und dem wärmsten Dank für seine väterliche Begleitung schied sie von dem alten Herrn, und während dieser seinen wüsten Hof und sein ödes Haus betrat, öffnete sie leise die Thür ihrer Wohnung und trat mit stillem Behagen in die sauberen kleinen Räume ein, welche des Schicksals Wille und der guten Mutter unablässige Arbeit ihr zum gemächlichen Asyl gestaltet hatten.

In ihrem schon dunkel beschatteten Zimmer angekommen, legte sie Hut, Handschuhe und Tuch ab und, noch nicht geneigt, die trauliche Lampe anzuzündete, setzte sie sich an das geöffnete Fenster und sog mit tiefen Athemzügen die durch dasselbe hereinströmenden Blumendüfte ein.

Da war es denn sehr natürlich, daß die vor Kurzem geschauten Bilder der Reihe nach in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit und in ihrer berausenden Fülle noch einmal an ihrem lebhaften Geiste vorüberzogen, und sie gab sich ihnen gern und ohne Widerstreben hin. Bisweilen auch flog ihr Auge, wie von einem fernen Magnet angezogen, in die Höhe nach dem schönen Schlosse empor, um dessen Zinnen das Abenddunkel seine magischen Schatten wob, und sie suchte dabei unwillkürlich den Balcon auf, auf dem sie am Nachmittag gesessen und mit ganz eigenen Empfindungen in das stille Thal niedergeblickt hatte, in dem sie jetzt wieder einsam saß und doch nicht allein war, denn die Erinnerungen an eine angenehme Vergangenheit sind ja immer unterhaltende

Gäste und führen uns oft das Leben in doppelt verschönerter Gestalt herauf, das wir im raschen Moment des Genießens selten fast ganz zu erfassen im Stande sind.

Und wie? Dachte sie wohl in dieser stillen, durch keine äußere Störung beunruhigten Stunde an die einzelnen Personen, die ihr an diesem nicht bedeutungslosen Tage von Neuem vor Augen getreten waren? O ja, sie dachte wohl daran, aber nicht etwa, wie manches andere Mädchen in ihrem Alter und in ihren Verhältnissen es gethan haben würde: mit hochfliegenden Wünschen, recht oft in deren Mitte zu sein, mit bedauerndem Rückblick, daß die glücklichsten Stunden immer am raschesten verfließen, und endlich mit der kühnen Hoffnung, daß dem eben so heiter verlebten Tage recht bald ein ähnlicher folgen möge.

O nein, so dachte Bettina heute nicht und es war etwas ganz Anderes, was ihre jungfräulich edle und reine Seele erfüllte. Freilich zog auch wohl mitunter die seine Gestalt des jungen Wirths da oben an ihrem inneren Auge vorüber, sie freute sich auch seiner so klar an den Tag gelegten Gastfreundschaft, sie dankte ihm im Stillen für die ihr erwiesene Güte, aber diese Gestalt trat, seltsam genug, nicht in den Vordergrund ihrer Empfindung, vielmehr war es eine andere, eine Gestalt mit altersgrauem Haar, ein Gesicht voll unbeschreiblicher Milde und Güte, welches ihr nahe trat und von dem sie wünschte, daß es recht bald wieder vor ihre Augen treten möge, um das zwischen ihnen bereits angeknüpfte Band noch fester zu

knüpfen und das Vertrauen, welches sich auf so natürliche Weise entsponnen, noch weiter vorrücken zu lassen.

Ja, sie konnte, wenn sie es auch gewollt hätte, den seltsam tiefen und durchdringenden Blick dieses großen braunen Auges nicht wieder aus ihren Gedanken verbannen, sie hörte noch immer die klare weiche Stimme dieses hochgebildeten Mannes sich an ihr Ohr schmiegen, und der Händedruck, womit er sie auf dem Wege nach ihrem Gespräch bedacht, zuckte noch immer in ihrer Hand, denn es lag eine wunderbare, noch nie ihr zu Theil gewordene Hingebung in dem Wesen dieses Mannes, der, so fremd er ihr im Ganzen noch war, doch in einem wahren Sturmschritt sich ihrer Sympathie bemächtigt hatte und sie nun festhielt mit unbesieglcher Macht, wie sie noch nie ein Mensch über sie ausgeübt hatte.

Und wunderbar! immer wenn sie an diesen schlichten, einfachen Mann dachte, dessen bescheidene Stellung durchaus gar kein besonderes Gewicht in die Wag-schaale ihrer Achtung legte, fiel ihr unwillkürlich ihre Mutter ein. Was würde diese wohl von dem Manne denken und sagen, wenn er nun, wie er verheißen, recht bald in ihren Gesichtskreis trat? Würde sie nicht auch von seiner Milde und Menschenfreundlichkeit angezogen, von seinen herzlichen Worten befeuert, von seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit beeinflußt werden? Und würde sie ihr das so unverhohlen eingestehen, wie sie es selbst der theuren Mutter eingestehen wollte? Das waren alles seltsame Fragen, die sie sich verlegte, die sie nicht von sich abweisen konnte und die immer

mit neuer Gewalt sie ergriffen und in neuer Gewandung vor ihre Seele traten.

»Ach,« sagte sie endlich zu sich, »was ist das für ein reicher und herrlicher Tag gewesen und wie viel neue Erfahrung hat er mir gebracht! Ich muß der Mutter sehr dankbar sein, daß sie mich diesen Tag hat genießen lassen, und das will ich ihr dadurch sein, daß ich ihr Alles und Alles erzähle, was ich gesehen und erlebt, was ich empfunden und gedacht habe und das ist Viel, sehr Viel!«

–

Ja, so dachte die unschuldsvolle und harmlose Bettina, auf deren Herz noch kein Schatten der trügerischen Welt gefallen war, die alle Ereignisse dieser Welt noch so auffaßte, wie sie sich ihren kindlichen Blicken darstellten und die sich denselben ganz so hingab, wie sie war, gut und rein, edel und unschuldsvoll.

»Wenn doch meine Mutter noch heute kommen wollte,« sagte sie schließlich zu sich, »das wäre die goldene Krone von diesem herrlichen Tage, denn dann könnte ich mein ganzes Herz vor ihr ergießen und noch einmal den schönen Tag mit ihr gemeinschaftlich durchleben. Und nun kommt sie erst morgen Abend um acht oder neun Uhr – o, es ist noch eine lange Zeit bis dahin und ich muß mich noch einen ganzen Tag gedulden und Alles, was ich für sie gesammelt, in mir verbergen halten. Doch, es ist nicht anders und ich muß mich fügen. Auch meine arme Mutter hat sich oft und schon in meinem Alter in viel Herberes gefügt und an ihr will ich in allen Dingen ein Beispiel nehmen und ruhig sein. Gute Nacht denn, schönes

geheimnißvolles Schloß da oben! Einen Theil Deiner Geheimnisse habe ich schon erkannt und wahrhaftig nicht dabei geahnt, daß meine Empfindungen so oft um Deine Zinnen flattern und meine Gedanken zu Dir zurückkehren würden. Gute Nacht auch, Ihr guten Menschen! Ihr seid zwar reich und so hoch über uns erhaben, wie Euer Fels über unserm Thal ist, aber Ihr seid auch gut und edel, und die Kluft, die zwischen uns liegt, füllt Ihr mit Güte und Menschenliebe aus. Gute Nacht, Ihr Alle, und gute Nacht auch Du, meine theure Mutter, und jetzt habe ich die rechte Stimmung, zur Ruhe zu gehen und, was ich lange nicht gethan, eine Nacht ganz allein und einsam zu verbringen!«

Bettina hatte Recht gehabt, wenn sie geglaubt, daß sie in der rechten Stimmung sei, eine ruhige Nacht zu verbringen, denn süßer als in dieser Nacht hatte sie nie geschlafen und nie war ihr eine andere so schnell vergangen. Wie sie sich niedergelegt, so wachte sie wieder auf, und wo es noch eben dunkle Nacht gewesen, sah sie durch die halb geöffneten Jalousien den goldenen Morgensonnenschein über den Rhein aufblitzen und die bläulichen Nebelgebilde, von leichtem Winde getrieben, über die Höhen wirbeln, was am schönen Rhein ja immer einen guten Tag verheißt.

Schnell, wie sie Alles that und von Jugend an von ihrer Mutter angeleitet worden war, stand sie auf und kleidete sich an. Die alte Frau, die zum Gute von Wingertsspring gehörte, aber beständig im Giebelstübchen des kleinen

Hauses wohnte und Frau Wunderhold die gröberen Arbeiten in der Küche besorgte, hatte bereits das einfache Frühstück für Bettina fertig und bediente sie nach alter Gewohnheit, ehe sie an ihre Arbeit auf dem Gute ging. Bevor sich jedoch Bettina dem Genuß ihres Frühstücks hingab, las sie, wie sie es auch jeden Morgen mit ihrer Mutter that, ein Capitel aus dem herrlichen Buche: ›Stunden der Andacht‹, und erst dann setzte sie sich an den kleinen Tisch vor'm Sopha und trank ihren Kaffee mit jugendlichem Appetit und in vollster Gemüthsruhe. An den vergangenen Tag dachte sie dabei wohl noch bisweilen, aber mit ganz anderen Empfindungen als am Abend vorher. Sie blickte daran zurück wie auf einen angenehmen Zwischenfall in ihrem ernstern und arbeitsamen Leben, doch das hielt sie nicht mehr von der Arbeit ab, es stählte nur ihren Muth und ihre Kräfte, und darum begab sie sich rasch an's Nähen, um das Stück Wäsche fertig zu bringen, wie sie es sich gestern vor der Abreise der Mutter vorgesetzt. So blieb sie bis um neun Uhr fleißig am Fenster sitzen, ohne fast die Augen aufzuschlagen und die rosigen Blüthen im Garten anzuschauen, deren Duft gleichwohl lockend durch das geöffnete Fenster hereindrang. Nach neun Uhr aber kam die alte Frau vom Gute zurück und brachte ihr ein Körbchen voll eben gepflückter großer Erdbeeren mit einem freundlichen Gruß von Herrn Heiduck, der zugleich fragen ließ, wie ihr der Spaziergang bekommen. Bettina nahm die köstlichen Früchte dankend in Empfang und bestellte die herzlichsten

Grüße zurück, die Mittheilung hinzufügend, daß sie gegen Mittag nach Lerchendorf gehen und dort bis Abends sieben Uhr bleiben werde.

Sie aß sehr gern Obst und freute sich daher über das freundliche Geschenk des alten Herrn, der sie und ihre Mutter fast jeden Tag mit einem ähnlichen bedachte. Dann aß sie einen Theil davon und den andern hob sie für die Mutter auf, damit auch diese eine Erfrischung vorfinde, wenn sie von ihrer Reise heimkehrte. Als sie aber auch dies zweite Frühstück beendet, setzte sie sich wieder an ihre Arbeit und nähte ämsig bis zehn Uhr.

Um diese Zeit mochte es ungefähr sein, als ein gewisses inneres Gefühl, für das sie keinen Namen hatte, sie veranlaßte, die Augen von der Arbeit zu erheben und über das Gärtchen fort nach der nicht fernen Landstraße hinauszublicken. Aber da erschrak sie wirklich. Dicht am Stacket, wie neulich Abend, stand eine Männergestalt, die aufmerksam und, wie es schien, schon geraume Zeit zu ihr hinüberblickte. Im ersten Augenblick erkannte sie dieselbe nicht, denn der Mann, der es war, trug heute nicht seine gewöhnliche Kleidung, die blaue Blouse, sondern einen feinen dunklen Rock, der gerade nicht übermäßig elegant aussah, aber doch kleidsam und den Anforderungen der Mode entsprechend auf seinem wohlgeformten Körper saß.

Ja, es war Herr Magnus, der Bauaufseher, der drüben am Gartenzaun stand und mit lächelndem Gesicht, in dem sichtbar ein fragender Ausdruck sich erkennen ließ,

nach der fleißig Arbeitenden herübersah. Kaum aber hatte sie ihn erkannt, so warf sie ihre Arbeit hastig bei Seite und sprang zur Thür hinaus, dem ihr so werthen Mann entgegen gehend, der so eben in das Gehäge des Gärtchens eintrat. Dabei aber war sie nicht ganz frei von einer gewissen unwillkürlichen Befangenheit, die sich auch auf ihren leicht errötheten Zügen aussprach, denn der Besuch kam ja nicht, wie er versprochen, die Mutter kennen zu lernen, von der er ja wußte, daß sie heute nicht zu Hause sei, sondern er kam, das war ihr deutlich genug, diesmal nur um ihretwillen, und das eben trieb ihr das verrätherische Blut so lebhaft in's Gesicht.

Herr Magnus, der ein erfahrener Menschenkenner zu sein schien, bemerkte diese Befangenheit des jungen Mädchens, als er näher trat, auch sogleich und indem er ihr die Hand reichte und dabei in ihr sanftes Auge sah, sagte er sofort:

»Mein liebes Fräulein – störe ich Sie auch nicht? Darf ich wirklich schon heute Ihnen meinen Besuch abstatten? O, Sie müssen meine anscheinende Eilfertigkeit entschuldigen, aber wenn Sie nur einigermaßen meine Verhältnisse berücksichtigen, werden Sie es gewiß thun. Ich bin ja dort oben nicht mein eigener Herr, esse das Brod meines Herrn und habe also nicht immer über meine Zeit zu gebieten. Heute nun hatte ich gerade ein paar freie Stunden; Herr van der Flühe ist schon um sechs Uhr abgereist, und da wollte ich mir einmal, weil gerade nichts Besonderes zu thun war, einen Morgenspaziergang gestatten, was selten vorkommt, und da habe ich den Weg zu Ihnen

gewählt. Und nun? Darf ich hoffen, daß ich Ihnen nicht unwillkommen bin?«

Er sah bei diesen mit lächelnder Miene und sanfter Stimme vorgebrachten Worten Bettina so freundlich bit-tend an, daß diese sich sogleich wieder heimisch bei ihm fühlte und mit fast herzlicher Betonung sagte:

»O, wie könnten Sie mir nicht willkommen sein, Herr Magnus; im Gegentheil, Sie sind mir sehr angenehm und stören mich gar nicht. Wenn ich im ersten Augenblick, als ich Sie sah, irgend eine Ihnen bemerkliche Empfindung hegte, so war es die des Bedauerns, daß meine Mutter nicht zu Hause ist, die Sie doch gewiß gern gesehen hät-ten, nicht wahr?«

»Allerdings, liebes Fräulein, allein, wie gesagt – mir war gerade heute ein freier Tag zu Theil geworden und ich durfte nicht wählerisch sein. Ich denke aber bald wie-der ein paar Stunden zu gewinnen und dann werde ich hoffentlich Ihre Frau Mutter zu Hause treffen.«

Bettina nickte ihm in vertraulicher Weise beistimmend zu und sagte: »Thun Sie das ja, Sie werden uns herzlich erfreuen. Aber nun wollen Sie nicht mit in unser kleines Haus kommen?«

»Sogleich, liebes Fräulein, wenn Sie es erlauben; aber erst lassen Sie mich hier einen Augenblick verweilen und diesen kleinen Garten betrachten. Hm, ja, er ist aller-liebst, aber doch etwas eng, nicht wahr?«

Er sah sich mit vor Freude leuchtendem Ange sich rings um und nickte wiederholt behaglich dabei; Bettina aber entgegnete ruhig:

»Eng ist unser Gärtchen nur, wie unser Haus, das ist freilich wahr, wenn ich ein Maaß anlege, wie Sie es wahrscheinlich von dort oben her mitgebracht haben, allein bisher fanden meine Mutter und ich diese Enge nicht und wir sind Beide dem Schicksal dankbar, daß es uns noch eine so wohnliche Heimat gegeben hat.«

»Ich verstehe!« erwiderte der Bauaufseher, nachdenklich und ernst den Kopf wiegend. »Auch die Enge oder Weite des Lebens ist nur ein relativer Begriff und für Sie war dies kleine Heiligthum hier bisher – Ihre Welt, nicht wahr?«

»So ist es, und unsre kleine Welt gefällt uns und war uns noch immer groß genug. Doch nun kommen Sie gefälligst hinein; nur machen Sie sich daran gefaßt, keine so schönen Räume zu finden, wie Sie sie auf dem Lerchenfels zu sehen gewohnt sind.«

»Ach nein,« erwiderte der ihr langsam nach dem Hause folgende Bauaufseher, »da irren Sie doch, mein Fräulein; ich selbst bewohne auf dem Lerchenfels nicht so schöne und große Zimmer, wie Sie sie gestern sahen, und muß mich auch mit einem viel kleineren und engeren begnügen – ach! also das ist Ihr kleines Haus?«

Bettina hatte ihren Gast, noch während er sprach, in das Zimmer geführt, in dem sie so eben gearbeitet hatte und welches das Stübchen war, das sie gemeinschaftlich mit ihrer Mutter bewohnte. Als sie aber dabei die Augen zu denen des Gastes erhob, um seine Miene über den Eindruck, den er empfing, zu studiren, wunderte sie sich doch etwas, denn dieser Eindruck schien ein ganz

eigenthümlicher und gewiß nicht von ihr erwarteter zu sein. War Bettina vorher befangen gewesen, als sie den neuen Freund so unvermuthet zu einer Zeit sich ihrem Hause nähern sah, wo ihre Mutter nicht anwesend war, jetzt schien diese Befangenheit auf Letzteren übergegangen zu sein. Wenigstens war der bisher so lebhaft redende Mann plötzlich schweigsam geworden; still und beinahe zaghaft schritt er hinter der vorangegangenen Tochter des Hauses her, und als er in das kleine, so überaus saubere Zimmer getreten war, blieb er, ohne ein Wort zu sprechen, mitten darin stehen und nahm sich langsam im Kreise umdrehend, jedes Einzelne in Augenschein, dabei mit ganz besonderer Aufmerksamkeit auf verschiedenen Gegenständen verweilend, die er auf und an den Möbeln den Wänden und dem Boden wahrnahm.

Bettina war über diese ungewöhnliche Aufmerksamkeit sichtbar erstaunt, aber noch mehr sollte sie es werden, als sie, nachdem Herr Magnus den Inhalt ihres Stübchens zur Genüge gemustert, noch einmal sein Gesicht durchforschte. Denn dieses so edle und feine Gesicht, aus dessen einzelnen Linien eine so große Güte sprach und das sie bisher immer so ruhig und gelassen gesehen, war bei der Betrachtung des kleinen Zimmers fast aschenbleich geworden und in den Linien um seinen Mund zuckte es wie ein stilles fernes Wetterleuchten, während zugleich seine Augen einen ganz eigenthümlichen gedankenvollen Ausdruck annahmen, der fast dem einer weichen und nachhaltigen Rührung glich.

Er schien das Erstaunen Bettina's darüber auch selbst zu bemerken, denn nachdem er eine Weile ihre Züge durchforscht, sagte er mit seiner herzugewinnenden Milde:

»Ach, verzeihen Sie, daß ich mir Ihre kleine Wohnung so lange und aufmerksam betrachte; allein Sie glauben nicht, wie sehr mich der Anblick derselben ergreift, während er mir gleichzeitig unendlich wohlthut. Mich sucht hier wider Erwarten eine alte Erinnerung heim, die mir gleich lieb und werth wie wahrhaft bedrückend ist. In solch einem Stübchen wohnte auch *meine* Mutter einst und auch bei ihr sah es so sauber und zierlich aus wie hier, und dabei stößt mir der Gedanke aus, daß man schon gleich aus einer Wohnung und wie sie gehalten und eingerichtet ist, auf den Sinn und Geist des Bewohners schließen kann. Nun, mit dem Sinn und Geist, der hier waltet und gedeiht, kann man zufrieden sein, mir behagt er wenigstens, und nun – ja, jetzt habe ich es überwunden, – jetzt wollen wir uns ein wenig setzen und einmal recht gemüthlich plaudern, was wir doch gestern in der größeren Gesellschaft nicht konnten.«

Mit diesen Worten, die er schon wieder mit seinem alten ruhigen und unbefangenen Tone aussprach, schien er auch den Gleichmuth seiner Seele wiedergefunden zu haben; allmählig verlor sich auch seine bleiche Gesichtsfarbe, die Spannung der Muskeln desselben ließ nach, so daß Bettina wieder den alten Bauaufseher vor sich sah, den sie auf Lerchenfels kennen gelernt und in so kurzer Zeit liebgewonnen hatte.

Bettina bot ihm den Platz auf dem kleinen Sopha an, den er anfangs nicht einnehmen wollte; als sie aber bemerkte, daß es der Platz ihrer Mutter sei, wenn sie bei Tisch sitze oder, von ihrer Arbeit ermüdet, sich ausruhe, setzte er sich in die behagliche Ecke, und Bettina, die sich erst auf einen Stuhl vor ihm niederlassen wollte, mußte seiner Bitte folgen und neben ihm auf dem Sopha in der anderen Ecke Platz nehmen.

»So sitze ich also bei Ihnen,« fing er nun das Gespräch an, »und Sie glauben nicht, wie wohl und heimisch ich mich schon an diesem Orte fühle, obgleich ich doch zum ersten Mal darin athme. Doch das klebt an manchen solchen kleinen Orten und die Behaglichkeit selbst scheint darin ihre Wohnung aufgeschlagen zu haben. Die Behaglichkeit der Menschen aber ist ansteckend wie die Unbehaglichkeit, und so ist mir meine augenblickliche Empfindung erklärt. Ueberdies fühle ich mich einmal heute frei und das ist ein schönes Gefühl, um so schöner, da es so selten kommt.«

»Also, Herr von der Flühe ist abgereist?« fragte Bettina, um das Gespräch in flüssigeren Gang zu bringen.

»Ja, heute ganz früh, und wenn er nun wiederkommt, dann bringt er außer den schönen Equipagen und Pferden, die sein Vater schon in Holland besessen, auch diesen Vater selbst mit, denn gestern Abend noch ist eine Depesche auf dem Lerchenfels eingetroffen, welche die Ankunft des alten Herrn in Cöln anzeigt und dessen Absicht verräth, nach dem Lerchenfels überzusiedeln, wenn seine Wohnung daselbst fertig ist. Doch ist der alte Herr

noch immer sehr leidend und wird wohl noch einige Zeit ein stilles Leben führen müssen. So sagte mir wenigstens gestern der junge Herr.«

»O, das thut mir ja sehr leid,« warf Bettina ein. »Aber wir werden ihn doch bald zu sehen bekommen, nicht wahr?«

»Sie meinen den alten Herrn? Ach ja, natürlich, nur den geräuschvollen Gesellschaften, von denen er überhaupt kein großer Freund sein soll, wird er sich noch eine Weile entziehen und nur ganz allmählig sich mit seinen nächsten Nachbarn bekannt machen. Doch – lassen Sie uns noch einmal auf den gestrigen Tag zurückblicken. Wie sind Sie denn nach Hause gekommen und haben Sie einigen Genuß von Ihrem Besuch gehabt?«

Ueber Bettina's liebliches Gesicht flog es wie ein goldener Sonnenglanz und wer ein Auge dafür besaß, konnte aus seinem Ausdruck entnehmen, daß sie mit voller Ueberzeugung die Wahrheit sprach, als sie sagte:

»Ach, es war ein wunderschöner Tag und so reich an köstlichen Einzelheiten, daß ich in der Erinnerung lange davon zehren kann.«

»O, o,« erwiderte der Bauaufseher, milde lächelnd, »da sind Sie ja sehr genügsam!«

»Ich weiß nicht, ob ich es wirklich bin,« entgegnete Bettina, »aber wenn Sie bedenken, an welch einsames und an äußeren Freuden – ich will nicht sagen armes – doch stilles Leben ich gewöhnt bin, dann werden Sie finden, daß ich gestern in der That einen freudereichen Tag erlebt habe.«

»Aber inwiefern denn?« fragte der Bauaufseher mit höher leuchtendem Auge und indem der Ausdruck seiner Miene eine nicht gewöhnliche Spannung verrieth.

»Ach, Einzelnes kann ich Ihnen nicht nennen,« erwiderte Bettina mit niedergeschlagenen Augen, »es war eben Alles zusammen; und die Freundlichkeit, die man mir, dem armen Mädchen, auf dem herrlichen Schlosse des reichen Mannes erwies, war doch gewiß dazu angethan, mich einmal recht glücklich zu machen.«

»So, also dadurch schon waren Sie glücklich?« sprach der Bauaufseher mit leiserer Stimme, als ob er die Worte halb an sich selbst richtete, »nun, das wäre denn wirklich eine seltene Genügsamkeit, hm! – Sie sind also auch wohlbehalten nach Hause gekommen?« fuhr er mit gleichgültigerer Miene fort.

»Ja, ich habe mit Herrn Heiduck den drei Cousinen noch eine Strecke das Geleit gegeben; dann bin ich, mit ganzem Behagen den schönen Abend genießend, nach Hause gegangen – habe noch eine Stunde nachdenkend am Fenster gesessen und darauf köstlich geschlafen. Da haben Sie vor der Hand das ganze Resultat des gestrigen freudigen Tages.«

Herr Magnus nickte befriedigt. »Sagen Sie doch,« fuhr er nach einigem Besinnen fort, »da Sie gerade von den drei Cousinen sprechen, – ist es Ihnen wohl bemerklich geworden, welchen Eindruck der Besuch auf Lerchenfels auch auf diese drei jungen Mädchen gemacht hat?«

Jetzt lächelte Bettina. »Warum soll ich das nicht bemerkt haben?« fragte sie. »Sie haben sich ja offen und

ehrlich darüber ausgesprochen. Jedenfalls war der Eindruck, den sie empfangen, nicht weniger angenehm als der meinige, obgleich sie durch ihr früheres Leben und die ihnen gewährten Vergnügungen gewiß einen anderen Maaßstab an dergleichen Freudentage zu legen gewohnt sind als ich.«

»So. Sind Sie denn etwa an ein luxuriöses Leben gewöhnt?«

»O nein, ganz gewiß nicht, aber sie haben doch bei weitem häufiger Gelegenheit gehabt, unter Menschen zu kommen und die Freuden des Lebens zu genießen, als ich.«

»Das mag wahr sein!« sagte der Bauaufseher wie in Gedanken. – »Aber sagen Sie, wie hat den jungen Damen denn mein Herr, Herr Hugo van der Flühe, gefallen?«

Die Miene, mit der Herr Magnus dies sprach, sollte nach seiner Meinung vielleicht ruhig und gleichgültig sein, doch war sie das gewiß nicht; ein erfahreneres Auge, wie das Bettina's war, hätte in ihr dabei wenigstens eine auffallende Spannung entdeckt, als ob er begieriger wäre, zu erfahren, welchen Eindruck sein Herr auf Bettina selbst, als auf ihre Begleiterinnen gemacht hatte. Jene aber, vollständig arglos und die gespannte Miene des Fragenden nach dem Wortlaut, den er gebrauchte, deutend, sagte mit ihrer ganzen Unbefangenheit:

»So viel ich weiß und von ihnen aussprechen hörte, war der Eindruck ein sehr günstiger – wie er es auch nicht anders sein konnte,« setzte sie etwas rascher hinzu. »Ja, Herr van der Flühe war ja so gütig gegen uns Alle, daß

wir ihm nur Dank wissen können, uns einen so schönen Nachmittag bereitet zu haben. Er scheint es so recht aus dem Grunde zu verstehen, einen angenehmen Wirth zu machen, und Herr Heiduck – ich darf Ihnen das wohl verrathen – war gewissermaßen eifersüchtig auf ihn und meinte, mit einem solchen Nebenbuhler könne er freilich nicht in die Schranken treten.«

Der Bauaufseher lachte von ganzem Herzen. »Da mag er wohl sehr Recht gehabt haben, der alte gute Herr,« sagte er. »Nein, einen solchen Wirth kann er nicht machen, dazu gebricht es ihm an Allem, – seinen guten Willen vielleicht ausgenommen. Doch – da wir einmal auf dies Capitel gerathen sind,« fuhr er still lächelnd fort, »so wollen wir noch eine Weile dabei verharren. Sie müssen nämlich wissen, daß ich diesen meinen jungen Herrn sehr lieb gewonnen habe. Ich habe selten einen Mann in seinen Jahren kennen gelernt, dem ich von ganzem Herzen so viel Gutes und Liebes nachsagen wie wünschen könnte. Obwohl überaus reich und in ganz bedeutenden Verhältnissen aufgewachsen, merkt man ihm gar nicht seine bevorzugte Stellung an. Er ist bescheiden überall und gegen Jeden; er ist wohlthätig und freigebig gegen Arme; gütig und zuvorkommend gegen seine Freunde, und gegen seine Diener, von oben bis unten, stets ein milder und leicht befriedigter Herr. Das will in der heutigen, aus allen Fugen der Schicklichkeit, des Anstandes und der feinen Sitte gerüttelten Welt viel sagen, nicht wahr?«

»Gewiß,« erwiederte Bettina, mit leicht erröthenden Wangen und indem sie die Augen auf ihren gefalteten

Händen ruhen ließ. Aber da blickte sie mit einem Mal lebhaft auf, als wolle sie eine rasche Frage thun, die sie aber doch nicht aussprach, vielleicht aus Besorgniß, daß es sich nicht zieme, sie zu thun. Indeß der Bauaufseher, der jede Miene beobachtete und dem keine ihrer geheimen Regungen zu entgehen schien, merkte es wohl und er sagte auch sogleich:

»Sie wollten eine Frage thun. Sprechen Sie sie dreist aus und halten Sie gegen mich nichts zurück. Auch ich werde nachher noch einige Fragen an Sie stellen und ich bin überzeugt, Sie werden sich auch fernerhin so offenerzig gegen mich erweisen, wie bisher. Also was wollten Sie wissen?«

»O,« sagte Bettina mit einiger Verlegenheit, »ich wollte mir nur die Frage erlauben, welchen Lebensberuf Herr van der Flühe eigentlich ergriffen hat?«

»Welchen Lebensberuf? Ach so – nun verstehe ich. Sie meinen, er kann doch unmöglich in seinen jungen Jahren sein Leben mit Nichtsthun verbringen, nicht wahr? Nein, das liegt allerdings nicht in seiner Absicht und dazu hat er auch nicht die geringste Neigung. Ach nein! Herr van der Flühe hat sogar früher sehr fleißig gearbeitet. Sein Vater war der Chef eines großen Handlungshauses und wollte natürlich seinen einzigen Sohn gern in demselben beschäftigt sehen, um in ihm später seinen Nachfolger zu erhalten. Allein er wünschte zugleich, dem jungen Mann alle mögliche geistige Bildung zu Theil werden zu lassen und so ließ er ihn studiren, wozu er Lust und Trieb

besaß. Hugo van der Flühe aber war ein sehr befähigter Schüler und Student und trieb Alles, was er anfaßte, mit Eifer. So auch das gelehrtere Fach eines Cameralisten und Statistikers. Als er es frühzeitig beendigt, schickte der reiche Vater den Sohn mit jenem Maler aus Antwerpen, der sein bester Freund ist, ein Jahr auf Reisen und die jungen Leute erhielten Gelegenheit, sich Europa nach allen Richtungen anzusehen. Vor zwei und einem halben Jahr kehrte Hugo von seinen Reisen zurück und nun war der Zeitpunkt gekommen, wo er in das Geschäft seines Vaters treten sollte. Allein da geschah etwas Unerwartetes. Des alten Herrn von der Flühe Gemahlin, die Mutter Hugo's, starb plötzlich und nun verlor er, der alte Herr nämlich, selbst die Lust, das große Geschäft in Holland fortzusetzen und zog es vor, sich in Deutschland irgend wo anzukaufen, das er auf früheren Reisen zur Genüge kennen gelernt. Er wollte nun seinem Sohne das Geschäft überlassen, aber da erklärte dieser, daß er eben so wenig Neigung zum kaufmännischen Stande besitze wie sein Vater, und wenn dieser sich ankaufe, um ein Gutsbesitzer zu werden, so solle er ihm, dem Sohne, dasselbe gewähren, er wolle ein eifriger Landwirth sein und für eine anderweitige geistige Beschäftigung also für einen sogenannten Lebensberuf – werde sich wohl die Gelegenheit finden. Damit war denn der Vater zufrieden. Er ließ durch seinen Agenten den Lerchenfels ankaufen und sein Sohn erwies sich dabei schon sehr nützlich, indem er mit seinen künstlerischen Freunden, deren er eine große Anzahl besaß, für die Herstellung der Baupläne sorgte

und den Bau selbst durch einen bewährten Baumeister und als das Schwierigste geschehen, durch mich überwachen ließ. So stehen also die Sachen noch jetzt. Mittlerweile aber war der alte Herr kränklich geworden – vielleicht hatte der unerwartete Tod seiner Gattin zu stark auf ihn eingewirkt – und er segnete nun den Entschluß seines Sohnes, dem Kaufmannsstande zu entsagen, da er ja sonst ohne denselben hätte nach Deutschland übersiedeln müssen. Er hegt nämlich eine große Zärtlichkeit für Hugo und es würde ihm sehr schwer gefallen sein, sich von demselben zu trennen. So stellte er denn allmählig seine Geschäfte ein und jetzt ist er ein freier Mann in der vollen Bedeutung des Worts. Sein größtes Glück ist nun noch sein einziger Sohn und diesen ganz glücklich zu sehen, der lebhafteste Wunsch seines Alters. Hugo van der Flühe wird also mit seinem Vater den Lerchenfels bewohnen und das große Landgut mit Hülfe Sachverständiger bewirthschaften, der Vater dagegen seine ihm noch vorbehaltenen Tage in Ruhe verleben. Am liebsten würde er es sehen, wenn Hugo sich auch bald eine Gattin wählte, dann genösse der alte Mann doch vielleicht noch ein größeres Familienglück. Und mit diesem Gedanken – das spreche ich aber nur zu Ihnen im größten Vertrauen aus, und ich bin überzeugt, daß Sie dasselbe nicht mißbrauchen werden – scheint sich mein junger Herr in der That seit einiger Zeit zu beschäftigen. Wenigstens sucht er, was er früher nicht that, Bekanntschaften unter dem schönen Geschlecht zu machen, allein bisher hat er noch immer nicht gefunden – das ist wenigstens meine Vermuthung –

was seinem Geschmack und seinen Anforderungen entspricht.«

Der Bauaufseher schwieg und sah die aufmerksam zuhörende Bettina mit durchdringenden Blicken an, ohne daß es ihm gelungen wäre, die geringste Bewegung in ihrem engelgleichen Antlitz wahrzunehmen. Sie saß jetzt ganz unbeweglich neben ihm, schaute ruhig vor sich hin, dann aber lächelte sie plötzlich auf eine liebliche Weise und sagte:

»Daß ein solcher Mann nicht leicht eine Gattin nach seinem Geschmack findet, sollte man kaum denken. Er macht vielleicht ganz besondere Anforderungen, an ein großes Vermögen zum Beispiel, wie es dem seinigen entspricht?«

»O, das denken Sie ja nicht!« fuhr der Bauaufseher lebhaft fort. »Nein, diese Anforderung stellt er durchaus nicht und er braucht es auch nicht, da sein mütterliches Vermögen allein schon über die Maaßen groß ist. Nein, nein, er hat einen ganz eigenen Geschmack und seine Ansprüche sind ganz anderer Art.«

Bettina schüttelte sanft ihren reizenden Kopf, aber keine ihrer ruhigen Mienen änderte sich. »Dann weiß ich nicht, was er verlangt,« sagte sie ohne alle sichtbare Regung, während Herr Magnus sein Auge wie das eines Falken auf sie gerichtet hielt.

Endlich lächelte er. »Nun,« sagte er mit etwas leiserer und gleichsam vorsichtiger Stimme, »lassen Sie uns noch einmal auf den gestrigen Tag zurückkommen. Es war auch für meinen jungen Herrn, glaube ich, ein höchst

angenehmer und vielleicht gar bedeutungsvoller Tag. Ist Ihnen nicht aufgefallen – aber mein liebes Fräulein, ich spreche das nur im strengsten Vertrauen zu Ihnen aus – ja, ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß Herr van der Flühe – die drei jungen Damen aus Lerchendorf – sehr zu gefallen scheinen?«

»Die drei jungen Damen?« fragte Bettina mit halbem Lächeln. »Er kann doch nicht drei Gattinnen auf ein Mal wählen, dächte ich.«

»Nein, natürlich nicht, das denke ich auch nicht. Aber er kann sich eine von diesen Dreien zur Gattin wählen – so meine ich es! Noch mehr bestärkt mich der Umstand in diesem Glauben, oder eigentlich nur in dieser Vermuthung, daß er seit einigen Tagen beständig von Lerchendorf und der guten Großmutter spricht, die mit ihrer plastischen Ruhe, Gelassenheit und milden Heiterkeit einen großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint. Selbst mir hat er verschiedene Male die seltsamsten Fragen über diese Familie vorgelegt, aber ich, ach! habe sie ihm nicht beantworten können, denn ich kenne ja die Familie Graach so wenig wie er und bin in meiner unbedeutenden Stellung noch nie mit der Frau Professorin in Berührung gekommen.«

Er schwieg wieder und sah Bettina unaufhörlich mit der früheren Spannung an. Aber sie regte sich noch immer nicht. Plötzlich jedoch blitzte ein freudiges Lächeln wie ein rascher Sonnenblick über ihre Züge auf und sie sagte:

»Was waren es denn für Fragen, die Herr van der Flühe Ihnen über die Familie Graach verlegte? Vielleicht bin ich, so wenig ich in ihre geheimen Verhältnisse eingeweiht bin, im Stande, Ihnen einige Auskunft über sie zu geben.«

»O, das wäre mir ja außerordentlich angenehm,« sagte der Bauaufseher mit einiger Ueberraschung, da er zu gewahren glaubte, was wirklich der Fall war, daß Bettina sich über das Glück, welches einer ihrer Freundinnen aus der Ferne entgegenschimmerte, zu freuen schien. »Allein, ich wüßte jene häufig gesprochenen Fragen nicht mit bestimmten Worten wiederzugeben. Im Allgemeinen sprach er nur über die muthmaßliche Erziehung und den Character der jungen Damen, denn darauf, meinte er, käme es doch zumeist bei der Beurtheilung junger Mädchen an, wobei er sich wahrscheinlich dachte: wenn man eine von ihnen zu wählen die Absicht hat.«

Bettina's Antlitz leuchtete hell auf. Sie bewegte den Kopf rasch zu dem sie scharf Beobachtenden hin und sagte mit ihrer silberklaren, warmen Stimme:

»O, über die Erziehung, also die Bildung und über den Character, also über das innere Wesen der drei Enkelinnen der Professorin Graach läßt sich nur Gutes, ja, das Beste sagen, und damit kann ich Ihnen glücklicher Weise dienen. Alle Drei sind in einer sehr bewährten Pension erzogen und haben eine vortreffliche Schulbildung genossen. Das behauptet wenigstens meine Mutter, und die versteht sich doch gewiß darauf. Aber nicht in den Wissenschaften allein sind sie wohlunterrichtet, sondern

auch im Hauswesen sind sie praktisch unterwiesen, darin ist ihre Großmutter eine seltene Meisterin und sie hat sie selbst geschult und schult sie noch alle Tage. Sie verstehen selbst einen großen Haushalt, so weit ich es beurtheilen kann, würdig zu regeln und dabei haben sie die geselligen Anforderungen gewiß nicht außer Acht gelassen, die man in heutiger Zeit an Frauen den Bildung stellen kann und muß. Und was nun ihren Character, ihre Gemüthsart betrifft, o, mein lieber Herr Magnus, das müssen Sie als Menschenkenner schon auf ihren Gesichtern lesen können. Sie geben sich ganz so wie sie sind und der leidige Schein hat nie ihr ureigenes Wesen über-tüncht. Alle Drei – das weiß ich bestimmt – sind herzensgute, warmblütige und dabei geistig aufgeweckte Mädchen, und was ihr Aussehen anbelangt, nun, das kann in Jeder mit eigenen Augen sehen.«

Der Bauaufseher nickte wieder auf seine ihm eigene beistimmende Weise, als wollte er sagen: »Ich danke Ihnen, Sie schildern sie gerade so, wie auch ich sie beurtheile.« Dann aber faßte er plötzlich Bettina's Hand, drückte sie sanft und rief: »O, da Sie mir so viel gesagt haben, so schenken Sie mir auch Ihr ganzes Vertrauen: sagen Sie mir, welche *Ihnen* die liebste ist oder vielmehr, welcher von den Dreien Sie selbst den Vorzug geben würden.«

Bettina ließ ruhig ihre Hand in der seinen und sagte dann, sorgsam jedes weitere Wort erwägend:

»Das wüßte ich kaum zu sagen, Herr Magnus. Ich schätze und liebe sie alle Drei gleich sehr. Allerdings,«

fuhr sie etwas rascher fort, »im Temperament sind sie etwas verschieden. Natalie ist offenbar die lebhafteste, heiterste und sie hat das glücklichste Gemüth von der Welt. Die ganze Erde ist ihr nur ein rosiger Garten und sie möchte wohl gern die Gärtnerin in diesem Garten sein. Charlotte ist weich, hingebend, still, die kindlichste Pflegerin ihrer alten guten Großmutter. Anna dagegen ist – ich sage *vielleicht*, denn abwägen läßt sich das ja nicht – die geistig begabteste von ihnen. Von Natur zum Ernsten geneigt, erfaßt sie das Leben im Ganzen und für alles Erhabene und Schöne hat sie Sinn. Ich möchte um keinen Preis eines der Mädchen irgendeines Vorzugs berauben, allein für einen Mann, wie Herr van der Flühe es ist, dünkte ich, müßte ein so im Großen angelegter Character die größte Garantie für eine glückliche Wahl bieten, wenn seine Neigung sich der Anna zuwenden wollte.«

Der Bauaufseher ließ Bettina's Hand los und nun sagte er laut: »Ich danke Ihnen. Sie haben sich der Aufgabe, die ich Ihnen so ganz zufällig gestellt, mit einer mir sehr angenehmen Umständlichkeit unterzogen und Ihre – Unparteilichkeit läßt sich aus jedem Ihrer Worte nehmen. Indessen, da wir einmal so vertraulich über eine so ernste Angelegenheit plaudern, so lassen Sie mich – wenn auch nicht in Bezug auf Herrn van der Flühe – noch *eine* Frage thun. Wissen Sie etwas Genaueres über die Vermögensverhältnisse der Frau Professorin Graach und über die ihrer Enkelinnen?«

Bettina sann eine Weile nach, dann sagte sie offenherzig: »Sie haben mir gesagt, daß Sie im Vertrauen zu mir

reden und so will ich es auch mit Ihnen thun. Ich selbst habe mit meinen Freundinnen nie über Dergleichen verhandelt und sie haben auch nie eine Anspielung auf ihr zukünftiges Vermögen laut werden lassen. Alles, was ich darüber weiß, weiß ich nur von meiner Mutter, die bisweilen mit Herrn Heiduck in meiner Gegenwart über diese Angelegenheit gesprochen hat. – Die Frau Professorin stammt aus einer sehr wohlhabenden Kaufmannsfamilie und ist im Ueberfluß, im Glanz und Schimmer groß geworden. Bald nach ihrer Verheirathung fiel ihr ihr elterliches Vermögen zu, in das sie sich mit ihren Geschwisterm – ich glaube, es waren drei oder vier Brüder – zu theilen hatte. Während sie aber ihren Mitteln gemäß lebte, vergeudeten ihre leichtsinnigen Brüder dieselben auf verschwenderische Weise und geriethen bald mehr oder minder in eine drückende Lage. Frau Cornelia Graach, von beinahe überfließender Gutmüthigkeit und Freigebigkeit, nahm sich dies Unglück ihrer nächsten Blutsverwandten sehr zu Herzen und, obwohl sie selbst mehrere Kinder hatte, gab sie mit Freuden ihr Vermögen her, um die Brüder mehrmals aus ihrer Verlegenheit zu retten. Dies setzte sie so lange fort, bis der Zeitpunkt abzusehen war, wo sie selbst nichts mehr besitzen würde und da legten sich ihre Söhne, die unterdeß herangewachsen und verheirathet waren und die sämmtlich sehr kluge und edle Männer gewesen sein müssen, in's Mittel und eigneten sich den Rest ihres bedeutend zusammengeschmolzenen Vermögens an, um es zu Gunsten der

Mutter auf eine Leibrente zu legen, die sie noch jetzt allmonatlich bezieht. Auch für einen entsprechenden Wittwensitz sorgten die Söhne; sie kauften Lerchendorf und bauten das Haus, wie es jetzt ist. So wohnt denn Frau Cornelia Graach noch jetzt auf Lerchendorf und die ihr so wohlweislich ausgesetzte Leibrente ist ihr einziges Einkommen, da alles Uebrige verloren gegangen ist. Dagegen besitzen ihre Enkelinnen ein viel größeres Vermögen, aber auch das haben die früh verstorbenen Väter derselben sicher angelegt; die Großmutter bezieht von den Zinsen nur einen Theil zur Bestreitung der Erziehungs- und Unterhaltungskosten der Mädchen und erst wenn sie majorenn oder verheirathet sind, erhalten sie die vollständigen Zinsen ihres Capitals, das gleichwohl unter keinen Umständen angetastet werden darf. Auf diese Weise ist die Frau Professorin vor jeder äußeren Noth gesichert, aber freilich, ihr früheres reicheres Leben hat sie eingebüßt, durch die Schuld ihrer eigenen Blutsverwandten, und darüber soll sie noch jetzt bisweilen einen sehr großen Kummer empfinden. Das ist Alles, was ich Ihnen über die Vermögensverhältnisse der Bewohnerinnen von Lerchendarf sagen kann.«

Während Bettina diese Worte ruhig gesprochen und ihren Zuhörer dabei weniger als vorher im Auge behalten hatte, schien dessen Inneres von einer sehr auffallenden Bewegung ergriffen zu werden. Nicht allein hatte er mit einer jeden Augenblick wachsenden Spannung zugehört, sondern sein bisher etwas bleiches Gesicht hatte mehrmals die Farbe gewechselt und von Zeit zu Zeit flog eine

flammende Röthe darüber hin. In seinen sonst so freundlich blickenden Augen zuckte es dabei wie ein zorniger Blitz und seine Lippen zogen sich krampfhaft zusammen, als müsse er sich Gewalt anthun, die ihn überfallenden Gedanken zu verschweigen. Das Alles aber ging außerordentlich rasch vorüber, er behielt die vollkommene geistige Herrschaft über sich und nur als Bettina geendigt hatte, stieß er in kurzen, halb abgerissenen Sätzen, wie Bettina ihn noch nie hatte sprechen hören, folgende Worte hervor.

»Ja,« sagte er mit einer in Miene und Stimmton leicht erkennbaren Bitterkeit, »das ist das alte Lied von der so viel gepriesenen und bis in den Himmel erhabenen sogenannten Blutsverwandtschaft. Am besten fährt wahrhaftig Der, der gar keine solche Verwandte besitzt. Selten hat man Freude von ihnen, Sorge und Noth dagegen sehr häufig. Wenn man alle Sünden zusammenrechnen wollte, die in der menschlichen Gesellschaft von Blutsverwandten gegen Blutsverwandte begangen sind, man würde sich wundern, eine so zahlreiche Verbrechersippe bei einander zu finden. Nein, nein, nein, eine solche Verwandtschaft hat an und für sich für mich gar keinen Werth, und wildfremde Menschen, die meinem Herzen nahe stehen und mit mir geistig harmoniren, sind mir lieber als alle Verwandte. Ach, ich kann darüber auch urtheilen; ich habe Erfahrungen darin gesammelt und leider hat mir das Leben ähnlichen Kummer wie der guten Frau Professorin bereitet. Ja,« und hier nahm seine Stimme einen grollenden Ton an und seine hohe Stirn zog

sich in zornige Falten, »auch für mich sind meine Verwandte herzlose Blutsauger gewesen. Als sie mich noch entbehren zu können glaubten, als ich noch nichts für sie war als ein unbedeutender Mensch, bekümmerten sie sich nicht um mich und überließen mich herzlos meinem Schicksal – später, als ich« – hier besann er sich eine Weile und suchte nach anderen Worten, als er sie anfangs sprechen zu wollen schien – »als die Verhältnisse sich zu meinen Gunsten zu wenden schienen, hingen sie sich wie die Kletten an meine Fersen, heuchelten Ergebenheit und Liebe und erhoben mich bis in den Himmel, wenigstens so lange sie glaubten, daß ich ihnen von Nutzen sein könne. Als sie aber gewahrten, daß ich – ein armer Teufel war und blieb und ihnen nichts geben konnte, kehrten sie ihre wahre Gesinnung gegen mich heraus, verläumdeten und bekittelten mich und nannten mich einen armseligen, unbedeutenden Wicht, dessen Existenz ihnen sehr gleichgültig sei. Ja, so hart hatten mich nicht die Welt und die fremden Menschen – sondern meine Blutsverwandten behandelt, und daß mein Herz trotzdem nicht ganz verhärtet worden ist, verdanke ich allein den edlen Menschen, die mir auf meinem dunklen Lebenswege begegneten und mich lehrten, daß die Liebe gerade da, wo man sie am zuverlässigsten erwartet, nicht zu finden, und daß der größte Edelmuth gerade da vorhanden ist, wo man ihn am wenigsten sucht. Doch – verzeihen Sie, daß ich mich so ereifert habe, aber ich kann, meiner naturgemäßen Empfindung nach, nicht ruhig und gelassen

Dinge anhören, wie Sie sie mir eben vorzutragen so gütig waren.«

Je länger der Bauaufseher heute sprach und seine Gedanken in Worte kleidete, wie er sie, einem so jungen Mädchen gegenüber, für rathsam erachten mochte, um so mehr staunte Bettina, nicht allein über den Inhalt dieser Worte, sondern auch über die Art und Weise, wie sie zu Tage traten. Mit jedem Augenblick, jetzt fast noch mehr als früher, war ihr dieser Mann bedeutender, gebildeter und kenntnißreicher vorgekommen, als er ihr im Anfang erschienen, und in demselben Maasse wuchs auch ihre Achtung und mit ihr – o, über das herrliche Frauenherz! – auch ihre Freundschaft für ihn. Nein, so, wie dieser Mann sprach und sich dabei geberdete, hatte sie noch nie einen Menschen sprechen hören und sich geberden sehen! Es lag fast stets, besonders aber in den Momenten innerer Erregung, eine ergreifende Wahrheit in seinen Worten, die ihre Bestätigung gleichsam schon in dem warmen Stimmklange trugen, womit sie gesprochen wurden. Mit diesem volltönigen Organ und der stromartig hervorbrechenden Beredsamkeit verband sich ein so gebieterischer, entscheidender Blick aus seinen aufflammenden Augen, und die Bewegungen seiner Hände unterstützten dies Alles mit einer so natürlichen und einfachen Würde, daß er ihr bisweilen ein ganz Anderer zu sein schien, als er wirklich war.

Als er jetzt ausgesprochen hatte und, sich in das Sopha zurücklehnend, die eben augeregten Gedanken noch

in sich nachklingen ließ, ergriff Bettina seine neben ihr liegende Hand und sagte mit herzlichem Tone:

»Seien Sie nicht traurig über das Ihnen im Leben so mannigfach widerfahrene Leid! Es giebt ja auch noch gute Menschen in der Welt und der Verkehr mit ihnen wäscht manchen Flecken aus, den der Umgang mit bösen in dem Herzen zurückgelassen hat. Aber wissen Sie wohl, Sie haben mich neugierig gemacht, Herr Magnus. Sie haben mehrfach auf Ihr Leben hingedeutet, und nun möchte ich wohl die Hauptzüge aus demselben wissen.«

Der Bauaufseher lächelte schmerzlich. »Ach, mein liebes Kind,« sagte er mild, als ob die Berührung von Bettina's Hand und ihre sanften Worte seine Aufregung gänzlich beseitigt hätten, »Sie verlangen da Etwas von mir, was mir zu sprechen schwer wird und woran ich nur mit Widerstreben zurückdenken mag. Jedoch will ich Ihnen einzelne Züge aus meinem Leben mittheilen und aus den allgemeinen Bemerkungen, die mir dabei entschlüpfen werden, mögen Sie das Uebrige errathen. Ach ja, mein liebes Fräulein, es wird dem Menschen selten an seiner Wiege gesungen, was für eine dornige Laufbahn er im Leben durchmessen muß. Und wenn der denkende Mensch aufmerksam das Leben im Allgemeinen und die seltsamen Ereignisse desselben betrachtet, so muß er über deren ganz wundersame Fülle in ein großes Staunen gerathen. Es ist fast unfaßbar, was für merkwürdige, sich oft widersprechende und doch immer wieder in den alten Kreislauf zurückführende Phasen Welt, Natur und

Zeit in ihrem durch nichts aufhaltbaren Gange herauf-  
führen. Wieviel seltsame Dinge wickeln sich schon vor  
unsern Augen in unserm eigenen Leben, also in dem Da-  
sein eines Einzelnen im Laufe von etwa zwanzig Jahren  
ab! Wenn Jemand alles Merkwürdige, Großartige, Bedeu-  
tungsvolle, was er in dieser Zeit vor seinen Augen vor-  
übergehen sah, zusammenfassen und wiedergeben woll-  
te, er würde kaum Papier genug finden, um Alles darauf  
niederzuschreiben. Daß man in dieser Ueberfülle von Lug  
und Trug, Haß und Liebe, Glück und Unglück und indem  
man die Quellen derselben erforscht und die Resultate,  
die daraus hervorgehen, erwägt, nicht den Verstand ver-  
liert, ist höchst wunderbar und man gewinnt noch mehr  
Hochachtung und Verehrung für den Schöpfer und sei-  
ne gewaltige Schöpfungskraft, daß er im Stande war, in  
einem so kleinen Raum, wie das Organ des Hirns ihn  
einnimmt, so viele Speicher zu schaffen, in denen der  
Mensch die ganze bunte kleine Welt aufstapelt, die ihn  
umgibt, ohne daß Eins das Andere vernichtet und das  
Ganze nicht zuletzt wie ein ungenießbarer Wust und Brei  
in sich zusammenläuft. – Doch, kehren wir zu Dem zu-  
rück, was Sie von mir wissen wollten; aber da muß ich  
schon wieder mit einer allgemeinen Bemerkung begin-  
nen. Man hört oft sagen, daß ein Mensch, der zu großem  
Vermögen gelangt, dies zumeist dem Glück oder dem Zu-  
fall verdanke. Das ist jedoch nicht immer und sogar nur  
sehr selten der Fall. Höchstens bei Lotteriegewinnsten  
und zufällig günstigen Conjunctionen im Kaufmannsstan-  
de trifft das ein. In den meisten Fällen wird man, wenn

man die Verhältnisse aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet und gerecht urtheilt, zugestehen müssen, daß es Fleiß, Ausdauer im Streben oder Folge eines richtig angewendeten Talents ist, was die Menschen zu ihrem Vermögen bringt. Beides nun kann ich nicht auf mich selbst anwenden, denn weder das Glück noch mein Fleiß oder ein Talent haben mich dahin gebracht, wo ich stehe, denn ich nehme eben gar keine nennenswerthe Stufe im Leben ein und Alles, was ich erreicht habe, sehen Sie in diesem meinem Kopfe und in diesem meinem Herzen vereinigt, außer denen ich eigentlich nichts weiter auf der Welt besitze. Also weder das Glück, noch der Zufall, noch das Talent haben aus mir einen so unbedeutenden Bauaufseher gemacht, sondern allein das Unglück, daß ich eben – Blutsverwandte hatte, die mich lieblos in die Welt hinausstießen, gerade als ich am meisten ihrer Liebe bedurfte und danach mit brennender Sehnsucht verlangte.

Genug, auch ich bin der Sohn wohlhabender Eltern. Man ließ mir eine gute Erziehung geben und ich begriff leicht und lernte schnell, ohne gerade einer der Fleißigsten zu sein. Ach, hätte man in seiner Jugend die Einsicht, die man im Alter durch traurige Erfahrungen gewinnt, man würde von Kindheit an arbeiten, mit einem Fleiß ohne Ende, denn der Mensch, der es durch sich selbst in der Welt zu etwas bringen will, muß ungeheuer viel lernen. Nun, ich wandte mich meinem Lieblingsfach, dem Baufach zu. Während ich studirte, starben meine Eltern, und es ergab sich, daß sie nicht so reich waren, wie wir Kinder es uns gedacht. Mir blieben nur so viele Mittel,

als gerade hinreichten, meine Studien zu beenden. Das geschah; danach aber war guter Rath theuer. Was sollte ich nun beginnen? Verdienen, mit meiner Hände und meines Kopfes Arbeit konnte ich noch nichts, dazu besaß ich noch nicht die nothwendigen praktischen Erfahrungen. Das Nöthigste wäre für mich gewesen auf Reisen zu gehen, meinen Geschmack zu bilden und meine Kenntnisse zu vervollkommen. Und da es eben nöthig war, so entschloß ich mich auch dazu. Aber wie sollte ich mir die erforderlichen Mittel dazu verschaffen? Da fiel mir mein ältester Bruder ein, der längst ein wohlhabender Mann und Besitzer einer bedeutenden Fabrik war. Ich schrieb an ihn und theilte ihm meine Lage mit. Er antwortete mir gar nicht. Da wanderte ich zu Fuß zu ihm und klopfte als Bittender an seine Thür. Lassen Sie mich kurz sein – ich wurde abgewiesen, mit einiger Liebe und vielem Hohn, daß ich nicht auch so reich und glücklich geworden war, wie er, als ob das in meiner Macht und meinem Belieben gestanden hätte. Doch diese Abweisung hatte einen großen und kaum erwarteten Erfolg bei mir. Sie weckte meinen Stolz und das Vertrauen auf meine eigene Kraft, und ich ging, ähnlich einem Wanderburschen der früheren Zeit, in die weite fremde Welt. Wie ich eigentlich durchgekommen und mich von Ort zu Ort geschleppt habe, ist mir noch heute ein Räthsel. Dennoch, nur das Nothwendigste genießend und nichts weiter begehrend, kam ich in meiner Kunst vorwärts und lernte viel. Nach anderthalb Jahren kehrte ich zerlumpt und vom Hunger gebeugt in die Stadt zurück, wo ich studirt

hatte und nun die mir vom Gesetz vorgeschriebenen Prüfungen ablegen mußte, wenn ich Anspruch auf irgend eine Anstellung erheben wollte. Diese Prüfungen hätte ich gern abgelegt, aber mir fehlten wiederum die Mittel dazu. Da war es denn mit meinem Stolz und meiner Kraft zu Ende, und ich schrieb noch einmal in demüthigster, flehendster Weise an meinen Bruder, der weit hinaus für einen angesehenen und thatkräftigen Mann galt. Nun – lassen Sie mich wieder kurz sein – gegen mich erwies er sich weniger thatkräftig, und er schlug mir in Gnaden die Gelder ab, die ich mir nur als Vorschuß erbeten hatte. Was blieb mir nun noch zu thun übrig? Nichts als mich unter das mir zu Theil gewordene Schicksal zu beugen, und – ich beugte mich. Mit Kenntnissen zu einer höheren Stellung ausgerüstet, nahm ich gleichwohl eine untergeordnete an, die sich mir gerade bot und ich ward – was ich noch jetzt bin: ein Mensch, der den Himmel seiner Wünsche über sich sieht und doch mit den Füßen an den Schmutz der Erde gefesselt ist, ein Mann, der sich gern zum Meister in seiner Kunst aufschwingen möchte und der doch auf ewig zum Diener und Vollstrecker des Willens eines Anderen verurtheilt ist, in dessen gährendem Innern ein eigener Wille kocht und braust und der doch nie zur Ausübung seiner Kraft und zum Beginnen der männlichen That gelangt. So bin ich also der stille und duldsame Mensch geworden, als welchen Sie mich hier gefunden haben. Nachdem ich so viel Unheil in der Welt erfahren, so viel Tücke und Böswilligkeit unter den Menschen kennen gelernt, wird es Ihnen nicht als ein

Wunder erscheinen, daß ich mich von der Welt so weit wie möglich zurückgezogen habe und nun nach meiner täglichen Arbeit die mir frei gelassenen Stunden in Einsamkeit und bescheidenster Selbstbeschauung verbringe. Da haben Sie meine Geschichte, und nun will ich es geduldig abwarten, ob Sie mir auch jetzt noch Ihre Hand reichen und mir so freundliche Worte sprechen werden, wie ich es bisher von Ihnen gewohnt gewesen bin.«

Er hörte auf zu sprechen und sah das junge Mädchen mit einem Blick an, der tief in ihre Seele drang. Aber es hätte dieses Blicks nicht bedurft, um ihre Gefühle zu wecken, sie waren schon lange wach und jetzt strömten sie dem danach Verlangenden sichtbar und fühlbar entgegen.

»Da haben Sie meine Hand,« sagte sie mit schmelzendem Ton, während eine klare Thräne in ihrem Auge perlte, »und wenn ich in diesem Augenblick nicht die Worte spreche, die Sie vielleicht von mir erwarten mögen, so liegt es allein daran, daß ich sie in der Aufwallung meiner Empfindungen nicht finden kann. O mein lieber Freund – ja, das sind Sie mir jetzt – was soll ich Ihnen sagen, womit Sie trösten und meine innigste Theilnahme aussprechen? O, glauben Sie mir, ich fühle Ihr Leid mit Ihnen, denn auch an mein Herz hat das Leid schon gepocht und ich kenne es – verstehen Sie mich nicht falsch,« setzte sie etwas zögernd hinzu, da des Bauaufsehers Auge sich mit neuer Spannung auf sie richtete, »ich meine, ich habe es wenigstens durch die Erzählung eines Anderen kennen

gelernt, und dieser Andere ist meine Mutter. Ach, wie bedaure ich, daß sie nicht hier ist und Ihre Geschichte hat mit anhören können. Sie würde auch Antheil, vielleicht noch mehr als ich an Ihnen genommen haben, denn sie hat eine sehr gerechtfertigte Sympathie für alle Unglücklichen.«

»Wie so?« fragte der Bauaufseher, indem er sich von seinem Sitze aufrichtete und Bettina wieder mit jenem tief forschenden flammenden Blick ansah. »Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie werden mich sehr bald verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß sie selbst eine Unglückliche ist.«

Des Bauaufsehers große Augen vergrößerten sich noch mehr. »Woher wissen Sie das?« fragte er mit erregter Stimme.

»Ganz einfach daher, weil sie mir ihr Unglück erzählt und mir dabei den Schlüssel zu ihrem mir bisher unbekanntem Leben in die Hand gegeben hat. Auch sie – ach ja! – ist das Opfer von – ich will nicht sagen böswilligen – doch gewiß in ihrer Einseitigkeit befangenen und im Herzen liebeleeren Verwandten gewesen, obgleich in ganz anderer Weise als die Professorin Graach und Sie.«

Sie schwieg, als hätte sie schon zu viel gesagt. Aber der Bauaufseher ließ sich dadurch nicht abweisen, sondern, ihr ermuthigend zunickend, sagte er:

»Ah, ich vermute – es ist wohl eine Herzensangelegenheit?«

Bettina nickte beistimmend, schwieg aber.

»O mein Gott,« redete sie jetzt der Bauaufseher mit bittenden Augen und einer so flehenden Stimme an, daß sie dadurch erweicht und zur Fortsetzung des Begonnenen genöthigt wurde, »ich habe Ihnen ja *mein* Vertrauen erwiesen, wollten Sie mir dafür das *Ihrige* versagen? Und wenn Sie auch nur den Schatten eines Gedankens haben, ich könnte mich Ihres Vertrauens unwürdig beweisen, so schwöre ich Ihnen zu, daß Sie vergeblich besorgt sind. Nein, ich bin nicht der Mann, ein Vertrauen, von einer so braven Tochter mir erwiesen, mißbrauchen zu können.«

Dabei faßte er wieder ihre Hand und Bettina ließ sie ihm, indem sie freundlich wie immer lächelte.

»Ich will Ihnen in den allgemeinsten Umrissen mittheilen,« sagte sie, »was für ein Schicksal meine arme Mutter schon in jungen Jahren betroffen hat. Ja, es ist eine traurige, recht traurige Herzensangelegenheit. Sie lernte unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen, die ich hier nicht näher bezeichnen darf, einen jungen Mann kennen, der bald ihr Herz und ihre ganze Zuneigung gewann. Vielleicht war es unklug von ihr, diesem Gefühle nicht zu widerstreben, da der junge Mann einerseits nicht in der Lage war seine Liebe zu meiner Mutter öffentlich kund zu thun und sie andererseits von ihrem Vater abhing, dessen Zustimmung zu dem von ihr in der Stille geknüpften Verhältniß sie unter keiner Bedingung zu erlangen hoffen durfte. Dennoch aber liebte sie mit ganzer Seele und um so mehr, da der junge Mann sich bald von ihr trennen mußte, um in der Ferne und Fremde sich eine Stellung

zu suchen, die Beider Wünschen und Absichten in der Zukunft entsprach.«

»Nun?« fragte der Bauaufseher mit seltsam gespannter Miene, da Bettina in ihrer Erzählung stockte. »Warum reden Sie nicht weiter? War das schon das Ende?«

»Ach nein, das Ende war viel bitterer, doch ich fürchte, ich dehne meine Geschichte zu lang aus, wenn ich bestimmter Einzelheiten erwähne, die gleichwohl zum Verständniß des Ganzen nöthig sind.«

Der Bauaufseher sah nach der Uhr und sagte: »Er ist erst halb Zwölf – eine Stunde habe ich noch Zeit. Nimmt Ihre Geschichte so viel Zeit fort?«

»O nein, sie ist in fünf Minuten zu Ende erzählt.«

»O, dann sprechen Sie doch!«

»Nun denn – der junge Mann verließ meine Mutter und kam an dem Ort seiner Bestimmung an. Er schrieb, wie es ihm erging, öfter und sehr genau, und allmählig besserten sich seine Aussichten.«

»Nun?« fragte des Bauaufsehers funkelndes Auge, während seine Lippe stumm blieb.

»Da starb plötzlich der Mann, an welchen er heimlich seine Briefe gerichtet hatte und der nächste Brief fiel – in die Hände ihres Vaters. Meine arme Mutter ahnte davon nichts, bis ihr strenger und krankhaft erregter Vater es ihr mittheilte, in einer Stimmung, die meine Mutter das Aergste befürchten ließ. Sie wurde gezwungen, ein offenes Bekenntniß alles Vorgefallenen abzulegen und sie legte es offen und ehrlich ab, in der Hoffnung, das werde den harten Sinn ihres Vaters beugen. Aber dieser Sinn

beugte sich nicht. Seit dieser Zeit hat meine Mutter nie wieder etwas von ihrem Jugendfreunde gehört –«

»Wie,« unterbrach sie der fast athemlos horchende Bauaufseher – »brach der junge Mann so plötzlich seine Schreiben ab?«

»Hören Sie ruhig weiter. Meine Mutter hat damals ein schmerzenreiches Leben geführt, um so mehr, da ihr Vater schwer auf das Krankenbett sank und zugleich sein Vermögen verlor. Um seine Ehre dabei zu retten, drang er in meine Mutter, einem Manne ihre Hand zu reichen, der sein Hauptgläubiger war. Sie weigerte sich, aber – ihr Vater zwang sie, sich seinem Willen zu unterwerfen. Ist das nicht schrecklich?«

Der Bauaufseher nickte mit dem Kopf. »Weiter!« flüsterten seine bleich gewordenen Lippen.

»Nun, meine Mutter heirathete meinen Vater und zog mit ihrem Vater zugleich auf das Gut Wingertsspring. Zwei Jahre nach meiner Geburt starb schon mein Vater und meine Mutter war Wittwe geworden und mußte das Gut ihres Mannes verkaufen, denn auch dieser war in mißliche Verhältnisse gerathen. So blieb ihr nichts weiter übrig, als das zu werden, was sie jetzt noch ist, um sich selbst und mich anständig durch die Welt zu bringen, und nur dies kleine Haus, in welchem wir jetzt sitzen, ist ihr einziges Eigenthum geblieben.«

»Sind Sie fertig mit Ihrer Erzählung?« fragte der Bauaufseher matt, als Bettina den Kopf senkte und schwieg.

»Nein, noch nicht ganz. Der fürchterlichste Schmerz, der meiner armen Mutter vorbehalten war, bleibt mir

noch zu erzählen übrig. Schon vor ihrem Mann war ihr Vater gestorben und in seiner Hinterlassenschaft fand sie – o mit welchen Gefühlen mag sie sie gelesen haben – die Briefe, die ihr Jugendfreund an ihren Vater geschrieben und darin wie ein edler, gewissenhafter Mann um ihre Hand geworben hatte. Ihr Vater aber hatte ihre Hand nachdrücklich und unbeugsam – auch die Abschriften dieser Briefe fand sie vor – dem aus der Fremde Flehenden versagt und ihm mitgeteilt, daß seine Tochter – die Frau eines Anderen sei, schon lange bevor dies wirklich der Fall gewesen. So war also die Freude und das Glück meiner Mutter auf ewig vernichtet und es blieb ihr nur übrig, die Pflichten gegen ihren Gatten und mich zu erfüllen. Wie schwer ihr dies mitunter geworden sein mag, weiß nur Gott, denn sie konnte den geliebten Jugendfreund nie vergessen, der doch auf ewig für sie verloren war. Noch jetzt, nach so langen Jahren, blutet ihr Herz darüber und als sie mir ihre Geschichte erst vor wenigen Tagen erzählte, habe ich mich überzeugt.«

»Nun was – so sprechen Sie doch!« drang es fast gewaltsam über des mit tausend Ohren Lauschenden Lippen.

– »Habe ich mich überzeugt, daß meine arme Mutter – noch jetzt unter jenem Gefühl leidet.«

»Wie?« fragte der Bauaufseher, aufstehend, als ob er nicht länger sitzen bleiben könne – »verstehe ich Sie recht? Liebt Ihre Mutter am Ende noch immer diesen Jugendfreund?«

Bettina brach in Thränen aus und nickte mit dem Kopfe. »So ist es!« schluchzte sie – »und das ist auch ein herbes Schicksal – nicht wahr?«

Beide standen dicht vor einander und sahen sich stumm eine Weile an. Es wäre schwer gewesen, die Empfindungen zu errathen, mit welchen dies geschah und wer von Beiden in diesem Augenblick tiefer ergriffen war. Endlich aber sagte der Bauaufseher, indem er beide Hände des jungen Mädchens ergriff und fest mit den seinigen umschlossen hielt:

»Ja, ja, das ist auch ein herbes Schicksal, Sie haben Recht. Sehen Sie da, wie die Unglücklichen sich einmal zusammenfinden und sich gegenseitig ihre Noth klagen können. O, das ist auch ein Trost und ein recht süßer obendrein! – Und nicht wahr,« fuhr er nach einer Weile mit einem unendlich freundlichen Blick fort, der Bettina tief und doch unbeschreiblich wohlthuend in die Seele drang, »nicht wahr, wir scheiden heute als recht gute Freunde, denn wir kennen uns jetzt schon besser als neulich und wissen, was wir von einander zu halten haben. Das war, so viel wir uns auch vorgeklagt, doch ein recht schöner Tag – für mich wenigstens.«

»O, für mich auch!« rief Bettina, unter Thränen lächelnd, »denn ich habe mir ja durch meine Aufrichtigkeit und Theilnahme einen Freund erworben, und der wirklich guten Freunde, sagt meine Mutter, soll es ja auf der Welt so wenige geben!«

»Auch darin hat Ihre Mutter Recht. Folgen Sie ihr nur immer – sie kennt die Welt, wie es scheint –«

»O ja, sie hat ja auch schwer genug darin gelitten, und nur im Unglück – auch das sind ihre Worte – lernt man die Menschen am besten kennen.«

»Ja, aber auch achten und – lieben! – So, nun will ich aber gehen; meine freie Zeit ist abgelaufen und jetzt muß ich wieder der Diener eines Mächtigeren sein.«

»Drückt Sie denn Ihr Dienst?« fragte Bettina, ihm vertraulich in die schönen Augen blickend. »Tragen Sie schwer daran?«

Der Bauaufseher lächelte schwermüthig. »Eigentlich nein,« sagte er dann, »mein Herr ist – bis jetzt wenigstens, ein gütiger Mann gegen mich gewesen, und er giebt mir nicht mehr zu tragen, als ich tragen kann. Und da dies auch die Vorsehung thut, so muß man es von den Menschen schon willig und dankbar annehmen.«

»Wann sehe ich Sie nun wieder?« fragte Bettina noch, da er schon seinen Hut nahm und sich die Handschuhe anzug.

Er blieb einen Augenblick unbeweglich vor ihr stehen und dachte im Stillen über Etwas nach, als wisse er nicht, welche Antwort er ihr auf diese Frage geben solle. »Ich will nichts bestimmt versprechen,« sagte er endlich; »ich habe ja über die Zeit nicht zu verfügen. Morgen oder übermorgen kommt der alte Herr van der Flühe mit seinem Sohn zurück und dann wird es wohl wieder neue Arbeit geben. Sobald ich aber eine freie Stunde habe, soll sie Ihnen gewidmet sein.«

»Und meiner Mutter, denke ich, nicht wahr?«

»Gewiß, auch Ihrer Mutter!« sagte er und trat schon zur Thür.

»O,« fing sie noch einmal wieder an – »sollten Sie vielleicht morgen nicht wenigstens eine Stunde übrig haben, um meine Mutter kennen zu lernen? Morgen ist sie bestimmt zu Hause.«

»Morgen!« sagte der Bauaufseher nachdenklich. »Nein, morgen wird es nicht gehen. Ich habe für meinen Herrn einen Auftrag in Neuwied auszurichten, und der dürfte leicht den ganzen Tag in Anspruch nehmen. Also wollen wir nichts bestimmen, – ich komme, sobald ich kann.«

»Dann bin ich zufrieden – und jetzt soll es wirklich geschieden sein?«

»Ja,« sagte der Bauaufseher und trat, von Bettina begleitet, in den kleinen Garten hinaus, von wo seine Augen gleichsam unwillkürlich nach beiden Seiten der Landstraße flogen, als spähten sie, ob irgend Jemand in die eine oder andere Richtung ginge. In demselben Augenblick kam ein Wagen von Neuwied hergefahren und Bettina blickte ihm scharf entgegen. Der Bauaufseher hielt gerade ihre Hand, um Abschied zu nehmen, und sie glaubte zu bemerken, daß seine Hand leise in der ihren zuckte. Dabei nahm sein Auge ein starres Aussehen an und sein lebhaft gefärbtes Gesicht wurde fast blaß.

Da fuhr der Wagen vorüber. »Ach,« rief Bettina, »ich glaubte schon, es wäre der Wagen meiner Mutter, dann hätten Sie sie gleich gesehen. Aber er war es nicht.«

Herr Magnus athmete frei auf und lächelte. »Leider,« sagte er, sanft und trübe den Kopf schüttelnd, »war sie es

nicht. Nun denn, ein andermal, und jetzt leben Sie wohl. Man wird oben gar nicht wissen, wo ich so lange bleibe; man ist nicht gewohnt, den alten Isegrimm – ja, ja, so hat Herr Heiduck mich einst genannt, er hat es mir selbst gesagt – so lange außerhalb der ›chinesischen‹ Mauer zu sehen. Nun, nun, sie wird mich bald wieder umschließen. Doch jetzt gehe ich wirklich. Grüßen Sie Ihre liebe Mutter herzlich von mir und haben Sie Dank für Ihr Vertrauen. Noch einmal – Sie sollen es keinem Unwürdigen erwiesen haben. Adieu!«

Mit raschem Schritt trat er von Bettina hinweg und bald schlug die kleine Gartenpforte hinter ihm zu. Das junge Mädchen aber blieb auf derselben Stelle, wo sie von ihm Abschied genommen, stehen und sah ihm mit eigenthümlichen Gefühlen nach.

»Ja, ja,« sagte sie zu sich, »das ist auch einer der zahlreichen Unglücklichen dieser Welt, sein ganzes, bald freudig auflebendes, bald traurig hinsinkendes Wesen verräth es mir. Nein, nein, ich habe mein Vertrauen keinem Unwürdigen erwiesen und er wird uns fortan ein wahrer Freund sein. Wer, wie er, mit solcher Bildung begabt, sich mit Ruhe und Ergebung in eine so untergeordnete Stellung gefunden hat, der muß ein wackerer Mann sein und er verdient unsere Achtung und Neigung. O, was war das für ein bedeutsamer Tag für mich und was habe ich meiner lieben Mutter nicht Alles zu berichten!«

## DRITTES CAPITEL. DER SACHWALTER AUS CÖLN.

In der That, als Susanna Wunderhold am späten Abend von Neuwied zurückkehrte und Bettina, nachdem auch sie eben erst von Lerchendorf nach Hause gekommen war, ihr erzählte, was sie in diesen beiden Tagen erlebt hatte, staunte die gute Frau, und um so mehr, als Vielerlei vorgefallen war, was weit über ihre Erwartung hinausging. Nicht allein die Güte und Freundlichkeit, die ihrem Kinde auf dem schönen Schlosse erwiesen worden war, rührte sie tief, auch die Freundschaft, die der von Bettina als so edel gerühmte und so vortrefflich geschilderte Bauaufseher derselben entgegengetragen, und das Vertrauen, welches er ihr geschenkt, bewegte sie auf eine ganz eigenthümliche Weise. Bettina hatte ihr wirklich, wie sie es sich vorgesetzt, alle vorgefallenen Einzelheiten mitgetheilt, vornehmlich aber den Besuch des Herrn Magnus und was dabei zwischen ihnen Beiden gesprochen worden war. Anfangs zwar schien die durch die Erfahrung weise gewordene Frau über das Letztere etwas besorgt zu sein, da sie den Zweck einer solchen vertraulichen Mittheilung nicht gleich einzusehen vermochte, indessen klärte sich ihre Empfindung darüber bald wieder auf, als Bettina mit warmen Worten wiederholt beschrieb, wie Alles fast von selbst gekommen, welchen innigen Antheil der gute Mann an ihrem Schicksal genommen und wie er selbst so schwer unter den Schlägen zu leiden schien, womit ihn das Schicksal so reichlich auf seinem Lebensgange bedacht hatte.

So wußte Susanna denn bald Alles und Jedes; nicht das Kleinste, nicht einmal die geheimsten Regungen und Empfindungen ihrer Tochter waren ihr verborgen geblieben und sie gab sich nun selbst mit wahrhafter Theilnahme den angenehmen Erlebnissen derselben hin. Ueber Eins hatte sie sogar eine große Freude. Die in der That sehr leicht denkbare Absicht des jungen Herrn auf dem Lerchenfels, sich eine Gattin zu wählen, wie der Bauaufseher erzählt, und die Möglichkeit, daß eins der lieben Mädchen in Lerchendorf die Glückliche sein könne, der das beneidenswerthe Loos beschieden war, die Gattin eines so liebenswürdigen und reichen Mannes zu werden, machte sie ordentlich glücklich und sie gratulirte im Stillen der guten Cornelia, die noch gar keine Ahnung von einem sie so nahe berührenden Ereigniß hatte, daß sie nach so mancherlei schwerer Prüfung in ihren alten Tagen noch eine solche Freude inmitten ihrer Familie erleben solle. Natürlich kam sie dabei mit Bettina überein, keinen Gedanken über dieses ihnen so zufällig verrathene Geheimniß gegen die Bewohnerinnen von Lerchendorf laut werden zu lassen und dasselbe ganz allein in sich selber zu bewahren, ein Vorsatz, dessen Ausführung Beiden um so leichter wurde, als sie nicht zu der plauderhaften Sippe ihres Geschlechte gehörten und in ihrer einsamen Lebenslage weit mehr an das innere Verarbeiten und Verschweigen ihrer Gedanken gewöhnt waren, als es sonst den Frauen eigen zu sein pflegt.

So gerieth denn das Leben und Treiben in dem kleinen Hause zu Wingertsspring sehr bald wieder in das alte Geleise und da uns dasselbe für den Augenblick keinen Stoff zur näheren Betrachtung giebt, so kehren wir lieber einmal wieder nach Lerchendorf zurück, um zu sehen, welche Folgen für Cornelia aus dem im Hause still verbrachten Nachmittag entsprangen, den ihre Kinder in so heiterer Laune auf dem Lerchenfels verlebt hatten.

Als die Mädchen am Abend in munterster Stimmung und von Mittheilungen lebhaftester Art überfließend zur Großmutter zurückkehrten, fanden sie dieselbe zufrieden und fast in ihrer alten geistigen Heiterkeit und freundlichen Milde vor, denn Cornelia war sich bewußt, die ihr frei gelassene Zeit zu ihren Zwecken vollauf benutzt und redlich angewandt zu haben. Sie hatte an den Justizrath Henrion in Cöln ausführlich geschrieben und ihm sowohl den letzten Brief ihrer Neffen, wie auch das Schreiben des unbekanntenen Menschenfreundes zugesandt. Noch an demselben Abend war der Brief an seinen Bestimmungsort abgegangen und am nächsten Morgen in aller Frühe schon mußte der Justizrath ihn in Händen haben.

»Nun kann die Entscheidung nicht mehr lange ausbleiben,« sagte sie zu sich an diesem Morgen, nachdem sie die Halle, wo man das Frühstück eingenommen, verlassen hatte und in den Rheingarten gegangen war, »nun wird sich bald zeigen, ob ich auf Kosten des so freigebigen Unbekannten eine Wohlthäterin der Meinen sein kann oder nicht. Der Justizrath wird das Rechte bald auffindig machen, er ist schnell in seinen Entschlüssen und

ich weiß, wie er danach gleich zu handeln pflegt; er wird mich auch diesmal nicht lange warten lassen und mir bald genug seine Meinung mittheilen.«

In dieser Voraussetzung sollte sie sich auch nicht getäuscht haben, ja, diese Meinung sollte ihr noch viel früher und auf eine ganz andere Weise mitgetheilt werden, als sie erwartet hatte.

Cornelia liebte es, wenn sie ihre Morgenpflichten im Hause erfüllt hatte, einen Spaziergang vor Tisch zu machen, und da sie den ganzen Tag vorher gesessen und geschrieben, beschloß sie heute einen größeren Weg als sonst zurückzulegen und einmal nach dem schönen Basaltsteinbruch zu gehen, der mitten auf dem Wege nach der nächsten kleinen rheinabwärts gelegenen Stadt lag. Während nun die drei Mädchen sich zu Tisch ankleideten, schritt sie allein am Rhein entlang und genoß einmal wieder die schöne Natur, die ihr einige Tage lang ganz verschlossen gewesen war. Die Sonne war heut nicht völlig zum Vorschein gekommen; sie blieb hinter kleinen Wölkchen versteckt, goß aber doch ihre Wärme freigebig herab. Der Rhein rollte in alter Lebendigkeit seine Bahn dahin; in den am Wege gelegenen Weinbergen zwitscherten lustig die Vögel, sonst aber lag eine wohlthuende Ruhe und Stille auf Wasser und Land und es war so recht erquicklich für die alte Dame, in dieser friedlichen Natur einen harmlosen Spaziergang zu unternehmen, der ihr weder durch den lästigen Sonnenbrand, noch durch irgend eine andere Störung von außen oder innen her getrübt oder erschwert wurde.

Schon hatte sie, langsam gehend, die Hälfte ihres Weges zurückgelegt und wollte eben vor einem kleinen Dorfe vorüberschreiten, welches unmittelbar an der Landstraße lag, als sie in der Ferne einen leichten Wagen erblickte, der, mit zwei Pferden bespannt, ihr rasch entgegenfuhr. Da der Weg nur schmal und der Abhang nach dem Rhein zu an dieser Stelle sehr steil war, wich sie bei Zeiten aus und stellte sich hinter einem Prallstein auf, um den Wagen erst an sich vorbei zu lassen. Aber da hielt er, nachdem sie seinen Insassen noch nicht einmal in's Auge gefaßt, plötzlich still und als sie nun nach demselben hinblickte, stieß sie einen lauten Ruf freudigster Ueberraschung aus.

»Herr Justizrath! Wo kommen Sie her? Ja, bei Gott, Sie sind es!« rief sie dem Herrn entgegen, der galant sogleich aus dem Wagen sprang und sie herzlich begrüßte.

»Allerdings bin ich es,« erwiderte der Justizrath Henrion, »und Sie führt mir ein guter Engel entgegen, meine liebe Freundin. So können wir unsere Geschäfte gleich unterwegs abmachen und ich vermeide einen zu langen Aufenthalt in Ihrem Hause, wovor ich schon im Voraus einige Besorgniß hegte.«

»Wie,« fragte Cornelia erstaunt, »wollen Sie denn nicht zu mir und gönnen Sie uns denn nicht die Ehre Ihres Besuchs?«

Der alte Herr, der selbst im Reisekostüm seinen französischen Ursprung nicht verläugnen konnte und so elegant und modisch wie in seinem Hause erschien, lächelte heiter und rief:

»Ei gewiß wollte ich Sie besuchen; aber eigentlich sollte das erst am Nachmittag geschehen, wenn ich von Hammerstein zurückkomme, wohin mich ein kleines Geschäft führt. Nun aber machen wir das Nothwendigste jetzt gleich ab und auf meiner Rücklehr lade ich mich auf ein Stündchen bei Ihnen zu Gaste. Sind Sie mit dieser Eintheilung unserer Zeit einverstanden?«

»Ja, lieber Freund, das bin ich. Aber nun sagen Sie mir schnell – haben Sie denn schon meinen gestrigen Brief erhalten?«

Der Justizrath nickte, aber er bewegte die Hand auf eine Weise, als wolle er noch nicht darüber sprechen, weil der Fuhrmann noch mit dem Wagen vor ihnen auf der Straße hielt. Nachdem er diesem aber den Befehl gegeben, langsam voranzufahren und ihn in Lerchendorf zu erwarten, wandte er sich wieder zu Cornelia um und sagte:

»So, nun können wir frei vom Herzen weg sprechen und nun will ich Ihnen erzählen, warum Sie mich schon jetzt hier sehen. Schon vor einigen Tagen rief mich meine Pflicht nach Hammerstein, aber ich schob die kleine Reise aus Gründen auf, die weiter kein Interesse für Sie haben. Als ich aber heute Morgen um sieben Uhr Ihren Brief empfang, war ich sogleich entschlossen, mich in Marsch zu setzen und so zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen. So stieg ich denn um halb neun Uhr in den Waggon, fuhr bis Sinzig, setzte bei Linz über den Rhein, nahm mir flugs einen Wagen und – *voilà*, da bin ich und biete

Ihnen als gehorsamster Diener meinen freundschaftlichsten Rath an.«

»Das trifft sich ja herrlich, lieber Freund,« erwiderte Cornelia erfreut und doch etwas befangen, denn nun kam ja das Geschäft, das sie gern bald beendet gesehen hätte und vor dessen Abwicklung ihr doch einigermaßen bangte. »Also Sie haben meinen Brief erhalten! Haben Sie auch schon Zeit gehabt, die Beilagen zu lesen?« fragte sie etwas zaghaft.

Der Justizrath, der auf der Reise in vortrefflicher Laune zu sein schien, blickte sie schalkhaft lächelnd von der Seite an und versetzte: »Nun natürlich habe ich sie gelesen! Sogar zwei oder dreimal. Das war ja die angenehmste Beschäftigung auf der Eisenbahnfahrt, die mir sonst immer so langweilig ist, so rasch sie vor sich geht.«

»Ach Gott,« versetzte Cornelia, »was für glückliche Menschen doch die Juristen sind. Was ihren Klienten den ergiebigsten Stoff zum Kummer bietet, das ist ihnen eine angenehme Beschäftigung, damit unterhalten sie sich auf einer langweiligen Fahrt. Doch das ist nun einmal so. Was dem Einen Sorge macht, macht dem Andern Freude!«

»Gewiß, liebe Freundin, und es kann ja auch nicht anders sein. Sehen Sie doch die Sonne da oben an, macht sie es nicht eben so? Jetzt erleuchtet sie unsere Erdseite und giebt uns Licht und Wärme, während sie unsere Antipoden in Nacht versenkt. Haha! Zwölf Stunden später haben wir Nacht und Jene Tag, und wer weiß, ob es uns Beiden nicht bald ähnlich ergeht und Sie an etwas

Freude haben, was mir selbst die größte Sorge bereitet. Haha!«

»Sie belieben zu scherzen,« warf Cornelia mit mildem Lächeln ein, »und doch ist die Sache so ernst!«

»Ach ja,« sagte der Justizrath, nun eine ernste Miene annehmend, »da haben Sie wohl Recht; aber gönnen Sie mir doch das Vergnügen, es wenigstens zu versuchen, Sie mit einem Scherz aufzuheitern, denn in Wahrheit – Ihr gestriger Brief war gerade nicht in einer sehr rosigen Stimmung geschrieben.«

»Wie konnte er auch! Die Veranlassung dazu war ja trübe und herbe genug.«

»Nun ja, aber ich dächte, es läge auch Grund vor, wieder dem Schicksal dankbar, also – ein wenig heiter zu sein, wie Sie es ja – unsere traurigen Geschäfte abgerechnet – immer sind. Denn der Brief jenes unbekanntem Menschenfreundes – hat er Ihnen etwa nicht im Herzen wohlgethan?«

Cornelia's umflorte Miene hellte sich auf; fast errieth sie schon, wohin diesmal der Rath des alten gewissenhaften Freundes sich neigen werde. So sagte sie denn: »Also nun? Darf ich denken, daß er auch Ihnen gefällt und daß Sie mir zur Annahme seines großmüthigen Anerbietens zureden werden?«

»Diesmal haben Sie es errathen, liebe Frau Professorin,« versetzte der Justizrath mit beifälligem Kopfnicken. »Ich sehe wahrhaftig gar nicht ein, warum Sie dies Geld nicht zu dem bewußten Zweck verwenden wollten. Aus dem wirklich schönen Brief geht hervor, daß ein rein

menschliches Wohlwollen dem unbekanntem Geber seine Handlungsweise dictirt hat. Das muß man nicht von der Hand weisen, wenn es auch im ersten Augenblick peinlich erscheint, von einem Fremden – ja, wie soll ich es anders nennen, es ist einmal so – ein solches Geschenk wie eine Art höheren Almosens anzunehmen. Nein, nein, Sie können und dürfen nicht anders, ich habe mir Alles wohl überlegt. Die Zurückweisung Ihrerseits – falls dieselbe dadurch möglich würde, daß Ihnen der Geber nicht verborgen bliebe, könnte den Schein ungerechtfertigten Stolzes und Hochmuths auf Sie fallen lassen, und ich möchte nicht gerne, daß dies geschähe, weil Sie eben nicht stolz und hochmüthig sind und ich Sie nicht falsch beurtheilen lassen will. Schicken Sie also die leckere Speise den nimmersatten und ewig geldgierigen Menschen, Ihren Neffen, aber – und hier muß ich sehr nachdrücklich sprechen – es muß auch durchaus das Letzte sein, was sie von Ihnen oder wenigstens durch Ihre Hand erhalten; denn sie sind Ihrer Liebe nicht werth, Das weiß ich bestimmt, durch meinen Berichterstatter, und ich wiederhole Ihnen, was ich schon oft gesagt, daß alle Zusendungen ähnlicher Art, statt ihnen aufzuhelfen, sie nur tiefer und tiefer in ihre Schlemmerei verstricken, und nach meiner Meinung ist nur das eine richtig angewandte Humanität, wenn man Bedürftigen eine Unterstützung angedeihen läßt, Leichtsinningen sie aber consequent versagt, um sie nicht noch schneller zu ruiniren. Wer durch Darben nicht besser wird, wird es durch Ueberfluß gewiß

nicht also fort mit der falschen Humanität, die bisher Ihre Schritte zum allgemeinen Schaden, dem eigenen und Anderer, geleitet hat.«

Cornelia, obgleich sie einsah, daß der Justizrath Recht hatte, sträubte sich doch noch immer gegen diese Zumuthung, die ihrem weichem Herzen einmal unbegreiflich war und in deren Praxis sie sich nicht zu finden vermochte. »Ach Gott,« sagte sie, nur mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend, »Ihre Humanität mag die beste und richtigste sein, aber sie ist die eines einsichtsvollen charakterstarken Mannes, nicht die eines schwachen Weibes. Allerdings sollte man immer nur nach Berechnung aller Verhältnisse den Bedürftigen geben, aber das habe ich nie verstanden.«

»Nein, und Sie werden es auch nie lernen, so weit ich Sie kenne, beste Frau. Darum eben haben Sie Ihre Verwandten so rücksichtslos gegen Sie gemacht. Glauben Sie mir, die Menschen, die immer nur durch Bettelei leben, werden zuletzt die verhärtetsten, trotzigsten Gemüther und Ihre Verwandten sind das auch schon und würden, wenn sie es könnten, Ihnen Ihr Haus über dem Kopf verkaufen und sich gar kein Gewissen daraus machen, das dafür gelöste Geld in einem Jahre durchzubringen und sie würden es mit kaltem Herzen und ohne eine Miene zu verziehen, ansehen, daß Sie selbst als Bettlerin von dannen zögen. Glauben Sie mir, ich habe Erfahrungen in diesem Punkte gesammelt und ich könnte Ihnen eine ganze Reihe ähnlicher Gesschichten von so dankbaren Mutter-söhnchen erzählen, wie Sie sie sich leider an Ihren Herrn

Neffen erzogen haben. Doch – lassen Sie uns von diesem unerquicklichen Thema abbrechen, wir haben schon zu viel Worte darüber verloren. Sagen Sie mir lieber, haben Sie keine Vermuthung, wer jener unbekannte Menschenfreund sein mag?«

Cornelia sah eine Minute lang den ruhig ihr in's Auge blickenden Justizrath ernst an, dann lächelte sie unwillkürlich, da auch er die Neigung dazu in seinen zuckenden Mundwinkeln verrieth.

»Ich will ehrlich sein,« erwiderte sie, »und Ihnen meine geheimsten Gedanken mittheilen. Ja, ich glaube den »unbekannten« Menschenfreund zu kennen.«

Ueber des Justizraths intelligentes Gesicht flog ein Blitz der Verwunderung. Er hob den Kopf rasch in die Höhe und seine dunklen Augen suchten durch die Cornelia's in ihrer Seele zu lesen. »So,« sagte er, das kurze Wort sehr in die Länge dehnend, »nun, wer mag es denn nach Ihrer Ansicht sein?«

»Ich glaube, es ist mein alter Freund Jeremias Heiduck in Wingertsspring. Bei ihm habe ich ohne Zweifel meinen Brief verloren, als ich zu ihm ging, um ihm meine Noth zu klagen. Er stellte sich gerade an dem Tage so recht bedürftig, und das thut er immer, wenn er Einen gleich darauf mit einer angenehmen Gabe überrascht. Gewiß hat er nach meinem Weggehen den Brief gefunden, ihn sogleich beantwortet, seinen Entwurf von irgend Jemandem in Hüningen abschreiben lassen und mir dann durch einen Knaben zugesandt. Das sieht dem alten Herrn ähnlich und ich wenigstens glaube es von ihm.«

Es wäre schwer, das Mienenspiel des Justizraths zu schildern, dem sein Gesicht, während Cornelia diese Worte sprach, unterworfen war. Erst nahm es den Ausdruck unsäglichen Staunens an, der zuletzt wieder in ein beistimmendes Lächeln überging. »Wäre es möglich?« rief er, eine Weile im Gehen stehen bleibend und die Hände in die Seiten stemmend, »sollte es denkbar sein? Aber ja, warum nicht? Der alte Knabe ist zu Allem fähig. Er ist nicht nur erfinderisch in Eisendraht und Stahl, sondern er macht auch Champagner und nun berauscht er sich am Ende gar am Duft seines eigenen Wohlthuns. Hm, ja, was es doch für sonderbare Menschen giebt! Also Jeremias Heiduck! O, das dürfte aber doch zu enträthseln sein und das einzige Unangenehme dabei wäre, daß – wäre er nicht dieser unser unbekannter Menschenfreund und man sagte es ihm aus den Kopf zu – er einen Blick in die Verhältnisse Ihrer Familie gewänne, den ich ihm aus anderen Gründen lieber versagen möchte. Darum seien Sie vorsichtig in Ihrer Enträthselung, liebe Frau, und warten Sie mit Geduld eine günstige Gelegenheit ab, das heißt, bis er sich so verräth, daß Sie nicht mehr irren können. – Doch halt, da sind wir ja vor Ihr Haus gekommen und da hält schon mein Wagen. Ei – ist das der alte Rheingarten? Wahrhaftig, das ist ja ein wirklicher Park geworden!«

Cornelia führte ihren alten Freund in den Rheingarten und zeigte ihm die neuen Anlagen und das Wachstum und Gedeihen der alten. Nachdem sie eine Weile

darin umhergegangen und der Justizrath sein Wohlgefallen wiederholt ausgesprochen hatte, blieb er plötzlich stehen und sagte:

»Halt doch, da fällt mir eben ein, daß ich ganz vergessen habe, nach dem Lerchenfels zu fragen. Sagen Sie mir doch, sind Sie schon auf dem Schlosse gewesen und haben Sie sich das neue Wunderwerk aus der Nähe betrachtet?«

»Nein,« erwiderte Cornelia, »ich bin noch nicht da oben gewesen, aber meine Kinder haben schon zweimal das Vergnügen gehabt. Das erste Mal führte sie der alte Heiduck hinauf; das zweite Mal, es war gestern, lud sie der junge Herr ein und sie gingen abermals mit dem alten Freunde hinauf, da ich gerade an diesem Tage meinen Brief an Sie schrieb.«

»Wie denn? Der junge Herr? Ich verstehe Sie nicht. Sie meinen doch nicht den Herrn vom Lerchenfels? Kennen Sie denn den?«

»Ei gewiß, lieber Freund. Doch sehen Sie, das ist ja Alles erst in den letzten Tagen geschehen und ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, Ihnen darüber eine Mittheilung zu machen. Natürlich kennen wir jetzt den Sohn des Käufers vom Lerchenfels, also auch dessen, der sich das schöne Schloß erbaut hat. Er kam eines Tages mit dem alten Heiduck angefahren, den er zuerst besucht, und machte uns seine Visite –«

»Ah, gut, schön! Das muß ja in Wahrheit für Sie sehr angenehm sein. Und was ist dieser junge Herr vom Lerchenfels für ein Mann und vor allen Dingen, wie heißt er?«

»Er ist ein Holländer aus Amsterdam und heißt van der Flühe. Den Vater kennen wir noch nicht, denn der ist noch nicht hier, der Sohn aber ist ein junger hübscher Mann, der es versteht, sich bei den Leuten beliebt zu machen und meine Mädchen wissen ihn nicht genug zu rühmen. Er hat sie in Gesellschaft Heiduck's selbst in dem Schloß umhergeführt, ihnen Erfrischungen vorgesetzt und dabei auf eine so liebenswürdige Weise den Wirth gemacht, daß man ganz vergaß, daß er ein so reicher Mann ist.«

»O, o, das ist ja sehr interessant für Sie, liebe Frau. Nun, ich gratulire für die Zukunft. Eine solche Nachbarschaft kann man sich gefallen lassen. Also van der Flühe heißt er! So, so. Ist denn nun auch das Schloß wirklich so schön, wie man sagt?«

»Meine Mädchen nennen es ein Paradies; im Ganzen und Einzelnen soll es reizend sein.«

»Hm, hm! Sie machen mir Lust, es mir einmal anzusehen. Ich fahre ja heute vorbei. Wird es mir wohl gelingen, Einlaß zu erlangen, oder macht man Fremden Schwierigkeiten darin?«

»Ich glaube kaum, obgleich man die Thüren immer geschlossen hält. Heute aber werden Sie den jungen Herrn van der Flühe nicht daselbst antreffen. Er ist verreist, um

seinen Vater zu holen, – so hat er wenigstens meinen Kindern erzählt.«

»Um so besser!« erwiderte der Justizrath, froh auflachend. »Um den jungen Herrn kümmere ich mich gar nicht und noch weniger will ich ihm meinen Besuch machen. Es wird aber doch wohl Jemand auf dem Schlosse sein, an den man sich mit einer Bitte, dasselbe zu betrachten, wenden kann?«

»Ei gewiß ist ein solcher Jemand da – der Bauaufseher, Herr Magnus. Der scheint dort oben in der That eine bedeutende Rolle zu spielen, denn in der Abwesenheit des Herrn hat er das Commando wie eine Art Schloßhauptmann. Den treffen Sie sicher oben und er wird gewiß höflich gegen Sie sein, wenn Sie ihm sagen, wer Sie sind und daß ich Sie an ihn adressirt habe.«

»Prächtig, prächtig!« sagte der Justizrath lustig lachend, »die Sache macht sich. Also – Magnus heißt der Mann?«

»Ja, und er ist Bauaufseher auf Schloß Lerchenfels.«

»Gut, gut, und da will ich denn gleich mein Glück bei ihm versuchen. Ja wahrhaftig,« rief er, nachdem er nach der Uhr gesehen, »es wird Zeit, daß ich aufbreche. Es ist gleich zwei Uhr und ich habe noch einen hübschen Weg bis Hammerstein. Also ich darf am Abend noch ein Stündchen bei Ihnen vorsprechen?«

»Darauf rechne ich bestimmt. Wann kann ich Sie ungefähr erwarten?«

»Nun, bestimmt läßt es sich kaum angeben. Wenn der Lerchenfels mich nicht zu lange in Anspruch nimmt, denke ich von sieben bis acht Uhr bei Ihnen zu sein, dann kann ich noch mit dem Nachtzug nach Hause fahren. – Unterdessen aber leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre jungen Damen von mir.«

Herr Dr. Henrion nahm den freundschaftlichsten Abschied von Cornelia und diese geleitete ihn an den seiner harrenden Wagen. Rasch liefen die Pferde alsbald mit ihm davon und Cornelia winkte dem Scheidenden, der sich noch einmal freundlich nickend nach ihr umsah, mit dem Tuche zu.



Der Justizrath hatte die Stunde seiner vermuthlichen Rückkehr nach Lerchendorf mit großer Umsicht berechnet, denn er traf pünktlich, wie er gesagt, um sieben Uhr wieder daselbst ein. Sein Geschäft in Hammerstein mußte er sehr glücklich vollbracht haben, denn er sah, als er jetzt bei Cornelia eintrat, nugemein heiter aus. Nachdem er sie und die Mädchen begrüßt, rieb er sich vergnügt die Hände und hatte einem Jeden ein scherzhaftes Wort zu sagen. Alsbald lud man ihn ein, einen kleinem meiß zu nehmen und er wies ihn nicht von der Hand, obgleich sich sehr bald herausstellte, daß er sehr wenig Appetit hatte und kaum das Glas Wein berührte, das ihm Cornelia selbst eingoß. Dabei sprach er ungemein lebhaft, was

sonst gerade nicht in seiner Gewohnheit lag, und erzählte spaßhafte Geschichten, in einer Art und Weise, wie sie der alten Freundin ganz neu an ihm war.

»Sind Sie denn auf dem Lerchenfels gewesen?« fragte in einer kurzen Pause eins der jungen Mädchen.

Da nahm der Justizrath sein Glas zur Hand, hob es in die Höhe und sagte mit einem ganz eigenthümlich schalkhaften Gesichtsausdruck:

»Ah ja, da bringen Sie mich just auf das rechte Capitel. Es lebe der Lerchenfels und seine künftigen Bewohner! Bei Gott! meine Lieben, das ist ja ein wahres Zauberschloß und Sie haben mir nicht zu viel davon gesagt. Ich habe in meinem Leben viel Schönes gesehen, aber das neue Schloß Lerchenfels gehört unbedingt zu dem Schönsten. Wahrhaftig!« Und er stieß sein Glas gegen die ihm entgegengehaltenen Gläser und trank es dann auf einen Zug leer.

»Haben Sie denn den Bauaufseher getroffen und hat er Sie willig angenommen?« fragte Cornelia etwas neugierig.

»O, Ihre Empfehlung hat Wunder gethan und ich werde mich wieder an Sie wenden, wenn ich etwas Aehnliches unternehmen will. Hm! Anfangs freilich nahm man mich etwas kühl auf, doch darauf war ich ja durch Ihren treuen Bericht vorbereitet. Kaum aber hatte ich Ihren Namen genannt, da knöpfte sich der stille Herr Bauaufseher – Magnus heißt er ja wohl – auf und erwies sich als ein ganz erträglicher Mann. Er führte mich selbst umher und zeigte mir, was ich gern sehen mochte. So bin

denn auch ich auf dem Lerchenfels gewesen und weiß nun, was ich mir darunter zu denken habe. Ich gratulire Ihnen noch einmal zu dieser Nachbarschaft. Cultiviren Sie die Bekanntschaft mit dem Herrn van der Flühe nach Kräften, dazu rathe ich Ihnen. Es müssen nach Allem, was ich gehört habe, ganz vernünftige Leute sein. Die darf man nicht links liegen lassen. – Aber nun ist meine Zeit gekommen, meine Liebe, der Eisenbahnzug in Singig wartet nicht auf mich und ich habe noch eine gute Stunde bis dahin zu fahren. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie! – Sie aber, meine liebe Freundin,« wandte er sich flüsternd an Cornelia, »thun, wie wir heute Morgen es besprochen. Fort mit dem Gelde und dabei ein ernsthaftes Wort geschrieben. Das wird diesmal helfen – ich bürge dafür. Und nun gute Nacht!« –

Alle begleiteten den in heiterster Laune abreisenden Justizrath bis an den Wagen; Cornelia aber war durch seinen Besuch und den guten Rath, den er ihr gebracht, so beglückt, wie sie es lange nicht gewesen, und es war ihr unmöglich, noch länger stillzusitzen. So entschloß sie sich denn rasch, mit ihren Kindern noch einen Abendspaziergang zu unternehmen und diese begleiteten sie gern. Alle Vier schlugen den Spaziergang nach Wingertsspring ein, und während die Mädchen in das kleine Haus Unter den Linden traten, um noch Wunderhold's einen guten Abend zu sagen, zog Cornelia ihr Herz zu dem einsamen Junggesellen daneben hin. Sehen mußte sie ihn noch am Abend dieses gesegneten Tages und ihm warm die Hand drücken, um ihm wenigstens im Stillen für die gute That

des ›unbekannten‹ Menschenfreundes zu danken; denn daß er der Spender jener unerwarteten großen Gabe sei, unterlag bei ihr keinem Zweifel mehr und nichts geschah an diesem Abend, was ihrer Voraussetzung in den Weg getreten wäre. Jeremias freute sich so herzlich über ihren Besuch, daß er liebenswürdiger denn je war und seine Freundschaft und Ergebenheit für die wackere Nachbarin auf jede Weise an den Tag legte, ein Benehmen, welches sich Cornelia nur dadurch erklärte, daß er selbst mit seiner Handlungsweise zufrieden und glücklich über die Freude sei, die er ihr, der kurz vorher noch so Trostlosen, bereitet hatte.

Diesem angenehmen Abend aber sollte ein nicht minder angenehmer Morgen folgen, und das Neuste, was er brachte, war ganz dazu angethan, der Neugierde aller Bewohner der Umgegend vom Lerchenfels wieder einen neuen Anreiz zu bieten und die Erwartung des Kommenden bei allen mehr oder minder Betheiligten auf das Höchste zu spannen.

Es ging gegen Mittag und Cornelia stand eben mit Charlotte im Rosengarten, um ihrem alten Gärtner einige Anweisungen zu geben, als ihre Aufmerksamkeit auf die Straße gelenkt ward, die sich plötzlich auf ganz eigenthümliche Weise zu beleben begann. Von der nächsten rheinabwärts gelegenen Stadt bewegte sich eine lange Reihe herrschaftlicher, vorsorglich in Decken gehüllter Reitpferde und Equipagen heran, die mit schönen Pferden bespannt, indessen nur von den Kutschern besetzt

waren, die in die Livree der Diener von Lerchenfels gekleidet, behaglich auf den Böcken saßen und gemüthlich ihre Cigarre tauchten. Die Wagen waren fast alle unter großen Leinwandhüllen verborgen und so sah man nichts von ihnen als die ungefähre Form. Ob dieselben sonst mit Gegenständen beladen waren, konnte Niemand sehen, aber sie zogen sämmtlich in ruhigem Schritt die Straße entlang und lenkten, vor Hüningen angekommen, auf den Fahrweg nach dem neuen Schlosse ein.

Da liefen denn sehr bald wieder die Bewohner des kleinen Städtchens zusammen und flüsterten sich ihre Muthmaßungen zu, die in der That nicht weit von der Wahrheit abwichen, denn der letzte Wagen, der eine halbe Stunde später als die übrigen kam und in gemächlichem Trabe hinter den im Schritt vorangefahrenen herrollte, brachte die Bestätigung. Es war die schon bekannte Reise-Equipage, welche vor beinahe drei Wochen den jungen Herrn van der Flühe gebracht hatte und jetzt saß er wieder darin, an seiner Seite aber ein alter Herr von wohlbeleibter Gestalt und mit weißen Haaren, der sich neugierig in der Gegend, durch die er fuhr, umschaute und dabei fast eben so freundlich, wie der junge Herr van der Flühe, die ihn betrachtenden und den Hut ziehenden Leute begrüßte.

Niemand zweifelte mehr daran, daß dieser alte Herr der neue Gebieter auf Lerchenfels sei und auch Cornelia und die Ihrigen, an denen er höflich grüßend vorüberfuhr, nachdem ihn sein Sohn auf die in der Nähe des Weges stehenden Damen aufmerksam gemacht, waren

überzeugt, daß sie den Vater ihres jungen Nachbars gesehen hatten.

Dies bestätigte sich denn auch schon im Laufe des Nachmittags von allen Seiten. Mehrere Diener vom Schlosse waren nach der Stadt heruntergekommen und hatten sich dieselbe betrachtet und in verschiedenen Kaufläden kleine Einkäufe gemacht. Die meisten von ihnen sprachen freilich nur gebrochen Deutsch, aber man verständigte sich doch mit ihnen und erfuhr auf diese Weise, daß der bisher unbekannte Herr endlich auf seiner neuen Besetzung eingetroffen sei.

Daß das herrliche Schloß durch diesen Zuwachs an Persönlichkeiten in der Meinung der Leute nun erst seinen rechten Glanz und seine wahre Bedeutung erlangte, versteht sich ganz von selbst, und als man an dem darauf folgenden Abend von der Stadt aus zum ersten Mal viele Fenster im Schlosse erleuchtet sah, verbreitete sich die Kunde schnell nach allen Richtungen, daß von diesem Tage an erst das Leben auf Schloß Lerchenfels eingekehrt sei und daß von nun an die ganze Umgegend erst ihren Glanz und Mittelpunkt erhalten habe, als ob der alte Herr auf dem Schlosse da oben geneigt sein werde, sich in das Treiben der Umwohner zu mischen und als ob von dem persönlichen Verkehr desselben mit seinen Nachbarn sich eine ganz neue Aera für Jung und Alt datiren werde.

Ob sie sich darin geirrt, oder in wie weit Dieser oder Jener mit seiner Vermuthung Recht gehabt, werden uns sehr bald die nächsten Ereignisse lehren.

VIERTES CAPITEL. NOCH EINMAL DER GEFÄHRLICHE  
MANN.

Susanna Wunderhold, in ihrem mehr dem inneren als dem äußeren Leben zugewandten Sinne, nahm an den auf Lerchenfels vorgehenden Dingen viel weniger Antheil, als die meisten anderen ihrer Nachbarn und sie saß am Morgen nach der Ankunft der neuen Herrschaften so ruhig wie sonst am Fenster des Wohnzimmers ihres kleinen Hauses und arbeitete so ämsig, als ob ihr die Nothwendigkeit eine Aufgabe gestellt hätte, die sie unbedingt in der nächsten Stunde vollbringen müsse.

Das schöne Wetter der vergangenen Tage hatte wieder einem bedeutenden Umschwung erlitten. Jeremias blickte alle fünf Minuten nach seinen verschiedenen Barometern, die er in jedem Zimmer und im Freien aufgehängt hatte, aber alle zeigten in böswilliger Uebereinstimmung auf denselben Punkt; sie waren gesunken und sanken immer mehr, und mit ihnen die Laune des einsamen Junggesellen, der mit jedem Grade des fallenden Luftmessers auch seine Lebensgeister sinken und sich von Augenblick zu Augenblick kränker und erschöpfter werden fühlte.

Ja, das Wetter war recht bös und unfreundlich geworden und ein feiner kühler Regen rieselte vom Himmel hernieder und dichte weiße Nebelwolken segelten schwerfällig um die Kuppen der Berge, dadurch den Blick in die Höhe wie in die Ferne umschließend. Susanna achtete eigentlich wenig auf diese ungünstige Witterung; sie hatte ja so viel zu denken, und zu sinnen – heute wie

auch sonst – und wenn ein Tag wie dieser umflort und unhold war, dann flog ihre Erinnerung gerade recht oft in sonnigere Zeiten zurück und ihre Phantasie zauderte sich Bilder vor, die ihr die Wirklichkeit und der gegenwärtige Moment doch nicht wiederbringen konnte, mochte er auch noch so lachend, sonnig und heiter sein.

Auch heute feierte sie wieder einen solchen Tag der Erinnerung, denn es war der Tag, an welchem Walram Forst ihr einst seine Neigung gestanden und sie dieselbe von ganzem Herzen erwiedert hatte. Dieser süßen Erinnerung gab sie sich denn mit ganzer Seele hin und sie konnte es um so eher, da sie allein und völlig ungestört war. Bettina war schon vor einigen Stunden nach Lerchendorf gegangen, um sich das Muster einer Arbeit von Natalien zu holen, und da der Regen sie unterwegs überrascht hatte, erwartete sie dieselbe vor Mittag nicht wieder.

Es mochte elf Uhr vorüber sein, als Susanna auf sehr unerwartete Weise in ihrer Arbeit gestört wurde. Denn plötzlich knurrte die Stacketthür ihres Gärtchens und als sie die Augen erhob, sah sie, statt der möglicher Weise schon zurückkehrenden Tochter, einen Diener in Livree in den Garten treten, der einen Schirm über sich ausgebreitet hielt und seinen neuen Rock gegen den Regen zu schützen sorgsam bemüht war.

Erstaunt stand Susanna von ihrem Sitze auf und ging dem Diener entgegen, der raschen Schrittes auf die Hausthür zukam. Als sie die Thür ihres Stübchens öffnete, trat er schon in den Flur und stellte eben seinen

Schirm bei Seite, während er zugleich außerordentlich bestrebt war, sich die Stiefel an einer Strohmatte zu reinigen.

Da, sobald der Diener der Wittwe ansichtig wurde, trat er, höflich den Hut ziehend und mit einer sehr tiefen Verbeugung an sie heran und fragte mit Worten, denen Susanna sehr leicht den holländischen Dialekt anhörte, ob er die Ehre habe, Frau Wunderhold vor sich zu sehen. Susanna bejahte es und sah den jungen Mann mit zunehmender Verlegenheit an. Da aber fuhr er in seiner Rede also fort:

»Ich komme von Schloß Lerchenfels und bin der Leibdiener des jungen Herrn van der Flühe. Mein Herr schickt mich her, um bei Ihnen anzufragen, ob er Sie störe, wenn er sich die Freiheit nimmt, Ihnen seinen Besuch jetzt abzustatten. Er wünscht und beabsichtigt diese Störung nicht, aber eben so gern wird er es sehen, wenn Frau Wunderhold geneigt wäre, ihn in ihrer Wohnung zu empfangen.«

Susanna wußte nicht, warum ihr die Antwort auf diese verständliche Frage so schwer wurde und nur mit einiger Anstrengung brachte sie die Worte hervor:

»Jetzt gleich will Herr van der Flühe mich besuchen?«

»Ja, Madame, er ist schon auf dem Wege hierher und erwartet meine Antwort unterwegs.«

»So sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich – daß ich keine Störung durch seinen Besuch erleide und daß mir derselbe – willkommen sein wird!«

Der Diener verbeugte sich tief, und eben so rasch, wie er gekommen, war er auch wieder verschwunden und Susanna stand wieder am Fenster und sah ihn mit klopfendem Herzen durch den Garten gehen, als habe er ihr eine überaus wichtige Botschaft verkündet. Warum ihr das Herz klopfte, sie wußte es nicht und sie sollte auch nicht lange Zeit haben, eine Antwort auf diese Frage zu suchen, denn es vergingen kaum fünf Minuten, so erschien derselbe Diener am Gartenzaun, mit ihm zugleich aber ein junger, in einen Regenmantel gehüllter Mann, der langsam auf das Haus zuschritt und sich, kaum auf den Flur gelangt, schon den Mantel und Schirm vom Diener abnehmen ließ, der damit in das Freie zurückkehrte und sich in einer kleinen Laube niederließ, deren festgefügtes hölzernes Dach ihn hinreichend vor dem Regen schützte.

Susanna glaubte nie in so großer Spannung und Erregung gewesen zu sein, wie in diesem Augenblick, denn die Freundlichkeit und zugleich die Ehre, welche ihr der junge reiche Herr mit diesem Besuch so bald nach seiner Rückkehr erwies, hatte sie nicht im Geringsten erwartet; und wie es bei solchen Gelegenheiten wohl zu geschehen pflegt, flog Alles, was sie über diesen Mann von verschiedenen Seiten gehört hatte, wie ein rasch sausender Sturmwind an ihrem erregten Geist vorüber.

Aber da hafteten die Blicke dieser beiden Personen schon fest und sich gleichsam mit Eifer gegenseitig durchdringend auf einander. In dem Blick und auf den

gleichfalls erregten Mienen Hugo van der Flühe's spiegelte sich eine tief innerliche Bewegung, gemischt mit einer unverholenen Herzlichkeit und Theilnahme ab und seine treuen blauen Augen suchten auf dem Antlitz der so bitter geprüften Frau wie in einem schwerverständlichen Buch zu lesen, was in ihrem Innern vorging. Auch sie sah ihn voller Theilnahme und Ueberraschung an, die allmählig in ein freudiges Staunen überging, denn nach den ihr zugekommenen Beschreibungen, die dennoch wohl richtiger gewesen als ihre Phantasie sich jetzt erwies, hatte sie sich denselben ganz anders gedacht. Nichts von vornehmer Herablassung oder herrischem Dünkel war auf diesem feinen, klaren Gesicht zu lesen; hier wucherte keine jugendliche Ueberhebung, kein eitles persönliches Wohlgefallen an der ihm so günstig zugefallenen Stellung, hier thronte nur eine einfache männliche Selbstbeherrschung und damit war eine so gewinnende Freundlichkeit und ein so rein menschliches Wohlwollen verbunden, daß es Susanna im ersten Augenblick klar ward, wie ein solcher Mann wohl anregend und belebend, erfreuend und wohlthuend auf die Gemüther der jungen Mädchen einwirken konnte, die mit ihm bisher allein in eine freundnachbarliche Berührung gekommen waren. Nein, auf der Oberfläche dieses Mannes war keine Spur von der so viel besprochenen Gefährlichkeit wahrzunehmen, o, wie hatte der gute Heiduck, wenn er dies Wort im Ernst gebraucht, sich so sehr hierin geirrt – das sagte sich Susanna gleich nach dem ersten Blick, während ihr Mund

sich noch nicht geöffnet hatte, um den Besuch nach ihrer Art freundlich, doch ohne viele Worte willkommen zu heißen.

»Also ich habe endlich das Vergnügen,« begann Hugo van der Flühe seine Anrede, »Frau Wunderhold mit eigenen Augen zu sehen? O, Madame, verzeihen Sie mir die Freiheit, die ich mir mit meinem Besuche nehme, aber Ihr Fräulein Tochter, die mir so viel Gutes und Liebes von ihrer Mutter gesagt, hat mich hoffen lassen, daß ich Ihnen nicht gerade unwillkommen sein werde. Uebrigens« – und hier lächelte er auf eine höchst anziehende vertrauliche Weise, »komme ich ja auch zu einer halben Landsmännin, das hat mir Herr Magnus verrathen, der es von Ihrem Fräulein Tochter erfahren hat, und das bestärkt meine Hoffnung, daß Sie mich nicht ungern bei sich sehen.«

Während er dies so ruhig und in seinem ächt holländischen Dialekt sprach, gerieth Susanna's aufgeregtes Blut noch mehr in Wallung. Eine heiße Welle schoß aus ihrem Herzen in ihr Gesicht und dies nahm dadurch einen Anschein von Jugendlichkeit an, der die auffallende Aehnlichkeit mit Bettina nur noch mehr hervortreten ließ.

»Herr van der Flühe,« erwiederte sie, anfangs etwas rasch athmend und daher nur um so langsamer redend, »Sie brauchen keine Sorge zu haben, mir nicht willkommen zu sein. Nicht als Landsmann allein« – hier erröthete sie von Neuem – »sondern auch als freundlicher Nachbar sind Sie mir angenehm und ich fühle mich gleich das erste Mal, wo ich Sie zu sehen die Ehre habe, verpflichtet,

Ihnen meine Dankbarkeit auszusprechen, daß Sie – auch gegen *mein* Kind so gütig waren. Doch bitte – nehmen Sie Platz – Sie müssen aber verzeihen, daß Sie mich bei der Arbeit finden und daß in meinem Stühchen Dinge umher liegen, die Ihnen fremd und vielleicht auch nicht wichtig genug sind, um sie eines Blickes zu würdigen.«

Er lächelte freundlich und indem er einen Stuhl nahm und sich darauf niederließ, während Susanna ihren Platz am Fenster wieder einnehm, sagte er, sich rings im Zimmer umblickend:

»Und doch würdige ich sie sehr gern eines Blicks, da ich ja weiß, wie wichtig jedem Arbeitsamen sein Stoff und seine Werkzeuge sind. Auch ich arbeite gern und liebe es, wenn Andere fleißig sind – dazu hat mein Vater mich von früher Jugend an angeleitet.«

»Ach Ihr Herr Vater,« fragte Susanna mit größerer Lebhaftigkeit – »ist er denn wirklich endlich gekommen, wie man seit gestern behaupten hört?«

Ueber Hugo van der Flühe's feines Gesicht ergoß sich ein lebenswarmer Strahl innerer Freudigkeit und er sagte schnell und lebhaft: »Ja, Madame, er ist in seine neue Heimat eingezogen, und ich danke Gott dafür, daß wir nun endlich wieder ein ruhiges Dach über uns haben und daß ich nun nicht mehr einsam und allein meine Tage verbringen muß. Es hat lange gedauert, bis Lerchenfels so weit fertig war, daß es einen kränklichen Mann aufnehmen konnte, und wir sind lange unstät von einem Ort zum andern gezogen. Jetzt aber sind wir daheim und das ist ein großes Glück für diejenigen, die den Tumult

des Lebens so wenig lieben wie wir und es vorziehen, still und zurückgezogen unter wenigen Freunden als in der Mitte einer großen Stadt und in ihrem unwirthlichen Getöse zu leben.«

»Also Ihr Herr Vater ist kränklich?« fragte Susanna theilnehmend weiter.

»Ja, das ist er, doch wird er sich hier in der frischen schönen Luft auf dem Berge bald besser befinden, hoffe ich. Ich bin nur froh, daß ich ihn dem Gewühl unsers bisherigen Lebens entwunden sehe, das weder seiner Neigung noch seiner Gemüthsbeschaffenheit zusagte, denn er liebt die Ruhe und den Frieden über Alles, in der Natur sowohl wie im Menschenherzen.«

»Nun, die kann er hier finden,« erwiderte Susanna, leise aufseufzend; »ach ja, Ruhe giebt es hier und Frieden auch – in der Natur gewiß und auch – in den Menschenherzen. Aber Sie werden dennoch in der ersten Zeit einen bedeutenden Unterschied finden, wenn Sie in einer so großen Stadt, wie Amsterdam es ist, gelebt haben und nun mit einem Mal auf diesen stillen Landsitz kommen.«

»Glauben Sie das nicht,« erwiderte Hugo mit freundlichem Lächeln; »so sehr groß wird der Unterschied für uns darum nicht sein, weil mein Vater und ich in den letzten drei Jahren fast nur auf unserm Landsitz in der Nähe von Amsterdam gelebt haben, denn seit dem Tode meiner Mutter hat sich mein Vater allmählig von dem städtischen Treiben zurückgezogen.«

»Ah, das ist etwas Anderes. Aber die Veranlassung dazu bedaure ich sehr. Der Tod eines so nahe stehenden

Verwandten kostet uns immer ein Stück unsers Lebens – ach ja! Also erst vor drei Jahren haben Sie Ihre Frau Mutter verloren?»

»Ja, so lange ist es ungefähr her, und der Tod dieser meiner Mutter entschied ein für alle Mal über die Entschlüsse meines Vaters. Er gab Geschäft und Stadt auf und rettete sich in die ländliche Stille, bis er endlich so glücklich war, auch seine letzte Sehnsucht zu befriedigen und dies Gut am Rhein kaufen und ausbauen lassen zu können.«

»Also gerade der Rhein zog ihn an?« fragte Susanna mit erneuter Theilnahme.

»Sehr und von jeher; aber mein Vater war so eigen geartet, daß er selten reiste und nie weiter als höchstens bis an die See und darüber hinaus nach England. Auch seine bedeutenden Geschäfte, die er persönlich mit großer Pünktlichkeit leitete, hielten ihn schon davon zurück. Erst jetzt ist er als freier und gänzlich unabhängiger Mann so glücklich, auch reisen zu können und da ist er zuerst an seinen lieben Rhein gegangen, um sich zu erfrischen und später – vielleicht auch anders wohin zu pilgern.«

»Nun, lassen Sie ihn nur den Sommer hier bleiben, im Sommer ist der Rhein wunderschön und überaus unterhaltend.«

»O ja, ich sehe es bereits und empfinde es auch. Ich habe so bald nichts Schöneres gesehen.«

»Indessen Eins wird ihr Herr Vater denn doch hier auf Lerchenfels vermissen –«

»Was wäre denn das, wenn ich fragen darf?«

»Den ergiebigen Verkehr mit Menschen nach Wunsch. Es leben hier in unmittelbarer Nähe nur wenige Gutsbesitzer und wenn Ihr Herr Vater vielleicht wählerisch ist, wird er sich mit sehr Wenigen begnügen müssen.«

Hugo van der Flühe lachte herzlich auf, in einer Art, als ob er das nicht im Geringsten befürchte. »O, o,« sagte er, »wenn diese *sehr* Wenigen nur nach seinem Geschmack sind, was doch immer möglich, dann wird er schon glücklich und zufrieden sein. Im Ganzen, ja, warum soll ich es läugnen, ist er etwas wählerisch, und das ist das Alter ja in der Regel. Er hat seine Besonderheiten, wie sie Herr Heiduck hat –«

»Ach,« unterbrach ihn Susanna lebhaft, »Herrn Heiduck muß man genau kennen lernen, wenn man ihn lieben will – im Anfang dürften nur Wenige aus ihm klug werden.«

»Nun, zu diesen Wenigen gehöre ich wenigstens, Madame, denn ich glaube den guten Herrn Jeremias schon wirklich kennen gelernt zu haben; darum liebe ich ihn auch bereits, ein so großer Sonderling er auch in manchen Dingen sein mag.«

»Er ist ein braver Mann!« sagte Susanna mit Nachdruck, »und ich wenigstens habe Ursache, ihn zu lieben.«

»Sehen Sie,« fuhr Hugo im leichten Scherz fort, »da sind schon ihrer Zwei, die ihn schätzen und lieben und, verlassen Sie sich darauf, mein Vater wird bald der Dritte im Bunde sein. Doch – darf ich mir erlauben zu fragen, ob Ihr Fräulein Tochter heute nicht zu Hause ist.«

Hugo van der Flühe hatte sich während der Unterhaltung schon öfter im Zimmer umgeblickt, als suche er Etwas, und bei jedem kleinen Geräusch draußen hatte er sein Ohr nach der Thür gewandt. Susanna hatte das wohl bemerkt und jetzt gab ihr die Frage ihres Besuches den Schlüssel dazu in die Hand.

»Meine Tochter ist heute Morgen nach Lerchendorf gegangen,« sagte sie, »um sich ein neues Stickmuster zu holen und mit ihren Freundinnen über einige Arbeiten Rücksprache zu nehmen.«

»Wie? Bei dem Regen und zu Fuß?« fragte Hugo etwas hastig und sichtbar erstaunend.

»Gewiß, zu Fuß, Herr van der Flühe. Kommt Ihnen denn das seltsam vor? O, wir müssen bei schlechtem Wetter unsere Wege öfter zu Fuß machen – uns steht ja für dergleichen Fälle kein Wagen zu Gebote.«

»O!« sprach der junge Mann mit einer Miene, die sein lebhaftes Bedauern ausdrückte, »hätte denn Herr Heiduck nicht die junge Dame nach Lerchendorf fahren lassen können?«

Susanna schüttelte leise den Kopf. »Das wäre etwas sehr umständlich gewesen, Herr van der Flühe,« erwiderte sie; »außerdem aber ist Bettina jung und kräftig, und ein wenig Regen schadet ihr nichts. Sie hat feste Schuhe und einen guten Schirm. Doch sehen Sie da, der Regen hat gänzlich aufgehört und die Sonne scheint wieder durchbrechen zu wollen.«

Hugo verließ seinen Stuhl in der Mitte des Zimmers und trat etwas näher an das Fenster heran. Er fand Frau

Wunderhold's Aussage bestätigt. Es regnete gar nicht mehr und nur von den Bäumen fielen noch einzelne Tropfen herab. Auch der Nebel hatte sich bedeutend gelichtet, die Luft war heller geworden und die weißen Mauern vom Lerchenfelder Schloß, nach dem Hugo eben emporsah, traten schon wieder deutlich erkennbar aus dem Duft hervor, der in dünnen Schichten noch auf den Bergspitzen lagerte. In diesem Augenblick, als beide Personen im Zimmer aus dem Fenster sahen, der Eine in die Höhe, die Andere nach der Landstraße, trat Bettina auf der letzteren einher und erreichte, flüchtig und elastisch schreitend, eben die Gartenpforte.

»Da kommt sie schon!« rief Susanna freudig aus.

»Wer? Die Sonne?« fragte Hugo vom Fenster her, noch immer nach den milchweißen Wolkengebilden des Himmels emporschauend.

»Nein, meine Tochter, da tritt sie ja eben in den Garten!«

Hugo van der Flühe stieß unwillkürlich einen Ruf freudiger Ueberraschung aus und sein Gesicht nahm dabei einen ganz eigenthümlichen Ausdruck innerlicher Befriedigung an, was Beides der ihn zufällig ansehenden Mutter nicht entging. Gleich darauf und während Letzterer der nahenden Tochter ermunternd zunicke, öffnete Hugo rasch die Thür und trat auf den kleinen Hausflur hinaus. Eine Secunde später erschien Bettina in der Hausthür und blieb sichtbar erstaunt stehen, als sie den jungen Mann vor sich sah. Diesen sobald er sie mit einigen Worten begrüßt, nahm ihr höflich den nassen Schirm aus der

Hand und wollte ihr auch beim Ablegen des etwas feuchten Tuches behülflich sein, als sie in's Zimmer getreten war, was Bettina nur dadurch verhinderte, daß sie ihm eifertig zuvorkam und dann auch das kleine Hütchen der Mutter übergab, die schon mit mütterlicher Dienstfertigkeit die Hände danach ausstreckte. Während nun Bettina sich die Handschuhe auszog und mit ihren weißen Händen ihre Haarscheitel glatt strich, begrüßte Herr van der Flühe sie noch einmal und bedauerte, daß sie bei so schlechtem Wetter einen so weiten Weg zurückgelegt habe. Als sie ihm nun aber erwiderte, daß sie fast gar nicht naß geworden und der Weg am Rande der Landstraße noch ziemlich fest sei, lächelte er froh auf und leitete das Gespräch auf Lerchendorf, nach dessen Bewohnern er sich umständlich erkundigte.

Bettina berichtete, daß sie vollkommen gesund und munter und daß namentlich die Großmutter heute sehr glücklich und heiter sei. Sie habe gestern einen Besuch aus Cöln gehabt und der scheine außerordentlich günstig auf sie eingewirkt zu haben.

»Ja, so heiter war sie schon gestern Abend, als sie einen Augenblick bei uns vorsprach,« sagte Susanna, während sie dabei den jungen Mann fast gar nicht aus den Augen ließ, der mit einem vor Freude strahlenden Gesicht an Bettina hing, jede ihrer Bewegungen haarscharf verfolgte und dann wieder ihre Mutter anblickte, als vergleiche er sie Beide oder als sei er bemüht, irgend Etwas an ihnen aufzufinden, was die Eine schöner und liebenswürdiger als die Andere erscheinen ließ.

Bettina, obgleich auch sie die Aufmerksamkeit wohl bemerken mochte, die der junge Mann ihr zu Theil werden lieb, verhielt sich im Ganzen still freundlich, wie sie immer war, aber dennoch, wenn man ihr Wesen genauer prüfte, beobachtete sie eine gewisse, ihr sonst nicht eigene Zurückhaltung, die sie namentlich gegen Herrn van der Flühe früher nicht gezeigt und die wahrscheinlich der Bauaufseher erst dadurch veranlaßt hatte, daß er ihr gesagt, sein junger Herr beabsichtige in Folge des Wunsches seines Vaters sich eine Gattin zu wählen und es könne sehr wohl möglich sein, daß er dabei seine Augen auf eine der Enkelinnen Cornelia's richten werde.

Hugo selbst fiel diese Zurückhaltung, die jedoch nichts von Kälte oder gar Geringschätzung an sich hatte, bald selbst auf, und je länger Bettina sie beibehielt, um so wärmer und herzlicher bewies er sich und man merkte ihm deutlich das Bestreben an, dem jungen Mädchen eine freundliche Miene abzugewinnen, was ihm auch allmählig zu gelingen schien.

Susanna sah dieses Alles, denn das Auge einer Mutter ist in solchen Fällen scharf, mit einer eigenthümlichen Befremdung und allmählig fast wachsender Angst an. Ihr weiches, durch ein so langes trauriges Leben leicht in Sorge versetztes Herz bebte leise auf und sie sagte sich, innerlich schauernd, daß hieraus am Ende doch eine Gefahr und wohl gar für ihre eigene Tochter hervorgehen könne.

Dieser Gedanke aber, der sich wie im Fluge entwickelte und ausbildete, war für sie ein furchtbarer Gedanke,

und ihre Phantasie arbeitete jetzt mit einer Schnelligkeit im Erfinden möglicher Ereignisse, wie man sie ihr wohl verzeihen konnte, wenn man ihre Verhältnisse in früherer und jetziger Zeit in Betracht zog.

»Ach,« raunte ihr das ängstliche und immer in Besorgniß schwebende Muttergefühl zu, »da sehe ich ja Etwas vor meinen Augen vorgehen, auf das ich am wenigsten vorbereitet war. Solche Aufmerksamkeit, so beharrlich und nachdrücklich zu Tage tretend, ist meiner Bettina ja noch nie von einem Menschen erwiesen worden. Wenn sich das arglose Mädchen dieselbe nur nicht falsch deutet! Wenn ihre Empfindung nur nicht dadurch erregt und unerfüllbare Wünsche und Hoffnungen in ihrem Busen geweckt werden! Das wäre ein großes und für mich ganz neues Unglück, das meinem früheren Leid nur die Krone aufsetzen könnte. O nein, das darf, das kann ja nicht geschehen und meinem einzigen Kinde, was mein Letztes, mein Alles auf der Welt ist, möchte ich wenigstens den Kummer einer getäuschten Liebe ersparen, wie ich, wenn auch in anderer Art, ihn selbst empfunden habe. Aber ach! was kann ich dagegen thun? Für jetzt nichts, gar nichts, ich muß mich ruhig auch in dies Schicksal ergeben, und später kann ich nur mit vorsichtigen Andeutungen und vernünftigen Warnungen auf mein Kind einwirken und – Gott sei Dank! – bis jetzt ist Bettina ja noch immer meinen Vorstellungen zugänglich gewesen und hat die Dinge und Personen im Leben noch alle, wie sie ihr vorgekommen sind, mit meinen Augen betrachtet. Gebe Gott, daß es auch ferner so mit ihr sei!«

Wie gesagt, dies Alles ging ihr wie im Fluge durch den Kopf und ihre Miene mochte dabei einen Anflug von Traurigkeit und Sorge erhalten. Hugo van der Flühe, so sehr er sich auch mit Bettina beschäftigte, ließ doch auch die Mutter keine Minute aus den Augen und ihm entging der Wechsel in ihrer Stimmung und ihrem Aussehen nicht. Um so mehr aber bemühte er sich, durch offenere Hingebung und herzliche Ergebenheit, in Miene und Sprache, diese Stimmung zu verscheuchen und die frühere Heiterkeit in ihrem Wesen zurückzurufen, und das gelang ihm in der That und nach einer Viertelstunde schon glaubte er wieder auf den Punkt mit ihr gelangt zu sein, auf welchem er gestanden, als Bettina ihre gemüthliche und harmlose Unterhaltung unterbrochen hatte.

Vielleicht war auch Hugo van der Flühe Menschenkenner genug, den Grund der eben besiegten Stimmung der Mutter erkannt zu haben und im Stillen fühlte er sich gedrungen, auf die Seite dieser armen Frau zu treten und ihr die Last ihrer Sorge erleichtern zu helfen. Ja, das wollte er gewiß, denn um dieser holden, sanften Mutter, deren Antlitz man schon ansah, daß sie viel erlitten haben mochte, noch ein neues Leid anzuthun, darum war er sicher nicht zu ihr gekommen, und so nahm er sich schon in dieser Stunde vor, daß es zwischen Beiden nicht allzu lange dunkel bleiben solle, und daß Alles, was er nun auch mit ihr zu thun beabsichtigte, schnell geschehen und derartig vorgeführt werden müsse, daß auch nicht der geringste Schatten auf ihre innere Empfindung falle und ihr Herz in neue Unruhe versetze.

So gab er sich denn so natürlich wie er war und endlich glaubte er so weit gekommen zu sein, daß er es wagen konnte, mit der Absicht hervorzutreten mit der er, außer um die persönliche Bekanntschaft der Mutter Bettina's zu machen, heute Morgen nach dem kleinen Hause gekommen war.

Nachdem daher in dem nun bald begonnenen und heiter fortgeführten Gespräch einmal eine kurze Pause eingetreten war, sagte er, sich diesmal allein an die Mutter wendend:

»Meine liebe Frau Wunderhold! Eigentlich habe ich nun meine heutige Absicht schon erreicht, denn mir ist die Freude zu Theil geworden, Ihre Bekanntschaft zu machen, nach der ich nicht allein aus persönlichen Beweggründen getrachtet, sondern zu der mich auch der Wunsch und Auftrag meines Vaters getrieben hat. Ja, meines Vaters, denn ihm liegt daran, daß wir möglichst bald mit den Leuten in Verkehr treten, auf die wir zunächst hier angewiesen sind. Und da habe ich gleich in seinem und meinem Namen eine Bitte an Sie zu richten.«

Er schwieg und lächelte, denn Bettina schien diese Bitte schon errathen zu haben und senkte leise erröthend und doch sichtbar freudig bewegt den Kopf, während ihre Mutter den ihrigen erhob und den jungen Mann fragend ansah.

»Eine Bitte?« sagte sie leise. »Wie? Könnten wir denn Ihrem Herrn Vater schon eine Bitte erfüllen oder, richtiger gesagt, könnten Sie annehmen, daß wir sie ihm versagen würden, wenn er sie uns vernehmen läßt?«

»Das Letzte ist mir das Liebste, Frau Wunderhold,« erwiderte Hugo hoch erfreut, »und nun, da ich aus Ihrem eigenen Munde weiß, daß Sie mir diese Bitte nicht versagen werden, spreche ich sie um so dreister aus. Diese Bitte aber betrifft nichts Anderes, als daß Sie, die Ihr Fräulein Tochter bei deren erstem und zweiten Besuch des Lerchenfels nicht begleitet haben, dies jetzt nachholen und uns morgen Nachmittag die Ehre Ihres Besuches zu Theil werden lassen. Es mag Ihnen allerdings auffallend erscheinen,« fuhr er nach einer kurzen Pause fort, »daß ich diese Bitte auch im Namen meines Vaters ausspreche, da derselbe ja noch nicht bei Ihnen gewesen ist und sich als Ihr Nachbar dargestellt hat, allein Sie sind gewiß so gütig, den Umständen einige Rechnung zu tragen. Meine Vater ist ja ein alter kränklicher Mann, der still und einsam lebt und sich nicht gern außerhalb seines Hauses aufhält, und so hat er mich an seiner Stelle gesandt, in der Hoffnung, daß Sie damit zufrieden und geneigt sein werden, ihm in seinem eigenen Hause zuerst zu begegnen. Da haben Sie meine ganze Bitte und nun sagen Sie mir dieselbe zu, wie Sie mich bereits hoffen ließen.«

Susanna hatte dem so freundlich Redenden aufmerksam und mit freundlicher Miene zugehört. Wiederholt hatte sie, schon während er sprach, ihre Tochter angesehen, aber diese erhob weder ihren Kopf, noch ließ sie ihr die geringste Beistimmung zukommen, so daß der Mutter diesmal die Entscheidung allein überlassen blieb.

Susanna schien sich zu besinnen; plötzlich aber sah sie den jungen Mann freudig an und sagte: »Bevor wie näher auf die Erfüllung dieser Bitte eingehen, erlauben Sie mir eine Frage zu stellen. Wird die Frau Professorin Graach morgen auch Ihren Herrn Vater besuchen?«

Offenbar hatte Hugo diese Frage nicht erwartet, denn auch er besann sich einen Augenblick, bevor er die Antwort gab.

»Nein,« sagte er bestimmt, »das lag für morgen nicht in der Absicht meines Vaters. Er ist kränklich, habe ich Ihnen gesagt, und scheut vor aller Aufregung zurück. Wenn ich die Bewohnerinnen von Lerchendorf ebenfalls einlade, so wären wir zuviele Personen und das würde meinen Vater beunruhigen. Vielmehr spart er sich diese persönliche Bekanntschaft für einen anderen Tag auf. Er hat sein Auge zuerst nur auf die zunächst Wohnenden gerichtet und von Ihnen werde ich mich zu Herrn Heiduck begeben und ihm dieselbe Bitte vortragen, die ich Ihnen eben ausgesprochen habe.«

»Ah, das freut mich,« sagte Susanna schnell. »Dann nehme ich Ihre gütige Einladung mit Freuden an. Und um welche Zeit werden wir Ihrem Herrn Vater genehm sein?«

Hugo lächelte außerordentlich glücklich und nickte wiederholt mit dem Kopf. »Die Zeit wollen Sie wissen?« fragte er, sich bereits erhebend. »Nun gut, das wollen wir verabreden. Halten Sie sich gefälligst um vier Uhr bereit,

ich selbst werde mir dann die Freiheit nehmen, Sie abzuholen, damit Sie gleich von Anfang an einen wohlunterrichteten Führer haben.«

Susanna erhob sich auch. »Wir werden um vier Uhr bereit sein,« entgegnete sie und verbeugte sich, da auch Hugo dasselbe that.

»So danke ich Ihnen in meines Vaters und in meinem eigenen Namen,« sagte er, »und nun habe ich meinen Pflichtbesuch abgestattet und fernerhin, hoffe ich, werden Sie mir einen freundschaftlichen erlauben, nicht wahr?«

»Sie sollen uns jederzeit willkommen sein,« versetzte Susanna.

»So leben Sie wohl! Auf Wiedersehn morgen um vier Uhr!«

Freundlich wie bisher, fast noch freundlicher Mutter und Tochter in die Augen sehend und sich vor Beiden vorbeugend, schritt er rasch zur Thür. Draußen kam ihm sein Diener entgegen, aber er wies Mantel und Schirm zurück und hieß denselben nach Hause gehen. Er selbst aber, vom Garten aus noch einmal in das Zimmer hinein grüßend, wandte sich auf den Weg nach Wingertsspring und bald war er zwischen den Gebäuden des Hofes daselbst verschwunden und den Augen Susanna's entzogen, die ihm eine Weile gedankenvoll nachblickte, ehe sie sich zu ihrer Tochter umwandte, die vom Fenster fort in die Mitte des Zimmers getreten war.

---

Als Hugo van der Flühe, wiederum unangemeldet, wie das erste Mal, bei Jeremias Heiduck in's Zimmer trat, fand er denselben lang ausgestreckt auf seinem Denkerstuhl liegen, das eine Bein auf einen herangerückten Dreifuß gestützt und mit warmen Decken eingehüllt, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung bei dem die frische Luft so außerordentlich liebenden Junggesellen. Denn dabei waren seltsamer Weise alle Fenster bis auf eins geschlossen und durch dieses strömte mit sanftem Spiele die wonniglich süße Sommerluft herein. Das Gesicht des alten Herrn aber sah zwar so kupferroth aus wie sonst, aber doch spiegelte sich auf der Miene desselben deutlich ein inneres Leiden ab, was ihm ein ganz eigenthümliches, fast weinerliches Gepräge verlieh.

Kaum aber war Hugo in das Zimmer getreten, so heiterte es sich bedeutend auf und der alte Herr streckte dem jungen Mann mit einem lauten Ausruf unverstellter Freude die heiße fleischige Hand entgegen.

»Wie, mein lieber Herr Nachbar,« rief der Besucher dem alten Herrn zu, »was sehe ich, Sie sind doch nicht Patient?«

Jeremias lächelte matt und entgegnete mit seiner gemüthlichen Stimme, indem er die dargereichte Hand herzlich drückte: »Diesmal haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen, mein junger Herr. Ja, der alte Jeremias, der Invalide, ist nun ganz ein Krüppel geworden, denn mich hat mit einem Mal das verteufelte Podagra wieder erwischt, aber daran ist das infame Wetter schuld, denn

haben Sie schon einen so anhaltenden Regen erlebt, gerade zur Zeit, wo den jungen Trieben der Rebe der Sonnenschein am zuträglichsten wäre?«

»Ei, es regnet ja nicht mehr,« erwiderte Hugo wohl-gelaunt, »und sehen Sie doch, die Sonne scheint ja jetzt ganz prächtig in Ihren Weingarten hinein.«

»Ja, ja, ich sehe es schon, Sie haben sie mitgebracht, und das ist sehr freundlich von Ihnen. Aber nun setzen Sie sich und erfreuen Sie mich mit Ihrer Gegenwart noch mehr, denn ach! ich bin, so wahr ein Gott lebt, bis zum Tode betrübt.«

»Nicht doch, nicht doch, das müssen Sie nicht – die Betrübniß ist unser bitterster Feind und macht uns noch kränker, wenn wir etwas leidend sind. Haha! Also das Podagra ist wieder da und der Potsdamer Balsam hat diesmal nichts geholfen?«

»Ach, schweigen Sie mir vom Potsdamer Balsam, das ist nur eine unschuldige weiße Salbe, we ich eine recht kräftige braune gebrauche. – Nun ja – Sie müssen mich recht verstehen,« fuhr er nach einer Weile fort, als er das erstaunte Gesicht seines Besuches sah, »und von dem gerühmten Balsam – er ist wahrhaftig probat – nichts Uebles denken; aber sehen Sie, der ist ja nicht für einen solchen heftigen Anfall, wie ich ihn diesmal habe, sondern nur für die Nachkur und Stärkung bestimmt. Dach was weiß die junge Welt von Dergleichen? Die kennt die Krankheit und das Uebel überhaupt noch nicht, das uns alte ausgediente Leute mit den Jahren packt. Ha, wenn ich nur Ihr vergnügtes, glückliches Gesicht sehe, wird mir

schon ganz menschlich zu Muth. Was haben Sie denn, daß Sie so unendlich munter sind?«

»Ach, lieber Herr Nachbar, das scheint Ihnen nur so. Ich kam mit dem Gedanken hierher, Sie ganz gesund zu finden und nun finde ich Sie leidend und das betrübt mich mehr, als Sie denken. Denn Sie machen mir damit einen kleinen Strich durch die Rechnung. Ich wollte Sie nämlich bitten, mich morgen Nachmittag zu besuchen, um Sie mit meinem ebenfalls kränklichen Vater bekannt zu machen.«

Jeremias zuckte bei diesen Worten lebhaft zusammen und stieß gleich darauf, nach seinem kranken Fuße tastend, einen lauten Schmerzensschrei aus. »Da haben wir es!« rief er, »und das fehlte nur noch, um mir den letzten kleinen Rest von Freude zu rauben! Zum Teufel auch! Sie sind ein gar prächtiger Nachbar mit Ihren allerliebsten Einladungen, aber sagen Sie sich selbst, kann ich in diesem Zustande ohne Winde Ihre Treppe ersteigen?«

»Nein, das können Sie freilich nicht, ich sehe es ein, und das betrübt mich eben so sehr. Nun entbehrt die gute Frau Wunderhold eines treuen Begleiters, auf dessen Anwesenheit sie so viel zu geben schien.«

»Frau Wunderheld?« fragte Jeremias mit halb zugekniffenen Augen und küßte seine eigenen Fingerspitzen. »Na ja, da haben wir es, es wird immer besser, oder vielmehr schlimmer. Also auch *das* Glück soll mir verloren gehen! Sagen Sie mir, Lieber,« fuhr er, noch eifriger als vorher redend fort, »sie wollte also morgen mit auf den Lerchenfels steigen?«

»Ja, das will sie. Ich war so eben bei ihr und habe sie und ihre Tochter eingeladen. Nun muß sie freilich ohne Sie gehen und das wird ihr leid thun!«

»Wird es ihr? Na, das wäre wenigstens noch *ein* Trost! Also Sie sind bei ihr gewesen? Hm!«

»Ja, und es war das erste Mal, daß ich sie sah.«

»O Sie Glücklicher! Nun denn, so sagen Sie mir, wie sie Ihnen gefallen hat.«

Hugo van der Flühe nahm eine ernstere Miene an als bisher und sagte: »Das wird mir nicht schwer werden, lieber Freund. Sie ist eine herrliche Frau, noch jugendlich und frisch genug, um fast für die ältere Schwester ihrer Tochter gehalten zu werden.«

»Das weiß der liebe Gott!« sagte laut aufseufzend der alte Herr. »Ja, Sie haben Recht, es ist eine charmante Frau und noch viel besser im Innern beschaffen, als sie äußerlich aussieht. Ach ja, ich weiß es wohl und habe es mir oft gesagt.«

»Was haben Sie sich oft gesagt?« fragte Hugo, still vor sich hin lächelnd.

Jeremias stockte, als wage er sich nicht mit der Sprache heraus. Endlich aber faßte er sich ein Herz und sprach etwas leiser als vorher:

»Darf ich ehrlich gegen Sie sein? Hm, Sie nicken; nun ja, so will ich es sein. Sehen Sie, daß die Frau Wunderhold eine wunderholde Frau ist, habe ich mir oft gesagt und jetzt sage ich mir wieder: Die oder keine sollte eigentlich meine Pflegerin sein, und Gott straf' mich, wenn es nicht wahr ist: wenn sie mich wollte, so ließe ich mich

noch heute mit ihr trauen und verschriebe ihr mein ganzes Vermögen, bah!«

Hugo van der Flühe's Miene nahm allmählig den Ausdruck des höchsten Erstaunens an und doch lächelte er fast schelmisch dabei. »Wie,« sagte er, »Sie haben noch solche Gedanken? Ei, da sind Sie ja ein wahrhaft muthiger Mann und Ihr Podagra scheint Sie nicht im Geringsten gedemüthigt zu haben. Also Sie denken noch daran, sich zu verheirathen? Und mit Frau Wunderhold?«

»Bester Freund,« flüsterte Jeremias, »ich bitte Sie um Gotteswillen, schreien Sie das doch nicht so laut aus. Wenn meine Leute das hörten, ich hätte den augenblicklichen Tod davon. Ich habe ja nur ganz im Vertrauen zu Ihnen gesprochen. Auch meine ich nur: ich möchte, ich wünschte! aber das ist ja leider noch weit vom Aufgebot entfernt und bei solchen Dingen haben doch immer Zwei mitzureden, nicht wahr?«

»Das haben sie allerdings. Doch – in Ihrem jetzigen leidenden Zustande ist das doch kein Scherz, erst müssen Sie wieder gesund werden.«

»Ei, mein Lieber, warum nicht gar! Gerade wenn ich in leidendem Zustande bin, fällt mir dieser Gedanke ein; wenn ich gesund bin, denke ich nicht daran und würde mich selbst darüber auslachen, denn ich bin doch wahrhaftig nur ein Schreckgespenst, eine Vogelscheuche, eine wahre Hyäne gegen diese Taube oder diesen Engel, wofür Sie sie nun halten wollen. Doch halt, wie wäre es, wenn wir auf die Gesundheit der Frau Wunderhold ein Glas 57'er trinken, he?«

»Nein, nein, mein lieber Freund, darauf gehe ich heute unter keiner Bedingung ein. Heute *dürfen* Sie keinen Wein trinken und was die Gesundheit der Frau Wunderhold betrifft, so werde ich derselben eingedenk sein, sobald ich wieder das erste Glas an die Lippen setze. – Doch nun muß ich Sie verlassen, mein Vater erwartet mich oben. Also – hoffentlich sind Sie bald wieder hergestellt und Ihr erster Besuch gilt dem Lerchenfels, wie?«

»Nein, mein Lieber, nur der zweite; der erste ist meiner schönen Nachbarin zudedacht.«

»Gut, damit bin ich einverstanden. Auf baldiges Wiedersehen denn!«

Er reichte ihm die Hand und drückte die ihm entgegenkommende freundlich.

»Leben Sie wohl, Herr van der Flühe,« sagte Jeremias freundlich, »und ich danke für Ihren gütigen Besuch. Aber warten Sie einen Augenblick – fassen Sie doch wenn Sie zur Thür hinaus gehen, gefälligst dort an die Klingelschnur. So. Das Gesindel in meinem Hause läßt mich ganz im Stich und ich habe vergessen, meinen neu erfundenen Glockenapparat mir zur Hand zu stellen. Doch Gott befohlen – leben Sie wohl!«

Hugo hatte das Zimmer verlassend, heftig an der Schnur gezogen und die Glocke schrillte ihre lauten Töne durch das ganze Haus. Kaum war er fort, so stürzte Theodosia wie eine Furie in's Zimmer.

»Mein Herr Jesus am Kreuz,« schrie sie, »wie können Sie denn so unbarmherzig schellen, Herr Heiduck, wir haben ja noch Alle gute Ohren.«

»Still! Nicht raisonniren! Das verstehen Sie nicht – diesmal aber verstehe ich es. Ich habe gar nicht geschellt – wie kann ich denn vom Stuhl aufstehen, Sie Gans? Diesmal richten Sie Ihr Klagelied an Herrn van der Flühe, er hat die Glocke gezogen und er hat eine feste Hand, wie ich zu meiner Freude eben gesehen habe.«

»Ach so – na, den habe ich auch für Wunder was Feines gehalten! Aber was soll ich denn?«

»Still! Hier ist der Kellerschlüssel. Gehen Sie hinab und holen Sie mir vier Flaschen von dem untersten Fach – verstehen Sie?«

Die Wirthschafterin sah ihn mit großen Augen an. »Was,« rief sie, »Sie wollen in Ihrem jetzigen Zustande vier Flaschen allein trinken?«

»Nicht raisonniren! Nur gehorchen und – die Ohren aufmachen! Mit diesen vier Flaschen gehen Sie zu Frau Wunderhold; grüßen Sie sie von mir und sie soll ein Glas auf meine Gesundheit trinken – ich sei krank.«

»Aber Du mein Heiland!« tobte Theodosia, »schon wieder vier Flaschen in das Haus. Soll die Frau sich denn jetzt in Wein baden? Denn trinken kann sie ja doch die Menge nicht, die Sie ihr foderweis schicken!«

Jeremias verlor fast die Geduld. Mit einer gebieterischen Geberde streckte er die Hand nach der Thür aus und rief:

»Gehen Sie mir mit *Ihrem* Heiland, in dem steckt sehr wenig Heil! Vier Flaschen 57'er, sage ich – dann marsch in's kleine Haus – meinen Gruß und meine Gesundheit –

das ist das Stichwort, und nun hole Sie der Henker, wenn Sie nicht machen, daß Sie fortkommen.«

#### FÜNFTES CAPITEL. MUTTER UND TOCHTER.

Als Hugo van der Flühe das kleine Haus unter den Linden verlassen hatte, saßen Mutter und Tochter in dem Zimmer, wo es eben noch so munter und lebhaft hergegangen war, eine Weile stumm einander gegenüber und blickten sich, fast ohne daß sie es selber wußten, mit seltsam forschenden Augen an. Keine wollte zuerst das Wort ergreifen, denn Jede mochte denken, die Andere werde zuerst sprechen, und trotzdem wußte Jede von ihnen, wie das erste Wort lauten würde, das doch einmal über die Lippe fließen mußte.

Was zunächst die Empfindung Susanna's betraf, unter deren Druck sie sich schweigend verhielt, so fühlte sie sich durch das Benehmen der neuen reichen Schloßbewohner, die sich ihr so unerwartet freundlich und zukommend erwiesen, tief gerührt und doch durchzitterte sie eine unbestimmte, unklare Besorgniß, daß hinter diesem erfreulichen Ereigniß wieder ein neuer Angriff ihres traurigen Schicksals lauern könne.

Bei Bettina dagegen herrschte vielleicht nur die Freude über das jüngst Erlebte vor, aber sie wagte es kaum, sich dieselbe selbst, geschweige denn der Mutter einzugestehen, deren geheime, tief innere Besorgniß sie auf den geliebten Zügen zu lesen glaubte; denn wie die Mutter jede Regung ihrer Tochter kannte, so war auch Dieser das Herz Jener zugänglich und Susanna verstand es

nicht, ihre Empfindungen, am wenigsten vor Bettina zu verhehlen; bei jeder war das Auge der Spiegel ihrer Seele – so war es von jeher bei ihnen gewesen und so zeigte es sich auch wieder in dieser Stunde, die Beiden eine bedeutungsvolle zu sein schien, so glatt und flüchtig sie auch anscheinend verlaufen war.

Endlich aber begann Susanna das lange Schweigen peinlich zu werden und, indem sie ihr schönes braunes Auge voll gegen Bettina erhob und diese sie ermuthigend anlächeln sah, sagte sie mit leiser und fast verschleierter Stimme, als ob sie sich erst durch deren Klang wieder ermuthigen wolle:

»Ja, jetzt sehe ich es auch ein, mein Kind, was Du mir gestern in Folge Deines Gesprächs mit dem Bauaufseher sagtest. Wenn dieser Mann seine Wahl wirklich auf eine der Enkelinnen Cornelta's lenkte, dann würde dieselbe von einem großen Glück zu sprechen haben. Und das gönne ich den guten Mädchen und vor Allen der trefflichen Großmutter von ganzem Herzen. Bist Du darin nicht einer Meinung mit mir?«

»Gewiß, liebe Mutter, ich denke und fühle wie Du. Also, Herr van der Flühe hat Dir gefallen? Das glaube ich aus Deiner eben gesprochenen Bemerkung schließen zu müssen.«

Susanna verharrte einen Augenblick in nachdenklichem Schweigen, dann aber sagte sie langsam und mit schon klarer gewordenem Stimmton: »Ich will ganz aufrichtig gegen Dich sein, in der Voraussetzung, daß Du

es nachher auch gegen mich bist. Ja, dieser junge reiche Herr ist durch und durch ein angenehmer Mann und von gewinnendem Benehmen. Er ist nicht nur hübsch und fein gebildet in seiner äußeren Erscheinung, er hat auch ein ächt männliches, ich möchte fast sagen ritterliches Wesen und dabei scheint er von Charakter – so weit ich wenigstens bis jetzt darüber urtheilen kann, fest und selbstständig zu sein, so daß man leicht Vertrauen zu ihm fassen kann. Diesen Eindruck hat er aus mich gemacht und ich hoffe in meiner Meinung keineswegs voreilig gewesen zu sein. Nun aber sprich Du und laß mich auch Deine Ansicht vernehmen.«

Bettina lächelte die Mutter vertraulich an und versetzte rasch: »O, was mich betrifft, so habe ich Dir ja meine Ansicht schon ausgesprochen, und ich kann sie in der That nicht ändern. Ich habe Herrn van der Flühe heute erst zum zweiten Mal gesehen, aber der Eindruck ist derselbe geblieben wie neulich.«

»Also er gefällt auch Dir?« fragte Susanna mit weit geöffneten und fest auf die Tochter gerichteten Augen.

»Ehrlich gesprochen, Mutter, ja – er gefällt mir, heute fast noch besser als neulich, aber das kommt vielleicht daher, weil er gegen Dich so freundlich war, denn er hat Dir eine große Aufmerksamkeit erwiesen und schien bemüht, Dein ganzes Wesen mit seinen strahlenden Augen zu durchforschen.«

»So? Das habe ich kaum bemerkt. Ich dachte, er hätte seine Augen – ganz wo anders gehabt. Doch das ist ja Nebensache. Du hast mir aber noch nicht Alles gesagt,

was Du auf dem Herzen hast. Sprich es aus – auf Deinen Lippen schien vorher noch eine andere Bemerkung zu liegen.«

»Wie Du mich so gut errathen kannst,« sagte Bettina, ergriff die weiche Hand der Mutter und drückte sie innig an ihre Lippen. »Allerdings hatte ich noch eine Bemerkung im Sinn.«

»Und diese lautet?«

»Unser heutiger Besuch würde mir noch viel besser gefallen,« sagte Bettina mit einigem innern Zwang, »wenn er nicht *eine* Eigenschaft hätte, die ihn soweit über uns erhebt.«

»Sprich weiter,« unterbrach sie die Mutter, beistimmend mit dem Kopfe nickend; »was ist das für eine Eigenschaft? Ich glaube Dich bereits zu verstehen.«

»Gewiß verstehst Du mich. So oft ich Herrn van der Flühe sehe, fallen mir sein kostbares Schloß und alle Schätze ein, die darin angehäuft sind. O, Du glaubst nicht, wie kostbar das ist und jetzt erst tritt es mir so recht klar vor die Seele. Vor solchem Reichthum aber faßt es mich fast wie ein Schwindel – ich ängstige mich beinahe, und mir, die ich in so beschränkten Verhältnissen und in einem so kleinen Stübchen aufgewachsen bin, kommt es fast unbegreiflich vor, wie ein Mensch solche Reichthümer besitzen kann. Daher habe ich eine Art Scheu auch vor seiner Person, die ich mit bestem Willen nicht überwinden kann, und dieser Reichthum ist die Eigenschaft, die mir am wenigsten an ihm behagt und mich innerlich so fern von ihm hält.«

Susanna hatte aufmerksam zugehört und auf jedes Wort ihrer Tochter geachtet, in der Art, wie ein denkender Leser auch zwischen den Zeilen eines Briefes zu lesen versteht. Jetzt, als Bettina geendet, lächelte sie matt, dann ergriff sie deren Hand von Neuem, preßte sie zwischen ihre beiden und sagte mit einem bestimmten und fast energischen Ton:

»Ja, Du hast Recht, mein Kind, und auch diesmal stimmen unsere Gefühle wieder überein. Ein solcher Reichtum, der eine so bedeutende Stellung im Leben verleiht – es ist ja natürlich, daß es so ist – hat auch für mich, um es offen auszusprechen, etwas Unheimliches. Ja Unheimliches. Ich könnte mich fast davor fürchten. O Bettina, laß uns diese innere Furcht nicht gering schätzen, halten wir fest an ihr, sie bewahrt uns vielleicht vor herbem Leid. Erinnerst Du Dich der schönen und doch so ernsten lehrreichen Fabel, wie ein irdischer Mensch, zu den Göttern geladen, an ihrer Tafel speist und dadurch übermüthig wird, sich über sich selbst erhebt und – eines kläglichen Todes stirbt? O mein Gott, welche Wahrheit liegt doch in einer solchen Fabel! Das habe ich nie so wie heute empfunden. Warum lächelst Du?«

»Weil ich glaube, lieb' Mütterchen, daß Du doch eine etwas zu große Furcht vor dem Lerchenfels hegst, wenn Du jene Fabel in Bezug auf ihn citirst. Er ist ja noch lange nicht der Olymp und unser Wirth ist kein Jupiter und wir sind nicht so tollkühn, so gewissenlos und verwegen, wie es Tantalus war.«

»Es mag sein, ja, aber – ich bitte Dich noch einmal, liebe Bettina, halte jene Furcht, wenigstens eine Art Besorgniß, fest. Rechne es Dir nicht zu Deinen Gunsten an, was Dir ein menschenfreundlicher Mann Gutes erweist. Es ist vielleicht seine Art, mit Menschen von unseren Verhältnissen so gütig umzugehen.«

»Gewiß ist das so seine Art, liebe Mutter,« fuhr Bettina lebhaft fort, »sonst würde er ja nicht so zuvorkommend und freundlich gegen uns sein. Daß wir nichts Besonderes sind, o, das sagt mir mein gesunder Menschenverstand – ist Dir diese meine Ansicht von uns genehm?«

»Ja, mein Kind, das ist sie und die wollen wir festhalten, unter jeder Bedingung und unter allen Umständen, und nun, da wir uns das klar gemacht, bin ich wieder etwas ruhiger geworden. – Aber wer kommt da?«

In diesem Augenblick trat die alte Frau, die im Hause wohnte, vom Gute her in den Garten, einen Korb mit vier Flaschen Wein tragend. Bettina ging ihr entgegen, nahm die Bestellung an und trat dann wieder bei der noch immer auf ihrem Platze sitzenden Mutter ein.

»Herr Heiduck befindet sich heute nicht wohl,« sagte sie, »und sendet schon wieder Wein. Du möchtest ihn auf seine Gesundheit trinken, läßt er Dir sagen.«

Susanna erhob sich und sah erstaunt ihre Tochter an. »Er ist schon wieder krank,« sagte sie, »und sendet auch schon wieder Wein? O mein Gott, da kann er uns am Ende morgen nicht nach dem Lerchenfels begleiten?«

»Das wäre wohl möglich, Mütterchen, aber so weit geht doch Deine Besorgniß vor den Bewohnern des Lerchenfels nicht, daß Du darum den Besuch daselbst unterlassen wolltest? Wir Mädchen sind ja neulich ohne Dich und Cornelia oben gewesen und sieh – wie munter wir wieder herunter gekommen sind.«

»Du hast Recht, ich fange an thöricht zu werden, mein Kind!« Und sie zog Bettina dicht an sich heran und küßte die schöne glatte Stirn des jungen Mädchens.

So aßen sie denn eine Stunde später ihr einfaches Mittagsbrod; gegen Abend aber, obgleich Susanna nicht dazu aufgelegt war, heute unter Menschen zu gehen, begab sie sich ein Stündchen nach Wingertsspring, besuchte und tröstete den armen Patienten und sagte ihm ihren herzlichen Dank für seine sich jetzt so häufig wiederholende Gabe. Auch mit ihm sprach sie über Herrn van der Flühe, Vater und Sohn, aber was sie von Jeremias über Beide hörte, wich so weit von ihren eigenen Ansichten und Befürchtungen ab, daß sie weniger denn je geneigt war, dem alten Sonderling ein Urtheil über die Menschen zuzutrauen, und so begab sie sich wieder nach Hause, um im Laufe des Abends und nun gar erst der allmählig anbrechenden Nacht – eine Beute ihrer Befürchtungen zu werden, denn von Neuem war ihre Sorge in Bezug auf ihr einziges Kind erwacht und sie war noch lange nicht überzeugt genug, daß die *eine* bekannte Eigenschaft des jungen Herrn van der Flühe hinreichen werde, seine anderen aus dem Gesichtskreise des lieben Mädchens zu verdrängen, und diese anderen Eigenschaften schienen

ihr, der gereifteren Frau, bei weitem gefährlicher als jene eine zu sein. Ja, darin hatte der alte Jeremias Recht gehabt: für sie war der neue Bekannte doch ein gefährlicher Mann geworden und gerade der Umstand, daß sie diese Gefahr in sich verborgen halten mußte und Niemandem anvertrauen konnte, das machte sie so unruhig und bang, wie sie es lange nicht gewesen war.

Allein es gab noch etwas ganz Anderes in ihr, was sie noch viel unruhiger und banger stimmte, eine neue, wunderbare Empfindung. über deren Ursprung und Umfang sich innerlich Rechnung abzulegen, sie bis jetzt noch nicht einmal Zeit gehabt hatte. Bisher hatte sie nur ihre Tochter bei ihrer Besorgniß im Auge gehabt – jetzt trat auch ihre eigene Person in den Vordergrund und auch auf diesen Punkt glauben wir einiges Licht fallen lassen zu müssen, bevor wir in der nun rasch auf einander folgenden Handlung unserer Erzählung vorschreiten.

Die persönliche Erscheinung Hugo van der Flühe's, wie sie so ganz unerwartet vor Susanna's Auge trat, die so freundlich milde und zugleich ehrerbietige Weise, wie er mit ihr sprach und ihr seine Achtung erwies, alles dies und eine gewisse nicht näher zu bezeichnende Lebhaftigkeit im Ausdruck seiner Mienen und in der Darlegung seiner persönlichen Stellung hatte auf die so schwer geprüfte Frau wie der elektrische Schlag einer geheimnißvoll waltenden und unbekanntem Macht gewirkt. Wie durch eine übernatürliche Wechselwirkung oder vielmehr durch eine überraschend wirkende zauberähnliche Kraft, deren Ursprung und Existenz sie nicht ergründen

konnte, war sie dadurch in ihre längst vergangene Jugendzeit zurückversetzt worden und die unauslöschlichen Eindrücke und Bilder derselben waren in verjüngter Gestalt und frischer lebendiger Färbung vor ihre Seele getreten. Ach, eine ganz ähnliche, feine und schöne Gestalt, wie sie ihr der junge Sohn des reichen Herrn vom Lerchenfels gezeigt, hatte auch jener ihr unvergeßliche Mann gehabt, dessen ganzes Wesen und Gebahren mit ehernen Zügen in ihr Herz gegraben war. Auch er hatte so mild und freundlich geblickt, so lebhaft, eindringlich und überzeugend gesprochen, und wenn auch sonst Nichts in Hugo's Zügen an den längst Verschollenen erinnerte, so trat doch das Bild des Letzteren dadurch wieder neu und frisch vor sie hin und erfüllte ihr Herz mit unendlicher Wehmuth, mit einer Sehnsucht ohne Gleichen, die ihren Geist um so trauriger niederbeugte, weil sie die bestimmte Ueberzeugung hatte, daß sie niemals gestillt werden konnte. Aber obgleich sie sich dies selbst noch in Gegenwart des ehrenvollen Besuches eingestand und bald nach seinem Weggehen noch klarer und bewußter in sich entwickelte, so drückte sie die dadurch heraufbeschworenen Gedanken und Empfindungen mit der größten Mühe und Selbstbeherrschung in den Hintergrund ihrer Seele, so lange Bettina in ihrer Nähe war, um das liebe Kind nicht zu beunruhigen und es nicht merken zu lassen, was in ihr vorging; sobald sie aber nur eine Minute allein war, sprang Alles lebendig aus ihr heraus und vor ihre Augen, und es war ihr zu Muthe, als hätte sie nur die Hand auszustrecken gebraucht, um das so plötzlich

in und vor ihr Aufgelebte, Auferstandene zu ergreifen. Ach, daß dies nicht möglich, daß es nur ein trügerischer Schein, eine falsche Vorspiegelung ihrer Einbildung war, das wußte sie wohl, und eben weil es nicht möglich, darum versank sie in neuen Schmerz, der um so gewaltiger in ihr gährte, je weniger sie ihn irgend Jemandem mittheilen konnte oder mochte.

Mit so trüben Gedanken beschäftigt und von ihren wogenden Empfindungen wie auf hoch fluthender Welle hin und her geschleudert, war ihr der lange Tag vergangen, und mit denselben Gedanken und Empfindungen legte sie sich auch endlich zur Ruhe, Gott aus voller Seele dankend, daß er ihr über diese schreckliche Spanne Zeit gnädig hinweggeholfen. Aber wie schwer hatte sie sich in diesem verfrühten Danke geirrt! Waren ihre Gedanken und Empfindungen am Tage noch erträglich gewesen – in der langsam herein sinkenden und ruhelosen Nacht wurden sie ihr geradezu furchtbar. Ohne Unterlaß wälzte sie sich auf ihrem Lager hin und her, sich vergeblich bemühend, die jetzt noch viel klarer als im Tageslicht vor ihr auftauchenden Gestalten von sich abzuweisen. Ach, und zu der einen, fast greifbar vor ihr stehenden Gestalt hatten sich noch alle die anderen gesellt, die in die Handlung des damaligen Trauerspiele so innig verflochten gewesen waren. Da war auch der alte treue Aegidi mit seiner entschiedenen Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft gekommen und an seiner Seite trat die gute Brigitte einher; auch die Beschützerin ihrer Jugend, die wackere Margarethe, ihre beste und zuverlässigste

Freundin, tauchte mit ihrem bekümmerten Gesicht und ihrer zu Rath und That bereiten Menschenliebe vor ihr auf; endlich aber kam noch ihr Vater hinzu, mit jenem schrecklichen Blick, den er in dem Moment annahm, als er erfuhr, was in seiner Abwesenheit in seinem und Aegidi's Hause am Rhein vorgefallen war.

Ach, alle diese Gestalten, so schnell sie gekommen, wollten sich so bald nicht wieder bannen lassen; immer näher, lebendiger rückten sie an die Geängstigte heran und hafteten fest und immer fester in ihrer Nähe, an ihrer Seite. So durchlebte sie in wenigen Stunden dieser angstvollen Nacht noch einmal, was sie vor so vielen Jahren in einem langen Zeitraum durchlebt, aber es wirkte Alles viel beklemmender, bitterer auf sie ein, weil es, in einen kleineren Rahmen zusammengedrängt, vollkommen und bis in die entferntesten Einzelheiten hinein zu überschauen war.

Endlich aber, nach langem Kampf und Drang von ihrer Seite, erlöste sie mitleidig der Schlaf von ihrer Pein, nachdem sie in einem heißen Gebet Gott inbrünstig angefleht hatte, ihr Ruhe und Vergessen des einmal in den Schooß der Vergangenheit Gesunkenen zu gewähren. Allein auch mit der süßen Gabe des Schlafes war noch lange nicht Alles geschehen, um sie zu beruhigen, zu kräftigen, denn nun kam der treue Gefährte desselben, der geflügelte Traum, und setzte gleichsam in spielender Gaukelei fort, was sie im wachenden Zustande so ernstlich heimgesucht.

Doch, wunderbar, wer konnte es erklären und begreifen! Bei Tage und bei dem rastlosen Versuch, sich den Schlaf zu erringen, hatten diese Gestalten sie gequält und beängstigt, im Traume dagegen besänftigten und beglückten sie ihr Herz. Nicht aufregend, nicht peinigend, nein, beruhigend und tröstend standen sie jetzt in unmittelbarer Nähe vor ihr, und nur die Unmöglichkeit, sie mit den sehnsüchtig ausgestreckten Händen zu erreichen, zu erfassen und festzuhalten, trübte das angenehme Gefühl, welches sie jetzt durchströmte, denn wenn sie sich einer der lieben Gestalten nähern wollte, wenn sie sie fast erreicht zu haben glaubte, dann wich sie wie unfaßbare Luft zurück und löste sich gleichsam in verschwimmenden Nebel auf.

Da aber schrak sie plötzlich zusammen. Eine Stimme, – woher sie kam, wußte sie nicht, und doch erkannte sie mit zusammenschauerndem Entzücken ihren Ton – hatte ganz deutlich gerufen: »Susanna!« und diese Stimme, o Gott, hatte nur ein einziger Mensch in ihrem Leben gehabt – er, der noch immer der Brenn- und Schwerpunkt ihres ganzen innern Lebens war. Nur im Traume jedoch hatte sie diese Stimme gehört, sie war nicht davon erwacht, und immer noch im Traume verharrend, bemühte sie sich, rang und kämpfte sie sich ab, um ihr zu antworten, aber kein Laut, so verständlich ihn auch ihr Herz sprach, wollte über ihre Lippen dringen, eine Kraft, die viel stärker war als ihr Wille, ihr Wunsch, verschloß ihr den Mund, und als sie endlich doch, mit verzweifelter Anstrengung sich zusammenraffend, der Antwort sicher

zu sein glaubte und eben den Namen der geliebten Gestalt über die Lippen bringen wollte, da erwachte sie, schlug die Augen auf und sah, daß es bereits Tag war und daß durch die Spalten der herabgelassenen Jalousien die Morgensonne ihre goldenen Strahlen warf.

Und, wiederum seltsam, trotz der vorher ausgestandenen Angst und der halb schlaflos verbrachten Nacht, fühlte sich Susanna durch den kurzen letzten Schlaf und den süßen Traum erquickt, und ihr erstes Bedürfnis war, Gott zu danken, daß er auch diese Nacht vorübergeführt, wie sie ihm am Abend vorher gedankt, daß er den Tag hatte so gnädig verstreichen lassen.

Wie von einem inneren Anreiz wieder zur Thätigkeit getrieben, um dadurch dem Spiele ihrer Phantasie Einhalt zu thun, erhob sich Susanna schnell von ihrem Lager und kleidete sich an, und da es gerade ein Sonntag war und der Tag heiß zu werden versprach, wählte sie einmal ein helleres Morgenkleid, das sie nur selten trug und welches der schönen vollreifen Gestalt unendlich zierlich stand, namentlich als sie auch das saubere weiße Häubchen mit den lang herabflatternden Tüllbändern auf das üppige dunkelblonde Haar setzte. Allein, als sie schon fertig angekleidet war, wie sie bis zum Mittag bleiben wollte, da sah sie erst, daß sie sich in der Zeit geirrt, denn es war noch sehr früh und die heller als je strahlende Sonne hatte sie nur vorzeitig aus dem Bette gelockt. Auch Bettina schlief noch fest und Susanna bewegte sich vorsichtig hin und her, um das liebe Kind nicht

zu wecken, da sie ja wußte, wie süß der gesunde Schlaf für die sorgenlose Jugend ist.

Aber als sie nun in ihr freundliches kleines Wohnzimmer trat, das der Sonne abgewandt lag und darum viel trüber als sonst erschien, ergriff die einsame Frau plötzlich eine unerklärliche Sehnsucht nach Luft und Licht, und ohne sich lange zu bedenken, trat sie, rasch ein wärmeres Tuch ergreifend, vor die Thür, und den vom Nachthau feuchten Rosengarten hinter sich lassend, folgte sie ihrem geheimen Verlangen, das sie diesmal unwiderstehlich nach dem Rhein zog, an dem sie früher so oft Morgens träumerisch gesessen, um die herauf- und herabsegelnden Schiffe zu zählen und mit jedem ein stilles Wort zu reden, ihm eine Frage zu stellen, die ach! keins von allen ihr bis jetzt beantwortet hatte.

So ging sie denn rasch am Gute des Nachbars vorbei, auf einem Fußpfade, der hinter dem Weingarten an den Fluß führte und wo in der Regel ein Nachen an seiner Kette schaukelte. Eine ihrer Lieblingsstellen an ihrem jetzigen Wohnorte lag dicht daneben. Es waren zwei große über den Fluß hängende Weidenbäume, deren nächste Umgebung freilich etwas wüst aussah, denn das abschüssige Ufer war mit dichtem Geröll bedeckt, wie es der Eisgang des Rheine im Winter mitbrachte und der Mensch es vermehrte, um den Anprall der mächtigen Wogen abzuwehren und sein Land vor dem feindseligen Elemente zu schützen. Einen Vorzug jedoch hatte dies abgelegene Plätzchen gewiß, es war einsam und still, und wenn man auf einem der rings umher angehäuften Steinblöcke saß,

über den die grünen Zweige der Weide herniederhingen, dann fand so leicht kein Auge den sich zurückziehenden Besucher des Ortes auf und nur vom Flusse her war er bemerkbar, wenn zufällig ein Nachen dicht am Ufer vorüberfuhr.

Susanna hatte sich sehr bald ihren Sitz auf einem der großen Steine gewählt und nur wenige Fuß von ihr entfernt rauschte der Rhein mit halblautem Gemurmel vorüber. Da saß sie denn und schaute über die blaugrünen Fluthen hin in den Sonntagsmorgen hinein, der hier mit allen seinen Zaubern und Reizen weit geöffnet vor ihr lag.

Ja, es war ein prachtvoller Morgen, der heute über dem schönen Rheinthale aufgegangen war. Wie eine riesige crystallene Decke wölbte sich der mattblaue Himmel über der eben auflebenden Erde und schon sandte er seine warmen Strahlen auf goldenen Schwingen hernieder, die frischen Wälder in blinkenden Smaragd hüllend und silberne Perlen über den ganzen Fluß ausstreuend. Um die schöne Burg am jenseitigen Ufer, die sich stolz aus dem grünen Buchenwalde erhob, wallte noch ein feiner, schleimartiger Duft, das Städtchen am Flußufer drüben aber badete sich schon im reinen Sonnenglanz und beschaute sein buntes Spiegelbild im Rhein, als wolle es flugs seine Morgentoilette beginnen und sich so schön wie möglich zur Feier des Sonntags schmücken. Die ganze Luft, fern und nah, in der Höhe der Berge und dicht über dem Flusse, flimmerte in zitternder Bewegung, als bestände sie aus sichtbaren, durch einander kreisenden

und wirbelnden Atomen, die sich spielend der goldenen Sonnenstrahlen erfreuten und dadurch das ganze große Bild gleichsam mit millionenfachem Reiz belebten. In der Ferne zur Rechten aber endlich zog am lichten Himmel schon eine langsam in den Lüften verschwimmende Rauchsäule hin, verkündend, daß ein Dampfer bereits unterwegs sei und daß auch andere Menschen den Tag schon so früh begonnen hätten wie Susanna Wunderhold.

Längere Zeit gab sich die Einsame dem ganzen Zauber dieser reizenden Scenerie hin und ihr Herz pochte vor Entzücken hoch auf, als habe sie das Alles lange, lange nicht gesehen, als habe sie Jahre lang fern davon geschlafen und als sei die Welt mit ihren Reizen und Schönheiten erst jetzt wieder vor ihren Augen erwacht. Aber nicht lange schwelgte sie in dem Anblick und Genuß der Gegenwart, bald erfaßten sie ihre Gedanken wieder und rissen sie mit unwiderstehlichen Gewalt in das Getriebe ihrer seit gestern aus dem Schlummer geweckten Phantasie hin. O, wie sie so da saß, mit dem Rücken an die Weide gelehnt und die blinkende Welle mit lautem Gebräuse an ihr vorüber wogte, wie wirkte jetzt Alles, was sie sah, dabei dachte und empfand, so wunderbar bunt durch einander und wie seltsam mischten sich trübe und heitere Bilder, so daß sie nur mit Mühe dem einen oder dem anderen folgen und das eine von dem anderen sondern konnte. Ach, wie viel Kummer und wie viele Sorgen hatte sie überstanden, seitdem sie als siebzehnjähriges Mädchen an einem nicht weit von hier entfernten

Ort eben so gesessen und geträumt hatte wie heute? Wie viele Schmerzen hatte sie seitdem im Herzen getragen? O, wenn sie hätte rechnen wollen, ob der Strom, der da eben an ihr vorüber sauste, mehr Tropfen oder sie mehr Sorgen und bange Secunden gehabt, sie hätte nicht gewußt, auf wessen Seite die größere Zahl gefallen. »Doch still,« sagte sie zu sich, »man muß dergleichen nicht zählen und berechnen wollen; dabei kommt nichts heraus, es fruchtet und nützt nichts. Lieber, weit lieber will ich mich einmal wieder meinen süßen Erinnerungen hingeben, wie ich es so lange nicht gethan, und noch einmal die Welle fragen, ob sie mir denn nie das Verlorene wiederbringt.«

Und sie gab sich ihren Erinnerungen hin, mit ganzer Seele, bis diese Seele endlich fast erschöpft war und dadurch wieder in die Gegenwart zurückgedrängt wurde. Diese Gegenwart aber war ja auf eine so seltsame Weise mit ihrer Vergangenheit verknüpft, daß sie beide, wie jene eben bezwungenen Bilder, nicht recht von einander scheiden konnte, und so ließ sie, von einem zum andern getrieben, endlich ihrer Phantasie wieder freien Spielraum, zu schweifen, wohin sie wolle und sich zu tummeln, mit wem sie wolle.

»O mein Gett,« sagte sie nach längerem Sinnen zu sich, »wie ist es nur möglich, daß dieser junge Mann eine solche Wirkung auf mich hervorbringen konnte! Ich begreife das eigentlich gar nicht, denn die Verschiedenheit zwischen ihm und meinem damaligen Freunde ist doch wahrlich sehr groß. Höchstens die Gestalten sind sich

ähnlich, die Form des Gesichts, der Schnitt der Züge dagegen weichen weit von einander ab. Auch hatte Walram viel dunkleres, reicheres Haar, eine bleichere Gesichtsfarbe und braune Augen, während Herr van der Flühe blaue Augen und einen ganz anderen Ausdruck darin hat. Auch die Sprache, wenn ich es mir recht überlege, ist eine ganz andere, nur die Ausdrucksweise und vielleicht auch die Lebhaftigkeit und Geschmeidigkeit, mit der Beide das Gespräch zu beleben wissen, gleichen sich. Ueberdies war Walram ein Deutscher und Herr van der Flühe ist ein Holländer, doch – das wäre der geringste Unterschied, allerdings, denn Walram ging ja nach Holland, – aber – wohin führen mich meine Vergleiche,« unterbrach sie sich. »Nur das Eine ist wahr,« fuhr sie nach einer Weile wieder fort, »der Eine hat mich an den Anderen erinnert, und gerade dadurch hat der Erstere diese seltsame Wirkung auf mich hervorgebracht. O, hoffentlich ist diese Wirkung auf Bettina nicht vorhanden – mir wäre es am liebsten, wenn er gar keine auf sie gemacht. Denn wäre sie, wenn auch in anderer Art, so stark wie die meine, o dann – dann müßte ich wirklich auch für sie besorgt sein. Doch nein, warum quäle ich mich denn von Neuem? Noch ist ja keine Besorgniß für die Gegenwart vorhanden; Bettina ist vernünftig und hat einen unzweifelhaft richtigen Blick für die verschiedenen Verhältnisse, die sich hier offenbaren. Nein, nein, lassen wir die Gegenwart ganz außer Acht und Du, armes Herz« – und hier drückte sie die Hand auf das so laut schlagende Organ – »lebe lieber noch eine Weile in der Vergangenheit. Sie

besucht Dich so selten mit solcher Wärme und solchem Glanz und ich sitze ja einmal allein und ungestört an meinem alten Rhein und schaue seine grünen Wogen an, die ach! auch verrätherisch an mir gehandelt haben, denn sie haben ihn von mir fortgeführt, ohne ihn mir wiederzubringen. O, wenn sie mir nur sagen wollten, wo er ein Ende genommen hat! Denn daß er mir nie mehr ein Zeichen seines Lebens hat zukommen lassen, was ihm doch wahrscheinlich möglich gewesen wäre, da er ja eine Erkundigung nach mir irgend wo hätte einziehen können, das läßt mich das Schreckliche annehmen, daß er – nicht mehr am Leben ist. Wüßte ich das bestimmt, dann, ja, würde ich um ihn trauern, tief und ewig, wie um den Theuersten aller Menschen, der je meinen Lebenspfad gekreuzt, aber ich würde mich nicht mehr um ihn mit Gedanken quälen, wie sie mich jetzt wieder heimsuchen und mir jede verrinnende Minute verbittern. Doch – *eine* Entschuldigung, wenn er sich nicht mehr um mich bekümmert, hat er für sich, und sogar zwei. Denn einmal wußte er ja, daß ich ihm insofern untreu geworden, als ich, dem Gebote meines Vaters folgend, meine Hand einem Anderm reichte und er kann ja nicht wissen, wie sehr mein Herz dabei geblutet hat, daß ich nur der eisernen Nothwendigkeit gehorchte, daß meine Seele nie von ihm gewichen ist und daß mein Geist ihn umschwebte in jeder Secunde meines Lebens. Sodann aber war er ja auch ein Geächteter, ein aus seinem Vaterlande Verbannter, der, ohne die größte Gefahr zu laufen, seinen Fuß nie wieder über dessen Gränzen setzen durfte. Das, ja, das

habe ich in meinem lauten und stillen Schmerz stets außer Acht gelassen, und darum ist sein Schweigen allein noch lange kein Grund, daß er aus diesem Leben für ewig geschieden sein soll. Nein, nein, das ist kein Grund und er kann also noch leben. O mein Gott, warum durchschauert mich dieser Gedanke mit so ergreifender Wehmuth und doch mit so maßloser Freude? Verloren ist er ja doch für mich auf ewig und meine Augen werden ihn nie wiedersehen! Nie – welch schreckliches Wort! – Das heißt, das ganze Leben hindurch nicht mehr, und ich – ich kann doch noch so lange leben, denn ich bin noch nicht alt. Wie, sollte ich diesen Kummer noch viele Jahre mit mir herumschleppen, und wird er mich am Ende nicht doch vor der Zeit tödten? Ach, das wäre nur ein karger Trost, denn wie viele Weiber leben lange, lange, wenn auch ihr Herz, wie das meine, gebrochen ist!«

Schon lange, während sie dieses Selbstgespräch mit sich führte, hatten ihre Thränen allmählig zu fließen begonnen und jetzt gab sie sich ihrem Erguß ohne Rückhalt hin, ohne zu gewahren, daß ihr Schmerz dabei immer milder wurde und zuletzt nur noch eine leise Wehmuth in ihrem Herzen zurückblieb, die weniger bitter als süß ist, denn sie schließt das Bewußtsein, das köstliche, mit nichts auf der Welt zu vergleichende Bewußtsein ein, daß Derjenige, um dessen willen uns diese Wehmuth erfüllt, doch wenigstens *einst* der Unsrige war, und das ist ein himmlischer Trost, den uns keine fernere Trennung, auch wenn sie Jahrtausende dauerte, nehmen kann.

Als aber Susanna, dieser linden Wehmuth sich ganz überlassend und allmählig ihre Thränen trocknend, am Rheinufer saß und mit umflorten Augen in die rauschenden Fluthen blickte, die unbekümmert um ihren und anderer Menschen Schmerz unaufhaltsam, wie das Schicksal, ihre ihnen zugemessene Bahn durchlaufen, glaubte sie plötzlich eine Bewegung hinter sich zu hören. Ein leichter Schritt machte sich auf dem nach dem Ufer führenden Kiesweg vernehmbar und das leicht erkennbare Rauschen eines Frauenkleides mischte sich damit. Susanna erbebte, sie wollte sich ungern, von wem es auch sei, in diesem Augenblick und mit verweinten Augen überraschen lassen, aber als sie sich ein Herz gefaßt hatte und sich eben umdrehen wollte, um nach dem Nahenden zu spähen, umschlangen sie schon zwei liebende Arme und dicht neben ihr auf dem großen Felsstein saß ihre Tochter, Bettina, die, als sie erwacht war, sich nach ihrer Mutter umgesehen und sie nicht im Hause gefunden, alsbald vermuthet hatte, daß sie einen Morgenspaziergang gemacht habe und an ihre Lieblingsstelle am Rhein gegangen sei, wo sie sie denn auch in der That jetzt gefunden hatte.

»Bettina!« rief Susanna, ihre Arme fest um die Tochter schlingend und ihr heißes Gesicht an den blühenden Kopf des jungen Mädchens legend.

»Mutter!« entgegnete Bettina, und ihre offenen Augen blickten erstaunt und verwundert auf die geschlossenen der Mutter, die es nicht wagte, jetzt in die ihres Kindes zu

schauen, als könnte es ihr auf diese Weise gelingen, ihre Thränen vor demselben zu verbergen.

»Meine Mutter,« fuhr Bettina nach einiger Zeit fort, während in ihren klaren Augen auch schon eine Zähre des Mitleids und der Theilnahme schimmerte – »Du sitztest hier so allein und weinst? Warum das? Darf ich diesmal nicht wissen, was Dich so früh aus dem Hause geführt und Dein Herz beängstigt hat?«

Susanna trocknete sich langsam die Thränen ab und dann lächelte sie ihr Kind an, so holdselig, herzlich und innig, wie nur eine Mutter es unter Umständen kann, wie sie hier vorlagen.

»Ich will Dir kein Geheimniß daraus machen, mein Kind,« sagte sie, »warum ich mein Bett so früh verließ und mich in diese Einsamkeit flüchtete, wo wider meinen Willen meine Thränen zu fließen begannen.« Und sie erzählte aufrichtig der Tochter, was wir schon wissen, wie sie eine so unruhige aufgeregte Nacht gehabt und von ihren Gedanken auf den Weg der Erinnerung an den verlorenen Jugendfreund geführt worden sei. Das Alles sagte sie ihr offen und ehrlich, aber nicht, daß Hugo van der Flühe es gewesen, der sie auf jenen Gedanken gebracht und ihr die unruhige Nacht verschafft hatte.

Bettina hörte sie ruhig an, allmählig aber umschlang sie sie immer fester mit ihren Armen und drückte sich noch näher an ihre Brust. Als die Mutter aber geendet, sagte sie mit ihrer weichen, tief in das Herz der Hörenden dringenden Stimme:

»Meine liebe arme Mutter! Also schon wieder hat der Gedanke an den Verlorenen Dich besucht? O, wie bedauere ich Dich und wie preise ich meinen Einfall, Dich hier aufzusuchen, wo ich Dich nun mit meinen schwachen Kräften trösten kann, denn ich glaube nicht, daß es gut für Dich ist, wenn Du in dieser Stimmung allein bist. Also Du hast um ihn geweint? O, thue das nicht – was hilft es Dir denn?«

»Was es mir hilft, mein Kind? Ach, Du hast noch nicht den Trost der Thränen kennen gelernt wie ich, der uns der einzige ist, wenn jeder andere Trost schwindet und nichts auf der Welt mehr uns das Verlorene wiederbringt. Darum allein habe ich geweint und – nun ist mir leichter geworden, denn sieh, ich kann wieder lächeln und das konnte ich vorher nicht.«

»Ja, Du lächelst mich wenigstens an und ich danke Dir dafür, denn das beweist mir, daß Du mich liebst und daß meine Liebe auf Dich zu wirken im Stande ist. Aber ach, was hast Du doch für ein tiefes Gefühl für jenen verlorenen Mann und Du liebst ihn also noch immer, trotzdem er für Dich verloren ist?«

»Ach, mein liebes Kind,« erwiderte Susanna, einen zärtlichen Blick auf ihre Tochter heftend, »auch in dieser Beziehung bin ich Dir mit einer bedeutsamen Erfahrung voraus und ich will wünschen, von ganzem Herzen, daß Du einst im Glück erfahren mögest, was mich das Unglück gelehrt hat. Denn wisse, wen ein Weib einmal im Leben mit vollem und ganzem Herzen geliebt hat, den vergißt es nie, den hält dies Herz auf ewig fest, auch

wenn er schon lange unter dem grünen Rasen schlummert. Und Walram und ich, wir sind, obgleich uns unsere Wege vor unserer näheren Vereinigung weit auseinander geführt, wir sind, wenigstens in meinem treuen Sinn, auf ewig verbunden und um so inniger, da uns nur das Unglück, das Verhängniß, das Schicksal, wie Du es nennen willst, also eine von außen auf uns eindringende Gewalt nicht aber ein innerer Zwiespalt wie er unter Liebenden im Leben so oft hervorgerufen wird, am wenigsten eine Untreue von irgend einer Seite oder das Resultat einer erkaltenden Liebe, die so leicht den Haß und die Feindschaft erzeugt von einander getrennt hat. Und davon bin ich so fest überzeugt, wie ein Mensch es auf Erden von einem anderen Menschen nur sein kann: wenn Walram noch lebt – und die Gewißheit seines Todes habe ich ja nicht – so denkt er mit noch eben so freudigen und treuen Gefühlen an mich, wie ich an ihn, und wenn auch sein erstes stürmisches Liebesgefühl für mich im kalten Lebensstrom erloschen oder schwächer geworden sein mag – das gebe ich allerdings zu – dann denkt er meiner wenigstens mit herzinniger Freundschaft und Hingebung, und weiter verlange ich ja eigentlich auch nichts. Denn Du mußt nicht etwa glauben, daß ich in meinem vorgerückten Alter noch im Stande wäre, den Wunsch zu hegen, einst in seinen Besitz zu gelangen. Nein, mein Kind, das wäre ein thörichter Wunsch und ich habe ihn lange aufgegeben, so heiß er mir einst auch auf der Seele gebrannt hat. Nur das Eine möchte ich wissen: ob und wo und unter welchen Verhältnissen er lebt, damit ich mir

wenigstens sein Bild in der durch die Jahre hervorgerufenen Umwandlung seiner äußeren schönen Erscheinung denken kann. Innerlich ist er im Ganzen nicht gewandelt, das kann er nicht sein, dazu hatte ich zu tief in sein edles Herz geschaut, das offen vor mir lag, wie ein aufgeschlagenes Buch, und in dem ich jede Seite mit allen ihren menschlichen Fehlern und Gebrechen, aber auch mit ihren erhabenen Eigenschaften, des Geistes und des Gemüths, lesen konnte.«

Bettina hate aufmerksam und fast athemlos vor innerer Bewegung zugehört. Jetzt umfaßte sie die viel ruhiger gewordene Mutter noch einmal innig und warm und schmiegte sich fest an sie an. »Wohl Dir,« sagte sie mit tiefer Empfindung, »daß Du ein so schönes Vertrauen hegen kannst und schon daraus allein schließe ich, was für ein braver und zuverlässiger Mensch dieser unglückliche Walram gewesen sein muß. Aber vielleicht wird Dir doch noch einmal gewährt, wonach Du so sehnlich verlangst; lange Jahre sind zwar verstrichen, seit Du nichts von ihm gehört hast und doch kann ich mir nicht denken, daß Du gar nichts mehr über ihn erfahren solltest, falls er wirklich noch lebt, was doch immer möglich ist. Denn die Wege der Vorsehung, Du hast mir das ja so oft gesagt, sind unerforschlich, und zwei Seelen, die so innig an einander gehangen haben, wie ich jetzt sehe, daß es die Eurigen gethan, die finden sich, mag die Welt auch noch so groß und weit sein, vielleicht doch einmal wieder und das ist mir ein süßer, ein wonniglicher Trost.«

»Kind, mein liebes Kind, was sprichst Du da?« rief Susanna mit einem glücklichen, gleichsam verklärten Lächeln. »Nein, Du weißt es nicht, Du kannst es nicht wissen, was für einen wunderbaren Trost Deine Worte auch für mich enthalten. So hat mich noch Niemand getröstet wie Du in diesem Augenblick und ich danke Dir tausendmal dafür. Ach, und sollte ich wirklich Walram in diesem Leben nicht wiedersehen, oder vielmehr – da ich diese köstliche Hoffnung längst aufgegeben habe – sollte ich auch nichts mehr von ihm hören, so hast Du mir wenigstens mit Deinen kindlichen und doch so erhebenden Worten eine glückliche Stunde verschafft und jetzt sieh mich an und küsse mich, so – jetzt siehst Du mich wieder von Neuem gestählt, die Schickungen des Himmels zu ertragen, mögen sie sein wie sie wollen, herbe, wie sie waren, oder süß, wie sie mir in diesem Augenblick zu sein scheinen.«

Bei diesen Worten warf sie sich mit fast jugendlicher Heftigkeit an Bettina's Brust und lange hielten sich Mutter und Tochter umschlungen und nie waren sie so innig vereint gewesen, wie in diesem Augenblick, denn ein und derselbe Geist wogte in ihren Seelen und ein und dasselbe Gefühl glühte in ihren Herzen.

Ueber ihnen aber verfolgte die herrliche Morgensonne ihre goldene Bahn und lächelte gleichsam mit ihren Strahlen segnend auf sie hernieder, wie das große, sichtbare und durchdringende Auge Gottes, das Alles sieht,

was auf dieser Erde vorgeht also auch das Herz durchdringt welches die Natur in die empfindsame Brust der Menschen gelegt hat. –

Bald darauf, da die Sonne höher stieg und die Schatten verscheuchte, welche bisher die Zweige des alten Weidenbaums über die unter ihm Sitzenden geworfen hatte, erhoben sich Mutter und Tochter und sich gegenseitig umschlingend stiegen sie langsam vom Ufer nach dem Fußpfade empor, der am Herrenhause von Wingertspring vorbei nach ihrem kleinen Hause unter den Linden führte. Unterwegs aber sprachen sie nichts mehr, ihre Herzen hatten sich frei gesprochen und von den köstlichen Gefühlen unvergänglicher Zärtlichkeit innig durchdrungen, kamen sie vor dem kleinen Rosengarten an, wo ihrer eine neue und diesmal eine freudige Ueberraschung harrete. Schon an der Gartenpforte kam ihnen die alte Frau, die ihre Wohnung in dem Hause hatte, mit glücklich strahlendem Gesicht entgegen.

»Ach, meine liebe Frau Wunderhold,« rief sie, sobald sie die Kommenden erblickte, »wie gut ist es, daß Sie wieder da sind. Ich habe Sie und Fräulein Bettinchen schon überall gesucht. O, kommen Sie nur in's Haus, Sie werden große Augen machen und was wird Fräulein Bettinchen sagen!«

»Was ist denn geschehen?« fragte Susanna mit erregtem Gesicht, das sich aber rasch aufklärte, als sie die Freude der guten alten Frau wahrnahm. »So sprechen Sie doch, Frau Günther!«

»O, so kommen Sie nur hinein in's Zimmer, da werden Sie es schon sehen, da steht Alles, wie sie es vor einer Viertelstunde gebracht haben.«

Eiligen Schrittes und kein Wort mehr sprechend, traten Mutter und Tochter in das von der Alten so treu bewachte Haus und da sahen sie freilich sehr bald, was in ihrer Abwesenheit geschehen war. Mitten im Wohnzimmer stand ein köstlicher Tisch von Bronze, dessen Platte die Form eines ovalen Blumenkorbes zeigte und von einem zierlich durchbrochenen Gitterwerk umgeben war. In dem dadurch gebildeten Korbe aber standen in japanischen Porzellantöpfen die seltensten tropischen und inländischen Blumen, die bereits einen lieblichen Duft durch das ganze Zimmer verbreitet hatten.

»Was ist denn das?« rief Susanna laut aus, während Bettina in schweigender Bewunderung die Hände zusammenschlug und die prachtvolle Gabe mit leuchtenden Blicken überflog.

»Nun, sehen Sie denn das nicht?« rief Frau Günther mit strahlendem Augen. »Das ist ja der schönste Blumentisch, den sich ein Mensch auf Erden nur denken kann. O was für schöne Erfindungen die Leute machen und wie reich die neue Herrschaft auf dem Lerchenfels sein muß! Denn sehen Sie nur, zwei Bediente in hellblauen Röcken mit silbernen Knöpfen haben diesen Tisch auf langen Stöcken vorsichtig den Berg herabgetragen und ein Gärtnerbursche hat sie begleitet und hier in der Stube die Töpfe zurecht gerückt. Hier aber ist ein Brief von dem gnädigen Herrn auf Lerchenfels; den hat mir der

eine Bediente für Sie übergeben und dabei den herzlichsten Gruß von seinem Herrn bestellt.«

Susanna, das von Erregung glühende Gesicht auf Bettina gerichtet die ihrerseits wieder die Mutter mit glücklich lächelnder Miene betrachtete, streckte die Hand nach dem auf dem Tische liegenden Brief aus, sah nach der Adresse und las: »Frau und Fräulein Wunderhold in Wingerthsspring.« Das Siegel war grün und zeigte den Abdruck eines Windspiels, das lustig gegen einen kleinen Tannenbaum emporsprang.

Mit zitternden Händen schnitt sie vorsichtig das Couvert auf und las folgende mit fester und deutlicher Handschrift geschriebene Zeilen:

»Verehrte Frau, verehrtes Fräulein!

Bei meinem neulichen Besuche habe ich zu meiner Freude gesehen, daß Sie Freundinnen und Pflegerinnen von schönen Blumen sind. Auch mein theurer Vater und ich lieben die Blumen. Da wir aber an den schönsten und seltensten, wie Sie sie vielleicht noch nicht besitzen, Ueberfluß haben, so nehmen wir uns die Freiheit, Ihnen eine kleine Auswahl derselben zu senden, mit der Bitte, uns diese unbedeutende Gabe zu verzeihen, mit der wir hofften, Ihnen Beiden eine unschuldige Freude zu bereiten.

Mein Vater grüßt Sie unbekannter Weise herzlich; ich selbst aber werde mich heute Nachmittag um vier Uhr, wenn ich Sie nach dem Lerchenfels abhole, erkundigen, ob unsere Bitte in Betreff der Blumen erfüllt ist und ob

Sie unsere geringe Gabe mit denselben Empfindungen aufgenommen, mit welchen wir sie Ihnen gesandt haben.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Hugo van der Flühe.«

Susanna las den Brief erst still für sich, dann aber reichte sie ihn der geduldig harrenden Bettina hin, die sich, während die Mutter las, mit den Blumen und dem köstlichen Korbe, worin sie standen, beschäftigt hatte.

»Da, Bettina, lies!« sagte sie leise und während nun die Tochter las, beobachtete sie das Gesicht derselben, über das sich allmählig ein Strahl der unschuldigsten Freude ergoß.

»Nun,« sagte Susanna wieder, als Bettina den Brief zu Ende gelesen hatte und ihn dann langsam auf den Tisch legte, »was sagst Du dazu? Doch halt, zuerst will ich Frau Günther danken, daß sie mitgeholfen hat, uns diese angenehme Ueberraschung zu bereiten. Ja, wir danken Ihnen und Sie haben uns recht erfreut.«

»Na, das dachte ich mir wohl. Aber nun darf ich Ihnen wohl den Kaffee bringen, nicht wahr?«

Susanna nickte und die alte Frau entfernte sich.

»Was soll ich sagen?« fragte Bettina, auf deren Gesicht noch immer das forschende Auge der Mutter ruhte. »Ich finde das Geschenk reizend und den Brief –«

»Nun, den Brief?«

»Ganz übereinstimmend damit. Er sagt Alles, was er sagen kann und soll.«

»Ja, Du hast Recht. Aber die Aufmerksamkeit dieser neuen Nachbarn ist etwas groß, finde ich. »Meinst Du nicht auch?«

Bettina erröthete lebhaft dann sprang sie an die Brust der Mutter, umarmte und küßte sie und rief: »Ich wundere mich gar nicht darüber, lieb Mütterchen. Herr van der Flühe hat Dich gesehen und gesprochen und da hat ihn dieselbe Empfindung ergriffen, die Du allen Deinen Bekannten einflößest.«

Susanna lächelte, so ernst es ihr um's Herz war, freudig auf; dann aber trat sie näher an den goldenen Tisch heran und betrachtete gemeinschaftlich mit Bettina die reizende Gabe der reichen Leute, die ihr immer bedeutender und schwerwiegender erschien, je länger sie mit ihren schönen Augen darauf verweilte und je lebhafter ihr die Besorgniß wieder zum Bewußtsein kam, die sie nach dem gestrigen Besuche des Herrn van der Flühe in Betreff ihrer Tochter gehegt hatte.

#### SECHSTES CAPITEL. DER FLUG DER SCHWARZEN UND DER WEISSEN TAUBE.

Der Morgen dieses Tages war den Bewohnerinnen des kleinen Hauses nach dem Frühstück sehr rasch vergangen. Verschiedene Beschäftigungen in der Wirthschaft nahmen Beide in Anspruch und den übrigen Theil des Vormittags füllten ihre Arbeiten und mitunter Gespräche aus. Erst nach Tisch kleideten sie sich zu ihrem Besuche auf dem Lerchenfels an und sie schmückten sich Beide, wie es ihnen ihre schwachen Mittel gestatteten. Susanna

erschien in ihrem besten schwarzseidenen Kleide, Bettina in einem weißen Mullkleid, das sie heute zum ersten Mal trug, obgleich sie es schon am vergangenen Weihnachten von der Mutter zum Geschenk erhalten hatte. So erschienen Beide einfach und ohne sonstigen Schmuck, denn den besaßen sie nicht. Indessen brauchten sie ihn auch nicht, die Natur hatte sie ja Beide verschwenderisch genug geschmückt und in der That, wer sie heute sah, mußte bekennen, selten zwei Frauen gesehen zu haben, an denen Gestalt und Gesicht, Haltung und Miene in so schönem harmonischen Gleichgewicht standen. Als nun Susanna aber zuletzt ihr weißes Häubchen aufsetzen wollte, wie sie es alle Tage trug, trat Bettina an sie heran und sprach mit bittendem Ton die Worte:

»Sieh Mütterchen, heute könntest Du mir wohl einmal den Gefallen thun, Dein Häubchen im Kasten ruhen zu lassen. Man sieht Dein schönes reiches Haar nicht, wenn Du es so sorgsam bedeckst. Sieh doch, hat man schon je eine vollere Flechte gesehen, wie Du sie heute in einen so schönen Kranz zusammen gelegt hast? O bitte, mach' heute eine Ausnahme von der Regel, der Tag ist ja selbst eine Ausnahme von allen unsern übrigen Tagen.«

»Du Schmeichlerin!« entgegnete Susanna lächelnd und schon halb bereit, den Wunsch der lieblichen Tochter zu erfüllen. »Wenn Jemandes Haar noch schöner und voller ist als das meine, so ist es Dein eigenes, und das finde ich ganz naturgemäß. Aber indem Du mich lobst, läßt Deine Liebe zu mir Dich vergessen, daß es Deine Mutter ist, der Du Deinen Beifall spendest, die schon lange

die Jahre überschritten hat, in denen Frauen ohne Haube gehen. Doch – ich will Dir einmal den Gefallen thun – so bleibe sie denn heute zu Hause, denn Du hast Recht: der heutige Tag ist ein Ausnahmetag und so will ich denn auch einmal meine Regel vergessen!«

Bettina sprang auf sie zu und küßte sie dankbar; bald darauf aber traten Beide den Weg nach dem Hof von Wingerthspring an, wie sie es sich schon am Vormittag vorgenommen, um dem armen Patienten in seiner Einsamkeit einen kurzen Besuch abzustatten und so erst ihre Pflicht gegen den einen Nachbar zu erfüllen, bevor sie sich dem Vergnügen bei dem andern hingaben.

Als die beiden schönen Gestalten mit der freundlichsten Miene in das öde Krankenzimmer traten, wo Jeremias Heiduck noch immer lang ausgestreckt auf seinem unbequemen Lager ruhte, belebte sich das düstere Gesicht des einsamen Patienten auf eine seltsame Weise und er ließ seine Blicke bewundernd von der Einen zur Andern schweifen.

»O,« rief er mit vor Freude funkelnden Augen und streckte Mutter und Tochter beide Hände entgegen, »was ist mir das für ein lieber Besuch und wie tröstet mich schon Ihr bloßer Anblick! Ha, wahrhaftig, und wie sehen Sie frisch und sonntäglich aus! Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen? Gerade wie ein Paar Tauben, Beide gleich reizend an Gestalt und Schwung in Haltung und Bewegung, nur daß die eine schwarzes und die andere weißes Gefieder hat. Bei Gott, wenn ich mir eine von Ihnen aussuchen sollte, da würde mir die Wahl schwer werden und

nun bedaure ich um so mehr, daß ich mich heute mit Ihnen nicht in die Lüfte erheben und einen raschen Flug um den Lerchenfels machen kann.«

Er hielt ihre Hände fest, da sie zu beiden Seiten an seinem Stuhle standen, und küßte sie dann in galantester Weise; die Frauen aber lächelten ihn freundlich an und ließen sich schweigend die seltene Liebkosung des armen Kranken gefallen. Wohl eine halbe Stunde etwa plauderten sie noch mit ihm und versprachen zuletzt, am Abend, wenn sie vom Lerchenfels zurückgekommen wären, ihn noch einmal zu besuchen und ihm treuen Bericht von allem Erlebten abzustatten.

»Ha, ja! Das lasse ich mir gefallen,« rief der alte Herr mit vor Freude glänzendem Gesicht, »wenn Sie das thun, dann will ich mich mit Geduld bis zum Abend getrösten, obgleich mir die Zeit schrecklich lang werden wird bei dem schönen Wetter da draußen und der trüben Luft hier drinnen. Ach!«

Als aber Mutter und Tochter ihn wieder verlassen hatten, schien ihm diese trübe Luft noch viel trüber geworden zu sein und es war ihm, als ab plötzlich alles Licht um ihn her erloschen sei. »Ja, ja,« sagte er, die Hände gefaltet auf seinen Bauch legend, wobei er immer noch nach der Thür blickte, durch welche die lichte Erscheinung verschwunden war, »ich habe ganz recht gehabt, es sind ein Paar herrliche Tauben und sie kommen mir heute Beide, seltsam genug, ganz merkwürdig vor, gerade als ob sie einen kühnen Flug in den freien Lüften

unternehmen und sich einmal die liebe Sonne aus nächster Nähe betrachten wollten. Hm! Ich wüßte wahrhaftig nicht, welche von ihnen hübscher aussah und ich könnte den Menschen beneiden, der sie, seine siegreiche Fahne schwenkend, heute im Fluge erhält. Doch, alter Krüppel, was schwatzest Du da? Du bist nicht der Täuberich geworden, der – der, mit diesen Tauben fliegen und sich da oben, dem Himmelslichte so nahe, sonnen darf. Nein, nein, *der* Täuberich bist Du nicht, Du bist nur ein alter Gänserich, dem man die Flügel gestutzt hat und der nun hier auf dem niedrigen Hof herumwatschelt und sein stilles Leid mit schnatternder Grabesstimme von sich giebt. O Welt, o Welt, was bist Du da draußen so schön und was bin ich doch für ein elender Hund, daß ich hier liegen und nur winseln kann, wo meine Tauben stolz und frei in den sonnigen Lüften flattern!«

---

Nach dem Besuche bei Jeremias hatten sich Susanna und Bettina ein Stündchen in ihren kleinen Rosengarten begeben und sich, was meist nur Sonntags geschah, mit ihren Blumen beschäftigt, denn in den Wochentagen ruhten fast nie ihre fleißigen Hände und selten nur suchten sie auf einem weiteren Spaziergang Erholung, deren auch fleißige Hausfrauen, seltsam genug, weit weniger als Männer zu bedürfen scheinen. So war ihnen die Zeit bis um vier Uhr rasch genug vergangen und jetzt kehrten Beide in ihr Zimmer zurück, um Tücher und Hüte

zurechtzulegen, damit Herr van der Flühe, der sie abzuholen versprochen hatte, nicht zu lange auf sie zu warten brauche, wenn er kam. Daß er sie selbst warten lassen könne, daran dachte Keine von ihnen und in der That wäre das auch eine vergebliche Besorgniß gewesen, denn der junge Herr vom Lerchenfels war pünktlich wie sie und stellte sich noch einige Minuten vor der verabredeten Zeit ein, noch dazu in einer Weise, wie es weder Mutter noch Tochter vermuthet hatte.

Es war noch einige Minuten vor vier Uhr, als man vom Lerchenfels her einen leichten Wagen auf der Landstraße heranrollen hörte, und bald darauf hielt er vor der Thür des Rosengartens und Hugo sprang von dem Sitz und reichte einem kleinen zierlichen Groom, der neben ihm gesessen, die Zügel hin. Der Wagen selbst war ein reizendes kleines Gefährt, offen und mit zwei bequemen Sitzen, die mit blauer Seide ausgeschlagen und auf das Eleganteste gepolstert waren. Davor waren zwei wunderschöne Ponies gespannt, Isabellen mit langen weißen, weit hinflatternden Mähnen und üppigen Schweifen, mit einem Wort, Pferde, wie sie weder Susanna noch Bettina je in ihrem Leben gesehen hatten. Das Geschirr dieser Pferde war ganz einfach schwarz lackirt, aber ungemein zierlich geordnet, wodurch die seltene Farbe der Thiere nur um so heller in die Augen fiel. Als Hugo van der Flühe mit abgenommenem Hute in die Thür des kleinen Hauses trat und das Wohnzimmern schon offen fand, sah er Mutter und Tochter in der Nähe des schönen vergoldeten Blumentisches stehen, der an ein Fenster gerückt

war, um das nöthige Licht zu erhalten. Des jungen Mannes Gesicht strahlte vor Freude und seine blauen Augen leuchteten hell auf, als er sie, den Tisch gar nicht beachtend, von Susanna nach Bettina schweifen ließ und sie dann höflich begrüßte.

»Da bin ich,« sagte er mit glücklich lächelnder Miene, »und ich sehe, daß auch Sie pünktlich sind und sich außerdem, was mich sehr freut, ganz wohl befinden. Es ist heute sehr warm draußen und damit Sie nicht ermüdet auf dem Berge ankommen, habe ich mir die Freiheit genommen, einen kleinen Parkwagen mitzubringen, und ich möchte wohl, daß mein kleines Gefährt Ihnen gefiele.«

»Sie sind sehr gütig, Herr van der Flühe,« nahm Susanna das Wort, »und wir wissen kaum, was wir zu der freundlichen Aufmerksamkeit, die Sie uns schenken, sagen sollen. Da sehen Sie hier – da steht Ihr reizender Blumentisch und Sie haben uns damit eine um so größere Freude bereitet, als die schöne Gabe so ganz unerwartet kam. Nehmen Sie also unsern herzlichsten Dank entgegen und seien Sie überzeugt, daß wir die Gabe und den Geber wahrhaft zu schätzen wissen.«

Ueber Hugo's fein geröthetes Gesicht verbreitete sich ein noch lebhafterer Freudenglanz, als er Susanna's Hand der seinen entgegengestreckt sah. Er ergriff sie und ehe sie es verhindern konnte, hatte er mit einer raschen Bewegung seines Kopfes einen Kuß auf die feine weiße Hand gedrückt.

»O,« sagte er mit einem überaus gewinnenden und glückseligen Lächeln, »Sie glauben gar nicht, wie angenehm es ist, wenn man auf so leichte Weise Jemandem eine Freude bereiten kann. Doch ist die Gabe viel zu unbedeutend, als daß wir noch viele Worte darüber zu machen brauchten. Nur Eins erlaube ich mir in Bezug darauf zu bemerken. Mir dürfen Sie am wenigsten für diese Blumen danken, denn von mir stammt nicht einmal der Gedanke her, sie Ihnen zu senden. Vielmehr war es mein gütiger Vater, der ihn angeregt hat, denn er denkt an Alles und ist stets geneigt, Anderen Freude zu bereiten. Hat nun diese kleine Gabe den Erfolg gehabt, den er in seinem wohlwollenden Herzen beabsichtigte, so ist sein und mein Wunsch erfüllt und nun lassen Sie uns kein Wort mehr darüber verlieren. – Und so bitte ich Sie denn, sich zu Ihrem Besuch auf Lerchenfels zu rüsten; die Zeit vergeht schnell und wir haben so Manches zu betrachten, was vielleicht Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. – Doch nein, ich habe Ihnen leider doch noch Etwas zu sagen,« unterbrach er sich plötzlich, indem seine Miene gleichsam von einem ernsteren Gedanken beschattet wurde, »was Sie gewiß nicht erwartet haben, und ich bedaure von ganzem Herzen, daß ich durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen bin. Meinen Vater nämlich kann ich Ihnen heute leider noch nicht vorstellen. Er ist heute Morgen krank geworden, nicht gerade ernstlich, aber doch so, daß ihm bei seinen Jahren Schonung geboten ist. So will er denn lieber heute ganz still auf seinem Zimmer bleiben und von dort aus Sie wenigstens mit mir

kommen sehen. Im Ganzen ist das Programm, welches ich für diesen Nachmittag entworfen, dadurch nicht geändert worden, nur müssen Sie so genügsam sein, es sich in meiner Gesellschaft allein bei uns gefallen zu lassen. Mein Freund Hochstraaten nämlich hat mich heute auch gleich nach Tische verlassen und sich nach Lerchendorf zur Frau Professorin Graach begeben. Er hat neulich die alte Dame mit mir besucht und ihr characteristisches Gesicht hat Eindruck auf sein Künstlerauge gemacht. Da ist denn rasch die Idee in ihm entstanden, Frau Cornelia und vielleicht auch ihre hübschen Enkelinnen zu malen, und so ist er heute zu ihnen gegangen, um sich die Erlaubniß dazu auszubitten.«

Das Letztere war Susanna und Bettina ganz neu, das konnte man auf ihren freudig erregten Mienen lesen, aber sie sagten darüber nichts und Susanna erwiderte nur auf die erstere Mittheilung Herrn van der Flühe's:

»Daß Ihr Herr Vater leidend ist, bedaure ich recht sehr. Aber wäre es unter diesen Umständen nicht gerathener, daß auch wir unsern Besuch aufgäben, um irgend welche Störung bei dem Patienten zu vermeiden?«

»O nein,« erwiderte Hugo schnell, »das brauchen Sie nicht zu befürchten, Ihr Besuch stört meinen Vater ganz und gar nicht. Er bewohnt seine eigenen Zimmer und die Räume, die wir heute betreten, liegen weit von denselben ab. Es würde ihm sogar selbst am peinlichsten sein, wenn er denken müßte, sein Unwohlsein hätte Sie abgehalten, Ihr Versprechen zu erfüllen und mir – ich sage das ehrlich – ein Vergnügen zu rauben, auf das ich mich seit

gestern unendlich gefreut habe. Also bitte, kommen Sie – Sie machen mich glücklich damit!«

Mutter und Tochter weigerten sich keinen Augenblick mehr, dieser so warm und herzlich ausgesprochenen Bitte zu folgen. So setzten sie denn ihre leichten Strohhüte auf, nahmen ihre Tücher und zogen sich die Handschuhe an. Bald waren alle Drei in den Garten getreten und Susanna übergab der alten Frau Günther die Obhut des Hauses. Während sie noch mit derselben sprach, war Bettina schon mit Herrn van der Flühe nach dem Wagen gegangen und, von der Schönheit der kleinen Pferde angezogen, trat sie an sie heran und streichelte ihren runden Hals, den das eine, welches die Hand am längsten berührte, stolz schüttelte, als freue es sich über die zarte Berührung.

»Gefallen sie Ihnen?« fragte Hugo, sich dicht neben das junge Mädchen stellend.

»O, sie sind reizend, ich habe nie so zierliche und schöne Thiere gesehen.«

»Das glaube ich wohl. Es sind javanesische Bergpferde, die mein Vater auf einem seiner Schiffe hat mitbringen lassen und die sehr wild und unbändig waren, als sie nach Amsterdam kamen. Jetzt sind sie so fromm und sanft, daß eine Kinderhand sie leiten kann. Fassen Sie sie nur dreist an – so – sie haben solche Liebkosungen gern. – Ich möchte wohl, daß Sie damit fahren lernten,« setzte er mit einem freundlichen Blick auf das liebliche Mädchen hinzu.

Bettina sah ihn mit strahlendem Lächeln an, während sie mit ihrer Hand in die seidenweiche weiße Mähne des niedlichen Thieres griff und sie wohlgefällig streichelte.

»Wozu sollte das nützen?« sagte sie dann. »Ich kann ja doch keinen Gebrauch davon machen.«

»Warum nicht? Wenn es Ihnen nur irgend Vergnügen gewährt, so stelle ich sie Ihnen zur Verfügung, mit diesem oder einem andern Wagen, und Sie können dann nach Belieben eine Spazierfahrt machen, zum Beispiel nach Neuwied mit Ihrer Frau Mutter – oder auch nach Lerchendorf,« setzte er mit lebhaftem Lächeln hinzu, »wenn Sie sich einmal wieder ein Stickmuster holen wollten und es zufällig dabei regnete.«

»O, was würden die Leute dazu sagen!« rief Bettina aus, während glühender Purpur ihre Wangen übergieß.

»Was die Leute dazu jagen würden? Ach, wer wird sich daran kehren! Darüber muß man sich wegsetzen, wenn man nichts Unrechtes thut.«

»Bisweilen muß man sich doch daran kehren,« nahm jetzt Susanna das Wort, die unterdessen herangekommen war und das letzte Gespräch gehört hatte, während auch sie mit freudigem Auge das schöne Gespann betrachtete. »Was sich für reiche Leute schickt, schickt sich nicht für solche, die in unseren Verhältnissen leben. Doch Sie scherzen ja nur! Herr van der Flühe, so nehme ich wenigstens Ihr sonst so gütiges Anerbieten auf.«

»O nein, Frau Wunderhold,« sagte nun Hugo, zu ihr gewandt, sehr ernst, »ich scherzte diesmal nicht, es ist

sogar mein vollkommener Ernst. Was kann Jemand dabei finden, wenn mein Vater ein Gespann auf Wingertspring hält und zu Ihrer Verfügung stellt? Und was Sie betrifft, Fräulein Bettina,« wandte er sich wieder zu Dieser, »so erlaube ich mir, Ihnen noch einen anderen Vorschlag zu machen. Sie können auch reiten lernen und ich bin gewiß, das wird Ihnen ein großes Vergnügen gewähren, wenn Sie es erst einmal versucht haben. Sie glauben nicht, wie angenehm das ist. Ich habe ein kleines arabisches Vollblutpferd, das ist trefflich zugeritten und eignet sich ganz vorzüglich für eine Dame, da es fromm wie ein Lamm ist.«

»Reiten? Ich?« fragte Bettina, sich scheu nach ihrer sinnend daneben stehenden Mutter umblickend. »O, das muß ja köstlich sein! Aber nein, das kann ja wirklich nur ein Scherz sein, nicht wahr?«

»Für heute, ja!« erwiderte Hugo sanft, da er an dem erstaunten Gesichtsausdruck Frau Wunderhold's sah, daß er für den Augenblick nicht weiter gehen dürfe, »aber wir kommen ja nun wohl öfter zusammen und da können wir diese Angelegenheit noch weiter besprechen. Doch jetzt, meine Damen, nehmen Sie gefälligst Platz, die Zeit vergeht in der That.«

Er half zuerst Susanna, dann Bettina in den niedrigen Wagen steigen; dann schwang er sich selbst neben den Groom auf den vordersten Sitz, nahm diesem die weißen Zügel ab und pfiff, und augenblicklich stoben die flüchtigen Pferde davon, als müßten sie mit dem Wind um die Wette laufen.

Hugo drehte sich halb nach den über das seltene Vergnügen vergnügt und doch erstaunt hinter ihm Sitzenden um, nickte ihnen lächelnd zu und sagte: »Ehe wir nach dem Lerchenfels hinauffahren, will ich meine kleinen Isabellen einmal erst auf ebener Erde laufen lassen, damit Sie sich überzeugen, wie flüchtig sie sind und wie leicht man sie in der Gewalt hat. Wenn Sie das mit eigenen Augen sehen, Frau Wunderhold, werden Sie mir gewiß gestatten, einmal mit Ihnen eine weitere Fahrt zu unternehmen und dann ist die Gelegenheit geboten, Fräulein Bettina das Fahren zu lehren.« Und mit einem Blick auf den neben ihm sitzenden Groom, fügte er mit seinem feinen Lächeln hinzu: »Er ist ein ächter Holländer und spricht und versteht kein Wort Deutsch. Sie brauchen sich also gar nicht zu geniren, mir zu sagen, was Sie an dem Wagen, den Pferden und dem Fuhrmann auszusetzen haben.«

»Nichts, gar nichts,« sagte Susanna, »als daß Letzterer zu gütig und aufmerksam ist. Ach, wie das rasch und leicht dahinrollt.«

In der That, sie hatte Recht. Die kräftigen Pferde, die lange nicht aus dem neuen Stall gekommen waren, schienen mit dem leichten Gefährt zu spielen und im flüchtigsten Laufe flogen sie auf der ebenen Straße am Rhein dahin und es dünkte den seelenvergnügt im Wagen Sitzenden noch keine fünf Minuten gedauert zu haben, da tauchte zwischen den Baumwipfeln zur rechten Hand schon der Thurm von Lerchendorf auf. Aber nur bis zur Brücke vor dem Dorfe ließ Hugo den Pferden freien Lauf,

hier hielt er sie an und indem er sie eine Wendung machen ließ, sagte er, langsamer fahrend:

»Nach Lerchendorf dürfen wir heute nicht, sonst hält uns am Ende die Frau Professorin fest und aus unserm Vorhaben in Betreff des Lerchenfels wird dann nichts. Das wäre schade und lieber wollen wir Ihren Freunden ein andermal unsern Besuch abstatten und sie in einem zweiten Wagen mitnehmen – wenn mein Freund Hochstraaten nichts dagegen hat, der auf seine neuen Portraits wie versessen ist. – Doch nun, Frau Wunderhold – wie gefällt Ihnen die Spazierfahrt?«

Susanna's sonst bleiches Gesicht glühte heute von einer seltenen Freude auf und sie war so heiter geworden, wie Bettina sie fast noch nie gesehen hatte. »Sie ist wunderschön,« sagte sie, dem galanten Fuhrmann herzlich zunickend, »und so bin ich noch nie gefahren, wie ich auch noch nie in einem so bequemen Wagen gesessen habe. Aber bitte – fahren Sie immer so langsam, der Genuß ist noch größer, man sieht mehr und die Freude dauert länger.«

»O, was das betrifft, so will ich sie Ihnen schon öfter verschaffen und wir haben noch eine gute Strecke zu fahren, ehe wir das Schloß betreten. Ich denke nämlich,« wandte er sich an die hochbeglückt neben ihrer Mutter sitzende Bettina, »wir fahren erst im Park umher und zeigen Ihrer Frau Mutter die Gärten – und alles außerhalb des Schloßbereichs Gelegene, nicht wahr?«

»Ich habe keinen Wunsch mehr,« erwiderte Bettina, mit einem Arm ihre Mutter umfassend, »ich bin schon

jetzt vollkommen befriedigt; aber wenn ich noch etwas sagen darf, so stimme ich Ihrer Ansicht bei; auf diese Weise sieht meine Mutter das Schönste zuletzt, wie es auch uns neulich erging.«

Hugo van der Flühe nickte beistimmend und bald kam man am Fuß des Lerchenfels an und er lenkte mit unsichtbarem Fingerdruck die Pferde in den neuen Fahrweg hinein, der in bequemen Schlangenwindungen nach der chinesischen Mauer hinaufführte. Von seinem Zügel gehalten, gingen die Pferde jetzt im Schritt, bei einer neuen Wendung des Weges aber, von wo man zuerst der Vorderfront des Schlosses ansichtig wurde, hielt er sie ganz an und indem er sich zu den hinter ihm Sitzenden umwandte, fragte er:

»Haben Sie scharfe Augen, meine Damen?«

Susanna hatte ihre Blicke schon voller Spannung auf das Schloß gerichtet, das sie ja noch nie aus solcher Nähe gesehen, daher antwortete Bettina für sie mit: »Wir sehen Beide sehr gut – wohin sollen wir unsere Augen richten?«

Hugo deutete mit der Peitsche nach dem Schlosse und sagte: »Sehen Sie wohl das zweite Fenster im ersten Stockwerk? – Das mit den blauen Gardinen meine ich.«

»O ja,« erwiderte Bettina, »wir sehen es, und wenn ich nicht irre, steht ein alter Herr am Fenster und sieht mit einem Fernglas nach uns her.«

»Na,« erwiderte Hugo lachend, »ich sehe, Sie haben wirklich gute Augen. Aber dieser alte Herr mit dem weißen Haar ist mein Vater, denn dort liegt sein Wohnzimmer und da er nicht das Vergnügen hat, Sie heute in der

Nähe zu sehen, giebt er sich Mühe, Sie mit Hülfe seines Glases zu erkennen, was ihm auch wohl gelingen wird. Ah – sehen Sie wohl – er grüßt mit der Hand – er weiß also, daß ich Sie heimbringe.«

Susanna und Bettina waren still geworden und schauten unverwandt nach dem Schlosse empor, während der Wagen wieder langsam weiter fuhr. Als sie sich dem ersten noch mehr näherten, sahen sie deutlich, wie der alte Herr fortwährend mit der Hand grüßte und sogar einen Fensterflügel öffnete. Jetzt verbeugten sich auch die also Begrüßten und Bettina's Auge zeigte sich so scharf, daß sie gleich darauf zu Hugo und ihrer Mutter sagen konnte:

»Ihr Herr Vater – Ich sehe ihn jetzt ganz deutlich – hat ein würdiges und schönes männliches Gesicht, aber allerdings sieht er etwas leidend und angegriffen aus.«

»Ich bewundere Ihre Augen immer mehr,« erwiderte Hugo van der Flühe, »Sie sehen vortrefflich. O ja, mein Vater ist ein ganz ansehnlicher Mann und in der That auch ein würdiger alter Herr. Sein leidendes Aussehen aber wird hoffentlich nicht lange dauern, denn die Bergluft, denke ich, wird ihn bald wieder stärken. So. Jetzt sehen wir ihn nicht mehr und wir machen die letzte Biegung. Da – haben Sie schon Herrn Heiducks chinesische Mauer und nun werde ich immer so langsam fahren, damit Ihre Frau Mutter sich in aller Ruhe den Park betrachten kann.«

Man war dicht vor der hohen Mauer angekommen, welche das ganze große Gut Lerchenfels umgab, aber

heute verschloß sie nicht das hinter ihr liegende ›himmlische‹ Reich, im Gegentheil, das große Thor stand weit geöffnet und der Portier in seinem goldverbrämten blauen Rock stand mit abgezogenem Hute davor und verbeugte sich ehrerbietig vor den einfahrenden Herrschaften. Kaum aber war der kleine Wagen mit seinen Insassen innerhalb der Mauer angelangt, so schlugen hinter ihm laut krachend die Thorflügel zu und heute würde sich wahrscheinlich keiner wieder, auch nicht einmal die kleine Pforte geöffnet haben, wenn es irgend einem Besucher eingefallen wäre, den Einlaß zu begehren.

Langsam nun, wie er es gesagt, fuhr Hugo van der Flühe jetzt seine Gäste in den vom reichsten Laube beschatteten Park ein und den staunenden Blicken Susanna's erschloß sich allmählig ein Reiz nach dem andern. Zuerst lenkte er die willigen Pferdchen zur linken Seite des Schlosses ab und an jedem Punkte, wo etwas Schönes zu sehen war, hielt er eine Weile still und erklärte der Mutter Bettina's, was Diese schon kannte, Jene aber noch nie gesehen hatte. Schön, das sagte sie sich wiederholt selbst, hatte sie nach den ihr zu Theil gewordenen Beschreibungen den Park und die Gärten von Lerchenfels sich vorgestellt, aber was sie jetzt in bequemster Weise sah, übertraf so weit alle ihre Erwartungen, daß sie mit jedem Augenblick mehr erstaunte und keine Worte fand, ihre Empfindungen auszudrücken. Nur von Zeit zu Zeit stieß sie einen hörbaren Laut der Verwunderung oder Ueberraschung aus und dieser hallte eben so laut

in der Brust ihres Führers wieder, das sah man an seinem glücklichen Gesicht, an seinen feurig leuchtenden Augen, mit denen er, die Freude der so Hoherfreuten im Herzen mitempfindend, bald die Mutter, bald die Tochter anschaute. Bettina war über das Erstaunen der Mutter nicht minder entzückt, und obgleich sie das Meiste schon genauer kannte, glaubte sie doch heute erst Alles im rechten Glanze zu sehen und der Genuß der theuren Mutter vermehrte den eigenen um ein Bedeutendes.

Hugo wählte, so oft er es konnte, Wege, die auch Bettina früher noch nicht betreten hatte, immer aber lenkte er auf die schönsten Punkte zurück, die sie ihrer Mutter bereits geschildert. So kam man denn heute auch bei den herrlichen Treib- und Blumenhäusern vorüber und Hugo zeigte den Damen seines Vaters Ueberfluß an seltenen Gewächsen, so daß sie jetzt erst einsehen lernten, eine wie unbedeutende Gabe, mit diesen reichen Vorräthen verglichen, der zierliche Blumentisch gewesen war, der jetzt in ihrem kleinen Hause stand.

Ohne daß sie es eigentlich merkten, kamen sie immer höher auf den Felsen hinauf, bis sie endlich vor dem zierlichen Borkenhäuschen hielten, in welchem die jungen Mädchen neulich mit Jeremias Heiduck in Hugo's, seines Freundes und Herrn Magnus Gesellschaft so munter gewesen waren.

Hugo ließ aber heute die Damen nicht aussteigen, vielmehr durften sie die schöne Aussicht, die sich hier oben bot, nur von ihrem Sitze im Wagen aus betrachten. Susanna war mit der Zeit ganz still geworden. Kein Wort

mehr kam über ihre Lippen und sie drückte nur wiederholt die Hand der Tochter, die sie schon längst gefaßt hatte. Nein, so schön hatte sie sie sich den Park nicht vorstellen können, wie sie ihn jetzt und namentlich hier oben fand, und kaum konnte sie sich von der herrlichen Aussicht trennen, die ihr hier die fernen blauen Gebirge, der schlängelförmig sich windende Strom und die kleinen Städte und Flecken boten, die an seinem Ufer stromab- und aufwärts zerstreut lagen. Ach, und auch ihr heimatliches Städtchen sah sie ganz deutlich vor und unter sich liegen und Hugo deutete mit freudestrahlendem Gesicht auf ihr winziges Häuschen hin, das sein graues Schieferdach zwischen den grünen Lindenblättern hervorschimmern ließ.

Endlich aber mußte sie sich doch trennen. Der Aufenthalt zu Hause, die Fahrt am Rhein entlang und die im Park umher hatte viel Zeit fortgenommen und die Sonne war schon tief hinabgesunken und noch hatte man das Schloß nicht berührt, in dem doch auch noch Viel zu betrachten war.

Jedoch immer langsam fuhr Hugo weiter und er wählte zu dem Rückweg den Berg hinunter denselben Weg, auf dem er neulich mit den vier Mädchen und Jeremias hinaufgestiegen war. So kam man an den mannigfach geschmückten Blumenbeeten vorüber, durchschnitt die großen Rasenflächen, auf denen mächtige Eichen, Buchen und Birken in malerischen Gruppen standen, und langte endlich auf dem Vorplatz des Schlosses an dem

seine Wasserstrahlen lustig emporschleudernden Brunnen an, wo Susanna zum ersten Mal der Anblick der ehren Wächter des Schlosses zu Theil wurde.

»Hier nun müssen wir endlich aussteigen,« sagte Hugo van der Flühe, übergab seinem Groom die Zügel und sprang auf den Boden, um den Damen seine Hand zu reichen.

Als Susanna wieder auf ebener Erde stand, sah sie sich wie in einer neuen Welt träumend um; doch nicht lange ließ ihr der Führer zu ihrem Staunen Zeit, sondern er bot ihr den Arm und führte die fast Zagende die breiten steinernen Stufen nach dem Portal hinauf, über dem das Wappen seines Vaters prangte und auf dessen Treppentwangen die wachehaltenden Hellebardiere standen.

Den ehrerbietig sich verbeugenden Dienern freundlich zunickend, schritt er an ihnen vorüber und trat durch die weit geöffnete Flügelthür in die gewaltige Halle ein, die mit ihrem bunten Farbenspiel im beginnenden Abendlicht einen noch größeren Eindruck auf den Beschauer als bei vollem Tagesglanze hervorrief.

»So,« sagte er, sich vor Susanna höflich verneigend, »jetzt sind Sie in meines Vaters Behausung und ich heiße Sie in seinem Namen willkommen. Werfen Sie gefälligst einen Blick um sich her, dann aber steigen Sie mit mir eine Treppe höher, denn ich beabsichtige Ihnen heute einige der sogenannten Gesellschaftszimmer des Schlosses zu zeigen, die auch Sie, Fräulein Bettina, neulich noch nicht gesehen haben.«

Er bot Susanna von Neuem den Arm und Bettina schloß sich der Mutter an, die kaum der Befangenheit Herr werden konnte, von welcher sie sich in diesem kostbaren Raume ergriffen fühlte. Schweigend schritt sie mit fast bebenden Knien auf dem weichen Teppich die breiten Stufen empor und als ob ihr der Athem zu kurz gewesen wäre, wie einst Jeremias Heiduck, war es ihr lieb, als ihr Führer auf dem zweiten Treppenabsatz einen Augenblick stehen blieb.

»Das ist der Ritter, liebe Mutter,« sagte Bettina, auf die Statue in blauer Rüstung deutend, vor der sie gerade still standen, »von dem ich Dir neulich erzählte, daß er ein Gesicht von Wachs habe, das dem des Herrn van der Flühe, des Aelteren, so ähnlich sehen soll. – O bitte, Herr van der Flühe,« wandte sie sich mit freundlicher Miene an Hugo, »hätten Sie wohl die Gefälligkeit, auch meiner Mutter das Visir zu lüften, hinter dem sich das Gesicht des Ritters verbirgt?«

Hugo lächelte, doch rührte er sich nicht von der Stelle. »Ich erfülle sehr gern Ihre Bitte,« sagte er dann, »obgleich ich mir vorgenommen hatte, Ihrer Frau Mutter das Gesicht des Ritters erst zu zeigen, wenn der Mechanismus daran angebracht ist, den wir schon lange in Holland bestellt haben und der leider noch immer nicht eingetroffen ist. Allein, wenn Sie es wünschen, so werde ich die Feder in Bewegung setzen, späterhin, wenn er fertig ist, können Sie es sich ja noch einmal betrachten.«

Bei diesen Werten löste er sanft Susanna's Arm aus dem seinen und trat an das Fußgestell des Ritters heran. Er drückte auf die nur dem Eingeweihten bekannte Feder, ein schnarrender Ton ließ sich wie damals vernehmen und mit einem lauten Geräusch flog das Visir des Ritters empor und es zeigte sich wieder das schöne in Wachs modellirte Gesicht des weißbärtigen Ritters.

Susanna rieselte, als solle sie etwas Unheirnliches oder Drohendes sehen, ein leichter Schauer durch die Glieder, als das Visir klappend in die Höhe fuhr und nun die edlen Züge des Gesichts wie das eines Lebenden den ihrigen entgegen traten. Auch die Augen, das hatte selbst Bettina früher nicht bemerkt, bewegten sich einen Augenblick dabei und dieser Umstand vermehrte die Täuschung, daß man einen lebendigen Menschen vor sich habe. Die Anderen dagegen standen lautlos Susanna zur Seite, die sich jetzt, als bedürfe sie einer Stütze, auf Bettina lehnte.

Lange, wie geistesabwesend, starrte sie auf das klare, bärtige Gesicht des Ritters hin. Immer tiefer bohrten sich ihre Augen in die feinen Züge und immer beklommener athmete dabei ihre Brust. Plötzlich seufzte sie schwer auf, warf einen seltsam raschen Blick auf Bettina, dann auf ihren Führer und bedeckte sich endlich die Augen mit ihrem Tuche.

»Was ist Ihnen?« fragte Hugo mit seiner weichen wohlklingenden Stimme. »Es ist Ihnen hier doch nicht zu kühl?«

Susanna schien sich wieder gesammelt und erholt zu haben. Sie nahm das Tuch von den Augen und versuchte zu lächeln, aber die ihr so Nahestehenden bemerkten, daß sie auffallend bleich geworden war.

»Nein,« sagte sie mit einer, wie von tief innerer Bewegung leise vibrierenden Stimme, »nur ist es nicht zu kühl, aber – aber das Gesicht dieses Ritters – es ist sehr seltsam – hat auf mich einen wunderbaren Eindruck gemacht. – Ist es wahr,« fuhr sie gleich darauf fort und senkte ihren tiefdringenden forschenden Blick in das Auge des jungen Mannes, »daß – daß dies Gesicht dem – Ihres Herrn Vaters ähnlich sieht?«

»So sagt man,« erwiderte Hugo mit großer Ruhe, »aber ich selbst finde die Aehnlichkeit sehr gering.«

»So!« Und sie warf noch einen langen Blick auf des Ritters sie ruhig betrachtendes Gesicht und dabei seufzte sie noch einmal laut auf. Dann aber wandte sie sich rasch nach Hugo um und sagte mit beklommener Stimme: »Bitte, schließen Sie das Visir wieder, das Gesicht wirkt ganz seltsam auf mich.«

Hugo näherte sich sofort der verborgenen Feder und drückte daran und einen Augenblick später flog das Visir herab und es wiederholte sich dabei der hörbar klappende Ton.

»So,« sagte Susanna, tief aufathmend, »jetzt ist mir wieder wohl und nun wollen wir, wenn es Ihnen gefällig ist, weiter gehen.«

Hugo bot ihr höflich den Arm, sie nahm ihn dankbar an und stieg nun rascher als vorher die wenigen Stufen

hinauf, die in das Hauptstockwerk des Schlosses führten. Aber dabei sprach sie kein Wort, gedankenvoll und fast in sich versunken schaute sie vor sich nieder und alles Schöne, was sie in der ersten halben Stunde sah, schien für sie kaum vorhanden zu sein. Ob dieser seltsame Geisteszustand Hugo auffiel, wissen wir nicht und glauben es kaum, da er nur zu beflissen war, beide Damen zu unterhalten und sie bald auf Dies, bald auf Jenes aufmerksam zu machen, und noch viel weniger fiel derselbe Bettina auf, da sie selbst Viel zu sehen und zu hören bekam und wiederum ganz neue Eindrücke von dem Glanz und dem Reichthum des Lerchenfelder Schlosses empfing.

Auf dem breiten Corridor des bis jetzt noch unbewohnten Stockwerks angelangt, fand man einen Diener vor einer großen Flügelthür stehen, der auf seines jungen Herrn Wink dieselbe öffnete, ohne mit in das Innere einzutreten. Man sah einen langen und hohen prachtvoll decorirten Saal vor sich, dessen von verschiedenen Holzarten künstlich zusammengefügteten Fußboden große persische Teppiche bedeckten. Die Möbel waren kostbar, von dunklem Holz; herrliche Gemälde niederländischer Meister schmückten die Wände; zwischen den Fenstern hingen ungeheure Spiegel in schön geschnitzten und reich vergoldeten Rahmen; in den Ecken standen auf buntfarbigen granitene Sockeln Statuen aus weißem Marmor und von dem prachtvoll gemalten Plafond hingen drei wunderbar glitzernde Crystallkronen nieder, die sämmtlich mit schneeweißen Wachskerzen besteckt waren.

Aehnlich wie dieser erste, waren auch die anderen Säle ausgestattet, durch die man langsam der Reihe nach schritt, und Bettina schien die Pracht, die ihren einfachen Sinn fast blendete und sie vor Verwunderung verstummen ließ, kein Ende zu nehmen, vielmehr sich von Raum zu Raum zu steigern. Endlich aber hatte man die ganze Vorderfront und den linken Seitenflügel des Schlosses durchwandert und kehrte nun über den Corridor wieder in den rechten Flügel zurück, in welchem der Herr des Hauses und dessen Sohn ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten. Hier öffnete Hugo eine Thür, die inwendig wie auch die ihr gegenüberliegende, mit blauen Sammetportieren verhangen war, eine Farbe, die den kostbaren Damastgardinen der beiden großen Fenster entsprach, vor denen ein breiter, die ganze Gegend beherrschender Balcon angebracht war. Die Anordnung in diesem mäßig großen Zimmer war reich, aber ebenso solid wie von wunderbar schönem Geschmack. Alle Möbel waren von hellem Holz, die Ueberzüge der verschieden gestalteten Sophas und Sessel bestanden aus dunkelblauem Sammet; den Fußboden verhüllte vollständig ein weicher mit bunten Blumen bestickten Teppich, über den der Fuß geräuschlos mehr glitt als schritt, und auf einem runden Tisch, um welchen drei zierlich geformte Sessel aufgestellt waren, in der Mitte des Zimmers, gerade unter einer Ampel von blauem Crystall, die eine große indische Wasserblume vorstellte, sah man in vergoldeten Schalen

Erfrischungen und im Treibhause gezogene Früchte aufgetragen, denen eine Champagnerflasche, in einem silbernen Eiskühler geduldig der Erlösung ihres Feuergeistes harrend, gemüthlich Gesellschaft leistete.

Als man in dies Zimmer eingetreten war, bemerkte man einen älteren Diener, der in weißen Strümpfen und Schnallenschuhen und im hellblauen Frack hinter einem der Sessel stand, nachdem er eben den Tisch in Ordnung gebracht zu haben schien; sogleich aber, als er seinen jungen Herrn erscheinen sah, zog er sich mit einer Verbeugung in eine Ecke zurück, der Befehle harrend, die ihm alsbald zu Theil werden würden.

»Hier, meine Damen,« sagte Hugo mit höflicher Verneigung und freudigem Lächeln, »wollen wir endlich ein wenig rasten und eine wohlverdiente kleine Erfrischung genießen.« Und nachdem er einen raschen Blick über den reich besetzten Tisch hatte schweifen lassen, wandte er sich nach dem Diener um und sagte mit freundlicher Miene, indem er sich der holländischen Sprache bediente:

»Dyk, ich brauche Sie nicht, doch halten Sie sich in der Nähe bereit. Wenn ich später die Glocke rühre, lassen Sie einen Wagen vorfahren, aber einen geschlossenen, der Abend wird kühl werden, wie mir scheint.«

Lautlos sich verbeugend schritt der Diener aus dem Zimmer und der junge Mann war mit seinen beiden Gästen allein. Bald saßen sie gemüthlich bei einander und Hugo machte den aufmerksamsten Wirth mit einer Freundlichkeit, die ihm, wie man wohl sah, aus dem Herzen kam, und einer Gewandtheit, als ob er alle Tage eine

ähnliche Pflicht zu erfüllen hätte. Bald perlte der edle Wein in den crystallinen Gläsern und Hugo trank das erste Glas auf das Wohlsein seiner Gäste, die dankend die schäumenden Kelche an die Lippen führten und dann von den so reichlich dargebotenen Erfrischungen genossen. Aber seltsam, so heiter der Wirth war und so viel Mühe er sich gab, eine muntere Unterhaltung zu Stande zu bringen, das vorher so lebhaftes Gespräch wollte nicht wieder recht in den Gang kommen. Wenigstens Susanna schien das Gesicht des blauen Ritters in der Halle allen Muth benommen zu haben, es fortzusetzen, und Bettina nahm zu innigen Antheil an der sichtbaren inneren Bedrückung ihrer Mutter, als daß sie im Stande gewesen wäre, sich von dem Einfluß derselben gänzlich frei zu ringen und ihrem Wunsche, den Wirth in seinen Bestrebungen zu unterstützen, einen Ausdruck zu geben.

Hugo van der Flühe hatte mit aufmerksamem Blick die Stimmung Beider beobachtet und glaubte auch den Grund derselben errathen zu haben. Um den schweigsamen Geist zu bannen und das Wesen der ihm so werthen Frauen wieder aufzuheitern, nahm er endlich zu einer geschickten Wendung seine Zuflucht, indem er direct und kühn auf die Ursache der störenden Einwirkung losging.

»Sie sind noch immer schweigsam und gedankenvoll, Frau Wunderhold,« sagte er und ließ einen Augenblick seine Hand auf der ihren ruhen, die eben eine Pfirsich zerschnitt. »Sie waren es bis zu einer gewissen Zeit nicht und ich muß also den Grund Ihrer Verstimmung dem geschmacklosen blauen Ritter zuschreiben, denn von dem

Augenblick an, wo Sie ihn sahen, begann dieselbe sich zu zeigen. Sagen Sie mir aufrichtig, habe ich nicht Recht?«

Susanna hielt in ihrer Beschäftigung inne, sah den jungen Mann mit einem forschenden Blick an und sagte dann leise aufathmend, als habe es ihr wohlgethan, daß der Bann, unter dem sie lag, durch das hörbare Wort gebrochen wurde: »Ja, Sie haben Recht, Herr van der Flühe, nur nennen Sie es nicht mit dem richtigen Namen, wenn Sie mich für verstimmt halten, während ich nur sinnend und gedankenvoll bin. Doch jetzt ist es mir sehr lieb, daß Sie das Gespräch auf den Ritter leiten, nach dem zu fragen ich schon lange die Neigung fühlte und es nur nicht wagte, weil ich mich nicht dem Vorwurf Ihrerseits aussetzen wollte, neugierig und, ich möchte sagen, aufdringlich zu erscheinen. Ja und nun mit einem Wort: jener blaue Ritter hat mich stumm und zugleich sehr nachdenklich gemacht.«

»Warum?« fragte Hugo eben, als Bettina rasch den Kopf erhob und nach der vor ihr befindlichen Portiere schaute. »Was giebt es?« unterbrach sich der junge Mann, der ihr hastiges Aufschauen bemerkt hatte, und blickte nun ebenfalls lauschend nach der Portiere hin.

»Ich glaubte nur, sie bewege sich, als ob Jemand in das Zimmer treten wollte,« erwiderte Bettina; »doch entschuldigen Sie meine Unterbrechung, es lag das gar nicht in meiner Absicht.«

Hugo erhob sich schnell von seinem Sitz und schritt auf die Portiere zu, die er weit aus einander schlug, während er sich im Nebenzimmer umblickte. Dann trat er

wieder an den Tisch zurück, nahm seinen früheren Platz ein und sagte, sich lächelnd zu Bettina neigend und dabei die Gelegenheit benutzend, ihr leeres Glas zu füllen:

»Sie haben sich geirrt, es war Niemand im Nebenzimmer und wir sind gänzlich ungestört. Also warum, Frau Wunderhold,« frage ich noch einmal, hat jener Ritter Sie so stumm und nachdenklich gemacht?«

»Ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein,« erwiderte Susanna mit einer Bettina auffallenden Festigkeit, »da Sie ja so überaus gütig gegen uns sind und uns auch Ihr Vertrauen dadurch erweisen, daß wir die Ersten von unseren Freunden sind, die auf diese Weise Ihre Gastfreundschaft genießen. Auch sehe ich nicht ein, warum ich mein – nun ja –« und hier streifte ihr Blick Bettina's voll auf sie gerichtetes Gesicht – mein Geheimniß allein tragen soll, das mich vielleicht unnütz quält, da Sie mir darin eine Erleichterung zu verschaffen möglicher Weise im Stande sind. – Zur Sache denn!« fuhr sie, gleichsam sich selbst ermuthigend, mit einem wiederholten Seufzer fort. »Ist es wirklich wahr, daß jenes Wachsgesicht des blauen Ritters mit Ihrem Herrn Vater Aehnlichkeit hat?«

»Ah, ist es das?« sagte Hugo mit seinem alten freundlichen Lächeln, »nun, da kann ich Sie allerdings einigermaßen beruhigen. Ja, die Leute hier, die das Gesicht gesehen haben und meinen Vater kennen, behaupten diese Aehnlichkeit, ich aber finde Sie durchaus nicht, wie ja das sehr häufig vorkommt, daß über eine Aehnlichkeit zwischen zwei Gesichtern die verschiedensten Ansichten herrschen.«

»Nun, mag dies sein, wie es will,« fuhr Susanna mit größerer Lebhaftigkeit fort, »ich selbst finde in diesem Gesicht eine ganz andere Aehnlichkeit auf.«

»Mit wem denn?« fragten Hugo und Bettina zugleich.

Diese direkte Frage schien Susanna wieder etwas zu beunruhigen und man sah voraus, daß ihre Antwort nicht eben so direct lauten würde.

»Diese Antwort,« erwiderte sie auch sogleich, »möchte ich für jetzt noch umgehen. Sagen Sie mir lieber, und ich bitte Sie recht sehr, mir diese wirklich unbescheiden erscheinende Frage zu verzeihen: darf ich wissen, wie alt Sie sind?«

Ueber Hugo's Gesicht flog ein Schimmer, wie der Anreiz zu einem heiteren Lächeln, doch unterdrückte er dasselbe und erwiderte mit ernsterer Miene:

»Diese Frage finde ich so unbescheiden gar nicht und will sie Ihnen gewissenhaft beantworten. Ich werde im nächsten Monat siebenundzwanzig Jahr.«

»Siebenundzwanzig Jahr!« wiederholte Susanna mit tief sinnendem Gesicht. Aber plötzlich wurde dasselbe heiterer denn je vorher und sie fragte mit fast lächelndem Munde: »Und Sie sind in Amsterdam geboren und während Ihr Herr Vater in Amsterdam lebte?«

»Beides kann ich ebenfalls gewissenhaft mit ›Ja‹ beantworten.«

»Dann danke ich Ihnen,« erwiderte Susanna fast freudig und, von ihrem Gefühl getrieben, bot sie Herrn van

der Flühe ihre schöne Hand, die dieser mit Wärme drückte und eine Weile in der seinen behielt. »Ja, es giebt seltsame Aehnlichkeiten,« fuhr Susanna ganz munter fort, »und viele sind wirklich Spiele des Zufalls. Unsere Phantasie mag sie öfter verschulden, als wir denken.«

»Das meine ich auch,« erwiderte Hugo und leerte sein Glas, indem er die Damen aufforderte, ein Gleiches zu thun.

Susanna nippte von dem ihr frisch eingeschenkten Glase, und als sie es niederstellte, sagte sie:

»Doch nun wollen wir von den Aehnlichkeiten abbrechen, zu deren Verhandlung uns jener Ritter verleitet hat, wenigstens will ich mir hier nicht mehr darüber den Kopf zerbrechen. Zu Hause – nun ja – werde ich Zeit genug haben, darüber nachzudenken, und wenn ich dabei auf einen Punkt gerathen sollte, der mir einen weiteren Aufschluß wünschenswerth macht, so bin ich überzeugt, daß Sie die Güte haben werden, mir denselben zu Theil werden zu lassen.«

»So weit es in meiner Macht steht, gewiß.«

Susanna's Antlitz nahm bei diesen Worten den Ausdruck innerer Befriedigung an und sie wandte sich zu Bettina hin, deren Hand sie mit liebkosendem Streicheln ergriff. »Nun bin ich wieder heiter wie vorher,« sagte sie, »und jetzt, mein Kind, laß uns Beide auf die Gesundheit des abwesenden Hausherrn dieses letzte Glas leeren. Mag er bald wieder wohl sein und von seinem schönen Besitz den vollen Gebrauch machen können!«

Sie hatte sich bei diesen Worten erhoben und mit ihr die beiden Anderen. Alle Drei ließen lebhaft die Gläser an einander klingen und Hugo dankte im Namen seines abwesenden Vaters für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit. Alle Drei blieben dann stehen und man wollte sich eben vom Tisch entfernen, als Bettina's Miene verrieth, daß sie noch eine Frage auf dem Herzen habe.

»Sie wollten noch etwas bemerken,« wandte sich Hugo mit freundlicher Höflichkeit an sie »Ja, Herr van der Flühe. Ich habe ja heute Herrn Magnus nicht gesehen. Ist er etwa nicht im Schloß?«

»O, o,« erwiderte Hugo heiter lächelnd. »Denken Sie noch an den guten Mann? Nun, wenn er das wüßte, er würde sich sehr geschmeichelt fühlen, denn er scheint eine ganz besondere Verehrung für Sie zu hegen. Aber nein, er ist heute nicht auf Lerchenfels und ich glaube, er hat den freien Sonntag benutzt, um einen kleinen Ausflug nach Neuwied zu unternehmen, dessen fürstlichen Park er schon lange hat kennen lernen wollen. – Doch nun, Frau Wunderhold,« wandte er sich mit einer Verbeugung an diese, darf ich Sie noch einmal auf den Balcon dieses Zimmers führen, damit Sie auch von hier unsern schönen Rhein und sein herrliches Thal sehen?«

Susanna nickte ihm dankend zu und ihren Arm um die schlanke Gestalt Bettina's schlingend, trat sie mit dieser und Hugo auf den Balcon hinaus.

Die Sonne war frühzeitig hinter einer ungeheuer breiten und schwarzen Wolkenbank im Westen untergegangen. Noch Osten, Süden und Norden hin war der Himmel

ganz klar und wolkenfrei geblieben, aber die schwachen Reflexe, welche die scheidende Sonne hinter ihrer Nebelwand hervor auf das ganze darunter liegende Land fallen ließ, reichten nicht hin, das Licht des hellen Himmels im Osten zu verstärken und hüllten die Erde in ein ungewisses, zwischen violett und grünfarbiger Schattirung schwankendes Zwielficht, welches eine unheimliche Dämmerung hervorgerufen hätte, wenn die Ränder jener Wolkenwand nicht mit einer goldpurpernen Einfassung verbrämt gewesen wären, was dem drohenden Himmel ein wunderbar schönes und zauberhaft wirkendes Farbenspiel verlieh. Nur an einigen Stellen war die bald dunkelblau, bald schwarz erscheinende Wolkenbank zerrissen und durch diese Lücken schimmerte das lautere Gold der sinkenden Sonne hervor, dadurch lichte Streifen auf der Erde ziehend, die gerade den Rhein trafen und ihn wie eine glühende Schlange erscheinen ließen, als Hugo mit seinen Gästen auf den Balcon hinaus trat. In der Luft und auf der Erde aber ruhte ein das Gemüth besänftigender, heiliger Frieden, nichts bewegte, nichts regte sich weit und breit, und die einzige Bewegung, die man in der Ferne nach beiden Seiten hin wahrnahm, erzeugte der Rauch stromauf- und abwärts ziehender Dampfer, der mit majestätischer Ruhe langsam in den Lüften verschwamm. Die fühlbare Kühle aber, die vom Rhein her nach den Bergen heraufstieg, mochte von dem schnellen Verschwinden der Sonne herrühren und sie war um so empfindlicher, je wärmer deren Strahlen den Tag über gewesen waren.

»Das ist wunderbar schön,« sagte mit leiser Stimme, deren tiefer Ton ihre innere Erregung verrieth. Susanna und drückte ihre Tochter fester an sich, als ob sie befürchte, daß sie vorzeitig ihrem Schutze entrissen werden könne, »und in dieser seltsamen Beleuchtung habe ich meine schöne Heimat noch nie gesehen. Sieh, Bettina, wie vertraulich sich unser Städtchen dort unten an den mächtigen grünen Fels anlehnt, auf dem wir stehen, und wie still und friedlich unser Häuschen da zwischen den Linden hervorlugt. Ach ja, es ist schön hier oben,« wiederholte sie, sich an den unbeweglich neben ihr stehenden jungen Mann wendend. »aber ich bin der Meinung, daß es doch Zeit wird, daß wir die prächtige Höhe mit der einfachen Ebene vertauschen. Wir haben heute genug, fast zu viel des Schönen gesehen und ich sehne mich nach Ruhe, es noch einmal zu bedenken und meinen Geist zur stilleren Erwägung des Einzelnen kommen zu lassen. Herr van der Flühe, nehmen Sie also unsern Dank entgegen, einen recht herzlichen Dank, und seien Sie versichert, daß mir der heutige Tag ein unvergeßlicher bleiben wird.«

Hugo lüftete sich verbeugend den Hut und erwiderte: »Danken Sie nicht, Frau Wunderhold, wenn Sie nicht wollen, daß ich über den geringen Genuß, den ich Ihnen zu bieten im Stande war, erröthen soll; wenn Jemand von uns danken darf, dann bin ich es, denn was hilft und nützt mir ein Paradies, wenn ich es nicht mit Menschen theilen darf, die – die mir nahe stehen. Durch Ihre Gegenwart und die Ihrer Fräulein Tochter ist mir meines Vaters

Besitzthum erst recht zum Bewußtsein gekommen, und lassen Sie mich die Hoffnung hegen, daß Sie es bald wieder besuchen werden. So spreche ich, da ich sehe, daß Sie uns verlassen wollen und ich will Ihrem Wunsche nicht entgegen treten. So folgen Sie mir denn gefälligst, ich werde Sie, wie ich Sie geholt, auch wieder nach Hause bringen.«

Die Damen wandten sich, nachdem sie noch einen raschen Blick über das prachtvolle Abendgemälde geworfen, nach dem Zimmer zurück, um, durch dasselbe schreitend, wieder auf den Corridor zu gelangen. Hier angekommen, bot Hugo Beiden den Arm und führte sie die Treppe in die Halle hinab, diesmal aber die rechte Seite wählend, um so den blauen Ritter nicht wiederzusehen. Vor der Thür fanden sie einen schönen geschlossenen und mit zwei großen Rappen bespannten Wagen stehen.

»Sollen wir denn nicht lieber gehen?« fragte Susanna. »Wir haben ja den ganzen Tag fast noch keine Bewegung gehabt.«

»Ich denke, das Fahren wird Ihnen heute Abend wohl thun,« erwiederte Hugo, indem er ihr die Hand zum Einsteigen bot. »Es ist empfindlich kühl geworden; Fräulein Bettina ist leicht gekleidet und Sie könnten sich auf dem Berge, wo immer ein lebhafter Zugwind weht, erkälten. Wenn Sie es erlauben, so begleite ich Sie nach Hause, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Ihnen, so lange Sie in unseren Händen sind, nichts Uebles begegnet.«

Susanna versuchte dieser Freundlichkeit keinen Einspruch entgegen zu setzen und so stieg sie mit Bettina und Hugo ein, während ein Diener auf dem Hintersitz des Wagens seinen Platz nahm. Kaum saßen sie, so setzten sich die Pferde in Bewegung und pfeilschnell ging es den Berg hinunter und man kam so rasch vor dem kleinen Rosengarten an, daß man kaum der großen Veränderung sich bewußt geworden war, die man doch mit den Augen gewahren konnte, wenn man rings um sich blickte.

»Da sehen Sie,« sagte Hugo, als er den beiden Damen aus dem Wagen half, »wir wohnen doch eigentlich sehr nahe bei einander. Halten Sie das für die Zukunft fest und beweisen Sie uns durch Ihre baldige Wiederkehr, daß Sie nicht ungern bei uns gewesen sind.«

Er bot Susanna die Hand, die einige dankende Worte sprach, und dann wandte er sich zu Bettina um, indem er lächelnd und den Hut in der Hand haltend sagte:

»Sie reichen mir heute gewiß auch Ihre Hand zum Abschied, nicht wahr?«

»Zum Abschied und zum herzlichen Dank!« lautete die Antwort, indem sich die kleine Hand in die seine legte.

»Ich aber sage: als Pfand auf baldiges Wiedersehen!« erwiderte Hugo van der Flühe. Dann grüßte er noch einmal, stieg rasch in den Wagen zurück und während die stolzen Pferde mit ihm davonjagten, schritten Susanna und Bettina durch den Rosengarten ihrem kleinen Hause zu, das ihren Augen noch nie so winzig erschienen war,

wie heute und doch ihren Herzen unendlich heimatlich entgegen blickte.

#### SIEBENTES CAPITEL. EIN SPAZIERGANG IM REGEN.

Als Mutter und Tochter in ihr kleines trauliches Zimmer eintraten, wob die Abenddämmerung schon ihre tiefsten Schatten darin, denn die draußen stehenden Lindenbäume waren hoch und dicht belaubt und ließen nur wenige Lichtstrahlen durch ihre Kronen fallen, nur der vergoldete Blumentisch, der an einem der Fenster stand, glänzte ihnen mit einem magischen Schimmer entgegen, denn gerade auf ihn fielen die wenigen Lichtstreifen, die sich durch das kleine Fenster in das Zimmer strahlen.

Beide legten jetzt ihre Hüte und Tücher ab und blieben dann, als sie sich zufällig entgegentraten, dicht vor einander stehen. Ihre Blicke suchten und fanden sich und gleich darauf fielen auch ihre Hände zusammen. Beide sprachen anfangs dabei kein Wort und doch verstanden sie sich, denn was ihre Seelen sich zuflüsterten, war jeder von ihnen jederzeit offenbar. Diese Seelen flüsterten sich aber jetzt den Gedanken zu: »Schau Dich um, Mutter, schau Dich um, Tochter, befinden wir uns hier nicht mit einem Male in einer ganz anderen Welt, als die ist, die wir so eben verlassen haben?«

Aber nur kurze Zeit hielten sich ihre Hände fest, dann öffneten sich auch ihre Arme und gleich darauf lagen Beide, eng umschlungen, Brust an Brust.

»Mutter, liebe Mutter,« rief da Bettina plötzlich, sich mit Gewalt von den Empfindungen losreißend, die sie

umspinnen hatten, »sei nicht mehr stumm, es drückt mir das Herz ab, wenn Du so lange schweigst. Nein, sprich mit mir, und ich will auch mit Dir sprechen, das beschwichtigt die innere Aufregung am schnellsten, und daß Du aufgeregt bist, das wußte und fühlte ich schon lange und jetzt weiß und fühle ich es erst recht.«

»Ja,« sagte Susanna mit leiser Stimme und zog die ihr nicht widerstrebende Tochter nach dem Sopha hin, wo sie sich nun Beide setzten und zärtlich wie zwei innig Liebende umschlangen, »ja, Du hast Recht, mein Kind, ich bin schon lange aufgeregt, und auch jetzt noch, obgleich bei Weitem nicht mehr so wie dort oben. Jetzt vielmehr komme ich mir wie eine Träumende oder wie eine aus einem Traume Erwachte vor, und ich kann das Geträumte nicht fassen, weil es weit, weit jenseits aller meiner bisherigen Weltgränzen liegt.«

Bettina sah der Mutter mit einem glückseligen Lächeln in das träumerische Auge. »Also ich darf es glauben,« sagte sie mit liebkosender Innigkeit, »was ich mir gedacht und Dir auch schon früher gesagt habe: Lerchenfels hat Dir gefallen?«

»O gefallen! Das Wort paßt nicht, mein Kind. Mehr, weit mehr als das – ich kann mich kaum nach Wunsch darüber ausdrücken und so will ich nur sagen: es hat wunderbar auf mich gewirkt. Es ist nicht allein schön, sondern auch groß und erhaben in seiner Schönheit, mit Allem und Jedem, und ich wüßte nichts, gar nichts, was mir nicht in den gewaltigen Rahmen dieses herrlichen Bildes zu passen schiene. O, wie viel Glanz, Fülle und

Pracht habe ich da heute zum ersten Mal in meinem Leben gesehen! Und doch, bei aller dieser Pracht und diesem Glanz empfand ich eine gewisse Behaglichkeit und Gemüthlichkeit, so daß ich von der Ueberfülle des Gesehenen nicht erdrückt, vielmehr gehoben und erleichtert wurde. Aber diese Behaglichkeit und Gemächlichkeit schienen mir – ich darf Dir das ja wohl sagen, ohne Dir damit schädlich zu werden – von unserem Wirthe auszustrahlen – wie denkst Du darüber und stimmst Du mir darin bei?«

Bettina schmiegte sich fester an die Mutter und nickte mit dem Kopfe, aber sprechen konnte oder mochte sie nicht.

Susanna, in ihrer noch immer fortdauernden inneren Erregung, nahm das für ihre Beistimmung auf und sie war es wohl auch; dann aber fuhr sie mit leiserer Stimme zu reden fort:

»O, was es doch für seltsame Menschen giebt und wie sie so wunderbar auf andere Menschen wirken können! Ganz entgegengesetzte Empfindungen regen sich darüber in meiner Seele, aus denen ich mich nicht zurecht finden kann und ich will sie aussprechen, da Du vielleicht im Stande bist, mir den Weg nach dem richtigen Ziele zu weisen. Sieh, mein Kind, dieser Mann ist so gütig, so überaus gütig gegen uns gewesen, wie fast noch nie ein anderer Mensch, und er kennt uns doch erst so kurze Zeit. Das macht mich besorgt, davor fürchte ich mich und daraus entspringt vielleicht eben jene entgegengesetzte Empfindung, von der ich vorher sprach.«

Bettina hob ihren Kopf etwas in die Höhe, blickte ihrer Mutter in's Auge, küßte ihre Wange und flüsterte dann

»Was ist das für eine Empfindung – sprich!«

»Ja, das ist es eben, ich kann es nicht recht bezeichnen. Im Ganzen aber kommt es mehr dem Bangen nahe – als einer freudigen Zuversicht. Ja, Bettina, jetzt wird es mir allmählig klarer: mir bangt nicht vor ihm, dem freundlichem uns mit so viel Vertrauen entgegenkommenden Mann und vor seiner Güte, sondern mir ist zu Muthe, als ob hinter dieser Güte ein verhängnißvolles Etwas verborgen wäre, was ich eben nicht ergründen kann und was mich das Glück, welches ich sonst dort oben empfunden hätte, nicht rein und ganz genießen ließ.«

»Ach, liebe Mutter,« nahm nun Bettina mit frischem Aufathmen das Wort, »das kann doch nur sein Dich täuschendes Gefühl sein. Mir – mir bangt durchaus nicht, und ich wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn ich Dir nicht eine eigenthümliche innere Spannung angemerkt hätte, die – ach, nun weiß ich es und ich kann Dir vielleicht wirklich den richtigen Weg weisen – in der Halle – bei dem Ritter begann, nicht wahr?«

Susanna nickte und legte ihren Kopf fester auf die weiße Schulter des Mädchens.

»Also ich habe Recht!« rief Bettina fast triumphirend. Nun so wollen wir uns denn Dein Bangen genauer zu entziffern versuchen. Sage mir also aufrichtig, Mütterchen, mit wem sollte denn das schöne männliche Gesicht eine Aehnlichkeit haben, wie Du sagtest?«

Bettina erhielt nicht sogleich eine Antwort. Ihre Mutter seufzte, dann aber richtete sie sich langsam auf, zog den Arm von ihrer Tochter fort und faltete beide Hände im Schooße.

»Auch das kann ich Dir sagen,« erwiderte sie nach einer Weile mit leiserer Stimme. »Das Gesicht glich *seinem* – ich meine, Walram's Gesicht.«

Bettina's Herz pochte mit einem Male stärker. »Solltest Du Dich darin nicht täuschen?« fragte sie langsam. »Dein – Walram war ja ein junger Mann und das Gesicht dieses Ritters ist das eines alten, fast greisen Mannes.«

»Das habe ich mir auch gesagt und doch fand ich eine Aehnlichkeit heraus, namentlich als er das dunkle Auge bewegte und allein mich zu betrachten schien.«

Jetzt lachte Bettina fast heiter auf. »O liebe Mutter,« rief sie, »nun sehe ich, daß Du wirklich in einer Täuschung befangen bist. Mir nämlich kam es gerade so vor, als ob er mich allein ansähe, und so mag es Jedem vorkommen, der sein Auge auf das Gesicht des Wachsbildes richtet.«

Susanna lächelte nun auch und neigte sich wieder der Tochter zu. »Du hast Recht,« sagte sie; »wenn es so ist, habe ich mich von meiner inneren Empfindung narren lassen. O, ich habe mir auch wiederholt gesagt, daß es thöricht sei, sich der Einwirkung oder vielmehr der Einbildung einer so zufälligen Aehnlichkeit hinzugeben. Ach, Du hast mich wirklich beruhigt und nun bin ich mit dem Besuche ganz ausgesöhnt. Ja, es war herrlich dort oben

– aber weißt Du wohl, daß wir unserm Nachbar versprochen haben, ihn heute noch zu besuchen und ihm, dem gewiß Neugierigen, unsern Bericht abzustatten? Auch dürfte es eine Pflicht sein, unserm armen Kranken noch einige Minuten von einem so schönen Tage zu schenken.«

Bettina sprang rasch vom Sopha auf und rief: »Ja, Mutter, Du hast Recht, es ist wirklich unsere Pflicht. Laß uns sogleich gehen, und bei dem irdischen Jeremias wird sich uns die Wirklichkeit der Erde ganz offenbaren und vor seiner heiteren Lebensanschauung wird sich Dein düstres Bangen verlieren. Komm, ich bin schon bereit.«

Auf der Stelle führten sie ihren schnell gefaßten Entschluß aus und bald saßen sie neben dem über ihren Besuch hoch erfreuten Nachbar, der noch immer leidend war, und erzählten ihm ruhig und unbefangen, was sie erlebt hatten, ohne natürlich des blauen Ritters zu gedenken, der ja für Jeremias kein weiteres Interesse haben konnte. Dieser wurde durch Alles, was er vernahm, außerordentlich vergnügt, nur bedauerte er schließlich, daß er durch sein ›pestilenzialisches‹ Leiden verhindert worden sei, den angenehmen Tag mit ihnen zu theilen. Wohl zwei Stunden blieben die beiden Frauen bei dem einsamen Patienten und aßen bei ihm ein einfaches Butterbrod von irdenen Tellern, wie sie oben den feinsten Confect von silbernen genossen hatten, aber auch hier schmeckte es ihnen gut und scheinbar völlig beruhigt, kehrten sie in später Abendstunde nach ihrem Häuschen zurück, um sich, von den ungewohnten Eindrücken des Tages ermüdet, sehr bald zur Ruhe zu begeben.

So war also der Flug der schwarzen und der weißen Taube vollbracht. Welche von beiden aber war an diesem Tage der Sonne ihres Lebens wohl näher gekommen? Ach! die Sonne, die sie umkreist, hatte auf Beide eine ganz verschiedene Wirkung hervorgebracht, denn während die schwarze sich die schon lange ermatteten Schwingen noch mehr versengt zu haben schien und sie wie gelähmt hernieder hängen ließ, so schien sich die Schnellkraft und der Lebensmuth der weißen verdoppelt zu haben, da sie im Stillen schon wieder einen neuen Aufschwung in die frischen Lüfte vorbereitete. Um dies auch dem Leser ersichtlich zu machen, brauchen wir ihn nur einen Blick auf die Regungen werfen zu lassen, welche die beiden Ruhenden in der folgenden Nacht besuchten, einer Nacht, die eben so reich an Sorge und Qual für die Eine, wie reich an Hoffnung und Vertrauen für die Andere war.

Susanna hatte ihrer Tochter den letzten Gute-Nacht-Kuß gegeben und dann ihr stilles Lager aufgesucht, in der sicheren Erwartung, die Ermüdung, welche sich allmählig bei ihr eingestellt, werde sie bald in die Arme des Schlafes führen. Ach, die Arme hatte sich darin getäuscht, denn wenn der menschliche Körper auch nach einem anstrengenden Tage stark ermüdet ist, was hier in keiner Weise der Fall war, da ihm eigentlich gar keine Anstrengung zugemuthet worden war, so ist doch der unruhige Geist um so mehr aufgelegt, sich auf den einmal beschrittenen Bahnen zu tummeln, namentlich wenn er

dabei Eindrücke empfangen hat, die ihm nur selten geboten werden und überdies mit ungewohnter Wucht auf ihm lasten.

Letzteres fand bei Susanna heute gewiß Statt, und Alles, was sie an diesem Tage gesehen, gehört und gedacht, kehrte, als sie sich der ersehnten Ruhe hingeb, noch einmal, wie die Spiegelung einer schönen Scenerie im Wasser oder wie das Echo von einem ergreifenden Ton in ihre Seele, und fast sichtbar und hörbar vor ihr inneres Auge und Ohr zurück. Und wir wissen es ja, die Gestaltungen, die uns in stiller Nacht als Reflexe der Tagesereignisse besuchen, nehmen sehr oft und gern die Schattenseite ihres Daseins an und nur höchst selten kehren sie uns ihre Lichtseite zu. Die geringste Beklemmung wird zum riesengroßen Drang, die kleinste Besorgniß zur schrecklichen Furcht.

So erging es auch heute Susanna, und viel weniger in Bezug auf sie selbst, als auf ihr theuerstes Kleinod, ihre Tochter. Denn kaum noch schwebte ihr für den Augenblick das schöne Gesicht des blauen Ritters mit seiner sonderbaren Aehnlichkeit vor, nein, die Angst, die ihr dieses eingeflößt, schien sie in der That überwunden zu haben, vielmehr war es die schon einmal in ihr rege gewordene Sorge für das Wohl und Wehe Bettina's. Die Aufmerksamkeit, die Herr van der Flühe derselben heute wiederholt erwiesen, war ihr in keinem noch so unbedeutenden Zuge entgangen und sie las nicht ohne tiefe Erregung in dem strahlenden Auge des jungen Mannes das unverkennbare und ihm vielleicht wider Willen und

Wissen entschlüpfende Wohlgefallen, welches er an der Erscheinung und dem Wesen des lieblichen Mädchens fand, ein Wohlgefallen, welches so rasch zunahm und an Umfang gewann, daß sie es fast wachsen zu sehen glaubte, bei jedem neuen Reiz, den die unbefangene Bettina unwillkürlich in jedem gesprochenen Wort und in jeder anmuthigen Bewegung zu Tage treten ließ.

Doch dieses Wohlgefallen an sich war es nicht, was die umsichtige Mutter so beklommen machte und ihr Bangen erregte, vielmehr bangte sie allein für Bettina und vor der Rückwirkung, die jenes Wohlgefallen auf diese ausüben konnte, da es ja sehr nahe lag, daß sie die Aufmerksamkeit, die ihr der reiche Herr vom Lerchenfels erwies, gewahren und diese Wahrnehmung sie zu ganz falschen Schlüssen und Voraussetzungen führen könne. Ja, das allein war der Gegenstand ihrer Besorgniß und diese flammte in der ersten schlaflosen Hälfte dieser Nacht allmählig wie eine glühende Lohe vor ihr auf und sie sah in ihrer lebhaft erregten Phantasie nur Kummer und Herzeleid daraus hervorgehn, ein Herzeleid, wie sie selbst es ja schon, wenn auch in ganz anderer Art und unter ganz anderen Verhältnissen, ein ganzes Menschenleben hindurch empfunden hatte.

So fand sie denn wenig Ruhe in dieser Nacht und erst nachdem sie sich halb todt geängstigt und tausend Mal Gott angefleht hatte, er möge ihr helfen, ihr Kind vor dem verderblichsten Wahn im Leben des Weibes bewahren, erst da, lange nach Mitternacht, sank sie in den Schlaf

geistiger Erschlaffung und dieser dehnte sich, immer ruhiger, fester und erquickender werdend, bis zum Anbruch des neuen Tages aus, der bei ihr erst gegen fünf Uhr erfolgte, da das Schlafzimmer von den halb geschlossenen Jalousien ziemlich dunkel beschattet war.

In ganz anderer Weise brachte Bettina einen großen Theil ihrer Nacht hin. Auch sie konnte die Ruhe zum Schlaf nicht finden, aber weniger aus irgend einer Besorgniß oder weil die jüngst verflossenen Stunden einen zu hellen Widerschein in ihrem Innern erregten, als aus einem ganz anderen Grunde. Ohne zu wissen, woher er gekommen, war ihr nämlich urplötzlich ein ganz neuer Gedanke aufgestoßen und der nahm bald ihr ganzes Denkvermögen in Anspruch, da es ja von der Verwirklichung desselben vielleicht abhing, ganz im Stillen für ihre gute Mutter zu wirken und ihr möglicherweise eine große Beruhigung zu Theil werden zu lassen. Um einen solchen Gedanken aber erst reiflich nach allen Seiten zu überlegen und die Möglichkeit seiner Ausführung zu prüfen, glaubte sie schon eine kurze Sommernacht opfern zu dürfen und so ging sie denn mit einer fast leidenschaftlichen Hingebung an die Entwicklung dieses Gedankens.

Den ersten Anreiz dazu mochte der Umstand geboten haben, daß ihre Mutter in jenem Gesicht des Ritters eine Aehnlichkeit mit ihrem verschollenen Jugendfreunde gefunden hatte und dadurch in eine sichtbare Aufregung gerathen war. Diese Aufregung, mit der gewiß wieder ein innerer Kummer verbunden war, ging ihr zu Herzen, sie fühlte ein inniges Mitleid mit der guten, schon so lange

gequälten Frau und so entsprang sehr leicht der Wunsch, irgend eine Klarheit in das Dunkel zu bringen, welches den Verschollenen in Susanna's Innern umgab. Die Erreichung dieses Wunsches aber schien ihr jetzt keiner großen Schwierigkeit zu unterliegen, da sie die Brücke zu ihrem Ziele gefunden zu haben glaubte. »Walram,« sagte sie sich, »ist vor so und so viel Jahren unter dem Namen Buttler nach Amsterdam geflohen und hat sich dort anfangs kümmerlich als Sprachlehrer ernährt. Aus jener Zeit her kann oder wird ihn freilich Niemand mehr kennen. Später aber ist er Kaufmann geworden, und wenn er auch nie den Namen seines Principals genannt hat oder ich ihn wenigstens nicht kenne, so geht doch so viel aus seinen an meinen Großvater geschriebenen Briefen hervor, daß er später in bessere Verhältnisse gerathen, ja, sogar so gut gestellt war, daß er sich um die Hand meiner Mutter bewerben konnte. Sollte er nun unter diesen besseren Verhältnissen nicht Anderen bekannt geworden sein und sollte, wenn Walram überhaupt unter dem Namen Buttler in Amsterdam geblieben, nicht vielleicht Herr van der Flühe von ihm jemals gehört haben? Er hat ja auch in Amsterdam gelebt und sein Vater ist ein reicher Kaufherr gewesen – da wäre doch wenigstens der Versuch zu machen, ob sich das bewußte Dunkel nicht lichten und irgend was Ersprießliches über den Verbleib und das jetzige Geschick des Verschollenen – immer vorausgesetzt, daß er noch lebe – erfahren ließe.«

»Ja,« sagte sie nach langer Ueberlegung mit sich selber, »so muß es gehen und so wird es gehen. Ich werde

Herrn van der Flühe mein Vertrauen schenken und ihn ganz dreist nach Ernst Buttler fragen. Es kommt bloß auf eine passende Gelegenheit dazu an. Es darf dann natürlich kein Anderer in unserer Gesellschaft sein. Doch wie soll sich diese Gelegenheit so bald finden lassen und ich möchte doch so gern Gutes für meine arme Mutter wirken. Ach, Gutes! Ist es denn so bestimmt, daß ich überhaupt Gutes über Ernst Buttler erfahre? Nein, das ist es freilich nicht. Doch halt, da kann ich mir schon besser helfen. Erfahre ich Günstiges über ihn, so erfreue ich meine Mutter damit, indem ich ihr meinen Entschluß und die Folgen desselben mittheile. Findet das Gegentheil statt, erfahre ich über den verschollenen Mann nur irgend Etwas, was meine Mutter von Neuem betrüben oder aufregen könnte, so schweige ich und bewahre mein Geheimniß für mich. Ja, das ist das Beste, nun bin ich mit mir zufrieden und jetzt gebe Gott nur bald die Gelegenheit, mein Vorhaben ausführen zu können. Jetzt aber bin ich fertig mit Grübeln und Denken und nun will ich zu schlafen versuchen.«

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt und sich darin festgesetzt hatte, schlief sie auch wirklich bald ein und zwar so ruhig und süß, daß sie erst erwachte, als am Morgen der Ruf ihrer Mutter ertönte, die sie in der Regel mit einem herzlichen Kuß weckte, wenn sie zu lange schlief. Es mochte etwa sechs Uhr sein, als dies heute geschah, denn in dem kleinen Hause unter den Linden pflegte man früh aufzustehen. So begrüßten sich denn

Mutter und Tochter herzlich, kleideten sich an und, nachdem sie ihr Capitel in den Stunden der Andacht gelesen, tranken sie Kaffee, wobei sie gewöhnlich besprachen, wie sie den Tag anzuwenden gedachten.

Eben hatte Susanna ihre Meinung dahin ausgesprochen, daß sie, bevor sie sich an ihre tägliche Arbeit begeben, bald nach dem Frühstück zu Jeremias Heiduck gehen wolle, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und zu forschen, ob sie ihm vielleicht irgend worin nützen könne, als ein kleiner Bauerjunge von Lerchendorf kam und einen an Bettina gerichteten Brief abgab.

Diese erbrach den Brief, las ihn und reichte ihn dann lächelnd der Mutter hin, indem sie sagte: »Nun weiß ich ja gleich, was ich heute Morgen zuerst thue, ich gehe, wenn Du es erlaubst, auf ein Stündchen nach Lerchendorf, sehe, wie dort die Sachen stehen und kehre noch lange vor Tisch zurück, um Dich in Deiner Arbeit zu unterstützen, nicht wahr, liebe Mutter?«

»Laß mich den Brief erst lesen,« erwiderte Susanna ruhig, »und dann wollen wir das Weitere besprechen.«

Der Brief aber, den Charlotte geschrieben, lautete folgendermaßen:

»Meine liebe kleine Bettina!

Es kommt uns Allen vor, als ob wir Dich eine Ewigkeit lang nicht gesehen hätten. Wo steckst und was treibst Du denn in so heimlicher Stille? Willst Du denn immer und immer arbeiten und Dein junges Leben gar nicht genießen? O, laß doch einmal ein Stündchen die Nadel ruhen und besuche uns heute – und zwar so früh wie möglich.

Ich sage absichtlich *heute*, weil ich weiß, daß Deine Mutter morgen nach Neuwied fährt und Du sie doch wahrscheinlich wieder dahin begleiten, uns morgen also gewiß nicht besuchen wirst.

Bei uns gehen große und angenehme Dinge vor und Du wirst Deine Freude darüber haben, wenn Du sie siehst und hörst. Herr Hochstraaten will uns Alle malen und Großmutter's lebensgroßes Portrait ist schon gezeichnet und bei jedem Strich, den der große Künstler that, sprang eine neue Aehnlichkeit hervor. Heute nun kommen zur Abwechselung wir an die Reihe, Eine nach der Andern, das heißt, er wird mit mir die Zeichnung beginnen und, wenn sie fertig ist, mit Natalie und Anna fortfahren. Die Untermalung macht er auf Lerchenfels und dann erst beginnt das eigentliche Malen bei uns mit Farben.

Ist das nicht eine reizende Idee und für uns eine köstliche Unterhaltung? O, Du mußt kommen und sehen, was Herr Hochstraaten schon fertig gebracht hat. Er ist ein allerliebster Mann, eine ächte Künstlernatur, fein gebildet und doch ganz natürlich, gefällig und aufmerksam, wie man es nur wünschen kann.

Im Uebrigen grüßen Dich – und Dein herzallerliebstes Mütterlein nicht zu vergessen – Großmama und meine Cousinen recht herzlich. Wir sind sämmtlich ganz munter und über alle Begriffe heiter. Komm also bald und mache uns durch Deine Gegenwart noch glücklicher als wir sind. Es küßt Dich herzlich

Deine Charlotte.

*Höchst wichtige und geheime Nachschrift, die keins von den Mädchen gesehen hat und ganz im Stillen in der Halle mit Bleistift geschrieben ist.*

Ich kann nicht umhin, Dir schon jetzt ganz im Vertrauen eine höchst wichtige Nachricht mitzutheilen; mir stößt es fast das Herz ab, daß Du es noch nicht weißt. Also höre, aber verrathe mich um Gottes willen den Anderen nicht. Gestern hatten wir einen Besuch aus Bonn von zwei Herren, einem Privatdocenten und einem sehr reichen Buchhändler. Angeblich kamen sie, um mit Großmama Geschäftliches über unser Haus in Bonn zu besprechen, denn sie wohnen daselbst in der Nähe; mir aber scheint es, ein ganz anderer Grund habe sie hergeführt. Der Buchhändler – er ist auch ein studirter Mann – beschäftigte sich nämlich sehr angelegentlich mit Natalien und der Privatdocent mit Anna, während ich nun – natürlich ganz zufällig – auf Herrn Hochstraaten angewiesen blieb. Was meinst Du dazu? O, wenn Natalie eine »gelehrte« und Anna eine »sehr gelehrte« Frau würde, wäre das nicht eine ganz köstliche Geschichte? Aber sprich um Gottes willen nicht davon – ich schenke nur Dir mein Vertrauen. Die beiden Mädchen schwelgen in Wonne und schweben wie im siebenten Himmel, und ich – o das wird mir Niemand verdenken – habe meine Freude im Stillen darüber. Adieu – tausend Küsse!« –

Als Susanna den Brief gelesen, gab sie ihn lächelnd zurück.

»Eigentlich,« sagte sie, »hättest Du ihn auch mir nicht zeigen sollen, da er ja so viele Geheimnisse enthält und ganz im Vertrauen an Dich gerichtet ist. Indessen soll von mir nichts verrathen werden und überdies wird mir Cornelia, sobald ich sie sehe, Alles aus eigenem Antriebe erzählen. Nun, im Ganzen ist es wirklich erfreulich, aber da fällt mir der arme Herr van der Flühe ein, – wenn der nur nicht zu spät an eine der Cousinen denkt, denn Charlotte scheint mir über Herrn Hochstraaten ebenfalls nicht minder in Wonne zu schwelgen und im siebenten Himmel zu schweben. Nicht wahr?«

Bettina blickte lächelnd vor sich hin, ohne zu wissen, daß ihr Gesicht, während die Mutter sprach, sich allmählig in Purpur hüllte. Susanna aber sah es und erschrak von Neuem; um aber ihre Empfindung in diesem Augenblick nicht ausbrechen zu lassen, fuhr sie rasch zu sprechen fort und sagte:

»Uebrigens denke ich, Du gehst bald nach Lerchendorf, wenn Du gern gehst. Der Himmel ist etwas trübe und es könnte gegen Mittag Regen geben.«

Bettina stand rasch vom Stuhle auf, küßte die Mutter und sagte: »Wenn Du erlaubst, gehe ich sogleich; vielleicht komme ich noch vor der Zeit, wo Herr Hochstraaten seine Arbeit begonnen hat, damit ich noch mit Charlotte reden kann. Gegen Zehn oder Elf bin ich spätestens wieder hier und ich hole dann das Versäumte rasch nach.«

»Gut, damit bin ich einverstanden und so werde auch ich gleich zu unserem Nachbar gehen.«

Beide verließen nun das Zimmer und rüsteten sich zu ihren Besuchen, und eine Viertelstunde später hatten sie schon, in verschiedener Richtung aus einander gehend, das kleine Haus verlassen. Kaum aber war dies geschehen und Frau Günther war eben noch mit dem Ordnen der Schlafzimmer beschäftigt, da erschienen vom Lerchenfels her zwei Gärtnerburschen, die in zierlichen flachen Körben herrliche, in den Treibhäusern von Lerchenfels gezogene Früchte brachten und die herzlichsten Grüße von den Herrn vnn der Flühe bestellten, die zugleich fragen ließen, wie den Damen die gestrige Fahrt bekommen sei.

Die alte Frau, hoch erfreut über die neue ihrer Herrschaft widerfahrene Ehre, dankte in deren Namen, nahm die Früchte in Empfang und stellte sie vorsichtig auf den Tisch im Wohnzimmer, zugleich aber sagte sie dem einen Boten, daß Frau Wunderhold nach Wingertsspring und das Fräulein nach Lerchendorf gegangen sei, um den Damen daselbst einen Besuch abzustatten.

Unterdessen hatte Bettina schon einen Theil ihres Weges nach Lerchendorf zurückgelegt. Es war gerade kein schöner und heller Tag, wie denn das Wetter in diesem Sommer überhaupt sehr oft wechselte und in der Regel auf einen recht klaren und sonnenhellen Tag Regen und Wind in Fülle folgte. Heute nun war es zwar windstill und regnete auch nicht, aber der ganze Himmel war doch mit düsterem Gewölk bedeckt, das nicht geneigt schien, die Sonne zum Durchbruch kommen zu lassen. Allein diese Trübe auf der Erde und am Himmel war durchaus nicht mächtig genug, auf die Stimmung

des jungen Mädchens irgend einen Einfluß zu üben, im Gegentheil, sie fühlte sich heiterer und glücklicher als je gestimmt und so setzte sie mitunter zu sich selbst redend und dann wieder einen frohen Blick über den laut rauschenden Rhein werfend, ihren Weg ruhig nach dem nahegelegenen Dorfe fort.

Wenn sie sich hätte Rechenschaft ablegen wollen, warum ihr heute so wohl und freudig zu Muth war, sie hätte es vielleicht nicht vermocht, denn am Einzelnen haftete ihr jugendfrischer Geist noch nicht, sie zog nur das Allgemeine in nähere Betrachtung, oder es wirkte wenigstens, ohne daß sie eine Ahnung, noch viel weniger ein klares Bewußtsein davon hatte, auf sie ein. Und dies Allgemeine war allerdings dazu angethan, sie den trüben Himmel und die matt und träg darunter ruhende Erde für den Augenblick vergessen zu lassen. Denn Alles in Allem betrachtet, hatte sie dieses Jahr wohl Ursache, sich glücklicher zu fühlen, als sonst. Waren doch alle Verhältnisse rings um sie her seit vorigem Jahre völlig verändert und hatte sie doch, seitdem sie vollständig erwachsen, geistig und körperlich entwickelt war, einen tieferen Blick in die sie umgebende Welt und die darin lebenden Menschen gethan. Der einzige Kummer, den sie über das stille Leid ihrer Mutter empfand, schmerzte sie freilich, aber das würde auch die Zeit lindern, meinte sie, und vielleicht glückte es ihr bald selber, näheren Aufschluß über die noch ungeklärten Verhältnisse zu erlangen und so das Leid ihrer Mutter einigermaßen lindern zu können.

Was das gesellige Leben betraf, wie sie es in diesem Jahre zum ersten Male gekostet, so war das nun gar nicht mit dem im vorigen Jahre zu vergleichen. Lerchendorf mit seinen ihr so nahe stehenden Bewohnern war ihr jetzt ein lieber und traulicher Ort geworden, zu dem sie nicht allein ihre Neigung, sondern auch das allmählig sich herausbildende Bedürfniß ihres jugendlichen Herzens zog; wie für sie die drei Cousinen, so war für ihre Mutter – denn an diese dachte Bettina immer in erster Reihe – Cornelia eine Quelle der Freude und des Trostes, und es war abzusehen, daß es für die erste Zeit auch noch so bleiben, die begonnene Freundschaft wachsen und die eingeleitete Geselligkeit sich immer ergiebiger gestalten würde.

Nun aber war gar noch Lerchenfels mit seinen geheimnißvollen Bewohnern dazu gekommen und dieser unvorbergesehene Zuwachs wog bereits schwer in dem Geiste der guten Bettina. Hatte ihr doch schon im Anfang der vertrauliche Verkehr mit dem trefflichen Herrn Magnus einen großen Genuß bereitet, und nun hatten sich diesem sogar die Herren des Gutes selber zugesellt. Konnte ein offenes, jugendliches Herz, wie das ihre, unempfänglich sein für die Beweise menschenfreundlicher und nachbarlicher Güte und Aufmerksamkeit, wie sie sie bereits bis jetzt von den Bewohnern des schönen Schlosses erfahren? Nein, gewiß nicht, sie war sogar sehr dankbar dafür und in diesem Gefühl dankbarer Ergebenheit liegt ja für ein jugendliches Herz schon ein großes Glück, und da ihr dieses Glück bewußt geworden war und sich ihr

gerade heute auf dem einsamen Gange von Neuem bewußt machte, so war sie eben in so heiterer Stimmung und sie gab sich derselben mit ganzer und offener Seele hin.

Als sie in Lerchendorf eintraf, wo Herr Hochstraaten mit seinen Malergeräthschaften noch nicht erschienen war, wurde sie mit einem wahren Jubel von Seiten der Enkelinnen Cornelia's empfangen. Alle Drei, eine Jede in ihrer Art durch des Schicksals Gunst beglückt, fühlten dieselbe erst recht, als sie Gelegenheit fanden, der lieben Freundin das Neuste zu verkünden, und das geschah gleich in der ersten Viertelstunde mit einer so lebensfrischen Hast, daß Bettina ein Lächeln überkam, da sie unter diesen Umständen voraussah, daß sie hier gar nicht zur Mittheilung ihrer eigenen Erlebnisse gelangen würde. Und doch gelangte sie dazu, sobald Cornelia erschien und dem durcheinander schwirrenden Geplauder der drei lebenslustigen Enkelinnen ein Ende machte.

Cornelia, gütig, heiter und geistig frisch wie immer, wenn sie keine der uns bekannten Sorgen plagte, fragte Bettina sogleich nach dem Befinden ihrer Mutter und warum Beide gestern nicht in Lerchendorf erschienen wären. Bettina berichtet darauf das Vorgefallene, und wie Cornelia darüber äußerst erfreut war, so staunten ihre Enkelinnen nun die Freundin an, als ob es ihnen jetzt zum ersten Mal in den Sinn käme, daß auch anderen Menschen etwas ganz unerwartet Freudiges begegnen könne.

Den weiteren Forschungen über die Vorfälle auf Lerchenfels machte indessen das Erscheinen Herrn Hochstraats ein Ende, der in Lerchendorf bereits wie zu Hause schien und der kein Hehl daraus machte, daß ihm das wohnliche Haus mitten im Rosengarten, am Fuße des schönen Gebirges und in unmittelbarer Nähe des Rheins mit seinen hübschen Bewohnerinnen mindestens eben so verlockend oder anziehend war, wie das stolze Schloß auf dem hohen Felsen, und es gewann fast den Anschein, als ob er sich in ersterem mehr in seinem Elemente als in jenem befände.

Er begab sich heute auch alsbald an die Arbeit. Cornelia selbst begleitete die Enkelinnen in das zu einem Atelier eingerichtete Zimmer und man verplauderte, während der Maler rüstig an Charlottens Kopf und Figur zu zeichnen begann, ein Stündchen, bis Bettina plötzlich an ihre Mutter dachte und dann zu erkennen gab, daß sie ihren Rückweg antreten wolle.

Man hielt sie heute nicht auf. Die jungen Mädchen verabschiedeten sich von einander und Cornelia begleitete Bettina bis vor die Thür. Hier angekommen, sah die vorsorgliche Frau sogleich nach dem Himmel, der sich unterdeß finsterer bezogen hatte, und sagte:

»Mein liebes Kind, Du wirst am Ende naß werden. Soll ich Dir einen Schirm mitgeben? Es ist für alle Fälle gut.«

»Ich danke, Frau Professorin,« entgegnete Bettina; »es sieht allerdings etwas drohend aus, aber ich gehe schnell und bis ich in Hünigen bin, wird es sich wohl noch halten.«

»Ich glaube es fast auch; aber schürze Dir immerhin Deine Kleider auf, unterwegs ist das eine mühselige Arbeit und Du hältst Dich unnützer Weise im Regen auf, wenn er Dich überholen sollte.«

»Sie haben Recht, das will ich thun,« sagte Bettina, und rasch zog sie die Schnüre ihres Morgenkleides an und befestigte sie sorgsam. Dann aber nahm sie Abschied von Cornelia, die ihr die herzlichsten Grüße an die Mutter und Herrn Heiduck auftrug, und schritt hinaus in den Rosengarten, um mit flüchtigem Schritt die Landstraße zu gewinnen und so noch trocken nach Hause zu gelangen.

Allein es schien nicht so, als ob ihr das gelingen sollte. Kaum hatte sie die Brücke und die letzten Häuser des Dorfes hinter sich gelassen, als es leise zu tröpfeln begann. Bettina stand einen Augenblick still und besann sich, ob sie umkehren und sich einen Schirm holen oder ob sie trotz des Regens weiter gehen solle.

»Ach,« sagte sie, mit heiterem Auge zu dem noch nicht ganz umwölkten Himmel aufblickend, »ich kehre lieber nicht mehr um. Ein wenig Regen thut mir nichts und ich werde um so rascher gehen.«

Sie wollte eben aus dem Wort eine Wahrheit machen, als sie plötzlich wieder still stand und sich nach der Schlucht umblickte, in welche sich die winzigen Häuser des Dorfes hinaufzogen. Es kam ihr vor, als käme ihr Jemand nachgelaufen und im ersten Augenblick dachte sie, Cornelia schicke ihr einen Schirm nach. In Letzterem hatte sie sich nun freilich getäuscht, nicht aber in Ersterem, denn es lief wirklich Jemand aus der Schlucht hervor und

er hielt auch einen geschlossenen Schirm in der Hand, aber es war kein Diensthote vom Herrenhause in Lerchendorf, nein, es war – und o, wie freudig staunte sie darüber – der junge Herr van der Flühe, der ihr hier so zufällig in den Weg kam, da er eben, wie sie bald erfuhr, einen kleinen Morgenspaziergang über die Bergkuppen gemacht hatte und nun durch die Schlucht auf die Landstraße und so nach Lerchenfels zurückkehren wollte.

»Ich komme zur rechten Zeit, Fräulein Bettina,« sagte Hugo van der Flühe nach der ersten Begrüßung. »Sie sind wieder zu Fuß nach Lerchendorf gegangen und haben dabei den trüben Himmel ganz außer Acht gelassen. Noch dazu haben Sie nicht einmal einen Schirm mitgenommen. Da sehen Sie denn, wie mein guter Genius mich so glücklich geleitet hat. So will ich Sie denn auch beschützen. Da, es fängt schon ernstlich zu tröpfeln an. Bitte, nehmen Sie meinen Arm, ich bringe Sie hoffentlich noch trocken nach Hause.«

Während er so sprach, hatte er schon den großen Schirm aufgespannt und hielt ihn ganz über Bettina hin, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er sich selbst auf diese Weise dem Naßwerden aussetzte.

Bettina dankte ihm freundlich und ohne Zögern nahm sie den dargebotenen Arm, bat ihn aber zugleich, sich nicht ganz zu vergessen, zumal ihr ein Bischen Nässe nichts schaden werde. Kaum aber hatte sie den Arm genommen, so zuckte ein freudiger Gedanke durch ihre

Seele. Ja, es mußte wirklich auch ihr guter Genius gewesen sein, der Herrn van der Flühe ihr heute, in diesem Moment zugeführt hatte, denn nun, da sie auf einem ziemlich weiten Wege mit ihm ganz allein war, ward ihr ja die günstigste Gelegenheit geboten, mit ihm über Ernst Buttler zu reden und dazu war sie auch auf der Stelle entschlossen, obgleich ihr Herz unruhig bei dem Gedanken pochte, daß sie möglicher Weise im Begriff stehe, etwas Wichtiges zu erfahren, was für das Wohl oder Wehe ihrer Mutter von bedeutungsvollen Folgen sein könne.

Allein sie kam nicht so schnell zu der sich ihr schon im Geiste bildenden Frage. Hugo selbst schien erst zu ganz anderen Fragen überaus geneigt zu sein, und er leitete dieselben mit den freundlich gesprochenen Worten ein:

»Lassen Sie uns nicht so schnell gehen; die Sonne ist schon hoch gestiegen und schickt trotz des düsteren Gewölks eine sehr fühlbare Wärme herab. Oder haben Sie vielleicht große Eile?«

»Ach nein,« erwiderte Bettina, ihren Schritt auf der Stelle mäßigend, was diesmal durchaus in ihrem Interesse lag, da sie dadurch Zeit gewann, das vor ihr liegende Thema in aller Ruhe zu besprechen. Ich habe gar keine Eile, um so weniger, da ich von Lerchendorf nicht so früh zurückzukehren glaubte.«

»Um so besser, dann lassen Sie uns ganz langsam gehen und sehen Sie, auch der Regen ist gegen Sie galant, er mäßigt schon wieder seine Heftigkeit. – Doch nun sagen Sie mir, wie ist Ihrer Frau Mutter und Ihnen die gestrige Fahrt bekommen?«

»Vortrefflich, Herr van der Flühe. Es war für meine Mutter wie für mich ein unvergeßlicher Tag und Sie haben uns Beiden einen außerordentlichen Genuß verschafft. Sie können auf unsere Dankbarkeit rechnen.«

Hugo lächelte. »Das Letztere wollte ich nun gerade nicht hören, das Erstere ist mir lieber. Auch für uns – wenigstens für mich,« verbesserte er sich, »war es ein angenehmer Tag. Das alte Lerchenfels – jetzt ist es freilich neu aus seinen Trümmern erstanden – hat doch einmal Menschen in seinen Mauern gesehen. Bisher ist es mir wirklich bisweilen recht einsam darauf vorgekommen, doch« – setzte er mit seitwärts gewandtem Gesicht hinzu – »das wird sich ja nun bald ändern, sobald unsere Verwandten uns den versprochenen Besuch schenken.«

»Also Sie erwarten Verwandte aus Lerchenfels?« fragte Bettina, ohne im Geringsten ihren ruhigen Schritt zu unterbrechen.

»Ja, meines Vaters Verwandte werden erscheinen und den ganzen linken Flügel bewohnen. Der ist für sie bestimmt.«

Bettina hätte gern noch etwas Näheres über diese Verwandten gehört, aber einmal wagte sie nicht, danach zu forschen, dann aber brannte auch ihre eigene Angelegenheit ihr auf dem Herzen und sie sann schon im Stillen darüber nach, wie sie die erste Frage einkleiden sollte, was ihr allerdings wieder einiges Herzklopfen verursachte.

»Wenn diese Ihres Herrn Vaters Verwandte das schöne Schloß noch nicht gesehen haben,« sagte sie einstweilen,

»so werden sie sehr überrascht sein. Es muß sich dort oben in den kostbaren Räumen herrlich wohnen lassen.«

»O ja, ich hoffe auch, daß sie sich bei uns wohl fühlen werden. Also – diese Räume haben auch Ihnen gefallen?« fragte er mit etwas wärmerem Ton.

»Alles, was ich gesehen habe,« erwiderte Bettina, »ist unbeschreiblich schön. Vor Allem das blaue Zimmer, worin wir gestern saßen; aber auch das grüne mit dem Balcon davor, wo wir neulich mit Herrn Heiduck waren, ist schön – ich habe nie etwas Aehnliches gesehen und bisweilen kommt es mir noch jetzt vor, als wären meine beiden Besuche eben nur lustige Träume gewesen und als wäre das wirkliche Erleben derselben eine Unmöglichkeit.«

»Eine Unmöglichkeit? Ach nein, Sie sind nur zu genügsam, Fräulein Bettina. Warum sollten Sie nicht auch einen solchen Traum wirklich erleben können?«

Bettina antwortete nichts, aber ihr Arm, der leicht auf des jungen Mannes Arm ruhte, zitterte leise und er fühlte es wohl. Schon glaubte er, daß seine Begleiterin noch einige Worte auf seine Frage erwidern würde, als sie plötzlich stehen blieb und ihr unschuldiges Kinderauge vertrauensvoll auf sein Gesicht richtete, während ihr Antlitz eine ungewöhnliche Röthe überzog.

»Was ist Ihnen? Was wünschen Sie?« fragte er, ebenfalls einen Augenblick stehen bleibend.

Bettina faßte sich ein Herz. Ihr Begleiter sah so freundlich, so harmlos, so Vertrauen erweckend aus, daß sie die bereits bedachte Frage an ihn zu richten wagte und so

sagte sie denn, obgleich mit etwas schwerem Athem und bisweilen in ihrer Rede stockend:

»Herr van der Flühe! Verzeihen Sie mir, wenn ich die so angenehme Unterrebung über Sie vielleicht mehr interessirende Dinge abbreche und Ihnen eine Frage vorlege, die für mich und noch weit mehr für – meine Mutter von Interesse ist.«

Hugo schaute sie verwundert an und auch über sein frisches Gesicht ergoß sich eine lebhaftere Farbe, da er in diesem Augenblick nicht errathen konnte, welche Frage ihm vorgelegt werden würde.

»Fragen Sie dreist,« sagte er rasch, »ich bin auf der Stelle zur Antwort bereit, wenn ich sie mit gutem Gewissen geben kann.«

»Das hoffe ich und ich danke Ihnen schon im Voraus für Ihre gütige Bereitwilligkeit. Doch, Herr van der Flühe,« fuhr sie mit einem überaus warmen, fast bittendem Ton und einem hinreißenden Ausdruck auf ihrem schönen, klaren Gesicht fort, »es ist eine Vertrauenssache, die ich mit Ihnen bereden will, und daraus, daß ich gerade Ihnen die Frage verlege, mögen Sie erkennen, daß ich – daß –«

»Daß Sie Vertrauen zu mir haben,« ergänzte Hugo, glückselig lächelnd, »nicht wahr?«

»Ja!« sagte sie fest und laut. »Da Sie das selbst finden und es die Wahrheit ist, will ich es bekennen.«

»Nun,« fuhr Hugo nach einer kleinen Pause fort, während sein Gesicht noch höher aufglühte und der lichte

Strahl in seinem Auge sich freudig auf das junge Mädchen heftete, »so sprechen Sie – ich höre.«

»Aber ich habe noch eine Bedingung zuvor –«

»Ich gehe jede Bedingung ein.«

»Auch die, daß Sie meine dringende Bitte erfüllen und mit Niemandem darüber reden?«

»Mit Niemandem?« fragte Hugo sinnend. »Mit wem denn zum Beispiel nicht?«

»Vor Allen nicht mit meiner Mutter und dann auch nicht mit unseren nächsten Freunden, die Sie ja kennen.«

»O, das gestehe ich gern zu. Verlassen Sie sich auf mich und vertrauen Sie mir ganz.«

»Ach!« sagte Bettina leicht aufseufzend, »Sie ermuthigen mich damit sehr und nun ist mein Vertrauen noch größer. So hören Sie denn.«

Hugo lauschte mit außerordentlicher Spannung, das sah man an seinen sprühenden Augen und den zuckenden Bewegungen seiner Gesichtsmuskeln. Er hatte den Arm Bettina's etwas fester an sich herangezogen und ging nun so nahe an ihrer Seite wie möglich. »Sprechen Sie!« sagte er noch einmal mit leiser, aber tief bewegter Stimme.

»Sie haben in Amsterdam gelebt?« begann sie.

Hugo machte immer größere Augen. Er konnte nicht begreifen, was für eine Frage ihm jetzt vorgelegt werden würde. »Ja,« sagte er, »und zwar den größten Theil meines Lebens. Ich bin nur einige Jahre auf der Universität und auf Reisen gewesen.«

»Das ist mir lieb, dann sind Sie vielleicht um so eher im Stande, meine Fragen zu beantworten. Haben Sie – ja, haben Sie in Amsterdem vielleicht jemals den Namen – Buttler gehört?«

»Buttler?« sagte Hugo nachsinnend. »Hm! Können Sie mir nicht irgend einen anderen Anhaltspunkt geben? Soll es ein Mann gewesen sein? Und welchem Stande gehörte er an, in welchen Verhältnissen lebte er?«

Bettina glaubte das Schwerste überstanden zu haben und sie athmete schon erleichtert auf. »Ja,« sagte sie, »Ernst Buttler ist der Name eines Mannes, der jetzt etwa achtundvierzig Jahre alt sein mag. Er kam vor dreiundzwanzig Jahren nach Amsterdam – die näheren Umstände erlassen Sie mir wohl – und ernährte sich anfangs kümmerlich als Sprachlehrer – er war nämlich ein Deutscher. Dann trat er in ein Geschäft – ich glaube – es war ein großes Handlungshaus – aber den Namen desselben kenne ich nicht.«

»Ernst Buttler!« wiederholte Hugo nachsinnend den Kopf senkend. »Erst Sprachlehrer, dann in einem Kaufmannsgeschäft – hm! Ja doch, ja, ich hab's!« fuhr er plötzlich auf.

»Wie? Sie kennen ihn?« rief Bettina entzückt aus und ihr Arm legte sich unwillkürlich fester auf seinen Arm.

Hugo fühlte den leisen Druck und sein Auge hing mit einem Ausdruck herzinniger Freude an ihrem sonnig verklärten Gesicht. »Ja, ich habe ihn zwar nicht persönlich gekannt,« sagte er dann, »aber doch von ihm oft sprechen gehört, jetzt erinnere ich mich ganz deutlich. Ei

gewiß. Doch erlauben Sie, ehe Sie weiter nach diesem Mann forschen und ehe ich Ihnen Ihre Fragen nach ihm beantworte, schenken Sie mir ein noch größeres Vertrauen und sagen Sie mir, warum Sie sich für diesen Mann interessiren.«

»Das will ich sehr gern,« jauchzte Bettina beinahe auf. »O was ich glücklich bin, daß ich auf den Gedanken kam, Sie zu fragen. Also hören Sie. Ich habe Ernst Buttler nie gekannt und nur von ihm gehört. Meine Mutter aber hat ihn in früher Jugend kennen gelernt. Ein inniges – Freundschaftsband – mehr kann ich Ihnen nicht sagen – hat Beide mit einander vereinigt, aber sie sind getrennt worden durch des Schicksals unabänderlichen Willen und nie seit ihrer raschen Trennung hat meine Mutter wieder ein Wort von ihm erfahren. Gestern nun ist Ihnen gewiß ihr plötzlich so gedankenvolles Wesen aufgefallen, nicht wahr? Nun, das steht mit diesem Buttler in nächster Verbindung. Denn, seltsam genug, hat sie in dem Gesicht jenes blauen Ritters eine Aehnlichkeit mit ihm zu entdecken geglaubt, und da dasselbe zugleich Ihrem Herrn Vater ähnlich sehen soll, obgleich mir dieselbe mit dem Herrn, den wir gestern am Fenster sitzen sahen, nicht im Geringsten aufgefallen ist, so ist sie so nachdenklich geworden und hat über diese Aehnlichkeit im Stillen ihre Betrachtungen angestellt. Darum und weil sich vielleicht ganz besondere Vermuthungen in Folge derselben in ihr gebildet hatten, fragte sie Sie auch nach Ihrem Alter und ob Sie in Amsterdam geboren seien.«

»Ach so, ja, nun begreife ich es auch,« schaltete Hugo mit dem Kopfe nickend ein.

»Sehen Sie wohl, wir verständigen uns. Doch nun, Herr van der Flühe, bitte ich Sie, mir ganz offen zu sagen, was Sie über diesen Ernst Buttler wissen, Sie haben ihn also nicht persönlich gekannt?«

»Nein, aber ich habe doch öfter von ihm sprechen hören, wenn von klugen, gewandten und sich geistig und materiell emporringenden Leuten die Rede war, denn zu diesen gehörte Ernst Buttler unzweifelhaft auch und er wurde nicht selten ein verdienstvoller Parvenu genannt. Ueber den Beginn seiner Laufbahn weiß ich allerdings auch nichts und erst als er Commis in dem Großhause Mathes und Compagnie geworden war – denn so heißt das Geschäft, dem er seine Erfolge verdankt – habe ich in meiner Jugend von ihm sprechen gehört. – Ja, ja, jetzt treten mir meine Erinnerungen immer deutlicher vor Augen,« fuhr Hugo fort, »und sogar manche Einzelheiten fallen mir ein.«

»O bitte,« flehte Bettina, sich unwillkürlich immer näher an ihres Begleiters Arm schmiegend, »sagen Sie mir Alles, was Sie wissen, Sie können sich ja unter den Ihnen bekannten Umständen denken, daß jede Kleinigkeit, die diese Person betrifft, in der Seele meiner Mutter Werth für mich hat. – Also bei Mathes und Compagnie trat er in's Geschäft?«

»Ja, und darin machte er eine sehr rasche und bedeutende Carriere, zum Theil gewiß dadurch, daß ihm die

Tochter seines Chefs sehr wohlwollte und dieser selbst dadurch aufmerksam auf ihn ward.«

»Die Tochter seines Chefs?« fragte Bettina, mit etwas umflorten Augen zu dem Erzähler aufschauend.

»Gewiß, und diese Tochter heirathete er auch später und wurde auf diese Weise erst Compagnon und zuletzt Chef des Hauses selbst, da sein Schwiegervater starb und ihm sein ganzes Vermögen mit seiner einzigen Tochter hinterließ.«

Bettina blieb vor innerer Aufregung stehen und schöpfte tief Athem. »Das ist allerdings eine wichtige Mittheilung, die Sie mir da machen,« sagte sie mit großer Beängstigung. »Also verheirathet ist Ernst Buttler? O« – und sie rechnete schnell im Kopf und fuhr dann lebhaft fort – »o bitte, wissen Sie vielleicht, wie lange es her ist, daß er die Tochter seines Chefs heirathete?«

Hugo besann sich eine Weile, dann sagte er: »Ja, so ziemlich weiß ich es – es können jetzt immerhin sieben-zehn oder achtzehn Jahre her sein.«

Bettina athmete tief und erleichtert auf. »Siebenzehn oder achtzehn Jahre!« sagte sie, »das ist gut. Das wäre also zu der Zeit gewesen, als meine Mutter selbst schon verheirathet war. – Und er lebt noch immer in Amsterdam und ist ein wohlhabender Mann?« fragte sie weiter.

»Er muß sogar reich sein, sehr reich,« erwiederte Hugo, »denn die Firma Mathes gehörte mit zu den bedeutendsten unserer Stadt. Ob er aber noch darin lebt, weiß ich in der That nicht. Nur weiß ich so viel, daß – ja, daß auch der letzte Chef der Firma sich von dem Geschäft

zurückgezogen hat und das muß also ohne Zweifel der Bekannte Ihrer Frau Mutter sein.«

»So, so! Und mag er wohl mit seiner reichen Frau glücklich geworden sein?«

Hugo zuckte die Achseln und sah Bettina freundlich von der Seite an. »Das weiß ich nicht; überhaupt, Fräulein Bettina, bauen Sie nicht zu fest auf mein schwaches Wissen in diesem Punkt, ich kann mich auch in dem Einen oder Andern leicht irren, da ich mich um die Handelsbeziehungen meiner Landsleute und die dazu gehörigen Persönlichkeiten wenig bekümmert habe. Wenn es Ihnen aber angenehm ist, so will ich mich einmal genauer danach bei meinem Vater erkundigen, der weiß gewiß mehr von ihm, denn der ist ja auch in der großen Handelswelt bekannt, da er mitten darin gelebt und auch mit den dazu gehörigen Personen verkehrt hat. Dabei aber denke ich, müßte ich Ihnen noch *einen* Rath gehen. Theilen Sie von Dem, was ich Ihnen eben über Ernst Buttler gesagt, nichts Ihrer Frau Mutter mit, sondern warten Sie erst das Resultat meiner Erkundigungen ab. Jedenfalls dürfen Sie ihr nur Sicheres verkünden und sicher weiß ich nur, daß Ernst Buttler verheirathet und zugleich Chef des Großhauses Mathes und Compagnie war.«

Bettina lächelte freudig und wieder beruhigt zu ihm auf. »Ach, Herr van der Flühe,« sagte sie mit ihrem weichsten Ton, »wir sehr danke ich Ihnen für Ihre Güte, und ich glaube selbst, daß es gut sein wird, wenn ich Ihren Rath befolge und meiner Mutter das in Erfahrung Gebrachte für jetzt noch verschweige. Ach, eilen Sie aber

mit Ihren Fragen bei Ihrem Herrn Vater, ich bitte Sie recht sehr darum. Vielleicht ist das, was Sie erfahren, doch so angethan, daß es einen guten Einfluß auf meine Mutter übt, die noch immer mit ganzer Seele an jenem Buttler hängt, den sie mir als einen höchst edlen Mann geschildert hat, obgleich er schon früh von herbem Mißgeschick, vielleicht auch durch eigene Schuld, verfolgt ward.«

»So,« sagte Hugo van der Flühe mit sinnender Miene, »also sie hängt noch immer an diesem Buttler – mit ganzer Seele, sagen Sie?«

»Ja, doch darüber wollen wir lieber nicht reden, denn ich bin von meiner Mutter nicht autorisirt, das Verhältniß, welches einst zwischen ihr und Ernst Buttler bestand, und die Empfindungen, welche sie noch heute darüber hegt, zu offenbaren und nur mein Vertrauen zu Ihnen, Herr van der Flühe, und die innigste Liebe für meine Mutter, so wie die Hoffnung, ihr eine frohe Nachricht über ihren verschollenen Jugendfreund bringen zu können, hat mich veranlaßt, Sie hinter den Schleier der Vergangenheit meiner Mutter blicken zu lassen. Daß Sie Ihr Wissen nicht mißbrauchen werden, weiß ich bestimmt, und darum verliere ich darüber kein Wort mehr.«

Hugo blieb plötzlich stehen – er sah in der Ferne schon die Häuser der kleinen Stadt auftauchen, in deren erstem Bettina wohnte. »Hier haben Sie meine Hand,« sagte er, dieselbe rasch öffnend und sie offen hinhaltend, da Bettina's Arm dicht darüber lag. Sie besann sich auch keinen Augenblick und legte ihre Rechte fest in die hingehaltene Hand. »Ja, ich verspreche es Ihnen heilig, Ihr Vertrauen

soll nicht mißbraucht werden und was ich dazu beitragen kann, für Ihre Frau Mutter genaue Erkundigungen einzuziehen, das soll gewiß geschehen. Doch sehen Sie da, da sind wir ja mit einem Male Vertraute geworden, nicht wahr? Das ist hübsch, das freut mich und noch dazu verbindet uns ein ziemlich ernstes Geheimniß. Ich stehe gern mit Ihnen in solcher Verbindung und um so lieber, als ich daraus erkannt habe, daß Sie mir wirklich Ihr Vertrauen geschenkt haben.«

»Ja,« erwiderte Bettina mit leise sich senkenden Augen, »dies Vertrauen habe ich Ihnen geschenkt – wenigstens in dieser Angelegenheit.«

»O, Sie werden es mir doch auch in anderen nicht versagen? – Darf ich mir eine Antwort darauf erbitten?« fügte er nach einer Weile hinzu, da Bettina mit fortwährend gesenktem Kopf schwieg

»Ich werde es Ihnen nicht versagen,« tönte an seiner Seite eine leise und in sanften Klängen verhauchende Stimme.

»O, Sie erfreuen mich ungemein mit diesem Ausspruch!« rief der junge Mann mit größerer Lebhaftigkeit denn je aus. »Dann will ich Ihnen auch gleich etwas Neues vertrauen,« sagte er, schalkhaft lächelnd.

Bettina erhob rasch die Augen und sah ihn fragend an, ohne eine Sylbe laut werden zu lassen.

»Wollen Sie es *nicht* hören?« fragte er, etwas leiser als vorher sprechend. »O, beeilen Sie sich, wir sind bald an Ihrer Wohnung.«

»So sagen Sie es!«

»Gut, so hören Sie denn, was ich mit großer Freude ausspreche: ich – ich habe heute einen schönen Tag verlebt und hoffe, daß demselben noch viele eben so schöne und vielleicht noch schönere folgen werden. Wünschen Sie das auch?«

Es erfolgte nicht gleich eine Antwort, aber der Arm, der noch immer auf seinem lag, erbebt leise und der Kopf senkte sich leise auf die Brust herab.

»Wünschen Sie es vielleicht *nicht*?« fragte er lauter und mit stärkerem Nachdruck das letzte Wort betonend.

»O nicht doch, nicht doch!« flüsterte sie fast nur. »Ich wünsche es gewiß.«

»Ich danke Ihnen für dieses Wort. Doch nun sagen Sie mir rasch: morgen ist Dienstag und da fährt Ihre Frau Mutter nach Neuwied, nicht wahr?«

»Ja, und ich werde sie dahin begleiten.«

»O – also ich werde Sie einen ganzen Tag nicht sehen und ich bin doch nun schon daran gewöhnt, fast jeden Tag mit Ihnen zu plaudern –«

Es erfolgte wieder keine Antwort. »Soll ich Ihnen vielleicht einen Wagen senden, mit dem Sie recht rasch nach Neuwied kommen?« fragte er mit ruhigerem Tone weiter.

»O nein,« erwiderte sie schnell. »Herr von Rheinbaben, in dessen Hause meine Mutter morgen unterrichtet, schickt den seinigen schon sehr früh, um uns abholen zu lassen, aber ich danke Ihnen auch für diese Güte – im Namen meiner Mutter.«

»Dann bescheide ich mich. Dann sehen wir uns also erst übermorgen wieder. Darf ich denn übermorgen früh

um zehn Uhr zu Ihnen kommen, um Sie und Ihre Frau Mutter zu einer Morgenspazierfahrt abzuholen? Sie wissen ja, Sie wollten das Lenken der Pferde von mir lernen – ich werde wieder mit den kleinen Isabellen kommen.«

»Sie sind überaus gütig. Ja, kommen Sie, ich werde meine Mutter zu der Fahrt zu bestimmen suchen, obgleich wir Morgens immer arbeiten müssen.«

»Das sollen Sie übermorgen nicht, ich bitte darum. Doch – hier müssen wir für heute scheiden – der Regen hat ganz nachgelassen und Sie bedürfen meines Schirmes nicht mehr.«

Er blieb vor dem Fahrwege stehen, der nach dem Lerchenfels hinaufführte, als ob er nicht die Neigung habe, sie bis zu dem kleinen Hause zu begleiten. Bettina hob die Augen nach dem Himmel empor und schien erst jetzt zu bemerken, daß es nicht mehr regne, obgleich der Regen schon lange aufgehört hatte und der Schirm ohne Noth über ihr ausgespannt gewesen war.

»Wollen Sie nicht noch einen Augenblick mit in unser Haus kommen und meiner Mutter einen guten Morgen sagen?« fragte sie, vielleicht nicht wissend, was sie sonst sprechen solle.

»Leider muß ich mir heute dies Vergnügen versagen,« entgegnete er. »Ich bin den ganzen Morgen herum geschweift und muß nun nothwendig noch meinem Vater einige Stunden widmen, der immer noch etwas leidend ist. So scheiden wir denn bis übermorgen. Darf ich noch einmal um Ihre Hand bitten? Ich möchte das Vertrauen

bestätigt sehen, das mir heute so unerwartet zu Theil geworden ist.«

Er hielt seine Hand hin, sie ließ die ihre einen Augenblick darin ruhen, dann zog sie sie rasch zurück und verbeugte sich. Er nahm höflich den Hut ab und dann stieg er mit eiligen Schritten, als habe er schon zu lange gezögert, den Berg nach dem Schlosse empor.

Bettina hatte nur noch wenige Schritte bis zu dem kleinen Häuschen zurückzulegen und doch hatte sie nie mehr und rascher als auf diesem kurzen Wege gedacht. Zum ersten Mal in ihrem Leben schwoll ihr Herz ungestüm von einem nie empfundenen Gefühl auf. Sie theilte ein Geheimniß mit einem Mann, von dem ihre Mutter vor der Hand nichts wissen sollte. Und mit welchem Mann und welches Geheimniß! Freilich – ein Trost war dabei: das Geheimniß betraf ihre Mutter selbst, aber der Mann – o, konnte sie es sich länger verhehlen! – beschäftigte ihre Phantasie in einer Weise, wie sie es kurz vorher noch für ganz unmöglich gehalten hatte. Und war dies ein Unrecht? fragte sie sich. Wie denn, konnte ein Mann gefälliger und liebevoller gegen sie sein, als dieser sich ihr vom ersten Augenblick an erwiesen? Und war er nicht dabei ein schöner, ein hochgebildeter und außerdem ein wackerer Mann? O ja, das war er wohl, aber ach! Dennoch lag eine ungeheure Kluft zwischen ihm und ihr, denn er war der Sohn des reichen Herrn van der Flühe auf Lerchenfels – und sie – sie war die Tochter der armen

Lehrerin Susanna Wunderhold in dem kleinen Hause unter den Linden zu Wingertsspring – o, war das nicht ein gewaltiger, ein ungeheurer Unterschied?

Das mochten so ungefähr die an ihrem Geist blitzschnell vorüberziehenden Gedanken sein, mit denen Bettina den kurzen Weg nach dem kleinen Rosengarten zurücklegte und obgleich sie dabei sehr langsam ging, so kam sie doch mit flammendem Gesicht zu Hause an und sie ward sich eigentlich ihrer inneren Aufregung erst bewußt, als sie ihre theure Mutter mit dem gewöhnlich so ruhigen Gesicht im Wohnzimmer sitzen und arbeiten sah, ihre Mutter, die keine Ahnung davon hatte, wovon ihre Tochter heute Morgen so lebhaft gesprochen und die – dieser Gedanke fuhr Bettina zuerst durch den Kopf – am wenigsten jetzt wissen durfte, daß Ernst Buttler – an eine reiche Dame in Amsterdam verheirathet war.

Kaum aber stand sie vor ihrer Mutter, und diese erhob sich sogleich, um ihr entgegen zu gehen, so fiel sie ihr um den Hals, küßte sie mit zärtlichster Heftigkeit und entschuldigte sich, daß sie so lange geblieben sei.

»Was hat Dich denn so lange aufgehalten?« fragte Susanna, indem sie einen etwas verwunderten Blick über das aufflammende Gesicht der in diesem Augenblick wunderbar schönen Tochter schweifen ließ.

»Laß Dir erzählen, Mütterchen,« sagte die allmählig ruhiger werdende Bettina; »Alles der Reihenfolge nach. Ich habe eine ganze Menge Neuigkeiten für Dich gesammelt.«

»Das scheint mir auch so – nun, beginne nur.«

Bettina, Hut und Tuch ablegend, berichtete nun zuerst das, was sie in Lerchendorf gehört und gesehen, bestellte die ihr aufgetragenen Grüße und fügte dann hinzu, wie sie, schon am Dorfe vom Regen befallen, zufällig Herrn van der Flühe begegnet sei, der sie angesprochen und höflich unter seinen Schutz und Schirm genommen habe. »Und denke Dir,« schloß sie ihren allmählig wieder lebhafter gewordenen Bericht, »er war so überaus freundlich, bot mir seinen Arm, den ich angenommen habe, und brachte mich bis hierher, wobei er mich bat, Dir seinen Gruß zu bestellen und Dich zu bitten, übermorgen früh mit ihm eine Spazierfahrt in dem reizenden kleinen Wagen zu unternehmen, in dem wir gestern nach dem Lerchenfels gefahren sind, was ich denn auch in Deinem Namen dankbar annahm.«

Susanna hatte der Erzählung Bettina's volle Aufmerksamkeit geschenkt, indeß war nicht schwer zu erkennen, daß sie, gegen ihre Gewohnheit, über die Neuigkeiten aus Lerchendorf leichter hinweggegangen war, dem Ende der Erzählung aber wieder mit größerer Spannung gelauscht hatte.

»So, so,« sagte sie, sanft lächelnd, »also Du hast es angenommen und Dich schon in meinem Namen bedankt? Nun ja, ich habe nichts dagegen und nehme diese Freundlichkeit wirklich dankbar an. Aber, mein Kind, es scheint Dich das Alles sehr heiß gemacht zu haben, denn Dein Gesicht glüht und Deine Rede klingt eben auch nicht kühl.«

Bettina hob das klare Auge gegen die Mutter auf und lächelte ihr freundlich zu. »Nun,« sagte sie, »das ist kein Wunder, Mütterchen, es ist draußen drückend warm und die Sonne – wahrhaftig, da bricht sie eben durch die Wolken – war weniger sichtbar als fühlbar.«

»Ihr seid dabei wohl sehr rasch gegangen, wie?«

»O nein,« erwiderte Bettina, langsamer als vorher sprechend, »aber unter einem Schirm wird man immer warm und darum nehme ich ihn so ungern mit.«

»Ich weiß. Aber da hast Du ja einen recht angenehmen Morgen verlebt, nun wird die Arbeit um so besser gedeihen. Doch, weißt Du, Bettina, ich habe in Deiner Abwesenheit auch Besuch gehabt – rathe, von wem?«

»Ach, ist vielleicht Herr Magnus hier gewesen?« rief Bettina erfreut aus.

»Herr Magnus? Ach nein – aber sein Herr war hier – Herr van der Flühe selber.«

»Wie, der alte Herr?« rief Bettina verwundert.

Jetzt lächelte Susanna fast heiter auf. »Ob es der alte oder der junge war,« versetzte sie, »weiß ich selber nicht, doch vermuthete ich, daß sie es alle Beide gewesen sind.«

»Ich verstehe Dich nicht, Mütterchen – ich glaube gar, Du scherzest einmal. Ach, das wäre ja allerliebste!«

»Sieh her!« rief Susanna und nahm ein weißes Tuch von einem kleinen Seitentisch, unter dem die beiden Körbe mit auserlesenen Früchten verborgen gewesen waren. »Das haben die Herren schon wieder gesandt. Sie erschöpfen sich in Freundlichkeiten gegen uns. Hast Du schon je schönere Weintrauben und Pfirsiche gesehen?«

Bettina schlug erstaunt die Hände zusammen und betrachtete jede einzelne Frucht mit besonderer Aufmerksamkeit, als könne sie irgend eine Aufklärung über ihr verborgene Geheimnisse daran entdecken.

»Nein,« sagte sie dabei, »sie sind wirklich köstlich, Mütterchen, die sind gewiß alle im Treibhause gezogen?«

»Natürlich. Nun, iß nur davon, denn dazu sind sie ja doch bestimmt und Dein Spaziergang im Regen wird Dir Appetit gemacht haben, wie?«

Eine Viertelstunde später, nachdem Beide von den schönen Früchten genossen und dabei noch manches auf die Vorfälle des Tages bezügliche Wort gesprochen hatten, saßen sie wieder ämsig bei der Arbeit und Jede von ihnen gab sich nun ihren mehr ernstern oder heiteren Gedanken hin. Fast schien es aber im Laufe des Tages, als ob sie ihre Stimmung gewechselt hätten, denn während Susanna durch irgend einen Gedankenflug erleichtert und erheitert schien, blieb Bettina ungewöhnlich still und nachdenklich. Und dazu hatte sie wohl hinreichenden Grund. Noch einmal überlegte sie hin und her, ob sie der Mutter nicht wenigstens Einiges von dem mit Herrn van der Flühe über Ernst Buttler geführten Gespräch vertrauen solle, aber sie erkannte bald, daß die Mutter mit dem Wenigen nicht zufrieden sein und durch dringende Fragen ihr Eins nach dem Andern ablocken würde. So hielt sie es schließlich für das Gerathenste, ganz zu schweigen, wenigstens für diesen Tag, denn ob die Mutter einen Tag früher oder später das Unerwartete erfährt,

schien ihr ohne Bedeutung zu sein, zumal da sie ja erwarten konnte, von Herrn van der Flühe, dem Jüngeren, bald noch mehr zu erfahren, als sie bis jetzt wußte, sobald derselbe seinem Vater die betreffenden Fragen vorgelegt haben würde. So befestigte sie sich denn in ihrem ersten Entschluß und es war gut, daß sie es that, da bald andere und viel wichtigere Dinge geschehen sollten, die alle ihre noch nicht vollständig gereiften Pläne anders gestalteten.

Susanna, von jeher gewohnt, jeden Augenblick ihre Tochter zu beobachten, wenn sie mit ihr allein bei der Arbeit im Hause saß, gewahrte deren nachdenkliches Wesen und das stille Sinnen sehr wohl, aber sie hütete sich, in sie zu dringen und genauer zu forschen, da sie über das eigenthümliche Verhalten derselben auf ganz falscher Fährte war und die Einwirkung des lebenswürdigen jungen Mannes von Lerchenfels damit in Verbindung brachte. Indessen, war sie dabei wohl ganz auf falscher Fährte? Hatte der junge Mann mit seinen letzten Worten und seinem liebevollen und zutraulichen Wesen *keinen* Eindruck auf das weiche Gemüth Bettina's gemacht?

Gestehen wir es offen – o ja! aber sie war außerdem ein so gutes Kind und eine so herzenswarme Tochter, daß ihr für diesmal noch ihre Mutter in erster Reihe kam, und erst als sie mit ihrem Entschluß vollständig auf's Reine gekommen, gab sie sich ihren Erinnerungen an den schönen Spaziergang im Regen hin und da machte sie an sich selbst die Bemerkung, daß, wenn der Regen auch vom Himmel falle, innerlich doch die Sonne scheinen könne,

und daß ein recht heiterer, ja, glühender Sonnenstrahl an diesem Tage in ihre Seele gefallen, wer könnte es läugnen oder wollte es noch bezweifeln? Ja, die schönste, goldigste und wärmste Sonne war in ihrem Innern endlich aufgegangen, aber sie stieg erst langsam, bedächtig nach dem Zenith empor, und noch mußten viele Wolken durchdrungen und beseitigt werden, ehe sie siegreich und Alles beherrschend mit voller Kraft in ihrem Herzen strahlte, einem Herzen, das wohl wie kein anderes geeignet war, die Wärme dieser reinen Sonne in sich aufzunehmen und weiter zu entwickeln, auf daß auch aus ihm die Blüthe und die Frucht ersprieße, die allein diese wärmste aller Sonnen zeitigen läßt.

## VIERTER BAND.

## ERSTES CAPITEL. WAS DIE CÖLNISCHE ZEITUNG BRINGT.

Pünktlich um acht Uhr kam der aus Neuwied erwartete Wagen vor das kleine Haus unter den Linden gefahren und Susanna und Bettina waren bald bereit, ihre gewöhnliche Fahrt nach dem einige Meilen entfernten Orte anzutreten. Das Wetter, welches den ganzen vorigen Tag mit wenigen Unterbrechungen, wo die Sonne vergeblich einen Durchbruch der Wolken versucht, trüb und regnerisch geblieben war, zeigte sich auch heute mißlaunig und dichtes Gewölk hüllte vom Morgen bis zum Abend den ganzen Himmel ein, obgleich der jeden Augenblick drohende Regen ausblieb.

Wie das Wetter außerhalb des geschlossenen Wagens, so sah es auch anfangs in demselben ziemlich trübe aus. Indessen schienen die Rollen wiederum ausgetauscht zu sein. Denn während Susanna still, nachdenklich und in sich versunken in der Ecke lehnte und wenig auf die Außendinge achtete, da sie mit ihrer inneren Gedankenwelt genug zu schaffen hatte, so erschien Bettina viel gesprächiger und munterer als am Tage zuvor, und während sie häufig die Augen nach außen kehrte und die vorüber ziehenden Menschen und Dinge betrachtete, plauderte sie unverdrossen mit der nur wenige Worte erwiedernden Mutter, als suche sie sich absichtlich zu zerstreuen oder wenigstens den dumpfen Geist, der Jene umfängen hielt, zu bannen.

Endlich gelang es ihr auch; die belebte Straße, auf der man fuhr, der ruhelos dahin rollende Strom, auf dem sich heute viele Dampfer und sonstige Schiffe zeigten, übte nach und nach eine sichtbare Wirkung auf das Gemüth der guten Frau aus und der übrig bleibende trübe Rest wurde zuletzt durch das liebevolle Wesen Bettina's ganz hinweggescheucht, so daß Susanna kurz vor Neuwied sich aus ihrem Schweigen aufrüttelte und sogar mit dem alten freundlichen Gesicht in die Stadt einfuhr.

Hier nun wurde sie sehr bald von den bekannten Menschen und ihren Pflichten in Anspruch genommen. Die sechs jungen Mädchen, denen sie Unterricht ertheilte, hatten sich bereits eingefunden und bald begann derselbe, an dem wie gewöhnlich Bettina Theil nahm. Ob sie heute so aufmerksam wie sonst dabei war, mag dahingestellt sein, wenigstens bemerkte Niemand, und am wenigsten die Mutter, daß ihre Gedanken bisweilen in die Ferne schweiften und sich in Regionen tummelten, die etwas weit von denen abwichen, in welchen sich der heutige Sprachunterricht bewegte.

Um ein Uhr waren die Vormittagsstunden gegeben und nun besuchte Frau Wunderhold einige ihrer alten Freundinnen, wobei Bettina sie wie auch sonst immer begleitete. Um zwei Uhr speiste man bei der Familie von Rheinbaben und um halb vier Uhr begann der Nachmittagsunterricht, der bis um Sechs dauerte. Gleich nach dieser Zeit fuhr der Wagen wieder vor, der die Lehrerin nach Hause bringen sollte, und um acht Uhr langten Mutter

und Tochter daselbst wieder an, um sich sogleich zu Jeremias zu begeben, dem sie auch an diesem Tage einen Krankenbesuch schuldig zu sein glaubten.

Sie fanden den alten Mann noch immer leidend; der Arzt hatte ihn besucht und ein neues Mittel verordnet, zu dem indessen der Kranke selbst wenig Zutrauen wie zu den früheren hatte, obgleich er es willig nahm und fortzubrauchen versprach.

»Hole der Teufel die Aerzte und ihre Mittel!« sagte er, als er dies den Damen erzählte. »Sie mögen recht gut für Leute sein, die weniger von der Ungunst des Wetters abhängen als ich. Mich macht nur der ewige Sonnenschein und eine gute Weinerndte gesund, und wenn dies leidige Wetter noch acht Tage anhält, so fasse ich einen raschen Entschluß und verkaufe Gut und Weinberge für ein Spottgeld – einen Käufer werde ich dafür wohl finden. Dann plage ich mich nicht mehr um das Wetter, dann mag es stürmen, wie es will und ob Regen oder Sonnenschein ist, soll mich nicht kümmern. Denn wenn ich mich um den Wein nicht mehr zu grämen habe, dann bin ich gesund, und wenn ich gesund bin, dann ziehe ich in die Stadt und – heirathe, straf mich Gott! Nun, warum sehen Sie mich so verwundert an, Frau Wunderhold? Etwa weil ich wieder geflucht habe? O, das müssen Sie einem armen Teufel, wie ich einer bin, schon verzeihen.«

Susanna war das Lachen näher, als sie merken lassen wollte und es gelang ihr nur, in ihrer Miene den Ausdruck der Verwunderung beizubehalten, während ihre Tochter dem Kranken herzlich in's Gesicht lachte.

»Wie? Sie wollen heirathen?« fragte die Erstere. »O, das ist doch wohl nur Ihr Scherz, lieber Freund?«

»Da irren Sie doch, meine Liebe!« betheuerte Jeremias mit hoch aufgezogenen Brauen. »Warum sollte ich nicht endlich den Gedanken fassen, mich zu verheirathen? Ich hätte es nur früher thun sollen, dann wäre ich nicht ein so alter gebrechlicher Krüppel geworden.«

»O, das Alter und mit ihm die Gebrechen wären am Ende doch gekommen,« sagte Susanna sanft lächelnd.

»Mit einer Frau? O nein, gewiß nicht, wenn sie die rechte gewesen wäre. Die rechte Frau erhält dem Manne die Jugend, die Kraft und somit das Leben – die unrechte aber vergiftet es ihm jeden Augenblick. Ach, und sehen Sie doch da – was führe ich denn eigentlich für ein Hundeleben? Ist es nicht zum Erbarmen? – Wenn ich nur wenigstens eine wirkliche Pflegerin hätte!« fuhr er nach einer Weile muthiger fort. »So eine wie Sie, liebe Wunderhold! Das würde mir ein wahrer Segen sein. Aber das alte Brechmittel, die Theodosia – pfui! die verkürzt mir das Dasein, und jedesmal, wenn sie in's Zimmer tritt, zuckt es mir stärker in der kranken Zehe, als wollte sie mir sagen: gieb ihr doch Eins!«

Jetzt lachte auch Susanna laut auf, was bei ihr eine große Seltenheit war. »Lieber Herr Heiduck,« sagte sie dann mit sanfter Stimme und legte ihre weiche Hand auf des Leidenden rothe Stirn, »Sie sind eben krank und darum sind Sie mit Ihrer Lage unzufrieden.«

»Jetzt nicht mehr!« rief Jeremias laut auf und faßte die ihn berührende Hand mit seiner schweren Rechten. »Sie verstehen mich zu kuriren – kuriren Sie mich ganz!«

»Wenn ich es könnte, ich wollte es gern thun, aber gedulden Sie sich. Morgen scheint die Sonne wieder und von morgen an beginnt sich langsam Ihre Genesung einzustellen, ich habe das sichere Vorgefühl davon.«

»Oho! Wenn das ist, will ich zufrieden sein. Ach mein Gott, wie verstehen Sie Engel mich zu behandeln! Ich bin schon halb genesen – glauben Sie es. – Haben Sie noch Wein zu Hause?«

»Noch genügend für vier Wochen, lieber Herr Heiduck, und ich danke für's Erste herzlich.«

»Ich gebe es gern,« sagte Jeremias seufzend.

»Ich weiß es und darum bin ich auch dankbar. – Aber jetzt wollen wir Sie verlassen, wir sind eben erst von Neuwied gekommen.«

»O Sie Arme! Dann gehen Sie und nehmen Sie meinen heißen Dank mit für Ihren lieben Besuch. Ach, meine Sonne geht!« seufzte er laut und hielt noch immer Susanna's Hand fest.

»Sie kommt wieder, lieber Freund, denn die Sonne, die Sie so nennen, hat einen Willen und einen Wunsch, und sie begiebt sich gern zu Ihnen.«

»Ist das wahr?« fragte der Kranke und küßte die Hand, ehe er sie losließ.

»Ja,« sagte Susanna, »es ist, wahr und nun schlafen Sie wohl.« –

Als beide Frauen in ihr Zimmer traten und Bettina eben Licht anzündete, ließ sich Frau Günther blicken. Susanna fragte, ob nichts vorgefallen sei und erhielt die Antwort, daß kein Mensch den Garten und das Haus betreten, außer Herr Magnus, der den Damen seinen Besuch habe machen wollen.

»Ach!« rief Bettina schmerzlich bewegt, »also er hat sich doch endlich sehen lassen? O, wie leid thut es mir, daß er uns nicht getroffen hat.«

»Ja, das hat er mir auch gesagt,« fuhr Frau Günther fort. »Er ist ein sehr lieber Herr, das muß man sagen, und er hat wohl eine Stunde in der Laube im Rosengarten gesessen und mit mir geplaudert und dann an allen Rosen gerochen, als ob er da oben keine habe. Als er endlich ging, bat er mich, an Sie Beide die herzlichsten Grüße zu bestellen, und wenn er morgen für sich eine Stunde übrig hätte, würde er wiederkommen.« –

Als Frau Günther ihrer Herrschaft gute Nacht geboten hatte und gegangen war, bedauerte Bettina außerordentlich, daß sie den Bauaufseher verfehlt habe. »Es ist merkwürdig,« sagte sie, »immer kommt er, wenn wir nicht zu Hause sind.«

»Du wolltest sagen, wenn ich nicht zu Hause bin, denn Dich hat er ja schon getroffen. Es ist allerdings seltsam, aber das kommt oft vor und der gute Mann ist ja nicht sein eigener Herr. Doch, das sind wir ja auch nicht und wir müssen uns in das Verlangen Anderer eben so fügen wie er.«

Sie seufzte bei diesen Worten schwer auf, so daß Bettina an sie heransprang, sie umarmte und herzlich küßte.

»Lieb' Mütterchen,« rief sie, »seufze nicht immer so! Das thut mir weh. Wir sind auch im Dienste Anderer frei, wenn wir wollen, hast Du mir oft gesagt – und ist das jetzt nicht mehr wahr?«

»Ja, es ist noch immer wahr, Du hast Recht.«

»Dann wirst Du auch schlafen und morgen recht fröhlich sein. Gieb Acht!«

»Fröhlich!« dachte die Mutter, als sie in ihre Schlafkammer ging. »Das gute Kind! Sie denkt immer an sich dabei und spricht aus sich, aber nicht aus mir. Doch, Gott segne sie auch dafür, es kann ja nicht anders sein. Nun aber habe ich schon wieder eine neue Sorge auf dem Herzen und die – hat der junge Mann da oben hervorgerufen. Bettina, mein Kind! wie kann ich Dich schützen? Und doch scheinst Du mir schon des Schutzes zu bedürfen. Doch still! Nicht gebangt vor der Zeit! Gott wacht und ihm befehle ich mein einziges Glück – mein Kind. Da hast Du mich, Gott, und nun thue an uns nach Deiner Barmherzigkeit. Amen!«

---

Der neue Tag war angebrochen und wie Susanna es Jeremias tröstend gesagt: die Sonne schien klar und hell, und den ganzen Tag blieb sie am Himmel sichtbar und goß ihre Wärme und ihren Segen auf die schöne Erde

herab. Linde nur wehte ein lieblicher Südwind, mit Düften geschwängert, die er von den frisch gemähten Wiesen aufgerafft; in den alten Linden zwitscherten die Vögel schon früh ihr Morgenlied und unter dem blauen Himmel rauschte leise wallend der alte Rhein, der es wie alle alten Herren gern zu haben scheint, wenn die Sonne seine kühle Oberfläche erwärmte.

Susanna war heute wieder zuerst aufgestanden und fühlte sich erquickt und frisch wie selten, denn sie hatte vortrefflich geschlafen, und keine Sorge mehr – sie wußte selbst nicht, wie es kam – beklemmte an diesem Morgen ihre Brust. Eine halbe Stunde später erschien auch Bettina im Wohnzimmer und begrüßte ihre Mutter mit dem herzlichen Wunsche, daß ihr Gott einen recht angenehmen Tag schenken möge.

»Denkst Du aber auch wohl daran, Mütterchen,« sagte sie, wie eine Frühlingsrose erröthend, »daß wir heute um zehn Uhr eine Spazierfahrt antreten?«

»Ach ja, ich habe schon daran gedacht, mein Kind. Wir schweifen jetzt viel umher und manche Arbeit bleibt liegen; es ist ganz anders wie sonst.«

»Es ist auch gut, daß es anders ist,« entgegnete Bettina, den Kaffeetisch ordnend. »Du hast mir ja oft Zerstreung und Vergnügen gewünscht und jetzt, da ich sie habe, wirst Du doch nicht darüber in Sorge sein wollen?«

»Darüber bin ich auch nicht in Sorge,« wollte Susanna eben erwidern, als Frau Günther den Kaffee brachte und ihren Gedanken eine andere Richtung gab.

Nachdem Beide nun ihr Frühstück verzehrt, kleideten sie sich sorgsam an. Susanna erschien wieder in ihrem schwarzen Seidenkleide, dem besten, welches sie hatte, und Bettina in einem grün und weiß gestreiften Sommerkleid mit einer weißen Blouse, worin sie ungemein frisch und lieblich aussah, »wie eine Maiblume!« dachte ihre Mutter im Stillen.

Als sie damit fertig waren und ihre Hüte und Sonnenschirme zurecht gelegt hatten, setzten sie sich an's Fenster und begannen zu nähen, um keine Minute ungenützt verstreichen zu lassen. Bei dieser Arbeit verharreten sie ruhig bis gegen zehn Uhr. Da aber erhob sich Bettina von ihrem Stuhl und ihr Nähzeug zusammen legend, sagte sie:

»Höre auf zu arbeiten, liebe Mutter, ich glaube, Herr van der Flühe kommt.«

»Wie, hast Du ihn schon gesehen?« fragte Susanna, ihre Arbeit beseitigend und dann nach dem Garten blickend.

»Nein, gesehen habe ich ihn nicht, aber ich höre den kleinen Wagen vom Berge herunterrollen.«

»Sieh, was Du für feine Ohren hast! Ich habe nicht das geringste Geräusch vernommen.«

»Du hast nur nicht darauf geachtet –«

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, da zeigte sich schon, daß sie recht gehört. Leicht und flink, wie eine Schwalbe fliegt, kam das reizende Gefährt mit dem Isabellengespann vor den Rosengarten gerollt und auf dem

Vordersitz saßen wieder wie neulich Herr van der Flühe und sein kleiner Groom. Letzterer übernahm, als der Wagen hielt, sogleich die Zügel und Hugo sprang herab und trat in den Garten. Da Susanna am offenen Fenster stand, grüßte er überaus höflich und freundlich und fragte, in einiger Entfernung vom Hause stehen bleibend, ob es ihm gestattet sei, näher zu treten.

Susanna lud ihn ein, in das Zimmer zu kommen, und er folgte ihrer Aufforderung eben so rasch wie gern. Er fand, als er in's Zimmer trat, beide Frauen, die ihn nicht lange warten lassen wollten, schon fast ganz zum Ausflug gerüstet, Tücher und Handschuhe lagen bereit, nur die Hüte hatten sie noch nicht aufgesetzt, um nicht den Anschein zu bieten, als ob sie eine so große Eile hätten, aus dem Hause zu kommen.

Als Hugo in's Zimmer trat, flogen Bettina's Augen pfeilschnell nach seinem Gesicht, um aus sehr natürlichen Gründen den Ausdruck desselben zu studiren. Es war leicht geröthet, wie von einer inneren geheimen Erregung, und in seinen Augen lag ein eigenthümlicher Glanz, der eine lebhaftere Freude oder auch wohl eine ihr für's Erste unerklärliche Spannung verrieth. Im Ganzen aber schien ihr sein Aussehen ein günstiges zu sein, denn sie glaubte in seinen Zügen zu lesen, daß er bereits mit seinem Vater über das zwischen ihnen schwebende Geheimniß gesprochen und daß er ihr manches Neue darüber mitzutheilen habe. Auf keinen Fall konnte dasselbe etwas Ungünstiges sein, das anzunehmen lag durchaus

kein Grund in seiner Miene und seinem freudigen Lächeln, und als sie dies erkannt zu haben glaubte, wurde sie selbst ganz glücklich und die heitersten Empfindungen prägten sich auf ihrem Antlitz aus, das Hugo nie so reizend und schön gesehen zu haben glaubte, wie an diesem Morgen.

»Guten Morgen, Frau Wunderhold, guten Morgen, Fräulein Bettina,« sagte er und reichte zuerst der Mutter und dann der Tochter die Hand, was Susanna zum ersten Mal mit stiller Verwunderung wahrnahm. »Sie befinden sich also wohl,« fuhr er fort, »und haben den gestrigen mühseligen Tag gut überstanden?«

»Ja, wir sind ganz wohl,« entgegnete Susanna, »und für den gestrigen Tag soll uns die heutige Spazierfahrt entschädigen; wir freuen uns Beide darauf. Das Wetter ist so schön, wie es nur sein kann, und so werden wir ein doppeltes Vergnügen haben. Aber wie befindet sich Ihr Herr Vater? Das muß doch wohl unsere erste Frage sein!«

Hugo verbeugte sich dankend und nahm auf einen Augenblick den Stuhl an, den Bettina ihm bot.

»Beinahe hätte ich es vergessen,« sagte er, heiter aufblickend, »aber so geht es, wenn man zu eifrig an etwas Anderes denkt, als an was man denken soll. Mein Vater läßt Sie herzlich grüßen und hofft, Sie nun bald persönlich bei sich willkommen heißen zu dürfen. Es geht ihm sicherlich besser und die reine Bergluft bekommt ihm vortrefflich, was ich zumeist daraus erkenne, daß sein trübes Gesicht sich auffallend erheitert hat.«

»Das freut mich ja sehr,« entgegnete Susanna, »mag es so bleiben und alle Tage besser werden. Doch woran dachten Sie denn so eifrig, daß Sie sogar Ihren Vater vergaßen?«

Hugo lächelte fast schalkhaft. »Ich wollte Sie fragen,« sagte er, einen raschen Seitenblick auf die neben ihm stehende Bettina werfend, »wohin Sie gefahren zu sein wünschen. In Neuwied sind Sie gestern gewesen und den gewöhnlichen Berufsweg kennen Sie also zur Genüge. Wollen wir vielleicht einmal in die Berge fahren und das niedliche Gut meines Vaters, Lerchenheller, besuchen? Es liegt allerliebste zwischen grünen Höhen und das kleine Haus, welches er für den Pächter gebaut, ist so eben fertig geworden.«

Susanna nickte beistimmend und sagte: »Uns ist es recht, wohin Sie uns führen, auch sind wir Beide noch nicht in Lerchenheller gewesen.«

In diesem Augenblick knarrte die langsam geöffnete Gartenthür vor dem Hause und Frau Günther wurde im Garten sichtbar. Sie hielt eine Zeitung und einen Brief in der Hand.

»Da tritt eine Unterbrechung ein,« sagte Hugo, von seinem Stuhl aufstehend und an's Fenster tretend, und wie es Bettina erschien, die ihn eben ansah, athmete er dabei tief auf und eine dunkle Blutwelle wallte über sein Gesicht, als ob die unvermuthet eintretende Störung ihm nicht ganz genehm wäre.

Frau Günther näherte sich dem noch geöffneten Fenster und reichte die Zeitung und den Brief der danach

ausgestreckten Hand Frau Wunderhold's hin. »Verzeihen Sie, daß ich störe,« sagte sie, »aber Herr Heiduck schickt mich mit der Zeitung und diesem Brief und bittet, Sie möchten erst den Brief und dann die roth unterstrichene Stelle in der Zeitung lesen. Aber Sie müßten es sogleich thun, es sei eilig.«

Die Frau ging wieder fort. Susanna, den Brief in der Hand behaltend und die Zeitung auf einen Stuhl legend, sagte, sich leicht gegen Hugo verneigend:

»Verzeihen Sie, Herr van der Flühe, ich will nur einen Blick in den Brief werfen, da ich ihn gleich lesen soll. Uebrigens wüßte ich nicht, was es so Wichtiges sein könnte.«

Darauf öffnete sie den Brief, und Hugo, ihre Verneigung nur mit einer gleichen und ohne ein Wort zu sprechen erwidernnd, griff in einer Art unwillkürlicher Verlegenheit nach der Zeitung, als wolle er sich überzeugen, daß auch nichts Unangenehmes für Frau Wunderhold darin stände. Nachdem er aber einige, mit Rothstift dick unterstrichene Zeilen rasch überflogen hatte, legte er das Blatt scheinbar beruhigt wieder hin und blickte dann nachdenklich zum Fenster hinaus, während Bettina sich bereits die Handschuhe anzog und das Hütchen aufsetzte.

Bald darauf hatte auch Susanna den Brief Herrn Heiduck's gelesen; wir aber wollen, bevor wir den Eindruck schildern, den derselbe auf die Leserin hervorbrachte, gleich mittheilen, wie er lautete:

»Meine liebe Frau Nachbarin!

Ich grüße Sie von meinem Schmerzenslager aus, in der Hoffnung, daß es Ihnen besser gehe als mir, obgleich ich durch Ihren Trost gestern Abend eine verhältnißmäßig ruhige Nacht gehabt habe. Bin ich zu kühn, wenn ich mich der Erwartung hingebende, daß Sie heute Nachmittag wieder ein Stündchen für den gequälten Einsiedler übrig haben werden?

Lesen Sie doch gefälligst beiliegende kölnische Zeitung, die ich Ihnen heute einige Stunden früher sende als sonst, damit Sie von dem rothunterstrichenen Inserat unterrichtet sind, wenn Sie vielleicht mit der Frau Professorin Graach zusammen kämen, was doch leicht möglich ist. Sie hält zwar dieselbe Zeitung, aber sie liest sie erst nach Tisch, so viel ich weiß, und das Inserat könnte wohl Bezug auf sie haben und ihr also von Wichtigkeit sein. Ueberdies plagt mich die Neugierde, ob sie damit gemeint ist und was die Geschichte zu bedeuten hat. Sagen Sie mir also doch gefälligst am Nachmittag, was für eine Geborene – entschuldigen Sie dies Wort, aber wir sind ja Alle geboren und ich weiß kein zarteres, Frau Cornelia Graach ist. Mir ist das bisher unbekannt geblieben, die Rede ist zwischen uns nie darauf gekommen, oder – und das ist sehr leicht möglich – mein dummes Gedächtniß, das die verteufelten Namen – entschuldigen Sie abermals – nie behalten kann, hat mir einen Streich gespielt und mir ihren Namen aus der Erinnerung gelöscht. Möglicher Weise ist sie die Person, an welche die Aufforderung in dem Blatt gerichtet ist und das glaube ich sogar. Wer kann wissen, was für eine Engelei oder am Ende auch

eine Teufelei dahinter steckt. Die arme Frau ist in ihrem Leben oft genug von den Ihrigen geplagt worden, nicht wahr?

Na ja! Sie wissen es so gut wie ich und manchen Menschen verfolgt das Unglück bis zum letzten Athemzug, so zum Beispiel mich, der ich jetzt sogar so weit in meinen Leiden gekommen bin, daß ich die lahmen Hunde beneide, die noch auf drei Beinen herumhumpeln können, während ich – ach! Doch Ihre Zeit ist kostbar und ich schließe meine Epistel. Göttliche kleine, süße Frau Nachbarin – leben Sie wohl und gedenken Sie, wenn nicht in Liebe, doch ohne Haß Ihres armen, geplagten, aber Sie von ganzem Herzen verehrenden

Jeremias Heiduck.«

Als Susanna den confusen Brief mit lächelndem Gesicht gelesen, besann sie sich eine Weile, dann aber erhob sie es mit allmählig mehr und mehr staunendem Ausdruck zu Bettina und ihrem Besuch und sagte:

»Was mag das zu bedeuten haben mit dem Geburtsnamen der Frau Professorin Graach? Ich werde noch nicht klug daraus.«

Hugo hielt das Auge fest auf sie gerichtet und schien sich schon besser orientirt zu haben; allerdings hatte er bereits das Inserat der Zeitung gelesen, was Susanna noch nicht gethan.

»Lesen Sie nur erst das Blatt,« sagte er mit leise vibrierender Stimme, indem er es wieder aufnahm und ihr hinreichte, »das wird Sie wahrscheinlich gleich aufklären.«

Susanna ergriff die Zeitung und las das Inserat, während Bettina den Brief Jeremias Heiduck's zu studiren anfing.

Das kurze Inserat aber, auf der Rückseite des Blattes mit sehr dicken Lettern gedruckt, lautete folgendermaßen:

»Frau Professorin Cornelia Graach, geborene Forst, ehemals in Bonn am Rhein wohnhaft, wird um schleunige Angabe ihres jetzigen Ausenthaltes gebeten. Dieselbe kann in diesem Blatte erfolgen, wo möglich umgehend. Sollte sie nicht mehr am Leben sein, so werden ihre Angehörigen, männlichen oder weiblichen Geschlechts, dringend ersucht, ihre genauen Adressen anzugeben, wodurch sie einen in der Ferne weilenden Freund sehr verbinden und sich vielleicht selbst einen Gefallen erweisen würden.«

Susanna las diese ihr im ersten Augenblick unverständlichen Zeilen, da sie über die Namen leicht hinweggegangen war, anfangs mit ruhiger Miene. Erst als sie zum zweiten Mal langsamer las, blieb ihr Auge auf dem Namen *Forst* länger haften und plötzlich schien the bisher bleicher Gesicht wie mit Flammen übergossen. Dabei starrte sie mit dem Ausdruck des Entsetzens auf das Blatt, ihre Sinne schienen zu taumeln, ihre Füße zu wanken und sie mußte sich mit der rechten Hand fest an die Lehne des Stuhls klammern, in dessen Nähe sie stand. Immer starrer und starrer blieben ihre Augen auf dem

Namen *Forst* haften, einem Namen, der ihr einst so theuer geworden, wie kein anderer und der mit unauslöschlichen Zügen in ihr Herz gegraben war.

Plötzlich schaute sie wirr auf; ihr Blick, eine unendliche Wehmuth und doch ein unaussprechliches Glück verathend, flog nach Bettina hin, die eben den Brief zu Ende gelesen, und von dieser nach dem jungen Mann, der fest und ruhig vor ihr stand, als wolle sie Beider Rath oder gar ihre Hülfe in Anspruch nehmen.

Bettina, als sie diese ganz eigenthümliche Erregung, die ungewohnte Verwirrung an ihrer sonst immer so gleichmäßig gestimmten Mutter sah und dann den flehenden, hilfesusuchenden Blick auffing, erschrak heftig.

»Liebe, gute Mutter!« rief sie mit schwer athmender Brust, »was ist Dir? Was hast Du gelesen?«

Erst diese liebevoll gesprochenen Worte schienen Susanna wieder zu sich selbst zu bringen. Ein strahlendes Lächeln umschwebte ihre Lippen, ihr braunes Auge nahm einen feuchten Glanz an der Stelle der vorigen Starrheit an und sie gewann die Sprache wieder, die sie einige Augenblicke lang verloren zu haben schien.

»Bettina!« rief sie mit flehendem Stimmton. »Ich weiß nicht, ob ich recht gelesen – mir schwindelt es vor den Augen. Da, nimm Du die Zeitung und lies mir die rothunterstrichene Stelle noch ein mal laut vor.« Dabei sank sie auf den nächsten Stuhl, ließ die gefalteten Hände in den Schooß sinken und beugte den Kopf demüthig auf die Brust, als unterwerfe sie sich dem Schlage, der wie der Blitz aus den Wolken so eben auf ihr Haupt gefallen war.

Bettina nahm rasch das Blatt, fand die bezeichnete Stelle und las sie mit stockendem Athem, doch laut und verständlich vor. Aber als sie sie gelesen, starrte sie im ersten Augenblick fragend die Mutter an und erst, als sie dann den Blick auf den sie unendlich ruhig betrachtenden Herrn van der Flühe warf, sammelte sie sich und über ihre sanften Züge strömte ein freudiges Lächeln, das sie ihrer Mutter in dem Aufruhr der über sie hereinbrechenden Gefühle wie ein tröstender Engel erscheinen ließ.

»Aber wie kann Sie diese Zeitungsaufforderung, die Sie persönlich gar nicht zu berühren scheint, so beunruhigen?« fragte da der junge Mann, der plötzlich den Muth zu gewinnen schien, sich in die vor seinen Augen vorgehende Angelegenheit einzumischen.

Bettina sah ihn mit einem Blick an, als wolle sie ihn ganz insgeheim um seine Unterstützung bitten. Sie hatte ihre Mutter und die Ursache ihrer Aufregung auf der Stelle begriffen. Zwar hatte auch sie nie den väterlichen Namen Cornelia's nennen gehört, aber daß der verschollene Jugendfreund Forst hieß, wußte sie ja und im Augenblick combinirte sie, was bei der Nennung desselben in ihrer Mutter vorgehen mußte.

»Sollte es möglich sein,« sagte sie deshalb, sich von Hugo zu ihrer Mutter wendend, »daß die Frau Professorin eine Verwandte oder wohl gar die Schwester Deines verschollenen Freundes ist? Wir haben das hisher nicht gewußt, aber es kann dennoch der Fall sein. Wenn Dein Schreck daher stammt, so begreife ich ihn wohl, aber ich

bin nicht der Meinung, daß dies ein neuer Grund der Besorgniß oder gar des Verzagens ist.«

Susanna war außer Stande, darauf etwas zu antworten. Sie war völlig überwältigt von der neuen, so unvermutheten Entdeckung und starrte nur sprachlos auf den jungen Mann hin, als wisse sie nicht, ob sie in Gegenwart desselben irgend eine Meinung zu erkennen geben oder überhaupt vor ihm ihre Gefühle offenbaren solle.

Da aber legte sich Bettina wirksam in's Mittel und, ihrem geheimen Vertrauten einen von ihm verstandenen Blick zuwerfend, sagte sie mit einer Festigkeit und Selbstbeherrschung, die Niemand ihr bisher zugetraut hatte und als ob sie dem ruhig Dastehenden und ihre Mutter aufmerksam Betrachtenden damit den Weg zur activen Theilnahme bahnen wolle:

»Ich sehe nicht ein, was hier noch ein längeres Schweigen nützen soll oder kann. Herr van der Flühe ist ein Ehrenmann, dem wir vollständig Vertrauen schenken können und so dürfen wir ihm, der zufällig Zeuge dieses Vorgangs ist, nicht verschweigen, was Dich so tief bewegt und bedrückt, liebe Mutter. So werfen Sie denn einen tieferen Blick in das Vorgehende, Herr van der Flühe. Wie Sie sehen, wird in diesem Zeitungsinsert eine Frau Professorin Graach, geborene Forst, aufgefordert, ihren Aufenthaltsort anzugeben. Ich zweifle keinen Augenblick, daß das unsre Freundin in Lerchendorf ist. Zwar haben wir bisher nicht gewußt, daß ihr Vater Forst hieß, aber es

ist doch möglich, ja wahrscheinlich, daß sie diese Cornelia Graach, geborene Forst ist. Der, der sie auffordert, ihren Wohnort anzugeben, nennt sich selbst einen Freund in der Ferne, und wenn sie ihren Wohnort unverweilt angiebt, so werde sie sich, sagt die Zeitung, damit selbst einen Gefallen erweisen. In so weit betrifft die Sache, ob sie nun eine angenehme oder eine betrübende ist, meine Mutter nicht, sondern nur die Frau Professorin Cornelia Graach. Nun ist aber der beigedruckte Name Forst zugleich der Name eines *verschollenen Freundes* meiner Mutter –« und sie betonte diese Worte scharf – »von dem sie vor vielen Jahren plötzlich getrennt worden ist und nie wieder eine Nachricht erhalten hat. Wenn nun der die Frau Professorin Cornelia Graach, geborene Forst, suchende Fremde denselben Namen führt, was doch immerhin möglich ist, da er auf ihre Auffindung einen solchen Werth zu legen scheint, so ist derselbe am Ende der Verschollene selbst und nebenbei ein Verwandter der Frau Professorin – und in dieser Möglichkeit, Herr van der Flühe, liegt die Verwickelung und zugleich die Ursache der leicht erklärlichen Beunruhigung meiner Mutter.«

Bei diesen so klaren und das Verhältniß ihrer Mutter zu Hugo selbst umgestaltenden Worten erhielt Susanna ihre Fassung und mit ihr die Sprache wieder. Sie umschlang mit liebevoller Zärtlichkeit die vertrauensvolle Tochter, küßte sie auf die Stirn und sagte:

»Ja, Du hast Recht, mein Kind, und auch ich vertraue Herrn van der Flühe so weit, daß ich ihm stillschweigend

das Bekenntniß, welches Du bereits abgelegt, wiederhole. Sie kennen jetzt das Verhältniß, mein Herr,« wandte sie sich an diesen, »und werden es natürlich finden, daß ich vor allen Dingen wissen möchte, welchen Familiennamen Cornelia Graach führt und ob sie in irgend einer Beziehung zu einem Mann steht, den ich einst – ach ja! – unter dem Namen Forst kannte.«

Hugo van der Flühe erhob sich in seiner ganzen Höhe und warf zuerst Bettina einen dankenden und dann ihrer Mutter einen ermuthigenden Blick zu. »Wenn es so ist, meine liebe Frau Wunderhold,« sagte er mit ernster und theilnahmvoller Miene, »so begreife ich Ihre Unruhe und Ihren Schreck vollkommen. Ich finde Beides sogar sehr natürlich. Ja, ich stimme Ihnen bei, forschen Sie doch ungesäumt bei der Frau Professorin selber nach, und bringen Sie ihr zuerst diese Nachricht, die vielleicht auch ihr von großer Wichtigkeit ist. Ich sehe, es ist die heutige Zeitung und da sie sie selbst, wie Sie vorher sagten, erst nach Tisch liest, so weiß sie noch nichts von diesem Inserat. Sie werden also jedenfalls die Erste sein, die sie damit bekannt macht.«

»Ja, Sie haben Recht,« rief Susanna, in aller Eile ihren Hut aufsetzend und sich zum Gange vorbereitend, »ich will, ich muß sogleich zu ihr gehen. Aber ich kann nicht allein gehen, Bettina, ich bin zu aufgeregert dazu; Du sollst mich begleiten, und Sie, Herr van der Flühe, entschuldigen Sie, daß wir die heutige Spazierfahrt aufgeben müssen.«

»Um Verzeihung,« sagte da Hugo und trat einen Schritt näher an sie heran, »Sie dürfen natürlich nicht den Weg nach Lerchendorf allein zurücklegen. Auch ich werde Sie dahin begleiten und da mein Wagen vor der Thür steht, so können Sie in zehn Minuten bei Ihrer Freundin sein. Ich finde es sogar sehr gut, daß es sich gerade so trifft.«

»Sie sind außerordentlich gütig, Herr van der Flühe,« sagte Susanna, ihm rasch die Hand reichend; »und ich nehme Ihr freundliches Anerbieten dankbar an. Indessen muß ich Sie schon im Voraus bitten, mich mit Cornelia allein zu lassen; was ich heute mit ihr zu sprechen habe, dürfte wenig Interesse für Sie bieten.«

»Ich bescheide mich gern, Frau Wunderhold,« erwiderte Hugo, »und wenn Sie es erlauben, werde ich, so lange Sie mit der Frau Professorin zu reden haben, mit Fräulein Bettina einen kleinen Spaziergang unternehmen.«

»Gern, gern – o so lassen Sie uns denn eilen. Ich möchte in der That die Erste sein, die diese Botschaft nach Lerchendorf bringt.«

Alle Drei traten jetzt aus dem Hause und Susanna verschloß mit vor Aufregung zitternder Hand die Thür desselben und steckte den Schlüssel zu sich. Bald darauf saßen sie in dem Wagen und von dem Zuruf Hugo's befeuert, setzten sich die flinken Pferde in schärfsten Lauf, so daß man wie im Fluge am Rhein entlang nach Lerchendorf fuhr.

Unterwegs wurde fast kein Wort gesprochen; die Empfindungen Aller waren mehr oder minder zu sehr in Anspruch genommen. Susanna's Inneres wogte in unbeschreiblicher Unruhe und sie schaute immer dem Wagen voraus und berechnete die Entfernung, die sie noch zurückzulegen hatte, bis sie Cornelia nahe war. Bettina, ebenfalls tief bewegt und an der Mutter Gefühlen den innigsten Antheil nehmend, hatte doch noch für ein anderes Gefühl Raum, denn sie pries sich im Stillen glücklich, daß sie schon zwei Tage vorher Hugo van der Flühe ihr volles Vertrauen geschenkt und ihn so unvermutheter Weise in das sich jetzt entspinnde Verhältniß eingeweiht hatte. Hugo's Empfindungen dagegen vermögen wir weniger zu entziffern; daß aber auch er in einiger Erregung war, verrieth sein mehr als gewöhnlich geröthetes Gesicht und der helle Glanz seines großen blauen Auges. Nur von Zeit zu Zeit, und ohne die Pferde außer Acht zu lassen, drehte er sich nach den hinter ihm Sitzenden um, nickte ihnen ermuthigend zu und bemerkte wiederholt, daß man nun bald in Lerchendorf sein würde.

Nur als man dem Dorfe schon nahe gekommen war und der hohe Felsen über dem Wohnhause von Lerchendorf sichtbar ward, ließ er die Pferde etwas langsamer gehen, drehte sich noch einmal zu den Damen um und sagte:

»Kennen Sie vielleicht den Weg nach dem Nußbaum dort oben, Fräulein Bettina?«

»O ja!« lautete die mit einiger Zurückhaltung gegebene Antwort.

»Wollen Sie dann so gütig sein,« fuhr er freundlich lächelnd fort, »mich dahin zu führen, während Ihre Frau Mutter mit der Frau Professorin spricht? Ich habe so viel von der schönen Aussicht dort oben gehört und bis jetzt noch nicht dahin gelangen können.«

»Nach dem Nußbaum auf dem Felsen von Lerchen-dorf?« fragte Susanna, leise erhebend und sah mit einem seltsamen Blick ihre Tochter an.

»Ja, Frau Wunderhold,« erwiderte er. »Halten Sie den Weg für Fräulein Bettina zu beschwerlich oder den Felsen für zu hoch, als daß wir ihn erreichen könnten?«

»O nein, o nein!« erwiderte die Mutter mit zuckendem Herzen. »Steigen Sie immer mit ihr hinauf!« fügte sie mit einem nur halb unterdrückten Seufzer hinzu.

Wenige Minuten später hielten die dampfenden Isabellen vor dem Herrenhause still. Hugo half den Damen beim Aussteigen und verabschiedete sich freundlich von der eilig in das Haus schlüpfenden Susanna, die ihrer Tochter nur die Worte zugeflüstert hatte:

»Werde nicht ungeduldig, wenn ich etwas lange bleibe und entschuldige mich bei Herrn van der Flühe. Ich habe mit Cornelia wahrscheinlich sehr viel zu reden.«

Hugo dagegen gab seinem Groom den Befehl, langsam auf der Straße auf und ab zu fahren und seine und der Damen Rückkehr zu erwarten; dann aber wandte er sich mit wunderbar leuchtendem Gesicht nach Bettina um und sagte:

»So, jetzt sind wir mit dem Uebrigen fertig und nun lassen Sie uns nach – dem Nußbaum gehen.«

Bettina deutete mit der Hand den Weg an, den sie nehmen mußten, um auf die Höhe des Felsens zu gelangen, und einige Augenblicke später waren die beiden Gestalten zwischen den dichtbelaubten Weingängen verschwunden.

## ZWEITES CAPITEL. SCHWESTER UND GELIEBTE.

Im Herrenhause zu Lerchendorf war es in den letzten Tagen bedeutend lebhafter und munterer als früher hergegangen und die Bewohnerinnen desselben fühlten viel weniger Neigung denn je, das Haus, den schönen Rosengarten und die romantische nächste Umgebung zu verlassen, so gern auch Cornelia einmal den nahegelegenen Lerchenfels besucht und sich mit eigenen Augen von der Pracht des neuen Schlosses und seines Parks, so wie von der Gastfreundschaft der ihr so gerühmten Bewohner desselben überzeugt hätte. Seitdem der holländische Maler, Herr Hochstraaten, mit der Familie bekannt geworden war und, durch die natürlichen Reize der jungen Mädchen angelockt, sich daselbst heimisch zu fühlen begonnen hatte, schien ein äußerst heiterer Geist darin eingekehrt zu sein; es gab fast gar keine langweilige Stunde mehr, die alte Arbeit wechselte regelmäßig mit einem ganz neuen Genuß und kein Mensch lebte mehr in den wohnlichen Räumen, der sich das gegenwärtige Dasein anders oder gar besser gestaltet gewünscht hätte.

Cornelia vor Allen fühlte sich in den jetzigen Verhältnissen ganz behaglich und fast glücklich. Die Sorgen, die sie bis vor Kurzem heimgesucht, waren verschwunden,

ihr Kummer über die trüben Verhältnisse ihrer fernen Verwandten hatte sich gemindert und ihr heiteres Temperament hob sich leicht über die dann und wann noch in ihr wiedererwachenden Nachwehen fort.

Außerdem leuchtete ihr aus nicht gar zu weiter Ferne eine noch glücklichere Zukunft entgegen. Von jeher hatte ihr das Wohl ihrer Kinder und zumeist das ihrer Enkelinnen am Herzen gelegen und nun schien sich mit einem Mal das Schicksal derselben sehr günstig gestalten zu wollen. Wie wir schon wissen, hatte sie vor einigen Tagen Besuch aus Bonn gehabt und dieser hatte für sie und ihre Kinder eine sehr bedeutungsvolle und angenehme Wendung genommen. Zuerst ganz insgeheim hatten die beiden jungen Männer, der ihr schon lange bekannte Privatdocent und der ihr sogar von seinen Eltern her befreundete wohlhabende Buchhändler, schriftlich die Anfrage an sie gerichtet, ob sie ihnen gestatten wolle, sich um die Gunst Nataliens und Anna's zu bewerben, und als sie nach reiflicher Ueberlegung und mit Uebereinstimmung des Vormunds derselben, des uns bekannten Justizrath's Doctor Henrion, dazu ihre Einwilligung gegeben, waren die beiden Männer gekommen und hatten sich den auserwählten Enkelinnen genähert, ohne sie zuerst in ernsterer Weise in das Geheimniß zu ziehen. Allein das wäre auch von ihrer Seite nicht gerade sehr nöthig gewesen, die jungen Mädchen fühlten instinctmäßig, welche Absichten die angesehenen Männer hegten, und, wie es nicht anders zu erwarten war, nahmen sie,

von keinem anderweitigen Gefühl in Anspruch genommen, die allmählig hervortretende Bewerbung mit stiller Ergebung, wenn nicht mit wärmerer Neigung hin.

Noch war zwar das letzte entscheidende Wort zu keinem der beiden Mädchen gesprochen worden, aber dennoch fühlte es Jede heraus, was nahe bevorstand und zuletzt unumgänglich geschehen mußte. So herrschte denn nach der noch an dem Tage ihrer Ankunft erfolgten Abreise der Besuchenden eine ganz eigene feierliche Stimmung in Lerchendorf, der Charlotte nach ihrer Art in jenem uns bekannt gewordenen Brief an Bettina Ausdruck gegeben hatte. Von Stunde zu Stunde aber verlor diese Feierlichkeit ihren ernstesten Anstrich, die Munterkeit und Fröhlichkeit der Jugend durchbrach das ungewisse Gewölk nachdenklichen Schweigens und die elektrisirten Herzen sprühten in gegenseitig sich herausfordernden Mittheilungen ihr inneres Wohlbehagen aus.

Als man erst so weit gekommen, verlor sich nach und nach der bisher wahrnehmbare innere Zwang; die von der Fülle des Glücks überschwellenden Herzen ergossen ihren Reichthum über die willigen Lippen und endlich wußte eine Jede, was sie von den Gefühlen der Anderen zu halten habe.

Mit Natalie und Anna zugleich aber feierte die sinnige Charlotte ihre allerdings stilleren Triumphe und auch sie mochte wohl gerechten Anlaß dazu erhalten haben. Gleich am ersten Tage, als Herr Hochstraaten sie auf Lerchenfels gesehen, hatte er ihr eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und, von ihrer Liebhaberei für die

Malerkunst angezogen, glaubte er in ihr eine dankbare Schülerin zu erblicken, die wohl geeignet sei, auch in anderen Dingen einst seine Meisterin zu werden.

Kaum aber hatte der alte Herr auf dem Lerchenfels, der den Freund seines Sohnes schätzte und liebte, weil er eben so sein Talent wie sein edles Herz kannte, hiervon Kunde erhalten, so war der Gedanke in ihm entsprungen, von den ihm so gerühmten jungen Mädchen die Portraits zu besitzen und Hans Hochstraaten hatte von dem reichen und die Kunst schätzenden Mädchen den Auftrag erhalten, sich dazu die Wege zu bahnen und dann das nicht unmöglich Scheinende in's Werk zu setzen.

So hatte Herr Hochstraaten denn den bekannten Weg für den am leichtesten zum Ziele führenden gehalten, sich zuerst an die Großmutter zu wenden und bei einem Besuche mit Hugo van der Flühe den Wunsch ausgesprochen, ihr characteristisches Matronengesicht auf die Leinwand zu fesseln.

Cornelia, nichts Schlimmes ahnend, war darauf eingegangen; die Vorbereitungen waren schnell zu Stande gekommen, und nun zog Herr Hochstraaten alle Tage mit Pinseln und Farben nach Lerchendorf, wo denn sehr bald zuerst das Portrait Cornelia's und dann das ihrer Enkelinnen eines nach dem andern in Angriff genommen ward.

So standen also die Sachen gegenwärtig in Lerchendorf, oder eigentlich waren sie bereits ganz im Stillen etwas weiter gediehen. Herr Hochstraaten hatte zwar alle drei Cousinen gezeichnet und schon untermalt, aber seine aufmerksamste Zuschauerin war bei allen Charlotte

gewesen. Daher war es auch sehr natürlich, daß er ihrem eigenen Portrait die größte Sorgfalt widmete und sein Auge hatte ihre angenehmen Züge so treulich studirt, daß er schon eine große Kenntniß darin erlangt hatte und im Stande war, aus dem Ausdruck derselben auf ihr inneres Wesen zu schließen, was ja einem geschickten Künstler, der auch ein Seelenkenner sein muß, nicht allzu schwer fallen kann.

So war denn auch zwischen diesen Beiden schon eine gewisse Harmonie, nicht allein in der Ansicht über die Farben, über Schatten und Licht, entstanden, und Natalie und Anna flüsterten sich in unbewachten Augenblicken bereits geheimnißvoll zu, daß Herr Hochstraaten Charlotten wahrscheinlich am besten treffen werde, da sie das seinem Farbensinn zusagendste Colorit besitze und in ihren Augen einen eigenthümlichen Glanz trage, den die Maler, wenn sie junge und zugleich hübsche Männer sind, gar sehr zu lieben und gern zu verewigen pflegen.

Auch zu Cornelia war bereits das dunkle Gerücht gedrungen, daß in der Malerstube ein ganz eigenthümliches mystisches Räthsel schwebte und daß das Licht in der Regel das günstigste sei, wenn Charlotte der Staffelei gegenüber sitze. Anfangs darüber etwas besorgt, hatte sie sich häufiger den Künstlerstunden zugesellt und Herrn Hochstraaten aus nächster Nähe und mit Augen beobachtet, wie sie namentlich bei Großmüttern häufig von seltener Schärfe gefunden werden sollen. Da aber war sie allmählig beruhigt werden. Herr Hochstraaten, von Hause

aus ein wohlhabender Mann und Sohn eines angesehenen Fabrikherren in Antwerpen, war ihr als ein sehr solider und gewissenhafter Mann erschienen und so hegte sie das Vertrauen, daß Gott, der ja schon so manches Paar auf wunderbare Weise zusammengeführt, auch diesmal sein Werk mit väterlicher Weisheit und Güte üben werde und daß sie sich also auch hier, wie bei den anderen Enkelinnen seinem Schutze mit freudiger Ergebung anvertrauen könne.

Das war mit einem Wort der Stand der Angelegenheiten am heutigen Tage in Lerchendorf, als es das Schicksal wollte, daß ein neues und ganz ungeahntes Gewitter über die alte Cornelia hereinbreche, ein Gewitter, wie sie lange keins erlebt und keins mehr zu erleben vermutete und das seine schwere Wucht doch mit solcher Gewalt auf ihr greises Haupt schleuderte, daß auch ein noch stärkerer Stamm, als sie war, darunter gebebt hätte, zumal es so unverhofft kam und der anfangs so drohende Himmel die spätere segensreiche Wirkung nicht voraussehen ließ.

Cornelia war heute wie alle Tage früh aufgestanden und hatte mit ihren Kindern das Frühstück gemeinsam in der Halle verzehrt. Als bald war Herr Hochstraaten gekommen und das Malen der begonnenen Portraits hatte in einem Zimmer des oberen Stockwerks seinen Anfang genommen. Cornelia war eine halbe Stunde bei den jungen Leuten geblieben, dann, da sie ihre zuschauenden Kinder eifrig bei der Arbeit sitzen sah, hatte sie wieder

ihr Zimmer aufgesucht und einen Bericht an den Justizrath in Bonn aufgesetzt, mit dem sie gegenwärtig fleißiger denn je correspondiren mußte. So saß sie jetzt am Schreibtisch, der zwar dicht am Fenster stand, aber sie war von ihren Gedanken so in Anspruch genommen, daß sie nur selten hinaussah und so auch nicht den mit drei Personen von Wingertsspring heranfahrenden Wagen bemerkte, der außerdem nicht vor das Haus fuhr, wie es sonst die Regel war, sondern am Eingange des Rosengartens auf der Landstraße halten blieb.

Auf diese Weise geschah es denn auch, daß Herr van der Flühe und Bettina weder von ihr, noch von den Mädchen im Malerzimmer bemerkt wurden und unaufgehalten ihren Weg in den Weinberg und nach dem Nußbaum auf dem Felsen fortsetzen konnten.

Cornelia also saß, tief über ihre Schreiberei gebeugt und mit der Brille bewaffnet am Tisch. Sie hatte eben einen wichtigen Satz beendet und setzte mit recht bedächtiger Miene einen sehr sichtbaren Punkt dahinter, zum Zeichen, daß sie das darin Gesagte mit vollem Bewußtsein für abgeschlossen halte. In diesem Augenblick hörte sie ein Geräusch vor ihrer Thür und als sie die Augen erhob und dahin blickte, flog dieselbe rasch auf und die sonst so leise einhergehende und immer gleich ruhig gestimmte Frau Wunderhold trat mit einer ganz eigenen Lebhaftigkeit und sichtbar gerötheten Wangen heftig in's Zimmer.

Cornelia, von einer ihr unerklärlichen, plötzlich über sie hereinstürzenden Angst erfaßt, es könne der lieben

Freundin ein Unglück begegnet sein, ließ die Feder aus der Hand fallen und warf die schnell abgerissene Brille mit zitternder Heftigkeit auf das vor ihr liegende Papier. Dann sprang sie auf, eilte der Kommenden entgegen und rief:

»Mein Gott, liebe Frau, was giebt's? Sie sind ja ganz erhitzt – Ihnen ist doch kein Unheil begegnet?«

Erst in diesem Augenblick und durch diese Frage schienen es, Susanna zum Bewußtsein zu kommen, daß sie wirklich in Aufregung sei und, voll Mitleid mit der erschreckten Frau, suchte sie sich zu fassen und, ihr herzlich die Hände drückend, sagte sie rasch, aber mit noch immer fliegendem Athem:

»Nein, liebe gute Frau Professorin, mir ist kein Unheil begegnet, also erschrecken Sie nicht; aber etwas Eigenthümliches, höchst Eigenthümliches ist dennoch geschehen.«

Cornelia hatte sich noch nicht ganz von ihrem ersten Schreck erholt; als sie aber diese beruhigenden Worte hörte, fiel es ihr doch schon wie ein Stein vom Herzen und da ihre Füße noch immer bebten, setzte sie sich auf einen nahestehenden Sessel und bat Susanna, ein Gleiches zu thun.

»Nein, nein,« sagte diese lebhaft, »lassen Sie mich lieber stehen, ich bin zu unruhig zum Sitzen und erst muß ich meinen Gleichmuth wieder finden.«

»Aber mein Gott, was giebt es denn?« fragte Cornelia noch einmal. »Man ist ja gar nicht gewohnt, Sie in einer solchen Hast und Unruhe zu sehen!«

»Ach, gute, liebe Frau,« sagte nun Susanna mit schmelzender Stimme und einem unendlich schwermüthigen Lächeln, »Sie müssen heute schon entschuldigen, daß ich so seltsam gestimmt bin, und wenn Sie meine erste Frage hören, werden Sie gewiß staunen und nicht wissen, warum ich sie spreche.«

»So sprechen Sie sie doch, Liebe, ich sitze ja bis dahin wie auf einem langsam mich verbrennenden Feuer.«

Susanna trat dicht an die alte Frau heran und strich mit ihrer zarten Hand liebevoll über ihr weißes Haar, das heute in langen üppigen Wellen über ihren Schläfen lag, und dabei schaute sie ihr mit einer unbegreiflichen Zärtlichkeit lange, lange in die ehrlichen braunen Augen, als ob sie etwas ganz Besonderes darin zu suchen scheine.

»Wenn ich nur wüßte, was Sie haben,« fing Cornelia von Neuem an, da sie sich das lange Schweigen Frau Wunderhold's gar nicht erklären konnte. »Sie sind ja ganz eigen und sehen mich wie eine alte Heilige mit fast verklärten Blicken an. Also ich brauche mich wirklich nicht zu ängstigen?«

»Nicht im Geringsten,« versetzte Susanna, sich ermannend und bei dem Anblick dieser merkwürdig zu ihr redenden Augen ihrem Grübeln entsagend, »und nun sollen Sie Alles hören. Also meine erste Frage – o, beantworten Sie sie mir rasch – ich brenne danach, die Antwort zu hören. Wie – ja, wie lautet Ihr *Vatername*, denn ich – habe ihn bis heute noch nicht gewußt.«

»Mein Vatername?« fragte Cornelia verwundert. »Kind, warum denn das? Wie kann Sie denn das so in Aufregung versetzen?«

»Geschwind, geschwind – nennen Sie mir den Namen!«

»Nun denn, da haben Sie es: mein Vater hieß *Forst* –«

»Wie?« rief Susanna mit einem fast jauchzenden Aufschrei, aus dessen langer Dehnung dennoch eine tiefe Wehmuth hervorklang. »Also Forst heißen Sie wirklich – Sie sind eine geborene Forst?«

»Nun mein Gott,« rief Cornelia, die Hände zusammen schlagend, »nun stoßen Sie mich erst in das rechte Feuer. »Warum sind Sie denn so verwundert, so erschrocken darüber, daß mein Vater Forst hieß?«

Susanna bebte am ganzen Körper, ihr Busen flog und wieder faßte sie Cornelia's noch immer zusammengeslagene Hände.

»Wo lebte Ihr Vater?« fuhr sie mit fast athemloser Stimme fort, ohne auf Cornelia's zuletzt gesprochene Frage zu achten.

»In Cöln lebte er, mein Kind.«

»In Cöln?«

»Ja. Aber welche sonderbaren Fragen sind denn das und mit welcher Miene und Stimme gestellt? Wußten Sie das Alles denn nicht schon lange?«

»Nein, nein, ich weiß es nicht und darum komme ich ja eben her.«

Während sie diese Worte mehr hervorstieß als sprach, wurde sie so athemlos und bewegt, daß sie sich nun doch

auf einen Stuhl niederlassen mußte, während Cornelia aufsprang, dicht an sie heran trat und rief:

»Dahinter steckt etwas Anderes, ich sehe es, denn umsonst ist kein vernünftiger Mensch so aufgereggt wie Sie. Also fassen Sie sich, ich bin jetzt auch auf Alles gefaßt, was es auch sei und nun sprechen Sie sich die Seele frei.«

Nach diesen mit Ruhe gesprochenen Worten erholte sich Susanna schnell, aber während ihr Busen sich noch immer schwer hob, brachte sie nur mit der größten Mühe die Worte hervor:

»Cornelia, gute Cornelia, sagen Sie mir jetzt – hatten Sie vielleicht einen Bruder, der – Walram hieß?«

Diese Frage schien die kluge alte Frau doch nicht erwartet zu haben, oder erschrak sie vielleicht so sehr, weil sie jetzt ein neues, sie selbst betreffendes Unglück vernennen sollte? Trotz ihrer bisherigen Fassung wurde sie plötzlich tottenbleich und taumelte einen Schritt zurück.

»Walram?« stammelte sie. »O ja – einen Bruder mit diesem Namen hatte ich – es war mein jüngster, ich war fast achtzehn Jahre älter als er, – aber der ist – o schon lange – todt!«

»Todt?« schrie Susanna mit einer durch das ganze Zimmer dröhnenden Stimme. »Wissen Sie das bestimmt?«

»Bestimmt, wie denn? Wie kann man das bestimmt wissen – doch ja so –« setzte sie zu sich selbst sprechend hinzu – »sie weiß das ja nicht! -Nein,« fuhr sie, sich wieder an Susanna wendend, fort, »beschwören kann ich es freilich nicht, daß er todt ist, aber wir haben es lange Jahre angenommen, da er nie etwas von sich hören ließ

und das Gerücht – nicht blos das Gerücht, auch einige – wie soll ich sagen – sichtbare Beweise dafür zu sprechen schienen. O,« fügte sie mit einem bitterschmerzlichen Lächeln und auf unnachahmlich würdevolle Weise den Kopf schüttelnd hinzu – »es hat so seine eigene Bewandniß mit diesem einst von mir so zärtlich geliebten und lange, lange betrauerten Bruder!«

Ueber Susanna's aufgeregtes Gesicht flog ein stolzes flammendes Lächeln, nicht der Freude, aber gewiß einer süßen inneren Genugthuung, das wie ein Wetterleuchten aus der Ferne erschien und mit seinem bedeutungsvollen Ausdruck eine imponirende Wirkung auf Cornelia übte.

»Ich kenne diese eigene Bewandniß!« sagte sie langsam und mit einer festen Sicherheit, die Cornelia noch nie an ihr wahrgenommen hatte.

»Sie kennen sie? Das ist unmöglich, Liebe. Sie wußten ja nicht einmal, daß ich Cornelia *Forst* hieß!«

»Nein, das wußte ich freilich nicht, aber wenn Ihr jüngster Bruder Walram Forst hieß, dann kommt mir mit einem Mal Klarheit in eine schon lange sehr dunkle Sache. Auch ich kannte nämlich vor Zeiten einen jungen Mann dieses Namens, der einst – Gefangener auf dem Ehrenbreitstein war.« –

»Allmächtiger Gott!« rief nun Cornelia, in neues Staunen gerathend, »sie weiß es wahrhaftig! Ja, ja, wenn er auf dem Ehrenbreitstein als Gefangener saß, dann war es – Walram – mein unglücklicher Bruder!«

»Also wirklich!« stöhnte Susanna, faltete die Hände vor ihrer Brust und beugte stumm das Haupt.

»Was wirklich?« fuhr Cornelia auf. »Nun heraus mit der Sprache, jetzt will ich, muß ich Alles wissen! Mit einem Wort: was wissen Sie von Walram, meinem Bruder?«

Da erhob sich Susanna von ihrem Sitz, und mit einer so wunderbaren Fassung, daß sie der älteren Frau fast unbegreiflich schien, sagte sie viel ruhiger, als sie überhaupt bis jetzt gesprochen:

»Was ich von ihm weiß – nachher, jetzt ist das Nebensache. Es liegt im Augenblick etwas Anderes vor und das muß *Ihnen* die Hauptsache sein. Da sehen Sie, was ich hier habe. Lesen Sie – es ist die heutige kölnische Zeitung.«

Sie hielt ihr das Blatt hin und bezeichnete mit dem Finger die roth unterstrichenen Zeilen. Cornelia, ohne noch ein Wort zu sprechen, griff nach ihrer Brille, setzte sie auf und las ruhig und langsam das betreffende Inserat.

Es schien auf sie dieselbe Wirkung zu äußern, wie eine Stunde früher auf Susanna, denn nachdem sie es gelesen, wurde sie fast starr vor Verwunderung und sah Frau Wunderhold mit einem prüfenden und bis in ihre Seele dringenden Blick an. Plötzlich aber faßte sie sich und eine wunderbare Ruhe verbreitete sich über ihr schönes ehrwürdiges Gesicht. Die Brille langsam auf den Tisch zurücklegend und die Augen dann zum Himmel aufschlagend, sagte sie mit edler Resignation:

»Meine liebe Freundin! Was Gott thut, ist immer wohlgethan; ich habe mich früher gefügt in Alles – so füge ich mich auch jetzt in Dieses. Sollte es möglich sein, daß diese öffentliche Anfrage von Walram, meinem Bruder

herrührt, und ich wüßte nicht, wer sonst von meinen anderen Verwandten oder Bekannten nach mir durch die Zeitung forschen sollte, da mein Aufenthaltsort ihnen sämtlich zur Genüge bekannt ist – also, sollte *er* die Frage gesprochen haben, so soll – er mir willkommen sein, was er auch bringen mag. Ich habe zwar Sorge und Leid genug von meinen Brüdern gehabt, und die Söhne der letzteren drücken noch jetzt schwer auf meine Schultern, aber – was Walram mir anhaben will und kann – sollte es auch ein neues Leid sein – muß auch ertragen werden.«

»Aber mein Gott!« fuhr jetzt Susanna mit fast freudigem Gesicht zu sprechen fort, »wer sagt Ihnen denn, daß er Ihnen Leid und Sorge bringen will, beste Frau? O – da habe ich eine ganz andere Hoffnung. Denn wenn Ihr Bruder Walram mein ehemaliger Freund ist, und wenn *er* diese Aufforderung nach Ihnen ergehen läßt, dann – ja, dann glaube ich weit eher, daß er Ihnen das Gegentheil vom Leide bringt.«

»Wie denn?« fragte Cornelia und sah Susanna groß an. »Ihr ehemaliger Freund? Mein Bruder Walram? Wie verstehe ich das?«

Susanna nickte mit stolzer Kopfbewegung und ein triumphirendes Gefühl spiegelte sich in ihren wunderbar schönen Augen ab, in denen Cornelia nie den Glanz und die geistige Kraft wahrgenommen hatte, die jetzt darin lagen.

»Ja,« sagte sie und legte die Hand auf's Herz – »*mein Freund!* Doch,« fuhr sie nach kurzem Besinnen fort – »ich

sehe, Sie sind neugierig, darüber eine Erklärung zu erhalten. Sie sollen sie erhalten – nachher – bald, aber erst beruhigen Sie sich noch etwas mehr, denn es ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe und dafür können Sie in diesem Augenblick keine Aufmerksamkeit haben – nicht die rechte Aufmerksamkeit, meine ich, wie sie Walram verdient. Nein, vor der Hand lassen Sie uns das Nächstliegende und Wichtigste besprechen, und das ist, daß Sie ohne Zögern Ihren Aufenthaltsort auf die verlangte Weise angeben.«

Cornelia war plötzlich nachdenklich geworden. Sie ging einige Male im Zimmer hin und her, blieb dann wieder vor Frau Wunderhold stehen und sagte, während ein überlegendes Sinnen sich auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht kundgab:

»Ich weiß es doch wirklich nicht, ob das gerathen ist, mein Kind. Das Inserat könnte am Ende doch nicht von Walram herrühren, sondern nur eine neue Falle sein, die mir – jene Buben stellen. Ach, Sie glauben nicht, Liebe, wieviel man von seinen Verwandten zu leiden hat, wenn sie so sind wie diese. Sie wissen ja schon Einiges davon, aber Alles – das Schlimmste, Bitterste für mich wissen Sie noch nicht. Doch nun sollen Sie es erfahren, aber nicht jetzt, ein andermal. – Hm!« Und sie versank wieder in Nachdenken, aus dem sie erst nach einer Weile emporfuhr und sagte:

»Es muß erst überlegt werden, was man thun darf und soll. Ja, ja, so werde ich es machen. Ich werde an den Vormund meiner Kinder, meinen Sachwalter in Cöln schreiben und ihn um Rath fragen. Was der räth, das thue ich sogleich, auf der Stelle. Möglich ist es allerdings, daß die Aufforderung von Walram kommt. – O mein Gott!« unterbrach sie sich plötzlich, da ihre Gedanken wieder mit neuer Innigkeit auf ihren Bruder gefallen waren. »Wenn es möglich wäre, meinen geliebten Bruder, den einzigen, der mir geblieben ist, wiederzusehen, ihn, den ich eigentlich nur als Kind und Jüngling gekannt – o, was wäre das für ein Glück! Aber nein, nein, es ist ja nicht möglich, denn wenn er auch der Schreiber jener Zeilen in der Zeitung wäre – und darin können wir uns ja so leicht irren – also, wenn er noch lebte, was hülfe es mir! Hierher kommen dürfte er ja doch nicht, er ist ja ein Flüchtling, ein aus seinem Vaterlande Verbannter, ein zur ewigen Kerkerstrafe Verurtheilter – ach Gott!«

Susanna hatte die so Redende mit einem unbeschreiblich innigen Blick betrachtet und sie mit keinem Wort zu unterbrechen gewagt; jetzt, da sie glaubte, daß sie ihrem Herzen Luft gemacht, wollte sie eben zu reden beginnen, als ihre Unterhaltung eine Störung erlitt, indem eine Hand draußen an die Thür pochte und gleich darauf der Kopf der alten Magd in der geöffneten Thürspalte sichtbar ward.

Cornelia sprang ihr mit seltsamer Heftigkeit entgegen und rief: »Wer stört mich jetzt? Das liebe ich nicht!«

»Frau Professorin,« sagte die alte Magd bescheiden, »entschuldigen Sie. Aber der Postbote aus Hünningen hat so eben diesen Brief gebracht und gesagt, daß er sogleich abgegeben werden müßte. Er hat durch einen expressen Boten bestellt werden müssen.«

Cornelia nahm ihr den Brief aus der Hand und warf, nachdem die Magd wieder das Zimmer verlassen, erst auf Susanna, dann auf die Adresse einen forschenden Blick.

»Ah,« rief sie, »da haben wir es. Er ist aus Cöln und vom Justizrath geschrieben. Mein Gott, mein Gott, ich erwartete jetzt gar keine Nachricht von ihm, aber man kommt ja gar nicht aus der Aufregung heraus.«

»So lesen Sie ihn doch sogleich,« nahm Susanna das Wort, die eine richtige Ahnung durchzuckte; »wer weiß, ob er nicht mit der Zeitungsnachricht, die uns in solche Unruhe versetzt hat, in Verbindung steht.«

»Sie haben Recht,« rief Cornelia, zerriß rasch das Couvert mit zitternder Hast und warf die einzelnen Stücke heftig bei Seite. Nur die ersten Zeilen las sie für sich, dann hielt sie inne, sah Susanna wieder an und rief frohlockend:

»Ja, ja, Sie haben Recht, liebes Kind; es betrifft das Inserat und nun hören Sie, was der edle Mann schreibt. O ja, der hat ein Herz für mich und läßt sich meine Angelegenheiten wie die eigenen zu Gemüthe gehen.« Darauf las sie den Brief, der also lautete, mit anfangs ruhiger, aber allmählig stockender und vibrirender Stimme vor:

»Meine liebe Frau Professorin!

Da ich die neue Zeitung schon Abends vorher, also einen Tag früher als Sie erhalte, so gelingt es mir vielleicht noch, ein ausgeschnittenes Inserat derselben einige Stunden früher in Ihre Hände zu befördern, als Sie die fragliche Zeitung selbst erhalten, zumal Sie dasselbe noch möglicher Weise übersehen könnten und ich auch verhüten möchte, daß Sie dem bis jetzt unbekanntem Fragesteller eine nicht reiflich genug überlegte, vielleicht sogar unvorsichtige Antwort zugehen ließen. Ja, meine liebe Freundin, ich halte dies Inserat für sehr wichtig für Sie und bin sogar geneigt, es für ein günstiges Ereigniß zu halten. Von den Söhnen Ihrer älteren verstorbenen Brüder kann es nicht herrühren, die wissen nur zu genau Ihren Aufenthaltsort, und daß Ihr jüngster verschollener Bruder, *wenn* er noch am Leben, mit denselben in durchaus keiner Verbindung steht, wie wir wohl früher bisweilen vermutheten, wenn sie so unerhörte und freche Anforderungen an Ihren Beutel stellten, geht klar genug aus dem Inserat hervor, da ja der Verschollene sich in diesem Fall an die ihm bekannten Neffen, Ihre Dränger, gewandt und Ihren Wohnort auf diese Weise erforscht haben würde. Nein, wenn das Inserat von dem Verschollenen herrührt, was ich hundert gegen Eins wetten möchte, so leuchtet daraus nur so viel hervor, daß er wissen will, ob und wo Sie leben, um sich mit Ihnen wieder in irgend eine Verbindung zu setzen. Ob das gerathen ist, wenigstens in directer Weise von Ihnen aus, bevor Sie über die Verhältnisse desselben nähere Kunde haben, wage ich im

Augenblick nicht zu entscheiden; wenn ich aber mit meiner Ihnen bekannten juristischen Vorsicht handeln darf, so erlaube ich mir Ihnen folgenden Vorschlag zu machen, der ganz dazu angethan sein würde, uns bald eine gewisse Klarheit über das Vorliegende zu verschaffen. So bin ich also der Meinung, daß wir dem Fragesteller nicht Ihren jetzigen Aufenthaltsort nennen, vielmehr ihm eine Person als diejenige andeuten, von der er das Nähere über Sie erfahren kann. Wenn ich dann, sobald mir die Person und die Verhältnisse des Einsenders bekannt geworden sind, sehe, daß es zu Ihren Gunsten gereicht, mit ihm in nähere Verbindung zu treten, so wird es an mir sein, ihm Ihren Wohnort zu bezeichnen und dann jene Verbindung einzuleiten.

In der festen Ueberzeugung, daß Sie hierin mit mir einverstanden sind, zeichne ich mit der Ihnen bekannten Hochachtung u. s. w.«

Kaum konnte Susanna das Ende des langsam vorgelesenen Briefes abwarten und kaum hatte Cornelia die Lippen geschlossen und hob nun ihre Augen fragend nach der Freundin empor, so rief diese mit Hast:

»Das ist ein sehr vernünftiger Vorschlag, liebe Professorin. Ich würde unter jeder Bedingung darauf eingehen!«

»Mir scheint er auch gut,« erwiderte Cornelia sinnend, »und ich war sehr begierig, Ihre Ansicht darüber zu hören. Ja, ich werde ihm unbedingt folgen. So, nun ist diese Sache abgemacht. Ich sende meinen Brief noch heute ab und morgen hat er ihn. Ah! Aber jetzt, meine

Liebe, lassen Sie uns unser Auge auf etwas Anderes richten, was mir, ich gestehe es Ihnen ehrlich, eben so wichtig ist. Ja, Liebe, nun müssen wir unsere Herzen erleichtern und wir wollen uns ein volles Vertrauen schenken. Also rasch, erzählen Sie mir, was Sie von meinem Bruder Walram wissen und wie Sie dazu gekommen sind, seine Bekanntschaft zu machen.«

Susanna sank seufzend in ihren Sessel und bedeckte sich eine Weile die Augen mit der Hand, als wolle sie so die dunkle Röthe verbergen, die ihr Antlitz flammend übergoß. Bald jedoch faßte sie sich wieder und sagte mit sanfter, doch fester und überzeugender Stimme:

»Ja, Sie sollen mein Vertrauen haben und keine Schranke soll mehr zwischen uns sein, insofern es diesen – diesen Walram betrifft. Doch damit ich es um so leichter thun kann, erzählen Sie mir erst mit kurzen Worten die Ereignisse innerhalb Ihrer Familie, bis zu dem Augenblick, wo Sie Ihren jüngsten Bruder aus den Augen verloren. Wenn Sie bis zu diesem Punkt gelangt sind, werde ich die Fortsetzung liefern, so weit meine Kenntniß und mein Wissen reicht.«

Cornelia athmete schwer auf, indem sie sich Susanna gegenüber in einen Sessel setzte und sagte:

»Sie haben Recht, das wird das Beste sein, obgleich es mir schwer fällt, in der alten Wunde zu wühlen, und mein Herz dabei von Neuem bluten wird. Doch ich will mich kurz fassen; wenige Andeutungen werden genügen,

da ich voraussetze, daß Sie, wenn Sie meinen Bruder genauer kannten, auch von seinen Schicksalen innerhalb seiner Familie gehört haben werden.

Wie Sie jetzt wissen, stammen wir aus Cöln, wo mein Vater ein *sehr* wohlhabender Kaufmann war. Ich war die älteste Tochter und hatte vier jüngere Brüder, von denen der jüngste, Walram, achtzehn Jahre nach mir und zwölf Jahre nach seinem nächstältesten Bruder geboren wurde.

Ueber unsere Erziehung wüßte ich nur Gutes zu sagen, obgleich die Erfolge derselben bei uns Allen sehr verschieden ausfielen, denn weder die Fähigkeiten noch der gute Wille, etwas Tüchtiges zu lernen und etwas Ordentliches zu werden, waren sich bei meinen Geschwistern gleich. Ich war nur mit mäßigen geistigen Gaben bedacht, aber mir war der beste Wille zu Theil geworden; meine älteren Brüder litten an Beidem Mangel und Walram überflügelte sie weit wie auch mich an Geist und strebender Kraft, obgleich sein guter Wille bezweifelt werden muß und wenigstens durch einen angeborenen Hang zum Leichtsinn und zu tollkühnen Unternehmungen in der Waage gehalten wurde. Ich kam früh aus dem Hause, gewiß zu meinem Heil, und habe dadurch eigentlich nur einen geringen Einblick in die Erziehung und die Entwicklung meiner Brüder erhalten. Indessen wurde mir doch Einiges bekannt. Meine älteren Brüder waren zwar gerade keine lockere, doch gewiß sehr lebenslustige Menschen, denen der physische Genuß weit über die Arbeit, über das männliche Streben und den ruhig wirkenden Bürgersinn ging. Sie waren mit einem

Wort starre Egoisten, ohne Liebe für die Ihrigen, ohne Sinn für alles Höhere, ohne Neigung zu ihren Nächsten und somit auch ohne Pietät für ihre Familie, wie es leider ihre Abkömmlinge, meine Neffen, auch geworden sind. Auch verließen sie früh das väterliche Haus, um sich, da der Dienst bei Fremden ihnen nicht behagte, auf Kosten ihres Vaters einen eigenen Heerd zu gründen, der von Anfang an nicht auf allzu festen Füßen stand und dann auch bald mit ihrem Credit zu wanken begann.

Ich, die ich in Bonn in ganz anderen und viel geistigeren Kreisen lebte, kam mit ihnen wenig in persönliche Berührung und hatte noch weniger Grund, mich ihrer Liebe und Zuneigung zu erfreuen, zumal sie wohl fühlten, daß ich an der Seite eines wackeren und hochgebildeten Mannes ihrer Sphäre weit entrückt war. Dennoch nahmen sie in späteren Jahren oft meine Hülfe in Anspruch und ich will hier nur so viel sagen, daß ich mich nicht selten selbst beraubte, um ihren von Jahr zu Jahr steigenden Ansprüchen gerecht zu werden.

Mein Vater wurde, nachdem meine Mutter wenige Jahre nach Walram's Geburt gestorben war, frühzeitig hinfällig und gebrechlich und das mag mit ein Grund gewesen sein, daß meine älteren Brüder sich seiner ganz bemächtigten, so daß er bald nur ein schwankendes Rohr in ihren rohen Händen war und in seinen Handlungen nicht nach geregelten Grundsätzen, sondern nach Willkühr verfuhr, wie seine Söhne es wollten. So kam auch mein jüngster Bruder, Walram, schon als Knabe in ihre Gewalt, dem sie es nicht verzeihen konnten, daß er

in den ersten Jahren der verzärtelte Liebling der Mutter, dann der Augapfel des Vaters und endlich auch – ich bekenne es offen – *meine* liebe Puppe gewesen war, obgleich ich, früh von ihm getrennt, ihn nur selten zu sehen bekam.

Da sich meine älteren Brüder sehr bald einem schwelgerischen Leben und dem Nichtsthun ergaben, zerstreute sich das Vermögen meines Vaters rasch, am wenigsten hielt ihr Erwerb gleichen Schritt mit ihren Anforderungen an das Leben. Und je größer die Ohnmacht meines Vaters in Betreff seiner Zahlungsleistungen ward, um so mehr stieg die Obgewalt meiner Brüder über ihn und gipfelte zuletzt in der herrischen Bevormundung Walram's, gegen den die Brüder um so bitterer gesinnt waren, als er nicht gleich ihnen ein Kaufmann werden, sondern sich dem Studium widmen wollte, wozu er unläugbar große Anlage besaß.

So trat allgemach bis zum Tode meines Vaters ein gewaltiger Zwiespalt zwischen diesem und seinem jüngsten Sohn ein, der von den älteren Söhnen geschürt und bis zum Verderben des Ersteren fortgesetzt wurde. Wie und wodurch dies geschah, darüber will ich mit Schweigen hinweggehen und nur bei den traurigen Folgen verweilen. Doch nun lassen Sie mich, da ich in meiner Familiengeschichte so weit gekommen bin, etwas genauer über Walram sprechen, dessen Schicksale ja überhaupt nur Wichtigkeit für uns haben.

Walram war von Kindheit an ein heißblütiger Knabe gewesen, der immer von seinen inneren Trieben und

zufällig damit zusammenfallenden äußeren Anreizen in neue Konflikte gerissen wurde, wobei sein Herz, merkwürdig genug, unveränderlich sanft und weich blieb, wie denn auch sein Charakter nichts Tadelnswerthes bot, ja sich sogar oft auf eine edle, ich möchte fast sagen ritterliche Weise gegen die mit ihm in enger Verbrüderung lebenden Menschen erprobte. O, wie viel tausend Aengste habe ich schon um ihn ausgestanden, als er noch ein Knaube war, und wie viel tausend Mal hat mein Herz für ihn gezittert! Er lebte eigentlich von Geburt an in beständiger Gefahr; bald bedrohte ihn das Wasser, bald das Feuer, und mit sturmesähnlicher Gewalt stürzte er sich in immer neue Gefahren, wenn er der einen glücklich entronnen war. Mein Vater, anfangs zärtlich um ihn besorgt, nahm bald, durch den Einfluß seiner älteren Söhne beherrscht, eine herbe Strenge, ja bisweilen eine unväterliche Härte gegen ihn an, und meine Brüder bestärkten ihn mit allen Kräften darin, da sie nicht begreifen konnten, daß man einen Charakter, wie ihn Walram besaß, nur durch Liebe, nicht aber durch die rohe Gewalt leiten und sich gewinnen könne. So lange ich es vermochte, nahm ich ihn stets gegen die Andern in Schutz, denn ich hoffte von ihm Großes; ich glaubte an seine Fähigkeiten, seine Herzensreinheit und Güte, und das war vielleicht ein Irrthum aus Zärtlichkeit, da die Folge nicht gehalten hat, was ich mir von ihm versprach.

Sein größtes Verbrechen in den Augen des Vaters und seiner älteren Brüder aber war, was diese doch mit ihm

gemein hatten, daß er viel Geld verbrauchte, und das haben sie ihm schwer angerechnet und nie verziehen, denn es ist seltsam, daß man die Fehler an seinen Verwandten am meisten tadelt und am wenigsten vergiebt, an denen man selbst zu kranken die traurige Ueberzeugung hat.

So fiel Walram denn schon frühe in Ungnade bei den Seinigen, und hierdurch gerieth er – so sehe ich die Sache an – erst recht auf gefährliche und verhängnißvolle Wege. Statt daß man ihm die Hand entgegen strecken und mit vernünftigen Vorstellungen ihn auf die richtigen Wege hätte zurückführen sollen, belegte man ihn gleichsam mit dem Familienbann und trieb ihn so zur Verzweiflung.

Als dieses Verhältniß begann und ich davon Kenntniß erhielt, schrieb ich einmal in aller Güte, doch ernstlich an ihn, und da bekam ich einen rührenden Brief, aus dem so recht hervorging, wer er gewesen war und was man aus ihm zu machen die Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit begangen hatte. Ich wollte meine Bemühungen um ihn fortsetzen und hätte gewiß auch nur Gutes gewirkt, aber da begann sein unruhiges Umherschweifen in der Welt und ich fand ihn nicht wieder auf. So galt er schon damals bei uns für einen halb Verlorenen und ich betrauerte ihn tief; mir war er ein gefallener Engel und den liebt man ja am zärtlichsten – wenigstens ist so des Weibes Natur. Plötzlich hörten wir nur, daß er sich in verderbliche politische Verbindungen eingelassen habe, daß er mit zu den relegirten Studenten gehöre – und dann – o mein Gott, was war das für ein unseliger Tag, als ich es las – erfuhr

ich aus den Zeitungen, daß er bei dem Frankfurter Attentat schwer betheiligte gewesen – daß er ergriffen und nach Mainz gebracht sei, wo er Jahre lang blieb, bis das Urtheil über ihn gesprochen, er – für einen Vaterlandsverräther erklärt und, zur lebenslänglichen Einkerkerung verurtheilt, nach Ehrenbreitstein gebracht ward, von wo er in einer Nacht entfloh, um auf der Flucht erschossen und später als blutige Leiche im Rhein gefunden zu werden.«

»Halt!« unterbrach mit einem jähen Aufschrei Susanna, die bisher mit fast athemloser Spannung und ohne die Erzählende mit einer Sylbe zu unterbrechen, jedem Worte derselben gefolgt war, Cornelia und indem sie von ihrem Sitze aufsprang, erfaßte sie beide Hände der tief ergriffenen alten Frau. »Halt! Sie irren sich – es ist nicht wahr, was Sie da eben sagen – ich weiß es besser – und nun – nun will auch ich Ihnen meine Geschichte von Ihrem Bruder erzählen!«

»Kind!« rief Cornelia mit imponirender Würde, indem sie die von innerster Aufregung Belebende mit überströmenden Augen betrachtete, »was sagen Sie da? Wissen Sie, daß Sie mich foltern, wenn Sie sagen, es sei nicht wahr, was ich sprach? Sind Sie denn von dieser Unwahrheit überzeugt? Wissen Sie etwas Bestimmteres über Walram's Ende? Können Sie beweisen, daß das Gerücht von seinem Tode, welches selbst von den Behörden bestätigt ward, ein falsches gewesen?«

»Ja!« stieß Susanna mit fliegender Brust hervor und indem sie beide Hände zum Himmel erhob; »ich kann es

beweisen, denn ich – ich selbst, ja – habe ihn, nachdem er blutend vom Ehrenbreitstein entflohen, lebend in diesen meinen Armen gehalten, seine Lippen mit diesen meinen Lippen geküßt und ihn dann, als er geheilt und genesen war und mir alle seine Irrthümer gestanden hatte, aus meinen Armen entlassen, mit bitterem traurigen Empfindungen zwar, daß er von mir scheiden mußte, aber doch mit dem vollen, unzerstörbaren Bewußtsein, daß er gerettet und auf den richtigen Weg gerathen sei, um in Holland sich eine bessere Zukunft zu erringen, als seine Vergangenheit im Vaterlande gewesen war.«

»Wie,« rief Cornelia, die begeistert Redende mit starren Blicken verschlingend, »ist das wahr, kann es wahr sein? O, ich kann es ja nicht mit einem Mal fassen, es ist zu schwer begreiflich für meinen armen Verstand – Walram wäre nicht erschossen, nicht ertrunken und seine blutende Leiche nicht im Rhein gefanden?«

»Nein, nein,« rief Susanna mit aufjauchzender Wonne, »Sie können mir glauben, ich rede die Wahrheit – er ist weder erschossen noch ertrunken und seine blutende Leiche ist *nicht* im Rhein gefunden werden. Im Gegentheil, er ist glücklich nach Holland entkommen und ich habe Briefe von ihm bis zum Jahre 1839, die Ihnen beweisen werden, wie sie es mir zu meiner innigsten Freude und doch zu meinem größten Schmerz bewiesen haben, daß er in Holland lebte, ruhig und geduldig vorwärts strebend, wacker und fleißig arbeitend, um endlich – ein Mann zu werden, wie Walram einer werden mußte, denn edel und hochherzig, treu und redlich war er

wie kein Anderer, wenn er in seiner Jugend auch schwer gefehlt und, einem verhängnißvollen Irrthum erliegend, sein schreckliches Schicksal sich selbst zugezogen haben mag.«

»Wie,« rief die noch immer zweifelnde Cornelia und starrte die von ihrer eifrigen Rede glühende Susanna mit ihren großen Augen verwundert an, »das können Sie beweisen – das wissen Sie Alles, liebes Kind? Um Gottes willen denn, so sagen Sie mir doch, wie kamen Sie mit ihm in Berührung und wo, wann und wie haben Sie ihn gefunden?«

Susanna athmete aus tiefster Brust auf. Dann ließ sie Cornelia's Hände los und sank leise in ihren Sessel zurück. »Ja,« sagte sie, die Hand auf die Brust legend und das so ungestüm klopfende Herz zur Ruhe zwingend, »das will ich Ihnen jetzt erzählen, geben Sie Acht!« Und mit flüchtigen kurzen Worten, nur das Hauptsächlichste erwähnend, berichtete sie, was wir sie an jenem Abend in dem kleinen Hause unter den Linden ihrer Tochter erzählen hörten und nichts, was ihr irgend von Werth und Bedeutung erschien, verschwieg sie der Schwester des so heiß Geliebten.

Als sie aber ihre lange Erzählung beendet hatte, der Cornelia mit sprachlosem Erstaunen ihr Ohr geliehen, sprang diese wie ein junges rüstiges Weib vom Stuhle auf und erfaßte Susanna's beide Hände, um sie dicht an sich heranzuziehen. »Wie,« rief sie, »und das höre ich jetzt

erst? – So lange sind wir mit einander bekannt und haben Seite an Seite gelebt, ohne das Wichtigste von einander zu wissen? O, nun erkläre ich mir die unbegreifliche Sympathie, die mich mit dunkler Gewalt immer zu Ihnen zog! Also Sie sind der Engel meines armen Walram gewesen? Sie haben ihn besser als wir gekannt?«

»O mein Gott, ja, ich habe ihn nicht allein gekannt, ich habe ihn auch geliebt – in ewiger, unvergänglicher Liebe, und er – ach! er hat mich wieder geliebt!«

Cornelia starrte in das thränenlose, aber von Begeisterung strahlende Auge Susanna's; dann aber in ein lautes Schluchzen ausbrechend, riß sie sie an sich, umschlang sie fest mit beiden Armen und drückte sie in unendlicher Liebe an ihre Brust.

»Susanna!« rief sie, als sie wieder zu Worten kommen konnte, »hätte es doch Gott gewollt, was Sie und Walram einst hofften – o dann – dann hätten Sie mir eine Schwester, eine theure geliebte Schwester werden können!«

»Lassen Sie es mich wenigstens im Geiste sein,« sagte Susanna sanft und schloß auch ihrerseits die alte Frau innig in ihre Arme. »Auch Sie liebe ich wie eine Schwester, und jetzt übertrage ich einen Theil meiner alten Liebe zu Walram auf Sie – willst Du sie haben, Cornelia, Schwester meines einst so heiß geliebten Walram?«

»Susanna!« schluchzte Cornelia – »ja, ich bin Dein und nun haben wir für eine Ewigkeit mit einander abgeschlossen. Doch ach, mein geliebtes Kind – ja, Du könntest ja den Jahren nach recht gut mein Kind sein – jetzt laß uns ruhig werden und vernünftig sprechen. Sprich,

glaubst Du nun, daß Walram noch lebt und daß er es ist, der nach mir, seiner Schwester forscht?«

Susanna lächelte sie erst glücklich an, dann aber flog ein trüber Schatten über ihr geröthetes Gesicht und sie zuckte zweifelnd mit den Achseln. »Ich weiß es nicht!« sagte sie träumerisch. »Lange hat die Hoffnung in meinem Herzen gewohnt, daß ich ihn noch einmal wiedersehen würde, aber mit jedem Jahre ist sie schwächer und schwächer geworden. Jetzt hoffe ich nichts mehr und kann es auch wohl nicht. Mein Herz hat sich ausgeblutet und die Schmerzen finden keinen Stoff mehr vor, es noch weiter zu zerreißen.«

Cornelia sah die so trostlos Sprechende mit weit geöffneten Augen an. »Nein!« rief sie plötzlich, »so muth- und hoffnungslos bin ich nicht, wie Du! Nein, und abermals nein! So lange der Mensch lebt, so lange hofft er, und lebt Walram wirklich noch, so können wir ihn auch wiedersehen. Ich werde jetzt daran denken, wie das möglich zu machen ist – ich werde an Henrion schreiben –«

Sie schwieg plötzlich und zuckte zusammen, indem sie die eine Hand auf die Stirn und die andere auf ihr Herz legte.

»Was hast Du, welcher Gedanke überfällt Dich?« rief Susanna angstvoll, in deren Seele Cornelia's Muth schon einen neuen schwach glimmenden Hoffnungsstrahl in's Leben gerufen hatte.

»Ach!« seufzte Cornelia tief auf – »da fährt meine Freude schon hin. In meiner neuen Glückseligkeit vergaß ich ganz, daß des Menschen Hoffnungen oft nur Träume

und Schäume sind. Da hatte ich eben ein Wichtiges, das Wichtigste von Allem vergessen. Denn der Gedanke, Walram wiederzusehen, vielleicht als geläuterten, gebesserten Mann, war zu schön und berauschend, und so hat er mich wirklich berauscht und mir Dinge vorgespiegelt, die nicht möglich sind. – Kind,« fuhr sie nach einer Weile fort, während heiße Zähren über ihre Wangen flossen, »es ist ja nicht möglich, daß wir Walram wiedersehen. Er gehört ja zu den geächteten Demagogen, den Vaterlandsverräthern. Er ist auf ewig aus seiner Heimat verwiesen und wenn er wiedererschiene – so würde das Gesetz ihn ereilen und unsere Arme, so fest sie ihn liebend umschlängen, würden ihn nicht halten können.«

Susanna senkte das Haupt, wie eine Blume, die der kalte Reif der feindseligen Nacht berührt. »Es ist wahr,« sagte sie mit mattem, leise verklingendem Ton. »Du hast Recht! Das hatte auch ich in meiner eben aufblitzenden Freude vergessen. Er ist ein Geächteter und sein Name ist auf ewig an den Pranger geschlagen!«

Das letzte Wort schien schwer in Cornelia's Ohr zu fallen und wie ein spitzer Dorn in ihre Seele zu dringen. »Nein,« rief sie plötzlich, sich zu ihrer ganzen stattlichen Höhe erhebend – »das ist doch nicht wahr, mein Kind! An den Pranger ist Walram's Name *nicht* geschlagen. Er hat kein Verbrechen begangen, das ihn seiner Ehre beraubt. Allerdings hat er die Waffen gegen sein Vaterland erhoben – und das ist ein durch die Gesetze schwer verpöntes Vergehen, aber – und merke Dir das, mein Kind,

mein seliger Mann, ein wahrer Patriot, aber ein denkender und gerecht urtheilender Mann, hat es mir oft gesagt – es ist kein gemeines und erniedrigendes Verbrechen. Denn er hat nicht die Waffen gegen sein Vaterland erhoben, um es zu zerstückeln, zu zerreißen, zu erniedrigen, sondern um es zu erheben, es größer und mächtiger zu machen, und das muß einen solchen Mann, selbst in den Augen der Gesetzesvollstrecker, einem ganz anderen Maaßstab unterwerfen. Mag Walram geirrt und gefehlt haben wie so viele andere heißblütige Jünglinge, er hat eben aus Liebe zu seinem Vaterlande gefehlt und so ist er aus einem augenblicklichen Irrthum ein Landesverräther geworden. Ein solches Vergehen dauert aber nicht ewig und wird nicht auf ewig mit Bitterkeit und Strenge verfolgt. In unserer heutigen Zeit – Gott sei Dank, daß wir sie uns errungen haben! – haben sich andere, reinere Ideen in den Gemüthern der Menschen Bahn gebrochen und unsere Regierung selbst folgt einer höheren Strömung, in der Politik sowohl wie in der Beurtheilung früherer politischer Vergehen, und so kann auch unserem Walram gegenwärtig verziehen werden, was er damals gegen die bestehenden Gesetze verbrochen hat. Ah, nun siehst Du mich wieder mit Deinen großen braunen Augen wie die aufgehende Sonne an – denkst Du nicht wie ich?«

Susanna flog auf Cornelia zu und umarmte und küßte sie innig – Worte aber hatte sie keine in diesem neu aufblitzenden Hoffnungsmoment.

»Ueberdies,« fuhr Cornelia nach kurzem Sinnen fort, »giebt es ja noch einen anderen Ausweg, ihn wiederzusehen, wenn wir ihn erst gefunden haben.«

»Einen Ausweg?« rief Susanna laut. »Welchen? O sprich!«

Cornelia lachte und fragte dann leise: »Siehst Du ihn denn nicht? Er liegt ja offen vor uns!«

»Nein, nein, ich sehe ihn nicht – so sprich!«

»Wenn wir wissen, wo Walram lebt,« fuhr Cornelia mit triumphirender Miene fort, »dann – dann können ja *wir* zu ihm gehen, wenn er nicht zu uns kommen darf. So groß ist ja die Welt nicht, daß man nicht zu einem Menschen gelangen könnte, den man liebt, wie wir –«

»Still!« rief Susanna, sie unterbrechend und drückte ihre Hand auf die Lippen der muthigen alten Frau. »Keine Pläne, Cornelia, keine Pläne, deren Erfüllung nicht in unserer Macht liegt –«

»Nicht in unserer Macht? Wer sollte mich denn abhalten, zu meinem Bruder zu gehen, wenn ich es, will?«

Susanna senkte wieder das Haupt und diesmal durchzuckte ein neuer Schmerz ihre Brust. »Du hast Recht,« flüsterte sie leise, »aber nur für Dich! Du bist seine Schwester und kannst ihn überall aufsuchen, erreichen, aber ich? Weißt Du, ob er mich sehen *will* – sehen *darf*? Wenn nun ein anderes Weib an seiner Seite lebte, wie dann?«

Cornelia schwieg eine Weile, in tiefes Sinnen verloren. »Du hast Recht,« sagte sie dann. »Ja, darin bin ich Dir in meinem neuen Glück weit voraus!«

»O, verstehe mich nicht falsch!« bat Susanna mit innigem Tone. »Ich mache ja keine Ansprüche mehr an ihn – ich will ihn ja nicht wieder gewinnen, nicht wieder haben – ich bin ja eine alte Frau geworden!«

Cornelia sah sie mit liebevoller Zärtlichkeit prüfend an. »Ja freilich,« sagte sie lächelnd, »auch darin hast Du Recht. Doch daran wollen wir jetzt gar nicht denken, erst wollen wir wissen, ob er lebt und wo er lebt und dann mag Gott thun, was er will!«

»Ja!« rief Susanna, Augen und Hände zum Himmel erhebend, mit edler Resignation, »ja, das sage ich auch, Gott mag thun, was er will, denn – er thut immer wohl! Und das sei heute mein letztes Wort hierüber. Nun aber laß mich gehen. Wir sind drei Stunden zusammen gewesen und ich habe nicht daran gedacht, daß Bettina bei mir war. Das arme Mädchen, ich habe sie zum ersten Mal in meinem Leben vergessen; sie wird gar nicht wissen, wie das kommt.«

Cornelia trat an das Fenster und blickte in den Rosengarten hinaus, vor dessen Eingang eben das Isabelengespann Herrn van der Flühe's langsam vorgefahren kam, während man im Rheingarten jenseits der Landstraße ein helles Frauenkleid durch die grünen Gebüsche schimmern sah.

»Was ist denn das?« sagte sie, auf das reizende Gefährt deutend. »Den Wagen und die Pferde kenne ich ja nicht.«

Susanna trat an ihre Seite und legte den Arm um ihren Leib. »Das ist Herrn van der Flühe's Wagen,« sagte sie,

»und er hat uns selbst darin hierhergefahren – o, da geht er ja mit Bettina im Rheingarten – siehst Du es wohl?«

»Nun, was dann für Noth!« rief Cornelia lächelnd. »Dann wird ihr die Zeit nicht lang geworden sein. – Also Du willst mich nun verlassen?« fragte sie zärtlich.

»Ja, Cornelia, es ist die höchste Zeit! Und darf ich wirklich als Deine Schwester im Geiste von Dir gehen?«

Cornelia umfaßte sie und drückte sie noch einmal liebevoll an sich. »Ja,« sagte sie fest, »wir sind jetzt wirklich wie Schwestern und meine Liebe soll Dir das noch oft beweisen. Für heute genug, ein andermal mehr, viel mehr, und nun wirst Du mich noch öfter bei Dir sehen, als bisher. Heute zwar komme ich nicht, ich habe den ganzen Tag an Henrion zu schreiben und Du weißt, wie wichtig das für uns Beide ist, nicht wahr?«

»Ich weiß es. Lebe wohl!«

Beide Frauen umschlangen sich zum letzten Mal und küßten sich herzlich. Dann setzte Susanna ihren Hut auf, nahm ihr Tuch und gleich darauf trat sie in den Rosengarten hinaus, um nach dem Rheingarten hinüber zu gehen und sich bei Herrn van der Flühe und Bettina zu entschuldigen, daß sie sie so lange habe – warten lassen.

### DRITTES CAPITEL. UNTER DEM NUSSBAUM.

Während dies wichtige und aufregende Gespräch innerhalb des Herrenhauses von Lerchendorf gehalten wurde, fand ein für die Fortsetzung unserer Erzählung

nicht minder wichtiges und in anderer Beziehung vielleicht eben so aufregendes auf der luftigen Höhe des Felsens unter dem Nußbaum statt.

Als Susanna die jungen Leute verlassen und diese den schmalen Bergpfad, der nach der uns schon bekannten Höhe führt, betreten hatten, stiegen sie langsam zwischen den Weinstöcken empor. Hugo van der Flühe schien zwar etwas ungeduldig zu sein, den ihm so gepriesenen Baum und die von ihm aus sich bietende Gegend zu sehen, und wenn es von ihm allein abgehangen hätte, würde er demselben wahrscheinlich mit schnelleren Schritten zugeeilt sein, allein da er Rücksicht auf seine Begleiterin zu nehmen hatte und diese ihm, als der Pfad sehr eng wurde, überaus langsam voranschritt, fügte er sich in das gemessene Tempo und bezwang die Ungeduld, die ihn verzehrte, mit männlicher Kraft. Anfangs verhielten sich Beide schweigsam, als hätte Jedes von ihnen sehr Ernstes zu bedenken, als sie aber den ersten Absatz erreichten und nun einen Augenblick still standen, um ihrem Athem Ruhe zu gönnen, sagte Bettina, aus ihrem Sinnen emporschauend und ihre Blicke auf das unter ihnen liegende Haus richtend:

»Ich bin sehr begierig zu wissen, was alsbald in dem Hause dort vorgehen wird. Außerordentlich gern wäre ich eine Zeugin des Gesprächs zwischen meiner Mutter und der Frau Professorin gewesen, denn ich bin der Meinung, daß es ein höchst interessantes sein wird.«

»Meinen Sie?« fragte Hugo, aufmerksam den Worten seiner Begleiterin lauschend. »Und darf ich fragen, was Sie zu dieser Annahme veranlaßt?«

Bettina schwieg eine Weile, noch immer nach dem Hause blickend; als sie sich aber dann wieder zum Weitergehen anschickte, erwiderte sie in etwas lebhafterer Weise:

»Es ist eigentlich höchst merkwürdig, daß dieses Zeitungsinserat gerade jetzt erscheint, nachdem ich erst vorgestern mit Ihnen über Ernst Buttler gesprochen und Sie in die Lebensschicksale meiner Mutter einen Blick habe thun lassen. Ja, es ist höchst merkwürdig und hier haben wir abermals ein bedeutsames Glied der Kette ihres verhängnißvollen Lebens vor Augen.«

»Ich verstehe Sie nicht,« entgegnete Hugo, langsam der jetzt wieder Voranschreitenden folgend; »erklären Sie mir gefälligst, was Sie meinen, denn ich muß nach Ihren Worten annehmen, daß dieses Inserat mit dem besprochenen Ernst Buttler in einiger Beziehung steht.«

»Das ist auch ganz richtig, Herr van der Flühe. Denn wenn die Frau Professorin Graach eine geborene *Forst* ist, so ist es sehr möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie eine Verwandte jenes Ernst Buttler ist.«

»Bitte,« sagte Hugo mit einigem Eifer, »das erklären Sie mir gefälligst; denn das verstehe ich eben nicht.«

Bettina, die jetzt wieder ruhend stillstand, hob das warm gewordene Gesicht lächelnd zu ihm empor und sagte:

»Ich sehe, daß man, wenn man Jemandem ein halbes Vertrauen schenkt, leicht in Gefahr geräth, ihm das ganze zuwenden zu müssen, und so erfahren Sie denn, daß jener Ernst Buttler eigentlich Forst hieß und seinen wirklichen Namen nur aus Nothwendigkeit wechseln mußte. Wenn meiner Mutter Annahme daher eine richtige ist und der Professorin Vater Forst hieß, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie eine Verwandte des Jugendfreundes meiner Mutter ist, wovon wir natürlich bis jetzt keine Ahnung hatten. Hierin liegt aber für meine Mutter das größte Interesse, Herr van der Flühe, zumal ja in dem Inserat verheißen ist, daß die Frau Professorin von dem Einsender jener Zeilen nur etwas Günstiges erfahren solle.«

»Ah, nun verstehe ich!« sagte Hugo. »Da haben Sie sehr Recht, das ist wirklich von Interesse für Ihre Frau Mutter, und Sie haben auch darin Recht, daß Sie das Zusammentreffen unseres neulichen Gesprächs und dieses Inserats merkwürdig nennen. Ja, das ist es auch. – Doch, sind wir nicht bald unter dem Nußbaum?«

Bettina stand wieder still und deutete mit der Hand nach der Höhe. »Dort oben steht er, sehen Sie ihn?« sagte sie. »Nun haben wie die Weinberge hinter uns und jetzt schreiten wir auf dem kahlen Felsboden. Hier giebt es keinen Schatten, wie Sie sehen, bis wir unter dem Nußbaum sind. Dürfte ich Sie also um meinen Sonnenschirm bitten?«

Er hatte ihr am Wagen den Schirm und ein leichtes Tuch abgenommen, die er bisher getragen; jetzt spannte er den kleinen Schirm auf und reichte ihn ihr hin.

Bettina schritt nun rascher als vorher fort, obgleich der Weg steil bergan führte. Er war dabei sehr schmal und Beide mußten hinter einander gehen. Allmählig jedoch kamen sie höher und höher und endlich erreichten sie den Baum, der, wie immer, auch heute seinen kühlen Schatten über die wohl gepflegte Rasenbank ausbreitete und so den von der Hitze warm gewordenen jungen Leuten ein angenehmes Obdach und einen höchst anmuthigen Ruhesitz bot.

Während Bettina sich sogleich auf die Rasenbank niederließ, blieb Hugo eine Weile stehen und schaute sich in der wunderbar schönen Gegend um. Ein unendlich wohlthuender Frieden lag auf der ganzen, hier weit und breit entrollten Natur und das einzige vernehmbare Geräusch kam von den Blättern des Nußbaums her, durch die bisweilen der linde Hauch des Südwindes strich. Der Rhein ließ sein rauschendes Wellengetös nicht bis zu dieser Höhe dringen; still und ruhig, als wäre er nie in Aufregung gewesen, rollte er seine grünen Wellen dem Norden zu. Die Schiffe, die man heute sah, zogen schweigsam ihres Weges; keine Glocke, kein Pfiff ertönte an Bord der Dampfer und das Gebrause und Gestampfe ihrer Maschinen verschlang der weite Raum, der zwischen ihnen und

dem einsamen Nußbaum lag. Wie mit grünem Golde bestreut, funkelten die Wälder des jenseitigen Ufers herüber; auf den nahen Weinbergen brütete die heiße Morgensonne und nur die Flagge auf dem Thurm des Lerchenfels, den man von hier oben sah, flatterte schwer und langsam in dem schwachen Winde, der sich, je näher der Mittag rückte, noch mehr legte. Das war alle Bewegung, die man gewahren konnte, denn auch Menschen sah man nirgends, da die Arbeiter in den Häusern und Gehöften oder in den tiefer gelegenen Weinbergen beschäftigt sein mochten.

Hugo, als wolle er sein vom Bergsteigen unruhig klopfendes Herz erst zum gewohnten Schlage zurückkehren lassen, stand einige Schritte vor der Rasenbank und sah schweigend in die vor ihm liegende reizende Landschaft hinab. Nur bisweilen entflog ihm ein Ausruf froher Bewunderung und sein blonder Kopf, von dem er den Hut abgenommen, nickte wohlgefällig dabei. Endlich aber glaubte er genug gesehen und auch seinem Athem hinreichende Ruhe gegönnt zu haben. Langsam wandte er sich zu dem Baume zurück, um einige Worte an Bettina zu richten, da er sah, daß diese auch aufgestanden war, mit ernster Miene um den alten Stamm schritt und ihre schönen Augen mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck, der fast der einer tiefen Rührung war, in das duftende grüne Blätterwerk desselben versenkte.

Sogleich trat er an ihre Seite, richtete seine Augen nach demselben Ziele und fragte mit freundlich mildem Ton:

»Warum betrachten Sie sich den alten Nußbaum so genau?«

»Ach, Herr van der Flühe,« erwiderte Bettina, sich nach der Rasenbank begebend und, das Gesicht nach dem Rhein gewendet, darauf Platz nehmend, »es darf Sie nicht wundern, daß ich mir diesen Baum, so oft ich in seiner Nähe bin, mit einer Rührung betrachte, die nur zu leicht in ein Gefühl der Wehmuth übergeht. Und das ist sehr natürlich, denn dieser Baum ist für mich eine Art Heiligthum geworden.«

Sie stockte, als habe sie schon zu viel gesagt oder als besinne sie sich, ob sie noch mehr sagen dürfe, wozu sie in der That die Neigung zu haben schien.

»Reden Sie weiter!« fuhr Hugo fort, indem er ihr sein Gesicht voll zuwandte, aus dessen Zügen eine wahrhafte Theilnahme zu lesen war. »Oder darf ich nichts weiter wissen?«

»Ich weiß es nicht,« sagte sie, »ob ich reden darf oder ob Sie überhaupt noch mehr zu wissen wünschen.«

»O, darin können Sie sicher sein – und ob Sie noch mehr sagen dürfen? Ach, ich bitte Sie, lassen Sie jedes Bedenken schwinden und seien Sie einmal ganz aufrichtig gegen mich. Heute, wo wir so ungestört sind, können Sie es so recht aus Herzens Grunde sein.«

»Warum gerade heute?«

»Weil ich nachher auch gegen Sie aufrichtig sein will. Doch davon später. Jetzt sagen Sie mir, warum dieser Baum eine Art Heiligthum für Sie ist.«

Bettina sah ihn mit ihrem reizenden Lächeln an, das aber schnell wieder in einen sinnigen Ernst überging. »Ach,« sagte sie, »meine arme Mutter hat ihn mir dazu gemacht. Denn hier, auf der Stelle, wo wir jetzt sitzen, hat sie mit ihrem verschollenen Freunde, jenem Ernst Buttler oder Forst, wie er wirklich heißt, süße und auch wohl bittere Stunden verlebt. Hier hat sich der Bund ihrer Herzen geschlossen, der für eine Ewigkeit bestimmt schien und doch nur eine so kurze Spanne Zeit dauerte, und hier hat sie den traurigen Abschied von ihm genommen, traurig, weil er nie wiederkam und sie ihn also auch nie wiedersah. Ja, ich kenne ihre Geschichte genau, und da dieser Baum so innig mit derselben verwebt ist, so ist er auch mir werth und theuer geworden. Verdenken Sie mir es nun, daß ich mir ihn immer recht genau betrachte, wenn ich, was selten geschieht, in seine Nähe komme?«

»Nein, ich verdenke es Ihnen nicht,« entgegnete Hugo mit tief bewegter Stimme und indem eine dunklere Röthe seine Wangen überflog. »Also hier ist der Bund zweier liebender Herzen geschlossen und der Abschied genommen, auf den eine so lange Trennung folgte?« fuhr er fort, einen forschenden Blick nach den Blättern des Baumes emporrichtend. »Vielleicht hat Ihre Mutter und deren Jugendfreund oft auf derselben Stelle gesessen, wo wir jetzt sitzen. Ja, wenn das ist, dann muß Ihnen der Baum freilich heilig sein, ein schönes Erinnerungszeichen für eine seltene Treue und Anhänglichkeit, denn Ihre Liebe zu Ihrer Mutter ist selbst etwas Heiliges und

sie erfüllt auch mich mit den Gefühlen herzlicher Theilnahme. Vorher wußte ich nicht,« fuhr er nach kurzem Sinnen fort, während Bettina ruhig in die lachende Ferne blickte, »warum es mir hier so außerordentlich gefiel und warum ich mich hier von Anfang an – sage ich es offen – so glücklich fühlte. Doch jetzt weiß ich es, denn solche Orte, wie dieser hier, die schon so viel gesehen und wo uns theure Menschen geliebt und gelitten haben, tragen eine magische Kraft und Gewalt in sich. Sie füllen auch uns mit Gefühlen, wie Jene sie hatten, die vor uns an derselben Stelle waren. Ich fühle das jetzt recht tief. Aber sie erheben und ermuthigen uns auch, ihnen unser eigenes Schicksal anzuvertrauen, und darum Bettina, lassen Sie mich Sie heute einmal so vertraulich anreden, habe auch ich den Muth, zu glauben, daß dieser alte Baum geneigt ist, zwei Menschen mit seinem Schatten zu erquicken, die sich einst sehr fern standen, seit einiger Zeit aber durch ein edles Vertrauen sich schon näher gerückt sind und, wenn sie dies Vertrauen weiter entwickeln, in Zukunft noch viel näher stehen können. Was mich betrifft, so will ich, wie ich Ihnen schon vorher sagte, auch recht aufrichtig gegen Sie sein, also Ihnen mit gutem Beispiel, mit meinem Vertrauen vorangehen. Doch – Sie sind darüber betroffen, ich sehe es – Sie senken Ihren Blick zu Boden – haben Sie Ihr Vertrauen zu mir schon verloren?«

Während er diese Worte mit stockender Stimme in abgerissenen Sätzen sprach, war in Bettina's Aeußerem, wieviel mehr nicht in ihrem Innern, eine große Veränderung vorgegangen. Vorher so ruhig und unbefangen,

nahmen ihre Mienen allmählig den Ausdruck einer Verwunderung an, die fast der Bestürzung glich. Einmal nur wagte sie es, ihre blitzenden Augen zu dem sich mehr und mehr färbenden Gesicht des Sprechenden zu erheben, dann aber schlug sie sie rasch wieder nieder und ihre kleine Hand preßte sich unwillkürlich auf ihr Herz, als wolle sie das ungestüme Schlagen desselben zurückzuhalten versuchen.

»Reden Sie,« fuhr er mit leiserer und bittender Stimme zu sprechen fort – »haben Sie Ihr Vertrauen zu mir schon verloren?«

Sie schüttelte leise den Kopf.

»Soll das Ihre einzige Antwort sein?« fragte er. »Darf ich kein Wort mehr von Ihnen hören?«

Da neigte sie ihren Kopf wieder zu ihm hin, sah ihn fast heiter lächelnd an und sagte laut und fest:

»So leicht, wie Sie denken, verliere ich mein Vertrauen nicht. Ich habe es Ihnen ja erst vorgestern geschenkt, aber – Sie haben mir noch nicht gesagt, welche Früchte dasselbe getragen hat.«

»Ach so!« sagte Hugo, wie aus einem Traume erwachend. »Ja, da haben Sie Recht. Doch, was wollen Sie denn jetzt zuerst wissen?«

Bettina's Ruhe und Unbefangenheit kehrte auf der Stelle zurück. »Ich muß Sie wohl zuerst daran erinnern,« sagte sie mit ihrer weichsten Stimme, »daß Sie mir versprochen, mit Ihrem Herrn Vater über Ernst Buttler zu sprechen und ihn zu fragen, ob er irgend eine günstige

Nachricht über ihn zu geben hat. Haben Sie denn das gethan?«

»Gewiß habe ich das gethan.«

»Aber Sie sagen mir ja nicht, was Sie von ihm vernommen haben? War es denn wirklich Günstiges?«

»Ich weiß nicht, ob Sie es dafür halten werden,« versetzte er mit einiger Zurückhaltung, »oder vielmehr, ob es gerathen ist, es Ihrer Mutter wiederzusagen, da meine Vermuthung, daß Ernst Buttler sich verheirathet hat, eine richtige war.«

»Also wirklich!« rief Bettina mit sichtbarem Schrecken. »O, in diesem Fall werde ich schweigen; von mir soll sie nichts hören, es könnte sie am Ende doch beunruhigen. Ist das aber Alles, was Sie über den Mann erfahren haben, der einst hier – an Ihrer Stelle – unter diesem Baume gesessen hat?«

»Ah, der Baum, da ist er schon wieder!« rief Hugo lebhaft aus.

»Sprechen Sie von dem Mann!«

»Von dem, der darunter *sitzt*?«

»Nein, von dem, der darunter *saß*.«

»Nun gut, da Sie mich doch so sehr bedrängen, so will ich Ihnen wenigstens Einiges sagen und das können Sie bei Gelegenheit Ihrer Mutter wiedererzählen. Mein Vater sprach sich sehr lobend und anerkennend über jenen Mann aus, den er recht wohl gekannt hat. Er hat wacker gearbeitet und sich emporgeschwungen, weit über das Niveau gewöhnlicher Menschen hinaus. Er ist der Chef eines bedeutenden Handlungshauses geworden – er ist

reich und angesehen, er hat viele Freunde gefunden, die ihn schätzen und lieben, und außerdem lebt er in Fülle der Gesundheit und voll männlicher Kraft, denn mein Vater sagte mir, daß er noch ziemlich jung, das heißt, noch nicht einmal fünfzig Jahre alt sei. Aber das ist so ziemlich Alles, was mein Vater mir über ihn sagen konnte.«

Bettina hatte ihm mit steigender Aufmerksamkeit zugehört und wiederholt ihre Freude durch Blicke und Bewegungen zu erkennen gegeben. Jetzt, da er schwieg, wandte sie sich lebhaft zu ihm hin, schlug freudig die Hände zusammen und rief:

»O mein Gott, also er lebt, er ist gesund und rüstig, ein wackerer Mann und geliebt und geehrt! O Herr van der Flühe, wie glücklich macht mich das! Und wie dankbar bin ich Ihnen für Ihre Güte! Mein Vertrauen hat sich also bewährt!«

»Es wird sich auch ferner bewähren, fahren Sie nur darin fort.«

»Gern, und ich werde auch fortfahren, Ihnen von ganzem Herzen dankbar zu sein.«

»Von *ganzem Herzen* dankbar? Wirklich? Wollen Sie es mir sein?«

Er sah sie mit einem eigenthümlichen Blick an, der in ihr Inneres zu dringen schien und sie wieder ein wenig verlegen machte. »Warum sollte ich es *Ihnen* nicht sein?« fragte sie leise aufseufzend.

»Nun,« rief er freudig und über sein ausdrucksvolles Gesicht schoß eine so stürmische Blutwelle, als ob sich sein ganzes Herz plötzlich dahin entleert hätte, »wenn

das ist, wenn Sie mir wirklich *dankbar* sein wollen, dann will ich einmal auf die Dankbarkeit der Menschen bauen und Ihnen sagen, was ich – von *Ihrer* Dankbarkeit erwartete.«

»Was Sie davon erwarten?«

»Ja, und nun lassen Sie mich einmal von Ihrer Mutter und Ernst Buttler abrechnen und von Ihnen und – mir sprechen –«

»Sie vergessen aber auch meine Mutter nicht?« warf Bettina, wie von einer gewissen inneren Angst zu dieser Frage getrieben, hin.

»Nein, die vergesse ich ganz gewiß nicht. Ehe wir uns aber mit ihr und ihrem Schicksal beschäftigen und den rechten Weg auffinden, wie wir ihr zu einem Theile des so früh verlorenen Glückes verhelfen, lassen Sie uns vor allen Dingen das unsrige in's Auge fassen. Wir wollen also einmal egoistisch sein, denn auch wir sind Menschen von Fleisch und Blut, auch wir haben Wünsche und Hoffnungen und sind berechtigt, deren Erfüllung in Anspruch zu nehmen, wenn sie möglich ist. Diese Erfüllung aber ist möglich, denn Sie halten sie allein – in Ihrer Hand.«

»Ich halte sie in meiner Hand, die Erfüllung?« fragte Bettina, halb bewußtlos und dabei wie Espenlaub erbebend.

»Meiner Wünsche Hoffnungen – ja! Doch nun hören Sie. – Ach, Bettina, ich habe diesen Augenblick lange ersehnt, eigentlich schon vom ersten Tage an, wo ich Sie in Lerchendorf kennen lernte und wo Sie so bescheiden und

zurückhaltend in der Ferne von mir stehen blieben, während ein anderes Mädchen, mit Ihren Reizen geschmückt, vielleicht mit lächelndem Auge auf einen Mann geschaut hätte, von dem es wußte, daß er ein begüterter, ein freier, ein sich eine Lebensgefährtin suchender Mann sei. Schon damals und an den nächsten Tagen, als ich Sie in Ihrem kleinen Hause sah, noch mehr, habe ich viel von Ihnen gelernt. Ich habe in meinem Leben viele schöne, auch vornehme und im Luxus groß gewordene Frauen und Mädchen kennen gelernt, die das ihnen vom Schicksal zuerkannte Glück mit Leichtigkeit ertrugen, als ob es eine ihnen von Rechtswegen in den Schooß geworfene Gabe wäre; Sie aber sind die Erste, bei der ich sah, mit welcher Leichtigkeit, das heißt mit welcher Ergebung sich auch das Unglück ertragen läßt. Und zwar trugen Sie Ihr und Ihrer Mutter Geschick mit einer Anmuth und Liebenswürdigkeit ohne Gleichen, die tausend Anderen hätte zum Muster dienen können. Heute sehe und erkenne ich diese Anmuth in der Ergebung wieder bei Ihnen. Wenig Andere würden hier mit mir so ruhig sitzen und mit so heiteren Augen und so zufriedennem Herzen von diesem Baume aus auf die vor uns liegende Gegend, auf jenes Gut, jenes Haus blicken, wenn sie sich sagen müßten: das Alles hat meinen Vorfahren gehört, sie, und mit ihnen ich, haben es verloren, und nie, nie werde ich es wieder gewinnen.«

Er schwieg eine Weile und beobachtete den Eindruck, den diese vielsagenden Worte auf Bettina machten. Ja, sie machten einen tiefen Eindruck auf sie, aber, wie es ihm schien, einen ganz anderen, als er erwartet hatte.

Denn plötzlich seufzte sie tief auf, lächelte ihn freundlich an und sagte mit wunderbar ruhiger Stimme:

»Ach mein Gott, daran habe ich noch nie gedacht und weiß kaum, daß ich so viel verloren habe, wie ich überhaupt nicht weiß, daß ich unglücklich bin. Wohl aber weiß ich, daß die Schicksale der Menschen häufig einer bedeutsamen Wandlung unterworfen sind. Viele, die einst wohlhabend waren, sind arm geworden – so auch meine gute Mutter. Ja, wenn Sie von deren Unglück sprechen wollten, dann hätten Sie Recht, denn sie hat die Schläge des Schicksals in mancherlei Art erfahren. Alles, was sie einst besessen, Gut und Haus, Hof und Geld, aber auch das Glück der Liebe und die göttliche Gabe der Hoffnung, das hat sie verloren –«

»Nein,« unterbrach Hugo sie mit großer Wärme, »sie hat nicht Alles verloren – Sie vergessen *ein* Wichtiges, Bedeutendes, was ihr geblieben ist.«

»Was wäre denn das?«

»Das sind Sie selbst!«

Bettina hatte diesen raschen Uebergang auf sich nicht erwartet, daher schwieg sie zuerst, dann aber flüsterte Sie nach einigem Sinnen: »Das ist nur Wenig.«

»Wie man es nehmen will. Wenn sie nun auch Sie nicht hätte, wie dann?«

»Dann hätte sie freilich gar nichts!« sagte sie mit einem stillen Seufzer.

»Ah, sehen Sie wohl, nun erkennen Sie erst Ihre Bedeutung – für Ihre Mutter. Doch, um davon abzubrechen,

– Sie haben, als Sie vorher von den Wandlungen menschlichen Schicksals zum Schlimmen sprachen, vergessen, auch an das Gegentheil zu denken oder vielmehr es zu erwähnen. Denn wie es Menschen giebt, die einst Viel besaßen und Alles verloren, so giebt es auch solche, die von Anfang an Nichts besaßen und doch Viel gewannen, also aus ihrer Armuth zur Wohlhabenheit, sogar zum Reichtum übergangen.«

»O nein, die habe ich nicht vergessen, doch das sind nur Ausnahmen und sie verdanken die glückliche Wandlung ihres Schicksals dem Zufall – die Menschen nennen es eben Glück.«

»Ausnahmen? Es mag sein, aber sie sind nicht so selten, wie Sie denken. So können zum Beispiel auch Sie wieder wohlhabend werden.«

»Ich? Wie sollte ich? Welcher Zufall sollte mich so begünstigen?«

»O, das halte ich für gar nichts Schwieriges. Können Sie denn zum Beispiel nicht,« setzte er sehr langsam und bedächtig sprechend hinzu, – »die Gattin eines reichen Mannes werden?«

Sie schüttelte, mit wunderbarer Ruhe lächelnd und auf eine höchst anmuthige und natürliche Weise den Kopf. »Das glaube ich nicht,« sagte sie mit einer Ehrlichkeit, die Hugo überraschte. »Die Möglichkeit dazu ist wohl da, aber die Wahrscheinlichkeit fehlt. Reiche Männer lieben es in der Regel, sich auch nach reichen Mädchen umzuschauen.«

»In der Regel? Nein, aber oft, ja, also nicht immer. Wenn nun zum Beispiel ein Reicher zu Ihnen käme und um Ihre Hand bäte, würden Sie – sie ihm abschlagen?«

Es entstand eine Pause, deren Beendigung der also Sprechende mit fast athemloser Ungeduld abwartete. Er sollte nicht allzulange warten, aber die Antwort befriedigte ihn nicht.

»Gewiß,« sagte sie. »Denn wenn ich ihn nicht liebte, würde ich selbst den Reichsten ausschlagen.

Er seufzte hörbar auf. »Das ist betrübend!« sagte er dann.

»Warum denn?«

»Weil dann ein zufällig reicher Mann, der Sie wirklich liebt und Ihnen diese Liebe erklären möchte, unter diesen Verhältnissen den Muth verlöre, um Sie zu werben.«

»Hierin scheint mir nur *ein* Irrthum zu liegen,« erwiderte sie ruhig, »und zwar der, daß Sie voraussetzen, daß mir Dergleichen begegnen könnte. Mir wird das nicht zu Theil werden.«

Hugo blickte wieder freudiger auf. »Wollen wir einmal eine Probe machen?« fragte er langsam. »Sie fordern damit das Schicksal heraus und es könnte willig sein, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten.«

Es entstand wieder eine Pause, die Bettina endlich mit dem Ausruf unterbrach: »Sie scherzen und die Sache, von der Sie reden, ist doch so ernst.«

»So nehme ich es allerdings auch auf und vom Scherz bin ich gerade jetzt sehr weit entfernt. Doch ich fahre in meiner Rede fort – die Sie für Scherz, ich aber für Ernst

halte: – wenn ich nun einen reichen Mann kennte, der – Sie liebt, und wenn dieser Mann zu Ihnen träte und Sie recht offenherzig fragte: wollen Sie mir gehören, Bettina Wunderhold? Was würden Sie dann dazu sagen?«

Bettina wandte ihr Gesicht voll nach ihm hin. Es war ganz bleich geworden. Offenbar verursachten ihr die wenigen Worte, die sie sogleich sprach, große Mühe, denn sie klangen nur wie ein mattes Echo aus der Tiefe ihrer Brust herauf.

»Ich verstehe Sie nicht!« lauteten diese Worte.

»Sie verstehen mich nicht? O Bettina, und doch bin ich so leicht zu verstehen. So will ich mich also noch deutlicher ausdrücken und sagen: wenn ich selbst nun dieser reiche Mann wäre und Sie fragte: wollen Sie mir gehören, Bettina Wunderhold?«

Sie sah ihn wieder groß und durchdringend an und ihre schönen Augen schienen sich noch immer mehr zu vergrößern, wie wenn ein Mensch durch eine dunkle Pforte plötzlich in eine ganz neue, ihm unbekannte Welt blickt, die ihn in ein gränzenloses Staunen versetzt. Plötzlich aber zuckte es wie ein gewaltiger Schmerz durch ihre Seele, sie bebte zusammen, schlug die Hände vor das glühend gewordene Gesicht und brach in Thränen aus, die sie dem neben ihr Sitzenden zu verbergen trachtete und die doch in großen Tropfen durch ihre Finger rieselten.

Aber da war es auch um die ihm bisher zu Gebote stehende Ruhe bei Hugo van der Flühe geschehen. Auch durch seine Seele zuckte ein nie empfundener Schmerz und er sprach mit flehender und so weicher Stimme, wie

Bettina sie noch nie von einem Menschen vernommen hatte:

»Bettina! Sie weinen! O, das wollte ich nicht. Und warum weinen Sie?« Und da keine Antwort darauf folgte und die Thränen immer reichlicher zu fließen schienen, so wiederholte er die Frage noch dringender, flehender: »Bitte, sagen Sie mir, warum Sie weinen?«

»Weil mich Ihre Frage bedrückt,« schluchzte sie, »weil mich eine ungeheure Angst befällt und weil es mir mit einem Mal – im Herzen so weh thut.«

»Im Herzen so weh thut? That es Ihnen denn nicht auch zugleich wohl? Haben Sie denn einen unbesieglchen Widerwillen gegen mich?«

»Einen Widerwillen gegen Sie?« hauchte sie leise und das von Thränen schimmernde Gesicht hob sich wie von sonnigem Glanz übergossen, zu ihm empor. »O mein Gott!«

»Ich möchte ein einfaches Ja oder Nein hören, ob Sie einen unbesieglchen Widerwillen gegen mich empfinden?«

»Ich – einen Widerwillen gegen Sie?« stammelte sie. »Wie wäre das möglich! Aber begreifen Sie denn nicht meine Angst? Sehen Sie nicht, was ich leide?«

»Sie leiden? Warum, wodurch denn?«

»Weil es ja ganz unmöglich ist, daß Sie die Wahrheit reden – sie zu mir reden –«

»Weil es unmöglich ist? Warum denn unmöglich? frage ich.«

»Weil, o mein Gott – was soll ich Ihnen denn sagen, wie mich ausdrücken? Sind Sie denn nicht der Sohn des reichen Herrn van der Flühe, der da oben in dem herrlichen Schlosse wohnt und bin ich nicht die arme Tochter der armen Lehrerin da unten in dem kleinen Hause im Thal?«

»Nun? Und?« fragte Hugo, von dem plötzlich alle Beklommenheit gewichen war, wieder mit staunendem Lächeln.

»Und wäre denn da eine solche Verbindung, wie Sie sie eben andeuten, möglich, denkbar?«

»Warum denn nicht? frage ich. Wenn mir nun mein ganzer Reichthum nichts werth wäre ohne Sie? Wenn ich ihn mit Leichtigkeit von mir würfe, nur um Sie mir zu erringen – auch dann würden Sie es für unmöglich, undenkbar halten?«

Bettina glaubte eine Stimme aus den Wolken zu hören, die ihr ganzes Wesen mit Gluth durchströmte, mit Wohl-laut erfüllte und sie mit ihrer magnetischen Kraft auch in die Wolken zu reißen drohte. Sie hob die thränenden Augen zu dem Baume empor; über den die goldene Sonne langsam, allmählig heraufstieg, und rief in einer beinahe fassungslosen Erregung:

»O mein Gott! Ist es denn wahr, daß ich es höre? Ist es denn Tag um mich her, ist es die Sonne da oben, die ich sehe, oder – träume ich?«

»Nein, Sie wachen, Bettina,« erwiederte eine warme, volltönende Stimme neben ihr, »Sie sehen den Tag, die goldene Sonne, Sie hören auch die Wahrheit – aber Sie

machen mir meine Erklärung nicht eben leicht – ich hätte nicht gedacht, daß Sie so schwer zu besiegen wären –«

»Ich – schwer zu besiegen? Wer sagt Ihnen das? Sind es denn nicht allein die Verhältnisse zwischen uns, die so schwer zu besiegen sind, da mein Herz ja gar nicht zum Sprechen kommt?«

»Es käme nicht zum Sprechen? Warum denn nicht? Ich spreche ja gerade zu Ihnen und Ihrem Herzen und bitte Sie herzlich, innig – unsere Verhältnisse gar nicht beachtend – die Meine zu sein – verstehen Sie mich denn immer noch nicht ganz?«

»O mein Gott!« rief sie, abermals in Thränen ausbrechend, denen aber jetzt schon unwillkürlich eine Art geheimnißvoller Wonne beigemischt war. »Das ist ja Alles ganz wunderbar und fällt wie vom Himmel auf mich herunter! Haben Sie denn gar nicht an Ihren Vater dabei gedacht?«

»An meinen Vater? O ja, an den habe ich sehr wohl dabei gedacht!«

»Aber was wird der sagen?«

»Was er sagen wird? Ach, liebe, gute Bettina, wenn Sie meinen gütigen, vortrefflichen Vater kennten, wie ich, würden Sie so nicht fragen. Ja, er ist die Güte und Liebe selbst – gegen mich, gegen alle Menschen, die reichen und die armen, vorzüglich aber gegen die armen und hülfsbedürftigen, mögen sie hülfsbedürftig sein, worin sie wollen. Und ich war ja auch in seinen Augen ein Hülfsbedürftiger, als ich mit meiner Liebe zu Ihnen im

Herzen zu ihm trat und ihm diese Liebe erklärte. Ja, das habe ich gethan.«

»Das haben Sie gethan? Nun, was sagte er denn?«

»Hören Sie erst, was ich ihm sagte. Vater, sagte ich, ich habe endlich das Weib gefunden, das ich schon lange für mich gesucht und wie auch Du es Dir für mich gewünscht.«

Sie sah ihn mit einem starren, die Worte von seinen Lippen ablauschenden Blick an. »Und was hat er darauf erwidert?« flüsterte sie.

»Gehe hin, hat er gesagt, und wirb um sie. Und wenn Du sie errungen hast, dann bringe sie mir, wer und was sie auch sei, wenn sie nur Dir gefällt, und ich werde Euch meinen Segen geben.«

»Das hat er wirklich gesagt?« jauchzte sie auf.

»Ja, das hat er gesagt. Aber warum werden Sie mit einem Mal wieder so bedenklich – was liegt Ihnen im Sinn?«

Bettina senkte plötzlich fast traurig den Kopf. »Ich habe auch eine Mutter,« flüsterte sie wie in sich hinein. »Wird sie es denn begreifen können, daß ein Mann wie Sie, so reich wie Sie, und ich, so arm, so gränzenlos arm, in Liebe Eins und Dasselbe werden können?«

»Ah, ist es das? Weiter nichts? O ja, Bettina, sie wird es begreifen können, denn sie hat auch schon geliebt – jenen Buttler, Sie wissen es ja – und wenn Sie ihr heute sagen, was zwischen uns vorgefallen ist, so wird sie im ersten Augenblick allerdings staunen; wenn ich aber morgen, nachdem sie reiflich mit Ihnen über das neue

Ereigniß nachgedacht und sich in dasselbe gefunden hat, komme und ihr meine Empfindungen für Sie darlege, ihr meine Wünsche und Hoffnungen vortrage, dann wird sie, ruhiger geworden, nicht mehr staunen, vielmehr, gleich mir, die unbegreiflichen Wege Gottes bewundern und uns sagen, was mein Vater gesagt: »ich will Euch meinen Segen geben.«

»Wird sie das wirklich thun?« fragte Bettina mit einem unendlich sanften Ausblick zu dem azurblauen Himmel.

»Ja, das wird sie thun. Und nun?«

»Nun?« wiederholte sie, ihre Hand gleichsam willenlos in die seine fallen lassend und langsam dahin sinkend, wohin er sie zog, an seine Brust. Und wieder beschattete der alte Nußbaum ein glückliches Paar, und die Sonne lächelte mit glühendem Auge auf sie nieder, wie der klare Himmel sich wie ein großes blaues Dach schützend über ihnen wölbte und die sie umgebende Erde ihnen herrliche Genüsse für die Gegenwart und die Zukunft verhiess.

–

Sie weilten noch lange in diesem Schatten und unter diesem Dache, viel länger, als sie es selber wußten, und als sie endlich den Baum und die Rasenbank verließen, da schritten sie in Herz und Seele Eins, Arm in Arm hinab, wie einst Susanna und Walram Forst hinabgeschritten waren, aber heller tagte vor ihnen die Zukunft auf, als diesen Armen, denen nur ein Augenblick irdischen Glücks bestimmt gewesen war, während Hugo und Bettina das ganze Leben, mit Freude und Wonne gefüllt, weit geöffnet und geebnet vor sich liegen sahen.

Im Weinberg, wo einige Leute arbeiteten, zog Bettina, scheu wie alle Mädchen, die eben ihre Liebe gestanden haben und die Welt es doch nicht wissen lassen wollen, ihren Arm aus dem ihres Gefährten, und so schritten sie langsam und nur von Zeit zu Zeit stehen bleibend und sich liebevoll anblickend und zunickend, den Berg hinab, durch den Rosengarten am Hause vorüber und gelangten so in den offenen Rheingarten, wo Cornelia und Susanna sie vom Fenster aus sahen, die eben auch ihre wichtige Unterhaltung beendet hatten. Das erste Zusammentreffen hatte für beide Theile etwas natürlich Peinliches, denn jedes von ihnen hatte so eben einen wichtigen Lebensabschnitt hinter sich gelassen. Bettina wagte kaum ihre Mutter anzusehen, so erregt und befangen fühlte sie sich in deren Gegenwart; aber Susanna bemerkte das diesmal nicht, denn auch ihr Herz schwoll von den süßesten Empfindungen auf und ihre Gedanken erfüllte noch der Inhalt des Gesprächs, welches sie eben mit der Schwester ihres Jugendgeliebten geführt hatte.

Mit wenigen Worten entschuldigte sie sich bei Herrn van der Flühe, daß sie ihn so lange aufgehalten hatte, doch dieser beruhigte sie sehr bald, indem er ihr sagte, daß er ihr ja seinen Morgen gewidmet habe und daß ihm die Zeit nicht lang geworden sei. So stiegen sie bald in den Wagen und die schnellen Pferde stoben so rasch mit ihnen dahin, daß sie Alle verwundert waren, als sie schon wieder hielten und das kleine Haus unter den Linden vor ihnen lag.

Hugo sprang von seinem Sitz herab und geleitete Beide nach der Hausthür. Hier aber blieb er stehen, zog seinen Hut und sagte, sich allein an Susanna wendend:

»So habe ich Sie wieder nach Hause gebracht, Frau Wunderhold. Unsere Spazierfahrt haben wir nun freilich nicht ausgeführt, Ihre Geschäfte haben ihn durchkreuzt. Doch das kommt oft vor. Ich will jetzt nicht fragen, was Sie in Lerchendorf ausgerichtet haben; darf ich aber morgen früh wiederkommen, um zu hören, ob die Frau Professorin die Schwester jenes – jenes verschollenen Mannes ist?«

Susanna verneigte sich flüchtig und entgegnete: »Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit und Sie sollen mir morgen so willkommen sein wie heute. Ach, Sie haben einmal einen Blick in unsere traurigen Verhältnisse gethan und so will ich Ihnen auch ferner nicht verhehlen, was geschehen, wenn es Sie drängt, es zu erfahren. Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihren Herrn Vater von mir und ich lasse ihm von Herzen gute Besserung wünschen.«

Sie verneigte sich noch einmal und wandte sich nach dem Hause um, wobei sie nicht sah, daß Bettina sich wiederholt mit einem vielsagenden Blick nach ihrem Begleiter umdrehte, und auch nicht hörte, daß dieser ein leises Wort sprach, ein vielbedeutendes, so kurz es war, und daß dieses Wort lautete:

»Morgen früh um zehn Uhr bin ich wieder hier. Adieu!«

VIERTES CAPITEL. DER BETTLER.

Die Stunde, in welcher man in dem kleinen Hause das Mittagbrod einzunehmen pflegte, war längst vorüber. Frau Günther war über das lange Ausbleiben ihrer Herrschaft schon längst in Sorge gewesen und glaubte sich selbst gelinde Vorwürfe machen zu müssen, wenn die Speisen nicht ganz nach Gefallen ausfielen, da Frau Wunderhold immer damit zufrieden war und höchst selten den leisesten Tadel aussprach. Heute hatte die sorgsame Köchin denselben noch viel weniger zu befürchten, denn Susanna's und ihrer Tochter Sinn war an diesem Mittag weniger denn je auf Speise und Trank gerichtet.

Als Beide daher in das Haus getreten waren, trug Frau Günther ohne weitere Aufforderung flugs das Essen herbei und stellte auch eine Flasche Wein aus dem kühlen Keller im Nachbarhause mit auf, was Susanna schweigend guthieß, da sie das Bedürfniß nach einem Glase stärkenden Weins empfand. Bald saß sie denn mit ihrer Tochter am Tisch und Frau Günther entfernte sich wieder.

In einer Stimmung wie heute hatten Beide noch nie bei Tisch einander gegenüber gesessen, so lange sie das Mahl theilten, und Susanna, die überaus schweigsam war und mechanisch von dem Vorgesetzten genoß, fühlte das auch selbst. Dabei aber dachte sie nur allein an sich und das, was ihr bei Cornelia begegnet war, und bemerkte

gar nicht, wie auch Bettina sich in einer ganz eigenthümlichen Stimmung befand und dabei häufiger als sonst von dem ihr eingegossenen Wein nippte.

»Liebes Kind,« sagte sie endlich, um ihrem gepreßten Herzen einigermaßen Luft zu machen und Bettina über ihren Zustand aufzuklären, »wundre Dich heute nicht über meine Schweigsamkeit und mein nachdenkliches Wesen. Du wirst Dir schon längst gesagt haben, daß mir etwas ganz Besonderes begegnet ist, und das bestätige ich Dir jetzt. Doch frage mich nicht weiter aus und laß uns ruhig essen; danach will ich zu unserem Nachbar gehen und eine Pflicht der Dankbarkeit üben. Er hat mir eine außerordentliche Freundschaft bewiesen, daß er mir die heutige Zeitung mit seinem Brief sandte, denn das bewußte Inserat, welches die Zeitung enthielt, war höchst wichtig für mich. Komme ich von ihm zurück, dann erst ist der Zeitpunkt da, wo ich Dir – beichten will und Du sollst die Erste sein, die an den Empfindungen Antheil nimmt, die mir die Seele bewegen.«

Bei dem Worte *beichten* schoß Bettina das Blut mit Gewalt in's Gesicht und es war gut, daß die Mutter in diesem Moment die Augen nicht auf sie richtete. Beinahe hätte sie das Glas, welches sie gerade hielt, aus der Hand fallen lassen, und aus Verlegenheit leerte sie es ganz. Als sie es aber mit bebender Hand wieder auf den Tisch stellte, hatte sie sich so weit gefaßt, um einige Worte sprechen zu können und so sagte sie etwas schüchtern und mit vibrierender Stimme:

»Ich bin geduldig, liebe Mutter, und es hat keine Eile, daß ich höre, was Dir begegnet ist. Vorläufig denke ich mir mein Theil und bitte Dich, in Deinen Gedanken Dich nicht durch mich stören zu lassen.«

»Ach nein, liebes Kind – ich lasse mich nicht darin stören, und wollte ich es auch, es würde nichts auf der Welt geben, was sie unterbrechen könnte, denn in der That, sie sind an und für sich selbst schwerwiegend genug.«

Bettina lächelte bei diesen Worten still in sich hinein, denn sie war sich bewußt, daß es doch wohl etwas auf der Welt gäbe, was die Gedanken ihrer Mutter unterbrechen und sogar für's Erste beseitigen könnte, wenn sie nur zu reden begann.

So wurde denn heute ihr einfaches Mahl außergewöhnlich schnell beendet, und kaum war Susanna vom Tisch aufgestanden, so küßte sie Bettina, sprach noch einige unbedeutende Worte und trat dann rasch ihren Gang nach dem Nachbarhause an.

Bettina war zum ersten Mal in ihrem Leben froh, als die Thür hinter ihrer Mutter sich geschlossen hatte und sie nun allein war. O, es war auch Zeit dazu, denn die Seligkeit, die ihr ganzes Wesen erfüllte, zersprengte fast ihr Herz und sie hatte die größte Mühe aufwenden müssen, sich nicht zu verrathen und, indem sie der Mutter zu Füßen stürzte, ihr das wichtige Ereigniß zuzurufen, das ihr selbst an diesem verhängnißvollen Morgen begegnet war.

Jetzt aber, jetzt konnte sie ihrem gepreßten Herzen doch wenigstens einige Luft machen und sie that das

in einer ihr sonst nicht eigenthümlichen Weise. Sie, die sonst immer so ruhig und still war, sich so gleichmäßig von einer Stelle zur andern bewegte, sie lief jetzt wie eine vom Winde des Himmels bewegte Wolke hin und her. Das kleine Haus war ihr dabei viel zu eng, um ihr die nothwendige Bewegung zu gestatten, sie öffnete alle Thüren, auch die Fenster, um die frische Luft hereinströmen zu lassen, denn es lag ihr wie ein drückender Alp auf der Brust und das Athmen ward ihr so schwer wie nie.

»Mein Gott, mein Gott!« redete sie vor sich hin, »was ist das für eine wunderbare Empfindung, die mein ganzes Wesen durchtobt, durchglüht! Wo soll ich meine Wonne lassen, wenn ich sie nicht ausgießen kann! Ist denn das noch dieselbe Welt, in der ich immer gelebt? Sind das dieselben Menschen, dieselben Verhältnisse? Ist es denn möglich, daß ein Wort, von einem Menschen gesprochen, eine solche Wirkung hervorrufen kann? Bin ich noch Bettina, das arme Mädchen, die Tochter dieser verlassenen Frau, und hat sie, kann sie eine Ahnung davon haben, welches Glück sie zugleich mit meinem Glück erwartet? Nein, sie kann sie nicht haben und – sie wird erschrecken, oder staunen, wie *er* sagt, wenn ich zu reden beginne. Ach Du lieber Gott, sie will mir beichten, *sie – mir!* und sie fühlt es nicht, daß ich ihr viel mehr zu beichten habe, als sie beichten *kann*. Was wird sie mir Großes zu sagen haben, was ich nicht schon wüßte, nicht ahnte? Cornelia wird wirklich die Schwester Walram Forst's sein und das ist Alles. O, mein Gott, ja, das ist freilich sehr Viel für sie,

aber bei alledem ist es *heute* sehr Wenig und das wird sie sich bald selbst gestehen.«

Sie war, während sie dies dachte, dicht an das Fenster getreten, von dem aus sie einen Blick auf das Schloß Lerchenfels werfen konnte. Sie beugte den Kopf nieder, um es besser erreichen zu können; als sie es aber sah, schauerte sie unwillkürlich zusammen und alles Blut ihres Herzens wallte wieder wie ein heißer Strom nach ihrem Gehirn empor.

»Da wohnt er, da oben,« sagte sie leise, »aber nicht er allein, auch sein Vater wohnt dort. O, was habe ich doch für eine fürchterliche Angst vor diesem Vater! Er nannte ihn liebevoll, überaus gütig und liebevoll, aber wenn ich nun vor seine Augen trete und er vielleicht nicht in mir findet, was er sich vorgestellt? O mein Gott, ich halte es kaum noch aus, ich muß eine Brust haben, an die ich mich lehne, der ich meine innere Angst ausgieße – Mutter, Mutter, komm' bald, damit Du mich tröstest und mir Deinen Rath giebst. – Ich werde mich kräftig zusammennehmen, wenn sie spricht,« fuhr sie nach einer Weile zu denken fort, »damit sie Zeit behält, mir ihr Neuestes mitzutheilen, dann aber, dann – wenn sie fertig ist, dann komme ich mit meinem Neuesten und was wird sie dazu sagen!«

Sie trat wieder von dem Fenster fort und lief unruhig durch mehrere Zimmer, aber es litt sie nicht länger im Hause, es war ihrem übervollen Herzen wirklich zu eng geworden. Hinaus in den duftenden Rosengarten trat sie

nun, eilte mit hastigen Schritten die kleinen Gänge entlang, roch an dieser und an einer Blume, um sich nur die Zeit zu vertreiben und die Unruhe zu dämpfen, die in ihr fessellos tobte und sich sehnte, nach außen zu stürzen, an das treue Mutterherz und da mit den wonnigen Thränen, die ihr schon aus der Seele quollen, das süße Geheimniß auszuschütten, welches ihr fast das Herz verbrannte.

Indessen mußte sie sich noch ziemlich lange in Geduld fassen. Wohl eine Stunde war schon vergangen und Susanna erschien immer noch nicht wieder. Da konnte sie es auch im Garten nicht länger aushalten, sie verließ ihn und trat vor die Thür auf den Weg, der nach dem Hofe des nahen Gutes führte. Kaum aber hatte sie ihn betreten, da sah sie die Mutter aus dem Gehöft kommen und nun flog sie ihr wie ein Pfeil entgegen, umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie wiederholt so innig und heiß, wie sie sie lange nicht geküßt.

Susanna, über die ungewöhnliche Lebhaftigkeit des sonst so stillen Mädchens anfangs verwundert, glaubte jedoch nur darin das Verlangen zu erkennen, jetzt ohne Aufenthalt die versprochene Mittheilung des am Morgen Vorgefallenen zu erhalten, und sie freute sich herzinniglich darüber, da sie daraus die Theilnahme des lieben Kindes zu errathen wähte. Sie war auch viel ruhiger geworden, nachdem sie sich mit Jeremias ausgesprochen, und somit zur Mittheilung geneigter als vorher.

»Ich blieb Dir zu lange, liebes Kind,« sagte sie, »nicht wahr? Nun, der alte Freund hat mich mit seinen Klagen

etwas aufgehalten, aber nun sollst Du keinen Augenblick mehr warten – komm hinein und nun will ich Dir in aller Ruhe meine Unterredung mit der guten, der herrlichen Cornelia erzählen.«

Beide traten in das stille Haus. Susanna setzte sich auf das Sopha und Bettina neben sie. Die Mutter nahm eine Hand der Tochter in die ihre und sagte:

»Nun, was denkst Du wohl, was ich heute in Erfahrung gebracht habe? Ahnst Du es bereits?«

Bettina bejahte diese Frage und sagte, was sie sich dachte.

»Ja,« erwiderte die Mutter mit glücklichem Lächeln, »Cornelia ist Walram's älteste Schwester und ich – ich danke Gott dafür und preise ihn! – habe nun endlich auch an ihr eine Schwester gefunden und nun bin ich doch nicht mehr ohne alle Verwandte auf Gottes weiter Welt!«

Nach diesen einleitenden Worten begann sie ihre Erzählung ruhig vorzutragen und hatte dabei allerdings die Genugthuung, Bettina's Aufmerksamkeit von Augenblick zu Augenblick wachsen zu sehen. Auch die Freude derselben sprach sich deutlich aus, aber so, wie die Mutter es geglaubt, freilich nicht. Auch glaubte Letztere zu bemerken, daß ihre Erzählung im Ganzen nicht den Eindruck auf sie gemacht, wie sie es bestimmt erwartet hatte, ja daß sie bisweilen sogar nur mit halben Ohren bei ihr saß und mit ihren Gedanken ganz wo anders zu sein schien. Als sie nun aber fertig war und Bettina schwieg – denn

ach! nun kam ja *ihre* Beichte und sie zitterte schon lange davor – sah sie sie verwundert an, und einen tieferen Blick in ihr glanzvolles Auge werfend, sagte sie:

»Aber mein Kind, was hast Du? Freut Dich denn, erhebt Dich dieses mein so wichtiges Erlebniß nicht?«

Bettina, die den Blick der Mutter diesmal schwer auszuhalten fand, schmiegte sich näher an sie an und erwiderte mit einer seltsam stockenden Stimme, als ob dieselbe nicht recht aus ihrer Brust herauswolle:

»O ja, liebe Mutter, es freut und erhebt mich – ja – aber –«

»Was denn aber? Ich verstehe Dich heute gar nicht – was ist Dir? Sprich!«

»O liebe Mutter,« bat da Bettina mit schon schwimmenden Augen, »verzeihe mir. Ich nehme zwar innigen Antheil an Deinem Ereigniß, aber ich habe auch meine eigenen Sorgen.«

»Sorgen hast Du?« fragte Susanna erschreckend und sah ihr Kind mit prüfendem Mutterblick an.

Diesen Blick hielt Bettina nur einen Moment aus. Wie von einer innern unerträglichen Last zu Boden gezogen, sank sie vor ihrer Mutter auf die Kniee, umklammerte ihre Hände, riß sie an ihren Busen und rief laut aufschluchzend:

»Mutter, meine Mutter, verzeihe mir! Mein Geheimniß stößt mir das Herz ab und ich kann nicht mehr leben, ohne daß Du es weißt!«

»Um Gottes willen, Bettina!« rief Susanna, »was werde ich hören müssen! Mir stockt alles Blut im Herzen – ist es denn etwas so Schreckliches?«

»O nein, o nein! Aber ich kann ja nicht dafür – er will – er will mich zum Weibe haben – er hat mir gesagt, daß er mich liebt – o Gott, und nun – nun weißt Du es!«

»Nein,« rief Susanna in fast qualvoller Angst, »ich weiß noch gar nichts! So sprich doch, *wer* liebt Dich – *wer* will Dich zum Weibe haben?«

Da hob Bettina mit einer rührenden Innigkeit die von Wonne strahlenden Augen zu der besorgten Mutter auf und sagte ruhig und langsam, denn nun war ja die Qual gebrochen und die gewaltige Woge von ihrem Herzen abgespült:

»Er – Hugo van der Flühe – dort oben und er hat mir versprochen, daß auch Du, wie sein Vater, uns Deinen Segen geben wirst.«

Susanna bebte vom Kopf bis zu den Füßen. Das hatte sie allerdings nicht erwartet. Sie konnte es erst gar nicht fassen, aber allmähig, je länger sie die küssenden Lippen Bettina's und deren Busen an ihrem Busen fühlte, faßte sie es doch, nur sprechen konnte sie nicht, denn das ganz und gar unerwartete Geheimniß schien ihre Zunge gelähmt zu haben.

Endlich aber löste sie sich aus Bettina's sie fest umschlingenden Armen los, drängte sie sanft von sich und sah der von glückseligen Thränen Ueberfließenden in das goldklare Auge.

»Kind!« hauchte sie matt hervor. »Ist es wahr, was ich höre? Täuschest Du Dich auch nicht? O, eine solche Täuschung ist gefährlich und ich – ich kann nicht für möglich halten, was Du mir sagst.«

»So ging es mir anfangs auch,« jubelte nun Bettina, deren schwerster Stein von der Brust gewichen war, »ich glaubte zu träumen, als er es sagte, aber er sprach so lieb und süß mit mir und rühmte mir so sehr seinen gütigen Vater, der uns segnen wolle, trotzdem ich ein so armes Mädchen bin, daß ich ihm endlich glauben und ihm sagen mußte –«

»Nun, was?« fragte zitternd die Mutter.

»Daß – ich ihn wieder liebe und daß ich sein Weib werden wolle, wenn sein Vater und Du und – wenn Gott es will!«

Susanna sank einen Augenblick in das Sopha zurück schloß die Augen und faltete die Hände vor der Brust.

»Wenn Gott es will!« flüsterte sie. »Das ist die Hauptsache! O mein Gott, ja, Du sendest mir einen schweren, verhängnißvollen und doch unendlich süßen Tag! An demselben Tage, wo ich meines unvergeßlichen Walram's einzige Schwester finde, wirbt jener reiche Mann um die Hand meiner Tochter! Das ist mehr, als – ein Mensch mit Gleichmuth ertragen kann!« Und sie sank noch einmal an Bettina's Herz, öffnete ihre Arme weit, weit und schloß sie laut aufschluchzend an ihre von unnennbaren Schmerzen und Freuden zugleich durchfluthete Brust.

Wie dem Unglücklichen die Zeit im langsamsten Schneckenlauf verstreicht und die Empfindung qualvollen Leidens kein Ende zu nehmen scheint, weil er mit jeder Minute auf Besserung hofft und, in dieser Hoffnung getäuscht, den Schmerz gleichsam verewigt sieht, so verfließt dem Glücklichen die Stunde oft nur allzu rasch und wenn er auf das empfangene oder genossene Glück zurückblickt, um es wo möglich noch einmal in der Erinnerung zu genießen und festzuhalten, ist ihm die Zeit unter den Händen entflohen und er weiß nicht, wo sie geblieben ist.

So erging es auch Susanna und Bettina an diesem Nachmittag. Stundenlang hatten sie das Vorliegende hin und her besprochen, Alles genau erwogen und überlegt, und als sie endlich damit fertig waren und das Nothwendigste vor der Hand abgethan zu haben glaubten, sahen sie erst, daß die Zeit eilfertig vorgerückt war und nur an der Erschöpfung ihrer Kräfte merkten sie, daß sie unausgesetzt thätig gewesen waren und Geist und Gemüth in die größte Anspannung versetzt hatten. Von einer seltenen geistigen Erschlaffung heimgesucht, sanken sie schweigend eine Jede für sich auf irgend einen bequemen Sitz, um nun noch einmal in stillen Gedanken zu wiederholen, was ihre Worte sich eben klar und zugänglich zu machen versucht hatten.

Bettina war in der Tiefe des Zimmers auf dem Sopha sitzen geblieben und träumte sich zum ersten Mal in ihrem Leben ein großes Glück auf der Erde aus. Susanna dagegen, die das Bedürfniß nach frischer Luft empfand,

hatte das Zimmer verlassen und sich auf eine Bank im Rosengarten niedergelassen, wo sie, ebenfalls zum ersten Mal in ihrem Leben völlig unthätig, still vor sich hin grübelte und dann und wann auf die Landstraße, die gegenüber liegenden Weinberge und – o wie pochte ihr Herz laut dabei – nach dem Schloß auf dem Lerchenfels blickte, in dem ihr – künftiger Schwiegersohn wohnte und ach! nun auch ihre Tochter einst wohnen sollte.

Wunderbar und doch sehr natürlich war der Eindruck, den der Anblick dieses herrlichen Gebäudes diesmal auf sie hervorbrachte. Früher hatte es ihr nur wie ein dunkles Geheimniß, ein unentwirrbares Räthsel da oben auf seiner stolzen Höhe vor Augen gestanden, sie hatte, nicht verlangend und begehrend, aber doch mit einer Art bewundernder Ehrfurcht zu ihm hingeblickt, wie man etwa die Sonne, den Mond und die Sterne am Himmel betrachtet, nichts von ihnen fordert und doch seine geheimen Wünsche zu ihnen erhebt. Jetzt aber blickte sie nicht mehr mit solchen unklaren Empfindungen zu ihm empor; ihren menschlichen Sinnen schien es viel erreichbarer zu sein und, bei Weitem nicht mehr so hoch an einem ewig entfernten Himmel strahlend, war es der Erde viel näher gerückt, auf der auch sie wandelte und athmete und deren nie genossene Gaben auch sie jetzt reicher denn je in Anspruch nehmen konnte. Doch nein, an diese Gaben dachte sie in Bezug auf sich selbst jetzt gewiß nicht, dahin stand nicht ihr Sinn, dazu war sie viel zu bescheiden und anspruchslos; sie dachte vielmehr

an die unerklärlich rasche Wendung des Menschengeschicks, wie sie ihr hier an diesem Tage offenbar geworden war, und wenn sie darüber ein großes, unbeschreiblich großes Glück oder vielmehr nur die Ahnung oder das Gefühl eines solchen empfand, concentrirte sich dasselbe nur in ihrem Kinde, ihrer Bettina, denn für diese hatte sie ja nur noch allein gelebt und gewirkt, da sie ihr eigenes Wohlbehagen schon lange als etwas Abgethanes, Vollbrachtes, Beschlossenes bei Seite gelegt hatte.

Während sie in solcherlei Grübeleien versunken auf der stillen Bank unter der alten Linde saß, war allmählig die Dämmerung hereingebrochen und der abendliche Friede des milden schönen Sommertages hatte sich mit seinen sanften Schwingen auf die dankbar ihn empfangende Natur herabgelassen. Aber nicht allein die scheinbar toten Gegenstände in der Natur, der Baum, die Pflanze und die von der Hitze der Sonne verdorrte Erde erlaben und erfrischen sich daran, auch der fühlende Mensch empfindet dankbar diesen köstlichen Frieden und Niemand war geneigter und vorbereiteter zu dieser Empfindung als Susanna Wunderhold in diesem Augenblick.

Die Sonne war an dem reinen Himmel untergegangen und nur eine mattglühende, rosaroth gefärbte Bezeichnung noch die Stelle, wo sie zuletzt geleuchtet hatte. Da, wo Susanna saß, war von dieser Färbung nichts mehr zu sehen, nur eine blaßblaue Kuppel, die sich allmählig mit dunkleren Schatten füllte, wölbte sich hoch und hehr über ihr, mit Ruhe den Augenblick erwartend, wo an ihrem Gewölbe die Lichter des Himmels durchbrechen und

ihren strahlenden Glanz über die unendliche Ferne ausgießen würden. Dabei regte sich kein Lüftchen; mild war die heraufziehende Frische und um so lieblicher, da würzige Düfte mit ihr herangezogen kamen, wie von Blumen aus der Ferne, die den Tag über ihre Wohlgerüche zusammenhalten, am duftigen Abend aber sie freigebig nach allen Richtungen ausstreuen.

Dabei lag eine fast berauschend süße Stille rings um die einsam Sitzende ausgebreitet. Im Garten, in ihrer unmittelbaren Nähe regte sich Nichts, nur vom Gutshof herüber tönte noch zuweilen das leise Gebrüll einer Kuh oder der Schrei eines Hausvogels, aber die Entfernung milderte den Schall und er störte das Ohr der in Gedanken Versunkenen nicht.

Susanna gab sich diesem Frieden mit einer nie empfundenen Wonne hin. Mit wunderbarem Behagen erfüllte ihre Sinne die balsamische Abendluft und der Duft der Rosen und der Reseda stieg in ihrer Nähe wie ein berauscher Opferdunst empor und lullte ihr eben noch so thätiges Denken in ein stilles Vergessen alles irdischen Leids ein. Und wie vor und über ihr die Farbe des Himmels allmähig in blassere Tinten verschwamm, so verschwamm auch in ihrer jetzt beruhigten Brust die bittere Vergangenheit mit der süßeren Gegenwart in ein wohlthuendes Gemisch und daraus entwickelte sich ganz wie von selbst eine Zukunft, so hold und wonniglich für ihr geliebtes einziges Kind, wie sie noch nie eine für sich, selbst in ihrer hoffnungsvollen Jugendzeit, erträumt hatte.

»Walram lebt!« lautete es mit einem Mal wie helles Glockengeläut in ihrer Brust, »Cornelia ist seine Schwester!« und dazu tönte eine zweite sanft begleitende Stimme und die lautete nicht minder süß, denn sie sagte ihr: »Deine Tochter wird bald dort oben wohnen, wohin Du bisher immer nur mit banger Scheu geblickt und wobei Du Dich gewundert hast, wie es möglich ist, daß Menschen so viel Großes, Schönes und Herrliches besitzen können. O, jetzt wunderst Du Dich darüber nicht mehr; wenn Du Dich aber über etwas wunderst, so ist es das, daß Du fortan ihr Glück auf Erden theilen sollst!«

Da fuhr sie plötzlich aus diesen süßen Gedanken empor, denn gar nicht weit von ihr entfernt, von der Lerchendorfer Seite her, trat eine Gestalt auf der Landstraße heran, vor deren plötzlicher Erscheinung sie anfangs erschrak, zumal sie in der abendlichen Dämmerung viel größer erschien als sie wirklich war. Bald jedoch, nachdem sie genauer hingeblickt, minderte sich ihr Schreck und endlich legte er sich ganz. Denn die Gestalt bot keinen Stoff dazu, desto mehr für das Mitleid dar. Es war ein lebensmüder Greis, der, auf zwei Stöcke gestützt, langsam die staubige Straße daherkeuchte und, als er in die Nähe des Rosengartens kam, vor der Pforte desselben mit einiger Verwunderung stehen blieb und über den süßen Duft seiner Blumen mit stiller Freude erfüllt schien.

Susanna erhob sich sogleich und ging dem armen Manne entgegen. Daß er arm und hilfsbedürftig war, sah sie sogleich an seiner Kleidung. Sie war zwar nicht zerlumpt und ließ keine Blöße sichtbar werden, aber doch

war sie kärglich und knapp. Auch seine Haltung und der Ausdruck seines demüthig auf sie hinblickenden Gesichts zog sie lebhaft an. Langes weißes Haar hing in natürlichen Ringeln von den Schläfen und vom Hinterhaupt bis auf die Schultern herab und mischte sich mit einem eisgrauen Bart, der Wangen und Kinn vollständig umgab und nur die Nase scharf und fein daraus hervortreten ließ. Im Ganzen sah das gerunzelte Gesicht nicht gerade elend, doch bleich und kümmerlich aus. Die Augen konnte man nicht recht sehen, dazu war es schon zu dämmerig, und überdies verbarg sie der weit niederhängende Rand eines alten Hutes, der, wie sein jetziger Besitzer, schon manche Strapaze in Regen und Wind ertragen haben mochte, da er, ursprünglich von schwarzer Farbe, jetzt in's Braunröthliche schimmerte und außerdem mit zahlreichen Beulen bedeckt war. Seine Hände hatten die Krücken seiner Stöcke fest umfaßt und er lehnte sich schwer darauf, als ob er sehr ermüdet wäre und einer sicheren Stütze für seinen gebrechlichen Leib bedürfte.

Susanna trat dicht an das Gitter heran und sagte: »Guten Abend, Alter! Wollt Ihr eine Gabe haben?«

»O ja, wenn Sie so gütig sein wollen!« antwortete eine langsam und schwer sprechende Stimme. »Aber lieber wäre es mir, wenn Sie mir etwas zu essen gäben, denn mich hungert sehr.«

Susanna, immer mitleidig und zum Geben aufgelegt, wozu sich in ihrem an der offenen Landstraße gelegenen Hause sehr oft Gelegenheit bot, war auch heute sogleich dazu bereit. Sie öffnete daher die Gitterthür und sagte

mit ihrer weichen, warmen und Jedermann zum Herzen dringenden Stimme:

»Komm einen Augenblick herein, Alter, und nehmt einstweilen auf dieser Bank Platz. Ich werde gleich etwas für Euch zu essen holen.«

Sie ging rasch in das Haus und der alte Bettler setzte sich ganz gemüthlich auf die Bank, von der sie eben aufgestanden war und über welche der alte Lindenbaum einen tiefen Schatten, zumal am Abend, fallen ließ. Susanna wollte die am Fenster sitzende und vielleicht von künftigen Tagen träumende Bettina nicht stören, und so ging sie selbst in die Küche, nahm aus einem Schrank ein frisches Brod, schnitt drei tüchtige Stücke davon ab und bestrich sie mit Butter. Damit des Guten noch nicht genug gethan zu haben glaubend, schnitt sie auch noch von dem am Mittag übrig gebliebenen Fleisch mehrere Stücke ab und legte sie auf das Brod, womit sie einen ganzen Teller füllte. Sodann nahm sie eine Flasche Wein und ein Glas und alles dies trug sie nun in den Garten, stellte es auf die Bank, dicht neben den alten Mann, der unterdeß seine Stöcke gegen den Baum gelehnt hatte und seine Blicke ruhig im Garten umherschweifen ließ.

»Hier, Alter, habt Ihr Speise und Trank,« sagte Susanna. »Nehmt und laßt es Euch wohlschmecken.«

Der Bettler faßte mit zitternden Händen und seinen Hunger klar darlegender Gier nach dem ersten besten Brodstück, biß lebhaft hinein und aß es schnell mit unendlichem und sichtbarem Wohlbehagen. Susanna freute sich darüber und sah ihm eine Weile still zu; dann aber

goß sie ihm auch ein Glas Wein ein und redete ihm zu, davon zu trinken.

Noch mehr zitternd als vorher faßte der Alte nach dem Glase und man sah ihm dabei wohl an, daß er wohl lange kein solches Glas in seiner Hand gehalten haben mochte, denn er zeigte einige Unschlüssigkeit, wie er es ergreifen solle. Als er es aber endlich aufhob, führte er es rasch an die Lippen und trank es auf einen Zug leer, worauf Susanna, sich über seinen Durst wundernd, ihm augenblicklich das zweite füllte.

Während er nun etwas langsamer aß und nur bisweilen einen Schluck Wein nahm, setzte sich Susanna auf eine gegenüberstehende Bank und sah von hier aus mit Vergnügen zu, wie wohl es dem armen Mann schmeckte und wie groß sein Appetit war, denn kaum hatte er das erste Butterbrod verzehrt, so griff er schon, ohne noch eine neue Aufforderung abzuwarten, nach dem zweiten, und selten nur hob er seine Augen empor, während er den Teller mit der Speise und das Glas fast mit den Blicken verschlang.

Susanna, nachdem sie anfänglich geschwiegen und den Alten beobachtet hatte, fühlte sich plötzlich geneigt, mit ihm zu reden, in der Hoffnung, sie werde dadurch die Schnelligkeit mäßigen, mit der der Ausgehungerte seinen Appetit befriedigte, da sie fürchtete, sie könne ihm bei seiner Gebrechlichkeit schädlich sein.

»Wie alt seid Ihr, mein Freund?« fragte sie mit ihrer sanften, wohlklingenden Stimme:

Der Alte hob seinen Kopf lauschend in die Höhe und setzte das Glas sogleich nieder, das er eben wieder ergriffen hatte. Offenbar hatte er zuerst eine schnellere Antwort auf den Lippen gehabt, aber nach kurzem Bedenken sagte er, ungenirt weiter kauend:

»Das weiß ich nicht ganz genau, aber sehr alt bin ich gewiß. Die Achtzig können, wie ich meine, bald herankommen.«

»Ach Du lieber Gott!« rief Susanna voller Mitleid. »Und da geht Ihr noch zu Fuß durch die Welt?«

»Wenn man nicht fahren kann, da muß man wohl gehen – und es können ja nur die Wenigsten fahren!« seufzte der Greis.

»Ja wohl, da habt Ihr Recht. Aber wo ist denn eigentlich Eure Heimat?«

Der Alte winkte mit der Hand, in der er das Brod hielt, nach Norden hin und sagte wieder seufzend: »Weit fort, da unten am Niederrhein – ich bin in der Gegend von Wesel zu Haus.«

»Und den ganzen Weg, habt Ihr zu Fuß gemacht?« fragte Susanna, die immer mitleidiger gestimmt ward.

Der Alte nickte. »Ach ja,« sagte er seufzend, »und der Weg ist mir herzlich sauer geworden.«

»Das glaube ich Euch gern. Wie weit wollt Ihr denn noch rheinaufwärts ziehen?«

»Nur bis nach Coblenz – dann kehre ich langsam wieder um und hoffentlich komme ich noch lebendig nach Hause.«

»Das hoffe ich auch. – Was seid Ihr denn früher gewesen?«

»Soldat.«

»O, da habt Ihr wohl gar den Krieg 1813 mitgemacht?«

»Ach ja, und Schlachten genug. – Ich bin auch verwundet worden,« setzte er nach einigem Besinnen hinzu.

»O Ihr Armer! Da habt Ihr ja schon früh reiche Erfahrungen gemacht?«

»Sehr reiche, ach ja – und im Alter auch, da macht man noch alle Tage welche – zum Beispiel heute – denn so freundlich wie Sie, sind nicht alle Menschen.«

»O, o, denkt doch daran nicht. – Habt Ihr Euch denn keinen Sparpfennig gesammelt?«

»Ach nein, ich bin immer arm geblieben. So lange ich arbeiten konnte, habe ich gearbeitet, aber jetzt geht es nicht mehr.«

»Was habt Ihr denn gearbeitet?«

»Alles, wie es gerade vorkam. Am liebsten habe ich – Bäume gepflanzt, die später schöne Früchte trugen.«

»Ach, Euch scheinen sie keine getragen zu haben. – Habt Ihr denn keine Verwandte am Leben, die Euch helfen könnten?«

»Ach, die Verwandten helfen auch nicht immer – und ich habe gar keine, sie sind alle todt.«

»Ihr Armer! Wohin wollt Ihr denn heute noch?«

»Nun, nach der Stadt dort, um wo möglich auf einem Heuboden zu schlafen.«

»Auf einem Heuboden? Nein, das sollt Ihr wenigstens heute nicht, dafür werde ich sorgen. Doch davon nachher. Jetzt esset Euer Brod auf und trinkt Euren Wein aus.«

Der Alte nickte. »Darf ich denn das Alles essen und trinken?« fragte er, wieder weiter kauend.

»Ja, es ist für Euch allein bestimmt.«

»So danke ich Ihnen. Ach, das schmeckt gut – so wohl hat es mir lange nicht geschmeckt.«

»Das freut mich. So trinkt auch noch ein Gläschen.« Und sie goß ihm das dritte Glas voll.

Der Alte ließ es ruhig geschehen, aber er gab auf jede Bewegung Susanna's Acht, wie er auch jedem ihrer Worte mit seltsamer Aufmerksamkeit sein Ohr lieh. Allmähig schien er sich ganz wohl zu fühlen und auch zutraulicher zu werden, denn er sah sich gemächlich rings im Garten um, den die Abenddämmerung immer tiefer beschattete.

»Das ist ein hübsches Stück Erde!« sagte er nach längerem Schweigen wieder, nachdem er weiter gegessen hatte.

»O ja – gefällt es Euch?«

»Mir gefällt Alles, was hübsch ist – aber sagen Sie mir, wer wohnt denn da oben auf dem schönen Schloß? Das habe ich früher auch nicht gesehen.«

Susanna, auch von diesen Lippen an das schöne Schloß erinnert, hob freudig die Augen empor und erwiderte »Es wohnt ein reicher Herr dort oben – ein Holländer.«

»Ein Holländer! So! O ja, die haben viel Geld. Wie heißt er denn?«

»Van der Flühe!« antwortete Susanna mit etwas unsicherer Stimme.

»Wohnt er schon lange hier?«

»Nein, erst seit einigen Tagen und ich kenne ihn selbst noch nicht.«

»O! Er hat sich wohl auch das Schloß erst gebaut?«

»Ja, in den letzten zwei Jahren hat er es erbauen lassen.«

»Ob er wohl eben so freundlich gegen arme Menschen wie reich ist?« fragte der Bettler mit einer Miene, als ob er eben einen neuen Entschluß gefaßt habe.

»Das ist er ohne allen Zweifel und wenn Ihr ihn um eine Gabe anspricht, wird sie Euch gewiß reichlich zu Theil werden.«

»Na, das ist schön, obgleich ich weiß, daß die Armen lieber geben als die Reichen. Aber heute kann ich nicht mehr hinauf und morgen muß ich weiter gehen. Vielleicht spreche ich auf dem Rückweg bei ihm vor, wenn ich dann noch lebe.«

»Thut das – und auch bei mir könnt Ihr wieder vorsehen.«

»Sie sind sehr gütig, Madame. Ich will daran denken. Doch jetzt bin ich satt und ich will weiter gehen.«

Er stand von der Bank auf, nahm seine Stöcke zur Hand und schickte sich zum Gehen an.

»Wartet noch einen Augenblick,« sagte da Susanna, faßte in die Tasche und zog ihre kleine, nicht gerade sehr volle Börse hervor. Der Bettler schaute mit einem seltsam scharfen Blick nach ihren Handbewegungen und

stand unbeweglich und mit gekrümmtem Rücken auf seine Stöcke gestützt.

»Hier will ich Euch eine Kleinigkeit bieten, Alter,« sagte sie leise. »Ich bin selbst nicht reich, aber ich kann nicht zugeben, daß Ihr *heute* –« sie betonte das Wort stark – »auf einem Heuboden schläft. Geht in die Stadt: das vierte Haus rechts ist ein Gasthaus und es heißt ›Zur Tanne‹. Da laßt Euch ein ordentliches Bett geben und morgen früh ein warmes Frühstück. Da – nehmt!«

Sie hielt einen blanken Thaler zwischen den Fingern und ließ ihn in die zitternd ausgestreckte Hand des Bettlers fallen. Kaum aber fühlte dieser das große Silberstück in der Hand, so schien es ihn wie eine elektrische Berührung zu durchzucken.

»Madame!« sagte er mit viel lauterer Stimme, die für Susanna's Ohr einen ganz eigenthümlich wohlthuenden Klang zu haben schien, »Sie sind sehr gütig; wären doch alle Menschen so! Ich danke Ihnen! Ach!« und er betrachtete den neuen Thaler mit unverkennbarem Wohlgefallen, »es ist ja ein Thaler! Das ist viel – für mich *sehr* viel – so viel hat mir noch kein anderer Mensch gegeben. Ach!« und seine Stimme zitterte von nur mit Mühe unterdrückter Rührung, »da habe ich ja ein reiches Zehrgeld empfangen. Ja, ich danke Ihnen und – wenn es noch einen Gott im Himmel giebt,« fuhr er noch lauter und mit aufgehobener Rechten fort, »dann soll – ja, dann soll auch Ihnen dieser Thaler reichen Segen bringen! – Aber wie, darf ich Ihre Hand zum Dank küssen?«

»Das ist nicht nöthig, mein Freund,« sagte Susanna zurücktretend, denn die eben gehörten Worte durchschauerten sie und sie fühlte sich auf eine wunderbare Weise davon betroffen.

»Nun,« sagte der Bettler, an seinem Hute rückend und sogleich weiter gehend, »dann thue ich es in Gedanken und bitte Gott, daß er Sie segnen möge!«

Susanna blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen, wo der Bettler sie verlassen hatte. Sie wußte selbst nicht, warum sie so bewegt war. Hatte die Stimme oder hatten die Worte des armen alten Mannes so auf sie gewirkt, aber sie verlor den Klang nicht wieder aus den Ohren und ohne es zu wissen, wiederholte sie sich auch die letzteren: den Segen Gottes erst einmal und dann noch viel öfter.

Unterdessen hatte der Bettler den Garten verlassen und war bald in der ersten Gasse des Städtchens zwischen den nächsten Häusern verschwunden. Da kam endlich Bewegung in die Glieder der mildthätigen Frau und rasch trat sie an das Gitter und sah dem Bettler nach, den sie jedoch nicht mehr mit den Augen erreichen konnte.

Sinnend stand sie hier still, als habe sie über etwas ganz Ungewöhnliches nachzudenken; da wurde sie darin unterbrochen, denn plötzlich legte sich ein liebender Arm um ihre Taille und Bettina's Wange schmiegte sich an die ihrige an.

»Bist Du fertig mit dem Mann, Mütterchen?« fragte sie. »Du hast Dich ja sehr lange mit ihm unterhalten!«

»Hast Du gehört, was wir zusammen gesprochen?« fragte die Mutter mit einer ganz eigenthümlichen Beklemmung.

»Ach nein!« erwiderte Bettina erröthend. »Ich habe kein Wort verstanden – meine Gedanken waren wo anders. Doch jetzt, liebe Mutter, habe ich eine Bitte – darf ich sie aussprechen?«

»Gewiß,« sagte Susanna zerstreut.

»So laß uns noch ein wenig gehen. Wir haben den ganzen Tag gesessen und ich sehne mich nach einiger Bewegung.«

Susanna fuhr wie aus einem Traume auf. »Ja,« entgegnete sie rasch, »Du hast Recht. Komm!«

»Ich habe Dir hier gleich ein Tuch mitgebracht!« sagte Bettina, die ebenfalls schon in ihr Tuch gehüllt war, und schlug es der Mutter um die Schultern. »Aber wohin wollen wir gehen?« fragte sie.

»Komm nur, komm,« erwiderte Susanna, die es plötzlich sehr eilig zu haben schien. »Wir wollen einmal nach der Stadt hinein gehen.«

»Nach der Stadt? Dahin gehst Du ja sonst so ungerne?«

»Heute nicht – der Tag ist ja eine Ausnahme, mein Kind – und ich will einmal das Treiben der Menschen sehen.«

Bettina erwiderte nichts weiter; der rasch gehenden Mutter folgend trat sie, nachdem sie das Haus geschlossen, mit ihr auf die schon ganz dunkle Landstraße hinaus.

»Du gehst ja so schnell, Mütterchen,« begann Bettina von Neuem zu reden, »laß uns doch langsam gehen und den schönen Abend genießen.«

»Du hast Recht. Aber wart' einmal einen Augenblick.«

Den beiden Frauen kam eben eine bekannte Nachbarin entgegen und vor dieser blieb Susanna stehen. »Guten Abend,« sagte sie zu der Frau, »sind Sie vielleicht eben einem alten Mann, einem Bettler begegnet, der langsam und auf zwei Stöcke gebückt einherschritt?«

Die Frau blickte verwundert auf, schüttelte den Kopf, sah noch einmal in die Straße zurück, aus der sie gekommen war und versetzte:

»Nein, ich habe keinen Bettler und keinen Mann gesehen, der auf Stöcken ging.«

»Guten Abend!« sagte Susanna schnell und schritt rasch weiter.

Bettina konnte ihre Mutter nicht recht begreifen. Sie folgte ihr schweigend, bis dieselbe wieder vor der Thür eines Hauses stillstand, wo ein Mann in Hemdsärmeln auf einer Bank saß, der seinen Feierabend bei einer Pfeife Tabak genoß.

»Guten Abend, Herr Siegen.« begrüßte ihn Susanna. »Ist hier an Ihrem Hause nicht eben ein alter Mann auf Stöcken vorübergegangen?«

»Daß ich nicht wüßte, Frau Wunderhold, – guten Abend! Nein, ich habe keinen gesehen und es müßte wunderbar sein, wenn er vorübergegangen wäre, da ich jeden Hund bemerke, der hier vorbei geht.«

Susanna schritt grüßend weiter und sagte dann leise zu Bettina: »Das wäre ja merkwürdig. So will ich doch einmal in der Tanne selbst nachfragen. Komm, da ist das Haus schon.«

Bettina folgte mechanisch, ohne ein Wort zu sprechen und bald kamen Beide vor der Tanne an, deren Wirthsstube schon erleuchtet war, während die Wirthin selbst mit einem ihrer Dienstboten vor der Thür stand.

Susanna begrüßte auch diese Frau und fragte sie, ob nicht ein alter, gebrechlicher Mann bei ihr eingekehrt wäre und sich ein Nachtquartier ausgebeten habe.

»Bei uns nicht, Frau Wunderhold,« erwiderte die Frau. »Wir haben seit drei Tagen keinen Gast gesehen.«

»Sind auch keine Trinkgäste in der Wirthsstube?« fragte Susanna mit scheinbar beklommenem Athem.

»O ja, der Herr Doctor spielt mit dem Apotheker und dem Bürgermeister Whist und der Herr Kaplan sitzt daneben und trinkt seinen Schoppen.«

Susanna schütterte den Kopf, bald aber schritt sie mit Bettina weiter durch die Hauptstraßen und wiederholt sprach sie gegen verschiedene ihr Begegnende die vorigen Fragen aus, aber nicht Einer konnte ihr die erwünschte Antwort geben.

So blieb denn also ihr Suchen vergebens und nach einer Stunde etwa kehrte sie mit Bettina heim, nachdem sie dieser endlich die Unterhaltung mit dem Bettler erzählt und ihr auch – wenigstens den zunächstliegenden Grund ihrer Verwunderung ausgesprochen, daß sie ihn nicht getroffen hatte.

Zu Hause angekommen aber begaben sich Beide bald zur Ruhe, denn sie fühlten sich nach einem so ereignißreichen Tage, der alle ihre Gedanken und Empfindungen vollauf in Anspruch genommen, so müde und abgespant, wie es in ihrem einfachen und alltäglichen Leben selten vorkam.

#### FÜNFTES CAPITEL. HERR VAN DER FLÜHE, DER AELTERE.

Noch niemals, so lange Mutter und Tochter in dem kleinen Hause unter den Linden wohnten, hatten sie eine so seltsame Empfindung beim Erwachen gehabt als am Morgen des nächsten Tages. Mit dem ersten Sonnenstrahl, der durch die halbgeschlossenen Jalousien fiel, waren sie aufgewacht, kaum aber hatten sie sich ermuntert, so befiel Beide dasselbe Gefühl, nämlich das, als ob sie einen köstlichen Traum gehabt und als ob Alles, was in und mit ihnen zugleich zum Bewußtsein erwacht war, nur eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne sei. Glücklicher Weise jedoch reichten nur wenige Minuten hin, sie über den wirklichen Sachverhalt aufzuklären und sich in dem sie nun erwartenden Leben zurechtfinden zu lassen, und nun ward auch die Freude wieder in ihnen lebendig, die nur in Susanna's Brust mit einiger Besorgniß gemischt war: ob sich denn Alles, was sie von Bettina am Tage vorher erfahren, nun auch als wirklich bewähren werde? Und allerdings, dieser Rest von Besorgniß war gewiß gerechtfertigt, denn der plötzliche Umschwung aller ihrer Verhältnisse war ein sehr bedeutender. Gestern, als sie sich aus dem Bett erhoben, noch so arm, und heute

schon so reich, wenigstens an Hoffnungen auf eine hell tagende Zukunft, das war in der That ein Unterschied, der sich so leicht nicht begreifen und nach allen Richtungen in Gedanken und Rede erschöpfen ließ.

Hierüber sprachen sie auch am Frühstückstisch mit großer Lebhaftigkeit und Bettina mußte ihre ganze Ueberredungskraft aufbieten, um alle Bedenklichkeiten zu beseitigen, die ihre Mutter bald über diesen, bald über jenen Gegenstand zu Tage förderte. Endlich aber schien es ihr gelungen zu sein, die Besorgniß der guten Frau einigermaßen zu beschwichtigen und Susanna, viel ruhiger als vorher, begann sich nun für den wichtigen Tag anzukleiden, und diesmal mußte wieder ihr bestes seidenes Kleid seinen Dienst verrichten, denn Bettina hatte ihr ja gesagt, daß Hugo van der Flühe um zehn Uhr bei ihr erscheinen würde.

Die Toilette Beider war bald beendet und als Bettina nun vor ihre Mutter trat, betrachtete diese sie lange und aufmerksam, denn die lebhaftere Farbe ihrer Wangen und der leuchtende Glanz ihrer Augen erhöhte die Anmuth und den Reiz ihrer Erscheinung bis zu einem Grade, daß selbst die Mutter sich im Stillen eingestand, ihre Tochter nie vorher so schön gesehen zu haben.

So war es endlich acht Uhr geworden und noch zwei Stunden lang war die süße Pein der Erwartung zu tragen. Diese beiden Stunden aber vergingen Beiden heute sehr langsam. Bettina, die ihre Freude, den Geliebten wiederzusehen und ihn ihrer Mutter als solchen vorzustellen, kaum beherrschen konnte, war schon mehrere Male in

den Garten gegangen, um nach dem Lerchenfels hinaufzuschauen, und Susanna, die mit jeder Minute mehr sich sehnte, von der Besorgniß befreit zu werden, die noch immer in leisen Zuckungen ihr Herz bedrückte, war allein im Zimmer zurückgeblieben, weil sie glaubte, in der Einsamkeit leichter ihrer Gefühle Herr zu werden.

Verschiedene Male versuchte sie es, die so schwerfällig dahinschreitende Zeit durch Arbeit zu tödten, allein auch heute vermochte sie nicht diese Pflicht zu erfüllen. Ihre Finger bebten, sobald sie die Nadel zu halten versuchten, und endlich, nachdem sie sich von ihrer Unfähigkeit dazu überzeugt, legte sie Alles bei Seite, seufzte und sagte leise zu sich:

»Ich kann nicht und das ist mir sehr erklärlich. Wenn ich erst zwei Stunden älter bin, werde ich ruhiger sein und dann wird sich der alte Gleichmuth und die Lust und der Trieb zur Arbeit wiederfinden. So will ich mich denn in Geduld fassen und meine Unruhe ertragen. Jetzt ist doch wenigstens Eine von uns glücklich und daß es gerade Bettina betroffen hat, ist meine größte Freude, und so habe ja auch ich Grund, mich in ihrer Seele glücklich zu fühlen.«

Langsam verging die Zeit, aber sie verging unaufhaltsam und endlich kam Bettina mit einer sichtbaren Hast vom Garten in's Zimmer zurückgesprungen. Eben hatte die Stadtuhr Zehn geschlagen und da rollte auch schon der kleine Wagen mit den Isabellen vom Berge herunter und sobald er vor dem Gartenthor hielt, sprang Hugo von seinem Sitz und eilte, ohne sich einen Augenblick

aufzuhalten, in's Haus, während der kleine Groom das Fuhrwerk wieder nach dem Berge zurücklenkte.

Susanna, an allen Gliedern bebend, als sie den wichtigen Moment nun gekommen sah, war kaum im Stande, sich von ihrem Stuhl zu erheben. Auch Bettina schien im ersten Augenblick von einem ähnlichen Leiden befallen zu sein, denn sie wagte sich kaum von der Mutter zu entfernen, als ob sie ihres Schutzes und Beistandes bei dem Anblick des gleich Erscheinenden bedürfe.

Aber da war er schon nahe und Susanna erhob sich mit Gewalt von ihrem Sitz und trat dem reichen Herrn vom Lerchenfels mit bleichem Gesicht entgegen, denn all ihr Blut war in das laut klopfende Herz zurückgewichen. Doch all diese Angst und Beklemmung beseitigte die Erscheinung Hugo's auf der Stelle, denn sobald man sein von Glück und Freude strahlendes Gesicht sah, kehrte der Muth in die Brust der Verzagten zurück und vor Susanna's Augen ging wie der helle Tag die klare Ueberzeugung auf, daß es kein Traum gewesen sei, der sie mit seinen süßen Verheißungen heimgesucht, sondern daß das Glück und die Freude wirklich in greifbarer Gestalt in ihr ärmliches Haus eingekehrt sei.

»Frau Wunderhold,« sagte Hugo van der Flühe mit weicher Stimme, indem er seinen Hut rasch auf einen Stuhl stellte und mit beiden Händen die Hände der zitternden Frau ergriff, während er dabei Bettina einen herzlichen Blick zuwarf, »darf ich bei Ihnen, wie ich so gern möchte, als ein mit Freuden Erwarteter und ein von Herzen Willkommengeheißener eintreten? Und wollen

Sie wahr machen, was ich gestern im schönen Glauben meines Herzens für eine Wahrheit hielt und sie als solche Bettina verhielt, daß Sie uns segnen werden, wie mein Vater uns heute noch segnen wird, wenn ich ihm die mir so Theure zuführe?«

Mit diesen wenigen Worten war freilich schon Alles gesagt und Hugo hatte es verstanden, alles Uebrige als bekannt voraussetzend, gleich auf den Haupt- und Mittelpunkt seiner Wünsche loszugehen.

Susanna, beglückt wie nie im Leben und doch über die Schnelligkeit, mit der hier so Wichtiges abgethan werden sollte, erstaunt, wußte kaum, ob sie ihren Ohren trauen dürfte; aber ihre Augen, die sie fest auf Hugo gerichtet hielt, unterstützten sie dabei und so fand sie sich eben so schnell in das als eine bereits erfolgte That betrachtete Ereigniß und, während Hugo noch immer ihre Hände hielt, sagte sie nur:

»Herr van der Flühe – haben Sie auch Alles reiflich bedacht und erwogen? Ach, die Zeit, seitdem Sie uns kennen, ist ja nur so kurz – und ist Ihr Herr Vater mit Ihren Wünschen und Ihrem Entschluß in Bezug auf Bettina denn vollkommen einverstanden?«

Ueber Hugo's belebtes Gesicht flog ein glückliches Lächeln. »Alles Uebrige,« sagte er, »will ich gar nicht zu beantworten trachten, es beantwortet sich ja von selbst, nur auf das Eine, das Letzte will ich Ihnen sogleich eine Antwort gehen, denn es ist allerdings das Wichtigste. Ja, meine liebe, gute Frau Wunderhold, mein Vater ist mit meinen Wünschen und meinem Entschluß in Bezug

auf Bettina vollkommen einverstanden. Ich soll Sie auch herzlich von ihm grüßen und nun hat es die längste Zeit gedauert, bis Sie ihn selbst sehen und er Ihnen sagen wird, daß er keinen Wunsch in seinem Herzen lieber erfüllt sieht als diesen. Und nun? Darf ich denn jetzt aus Ihren Händen Bettina als meine Braut empfangen?«

Susanna löste ihre Hände sanft aus denen Hugo's los, schlug sie zusammen und bedeckte damit ihre Augen, die sich mit Thränen füllten, während ihr Busen sich hob und ein wunderbar seliges Gefühl ihre ganze Seele erfüllte. Nur mit Mühe brachte sie die Worte über die Lippen, die sie so gern sprach, und sie kamen leise zum Vorschein, obgleich jede Sylbe von den Betheiligten verstanden wurde.

»So will es denn also Gott,« sagte sie, »daß wir so glücklich sind! Nun, ich beuge mich seinem allmächtigen Willen, seiner unendlichen Vatergüte, ohne nach dem Verdienst zu fragen, welches uns dazu berechtigen könnte. Ja, ja, Herr van der Flühe, wenn Sie und Ihr Vater und Bettina es wollen, so will ich es auch. Nehmen Sie sie hin und Gott segne Sie mit ihr und durch sie!«

Die nächste Secunde schon vereinigte sie in herzinnigster Umarmung und Bettina's schönster Augenblick im Leben war gekommen und sie war die verlobte Braut des reichen und edlen Herrn van der Flühe geworden. –

Eine halbe Stunde später saßen sie alle Drei auf dem Sopha, Hugo in der Mitte, und ihre Hände hielten sich

fest gefaßt. Man hatte schon Vielerlei mit Ruhe besprochen und verhandelt und Susanna hatte ihre Zustimmung zu Allem gegeben, wozu Hugo sie theils durch Bitten, theils durch überzeugende Rede zu bewegen verstanden. So hatte sie zum Beispiel eingewilligt, von diesem Tage an ihren Unterricht in Neuwied und Hünigen aufzugeben; sie hatte ferner eingewilligt, daß die neue Verbindung erst am nächsten Morgen Cornelia und den Ihren durch einen persönlichen Besuch des Brautpaares bekannt gemacht würde, und endlich hatte sie es beifällig aufgenommen, daß Hugo an diesem Abend Bettina zuerst seinem Vater vorstellte, denn der alte Mann, sagte er, sei noch immer leidend und habe eine außerordentliche Scheu vor Aufregung, selbst wenn es die freudigste sei, und am wenigsten liebe er es, gleich mit einem Mal mehrere ihm noch unbekannte Menschen um sich zu sehen. Darum wolle er seine Schwiegertochter erst allein bei sich haben und sich mit ihr näher bekannt machen; am nächsten Tage werde er dann persönlich im kleinen Hause erscheinen, oder, wenn er sich noch nicht stark genug zu solchem Besuche fühle, werde er bitten, daß Susanna ihm auf Lerchenfels zugeführt werde.

»Fügen Sie sich einmal in diesen Wunsch meines alten und in mancher Weise wunderlichen Vaters,« bat Hugo, »in allem Uebrigen wird er sich künftig auch Ihren Wünschen fügen. Er freut sich auf Ihre Bekanntschaft ungemein, aber um sie recht zu genießen, will er erst seine Bettina und dann deren Mutter sehen, denn mit jeder, sagte er, habe er etwas Besonderes zu sprechen, ohne mir

jedoch mit einer Sylbe zu verrathen, was dies sei. Ich habe ihm mit Hand und Mund gelobt, bei Ihnen dahin zu wirken, daß sein Wunsch in Erfüllung gehe, und nun bitte ich Sie herzlich darum, ihm denselben zu gewähren.«

»Herzlich gern!« sagte Susanna, die warme Hand des jungen Mannes liebevoll drückend. »Ach, und ich will mich auch gern in alle seine späteren Wünsche fügen. Ich bin an Fügsamkeit gewöhnt worden in meinem Leben, mein lieber Herr van der Flühe –«

»Nicht mehr Herr van der Flühe von jetzt an,« unterbrach Hugo sie mit zärtlichem Blick. »Nennen Sie mich, wie Bettina mich von heute an nennen wird, Hugo, oder auch Ihren Sohn, und ich werde Sie meine Mutter nennen, da Sie die einzige sind, die ich noch habe, denn, wie Sie wissen, ist mir ja meine Mutter vor drei Jahren gestorben.«

Bettina erhob sich nach diesen Worten und drückte die beiden ihr so lieben Menschen fest aneinander, und ein herzlicher Kuß besiegelte das neue Verhältniß, in das sich Susanna nur mit einiger Mühe zu finden schien.

So war denn Alles zwischen den Dreien verabredet, und wie sie die übrigen Stunden des Morgens verbrachten, wollen wir nicht zu untersuchen trachten, da wir noch wichtigeren Stunden entgegen gehen, die wir nun alsbald zu schildern unternehmen müssen. Als Hugo aber um ein Uhr die beiden Frauen verlassen hatte und diese auf seine Bitte im Zimmer blieben, ohne ihm das Geleit zu geben, da man ja die neue Verlobung noch einen Tag geheim halten wollte, da sanken sich Mutter und Tochter

in die Arme und Susanna weinte noch einmal an Letzterer Brust, aber diesmal waren es wirkliche Freudenthränen, und nun gestand sie Bettina ein, daß sie, so weit sie in diesem Leben noch glücklich werden könne, es jetzt vollkommen sei. –

Des Nachmittags begaben sich Beide zu Jeremias, der noch immer etwas leidend und in hypochondrischer Laune war, aber diesmal heiterten sie ihn leichter denn je auf und Jeremias konnte sich nicht genug wundern, wie Frau Wunderhold, die sonst immer so stille und nachdenkliche Frau, heute so überaus munter und gesprächig sei.

Als er dies offen aussprach, sagte Susanna mit ernstem Gesicht: »Haben Sie denn schon vergessen, lieber Freund, was uns Glückliches begegnet ist? Hat Cornelia nicht endlich ihren Bruder unter den Lebenden gefunden, und ist derselbe nicht auch mein Jugendfreund, was weder sie noch ich wußte, da mir der Name ihres Vaters unbekannt geblieben war?«

»Ja, da haben Sie Recht, liebe Frau. Ach, hätte ich doch auch eine Jugendfreundin wieder gefunden! Ich stehe so ganz allein in diesem trostlosen Leben!«

»Sie irren, lieber Freund,« erwiderte Susanna mit einem Auflug wehmüthiger Traurigkeit. »Den Freund in Person habe ich noch nicht wiedergefunden, eben so wenig wie Cornelia ihren Bruder. Wir hoffen ja nur, daß er es ist, der jene Erkundigung nach seiner Schwester in der Zeitung ausgesprochen hat.«

Bettina wollte das bis dahin so heitere Gespräch nicht wieder ernst werden lassen und so neckte sie, was sonst

nur Natalie gewagt, den alten Junggesellen mit schelmischer Rede und bald war die frühere Heiterkeit zwischen ihnen wieder hergestellt.

Nach diesem Besuch aber kehrten Mutter und Tochter wieder in ihr stilles Haus zurück und damit Cornelia etwa nicht auf den Gedanken käme, sie heute noch zu besuchen und dabei möglicher Weise Hugo van der Flühe mit Bettina nach Lerchendorf abfahren sähe, schrieb Susanna sogleich einen kurzen Brief an sie und theilte ihr mit, daß sie den ganzen Tag nicht zu Hause sei, daß sie aber Abends nach sieben Uhr ein Stündchen zu ihr kommen werde, denn um diese Zeit hatte Hugo Bettina abzuholen versprochen und dann wollte sie deren Abwesenheit zu dem Besuche benutzen, da Hugo ihr gesagt, daß sein Vater Bettina wenigstens zwei Stunden bei sich behalten werde.

Bettina kleidete sich zu diesem wichtigen Besuch nicht noch einmal um. Hugo hatte sie gebeten, in dem einfachen Hauskleide vor seinem Vater zu erscheinen, in dem er sie am Morgen gefunden, denn der alte Herr liebe den Glanz für seine Person nicht, er habe stets nur sehr einfache Gewohnheiten gehabt, und wenn er dennoch einen gewissen Luxus um sich her verbreite, so sei das nur eine Pflicht, die ihm von der Vorsehung anvertrauten Mittel anderen Leuten zugänglich zu machen und so auch in dieser Beziehung das Gute nach allen Seiten zu üben.

So blieb also Bettina in ihrem einfachen Sommerkleid, und daß die Rosen heute nicht von ihrem Gesicht wichen, dafür hatte ihr Herz gesorgt, denn es pulsrte noch immer

laut und voll, und die Freude, noch an diesem Tage den alten Herrn van der Flühe zu sehen und aus seinem Munde zu hören, daß sie ihm eine geliebte Tochter sei, erfüllte sie mit einer Wonne ohne Gleichen, so daß ihre frühere Bangigkeit wenigstens für jetzt ganz verschwunden war.

---

Endlich fehlten nur noch wenige Minuten an sieben Uhr und nun begann Bettina wieder etwas ängstlich zu werden. Vielleicht trug das Wetter dazu bei, denn der bisher so klare Himmel hatte sich mit grauem Gewölk bezogen, die Sonne war lange vor der Zeit zur Ruhe gegangen und früher als sonst brach der Abend still und düster herein.

»Willst Du wirklich noch nach Lerchendorf, auch wenn es regnen sollte, wozu es allen Anschein hat?« fragte Bettina die schweigend den schwarzen Himmel beobachtende Mutter, die jetzt mit ihr wieder am Fenster saß und mit einiger Beklommenheit den Schlag der siebenten Stunde erwartete.

»Ja, mein Kind, ich gehe jedenfalls hin, ich habe es einmal versprochen und Cornelia erwartet mich gewiß voller Sehnsucht. – Hält Dich denn das Wetter von Deinem Gange nach Lerchenfels ab?« setzte sie still lächelnd hinzu.

»O, das ist ja etwas ganz Anderes!« erwiderte Bettina erröthend. »Ich werde ja abgeholt und für mich wird auch bei schlechtem Wetter schon gesorgt sein. – Doch,«

fuhr sie nach kurzem Besinnen fort, »da fällt mir eben ein, Du könntest ja jetzt auch fahren, es bedürfte gewiß nur eines einzigen Wortes an – Hugo.«

Susanna lächelte wieder. »Du wirst schnell vornehm, mein Kind,« sagte sie. »Sieh, wie rasch die Bedürfnisse der Menschen wachsen! Nein, ich fahre nicht, ich gehe weit lieber, da kann man so ruhig und still denken. Laß also kein Wort darüber gegen Hugo fallen, darum bitte ich Dich.«

Ihr Gespräch wurde auf angenehme Weise unterbrochen. Ein rasch sich näherndes Wagenrollen wurde vom Lerchenfelder Wege her vernommen und gleich darauf fuhr ein großer verschlossener Wagen vor das Haus, auf dessen Bock neben dem Kutscher ein Diener in der schönen Livree des Herrn van der Flühe saß.

Der Diener sprang behende zur Erde und öffnete den Schlag. Hugo stieg aus, richtete einige Worte an den Kutscher und während der Wagen langsam wendete, trat er rasch durch den Rosengarten in das Haus, an dessen Thür auf dem Flur Bettina ihm entgegenflog.

Hugo schloß sie in die Arme und küßte sie. »Ich bin pünktlich wie Du siehst,« sagte er freudig »bist Du fertig?«

»Ja, aber komm nur erst hinein und sage der Mutter Guten Abend!«

Als Hugo im Zimmer erschien und Susanna herzlich begrüßte, strahlte sein Gesicht von einer namenlosen Freude, und doch übersahen beide Frauen, daß eine eigenthümliche Spannung damit verbunden war, die ihn

zugleich schweigsamer als gewöhnlich erscheinen ließ. Auch hielt er sich nicht lange auf, sondern sagte, daß sein Vater dem Augenblick mit Sehnsucht entgegensehe, wo er Bettina in seine Arme schließen dürfe, und daß man sich deshalb etwas beeilen müsse.

Susanna fand das natürlich und so nahm sie von ihrer Tochter und Hugo Abschied, bestellte die herzlichsten Grüße an Herrn van der Flühe, den Aelteren, und wenige Minuten später waren Bettina und deren Bräutigam ihren Augen entschwunden. Nur noch einen Moment lauschte sie nach dem abrollenden Wagen hin, dann nahm sie einen leichten Regenmantel, setzte sich den Hut auf, ergriff den schon bereit gestellten Schirm und trat ihren Gang nach Lerchendorf an, nachdem sie das Haus der Obhut der herbeigerufenen Frau Günther übergeben hatte.

Als Hugo mit Bettina im Wagen saß, faßte er ihre Hände und sah ihr liebevoll und voller Spannung in die von Freude und Angst glänzenden Augen.

»Uns steht ein schöner Moment bevor, theure Bettina,« sagte er mit etwas bewegter Stimme, »und Du glaubst nicht, wie ich mich auf denselben freue. Ich bin begierig, zu sehen, wie Dir mein Vater gefallen wird.«

»Ach, wenn *ich* ihm nur gefalle!« seufzte Bettina. »Das ist wichtiger, mein Freund. Auch Du glaubst nicht, wie mir das Herz vor Erwartung klopft und ich bitte Dich recht sehr, mir beizustehen, wenn mir die Worte fehlen, mich gegen Deinen Vater so auszudrücken, wie ich möchte.«

»Sie werden Dir nicht fehlen, Liebe, wenn Du ihn siehst. Gleich beim ersten Anblick wird Dir Dein Herz sagen, wie gütig und mild er ist. Doch sieh, da sind wir schon innerhalb der bekannten chinesischen Mauer und hörst Du – man schlägt bereits die Pforten hinter uns zu. Jetzt bist Du bei uns, Liebe, und ich wünsche, daß es Dir schon heute hier gefallen möge.«

Man konnte nicht mehr sprechen, die Pferde liefen zu schnell auf den kiesbestreuten Parkwegen dahin und nach wenigen Augenblicken hielt der Wagen vor dem Eingangsthor des Schlosses still, von dessen Wölbung heut eine große blau- und weißgestreifte zeltartige Marquise herabgelassen war, um trocken aus dem Wagen in das Haus gelangen zu können, wenn es regnen sollte.

An der Thür der Halle, die sich sogleich öffnete, als der Wagen hielt und die beiden darin sitzenden Personen ausgestiegen waren, standen mehrere Diener und verbeugten sich ehrerbietig vor dem schönen Paar, als wüßten sie schon, daß es die junge Herrschaft sei, die eben erschien. Bettina dankte ihnen freundlich, aber sie sah sich dabei suchend im Kreise um.

»Wen suchest Du?« flüsterte ihr Hugo zu, als er ihr den Arm geboten hatte und sie nun langsam die mit Teppichen belegte Treppe hinaufführte.

Bettina lächelte ihn freundlich an und sagte, leicht eröthend:

»Darf ich Dir es offen gestehen? Ja? Nun denn, ich suchte unter den in der Halle Stehenden Herrn Magnus.

Ich habe ihn so lange nicht gesehen und sein freundliches Gesicht wäre mir hier sehr willkommen gewesen. Aufrichtig gesagt, ich habe ein ganz besonderes Verlangen nach ihm. Der gute Mann hat mir so viel Theilnahme erwiesen und ich habe ihn herzlich lieb gewonnen. Ach, was wird er zu meinem unvermutheten Glück sagen! Wenn ich ihn recht beurtheile, freut er sich gewiß darüber.«

»Das kann wohl sein,« erwiderte Hugo lächelnd. »Also Du hast ihn lieb gewonnen? Das freut auch mich, aber weißt Du, daß er nicht lange mehr in meines Vaters Dienst bleiben wird? Wahrscheinlich verläßt er uns sehr bald, um eine bessere Anstellung an einem anderen Orte anzunehmen.«

Bettina stand einen Augenblick auf der Treppe still und man sah ihren sprechenden Gesichtszügen an, wie nahe ihr diese Mittheilung ging. »O,« sagte sie, »das thut mir sehr leid. Ich hatte mich so sehr auf meine nächste Unterhaltung mit ihm gefreut.«

Hugo blieb noch eine Weile unbeweglich neben ihr stehen, als besinne er sich auf Etwas. »Bettina,« sagte er, »Du hast Recht, daß Du Dich seiner so wohlwollend erinnerst, er ist ein wackerer Mann. Und damit Du siehst, wie ich es für meine Pflicht halte, Dir jeden Deiner Wünsche nach Möglichkeit zu erfüllen, so will ich Dir gleich davon den Beweis liefern. – Mathias!« rief er, sich über das Geländer der Treppe beugend, einem der unten in der Halle stehenden Diener zu.

Der junge Mann kaim schnell die Treppe heraufgesprungen und fragte nach des Herrn Befehl.

»Gehen Sie sogleich zu Herrn Magnus,« sagte Hugo freundlich zu ihm, »er wird ja wohl irgend wo zufinden sein. Er soll Alles stehen und liegen lassen und in die Bibliothek meines Vaters kommen.«

Der Diener verbeugte sich und stieg rascher als das junge Paar die Treppe hinauf, wo er in einem der Corridore bald verschwand.

»Wie gütig Du bist!« flüsterte Bettina Hugo zu und drückte seinen Arm. »An eine so rasche Erfüllung meiner Wünsche bin ich nicht gewöhnt. Ich danke Dir aber herzlich.«

»Nicht doch, Liebe, das ist ja nur eine Kleinigkeit. Doch nun komm, jetzt wollen wir – zu meinem Vater gehen.«

Die Beklommenheit, die vorher auf Bettina gelastet, schien jetzt auch in sichtlicher Weise auf Hugo übergegangen zu sein, doch merkte Bettina nichts da von, da sie mit ihrem eigenen lautklopfenden Herzen genug zu thun hatte. So folgte sie denn dem schweigsam gewordenen Geliebten, der mit ihr in eine Thür des bald erreichten Corridors trat und langsam durch eine Reihe von Gemächern schritt, von denen die meisten Bettina schon bekannt waren.

Endlich hielt er vor einer mit schwerem Stoff verhangenen Thür still und wandte sein leuchtendes Auge auf die beklommen athmende Braut hin.

»Hinter dieser Thür,« sagte er leise, und gleichfalls etwas schwer athmend, »befindet sich mein Vater. Er sitzt

wie gewöhnlich gegen Abend in seinem Bücherzimmer. Doch halt – ich sehe, daß Du noch Deinen Hut auf dem Kopfe hast. Lege Alles hier ab – dort ist ein Spiegel und es ist ja auch noch neu genug, Dein Haar davor zu ordnen. So, heute bin ich Dein Kammerdiener – sieh, wie rasch man sich in ganz neue Verhältnisse fügen lernt.«

Er nahm ihr das leichte Mäntelchen, welches sie trug, von den Schultern und legte es vorsichtig, als ob es eine Kostbarkeit wäre, auf einen Sessel, dann führte er sie vor einen großen Spiegel und nun nahm Bettina ihren Hut ab, wobei Hugo zu sehen glaubte, daß ihre Hände, die noch die Handschuhe bedeckten, leicht zitterten.

»Ziehe auch die Handschuhe aus,« sagte er freundlich, »die brauchst Du bei meinem Vater nicht, er ist kein peinlicher Formenmensch oder gar Modeherr.«

Bettina gehorchte schweigend, strich ihr schönes braunes Haar glatt und dann wandte sie ihren Blick forschend und vor Aufregung ganz bleich geworden, auf Hugo hin.

»Bist Du fertig?« fragte er leise.

»Ja!« hauchte es ihm sanft entgegen, »aber ich ängstige mich über die Maaßen. Gieb mir die Hand!«

»Hier hast Du sie,« tönte es beklommen von Hugo's Lippen, »aber sei ohne Sorge, Dir geschieht kein Leid. Und nun, Bettina, freue Dich – jetzt sollst Du meinen Vater sehen.«

Er umfaßte fest ihre Hand und klopfte mit der andern an die Thür, nachdem er die Portiere zurückgeschlagen hatte.

»Herein!« rief eine laute, aber ungemein milde Stimme aus dem noch verschlossenen Gemach.

Hugo öffnete die Thür und zog Bettina hinter sich her. Sobald aber das Zimmer geöffnet war, stand er hinter der wieder geschlossenen Thür mit ihr still und richtete den Blick, wie sie, in das Innere des großen und überaus prachtvoll geschmückten Raumes.

Bettina stand im ersten Augenblick wie geblendet da. Die Zimmer, durch die sie bisher geschritten, waren noch alle vom allerdings zweifelhaften Tageslicht beleuchtet gewesen, um so größeren Eindruck machte auf sie das Gemach, in welches sie jetzt getreten war. Es war ein großer, rings mit kostbar gebundenen Büchern gefüllter Raum, dessen Fenster dunkle Vorhänge schlossen und der durch einen mit Wachskerzen besteckten Kronenleuchter und viele andere Lichter erleuchtet war. An verschiedenen Stellen, namentlich in den Ecken desselben, standen bequeme Sophas und Sessel, mit Tischen davor, auf denen Landkarten und Bücher lagen und den Boden verhüllte ganz und gar ein bunter weicher Teppich, so daß man nie einen darüber hingehenden Schritt wahrnahm. Ungefähr in der Mitte des Zimmers aber stand ein langer und breiter Arbeitstisch, ebenfalls mit Büchern und Schreibmaterialien bedeckt. Auf dem Tische brannten zwei Moderaturlampen und beleuchteten eine Zeitung, in welcher ein davor sitzender Mann las.

Als Bettina und Hugo in das Zimmer getreten waren und dann an der Thür stehen blieben, hatte der Mann

seinen Kopf auf den Gegenstand seines Studiums niederbeugt und Bettina sah nur, daß es ein alter Mann war, denn graues lockiges Haar umgab seinen schöngeformten Kopf und eben so ein nicht allzu langer, wohlgepflegter Bart sein Gesicht. Seine Kleidung bestand, so weit sie sichtbar war, aus einem kurzen Rock von schwarzem Sammet, von dem die schneeweiße Weste zur Hälfte bedeckt war. Um den Hemdenkragen hatte er ein leichtes seidenes Tuch geschlungen, dessen Zipfel eine kostbare Brillantnadel zusammenhielt.

Hugo und Bettina standen noch immer lautlos und unbeweglich an der Thür, da sie erst eine Bewegung des Lesenden erwarten mochten. Es dauerte auch nicht lange, so erhob derselbe seinen Kopf und blickte forschend nach den Eingetretenen hin.

In diesem Augenblick aber ertönte von Bettina's Lippen ein Laut der Ueberraschung, den sie nicht unterdrücken konnte, denn in dem Lesenden hatte sie auf der Stelle einen alten Bekannten wahrgenommen. Sie irrte sich auch nicht, denn der alte Herr, der am Arbeitstisch saß, zeigte, als er nun freundlich nach Hugo und Bettina blickte, die milden, feinen Züge und das ernstblickende Auge eines Mannes, von dem die Beiden noch soeben gesprochen hatten.

»Ach!« rief Bettina, »Herr Magnus? Sie sind es? O wie freue ich mich, Sie hier zu sehen.«

Hugo löste schnell seine Hand aus der ihrigen, und auf den vom Arbeitstisch näher zu ihnen Herantretenden zugehend, sagte er, sich an Bettina wendend:

»Ja, Du wolltest den Bauaufseher Magnus sehen, Bettina, und ich habe, wie Du siehst, sogleich Deinen Wunsch erfüllt. Hier ist er – begrüße ihn als einen alten Freund.«

Bettina sprang, alle Schüchternheit von sich streifend, wie ein Pfeil auf den Bauaufseher zu und reichte ihm, der ihr schon mit lächelndem Gesicht seine Hände entgegenstreckte, die ihrigen hin.

»Ich grüße Sie herzlich,« sagte der alte Mann, der indes Bettina heute gar nicht mehr so alt wie früher vorkam, denn seine Haare und sein Bart waren sichtlich verkürzt und die schöne moderne Kleidung, die er trug, stand ihm außerordentlich wohl. »Wir haben uns lange nicht gesehen. Wie geht es Ihnen?«

»Mir geht es gut – sehr gut, Herr Magnus.« Bei diesen Worten wandte sie sich nach Hugo um, da es ihr vorkam, als wäre er bescheiden bei Seite getreten, »Weiß er denn noch Nichts?« flüsterte sie ihm zu, indem plötzlich wieder eine seltsame Verlegenheit sie überfiel, da die beiden Männer sich wie im geheimen Einverständnis einander zuzunicken schienen.

Da trat Hugo wieder näher an sie heran und sagte: »Nein, er weiß noch Nichts – aber Du wolltest ja auch meinen Vater sehen, den Du über Herrn Magnus vergessen zu haben scheinst. – Herr Magnus –« wandte er sich zu Diesem – »wissen Sie vielleicht, wo mein Vater ist?«

Aber da ging vor den staunenden Augen Bettina's etwas Seltsames vor. Herr Magnus, der dicht vor ihr stand, sah sie mit einem ganz eigenthümlich zärtlichen und fast

triumphirenden Blick an, öffnete beide Arme weit und rief mit einer von Rührung bebenden Stimme:

»Wo Dein Vater ist, Bettina, mein Kind, mein theures Kind, wo soll er denn sonst sein, wenn nicht hier?«

Bettina schauerte in einem unbeschreiblich süßen und sie tief ergreifenden Gefühl zusammen, denn sie hatte, als wäre sie plötzlich hellsehend geworden, auf der Stelle das bestehende Verhältniß durchschaut.

»Herr van der Flühe!« rief sie, laut aufschluchzend und in seine Arme sinkend – »o, nun ist alle meine Angst dahin, denn Sie – Sie können mir nur ein lieber und guter Vater sein!«

Lange hielten sie sich innig umschlungen und Hugo stand mit überfließenden Augen daneben und weidete sein Herz an dem ihm so herrlich erscheinenden Anblick. Da aber löste Hugo's Vater seine Arme von Bettina los und ihre Hände fassend und ihn dabei fest und tief in die schönen Augen sehend, sagte er mit seiner milden und zum Herzen dringenden Stimme:

»Bettina, mein liebes Kind, denn so nenne ich Dich von heute an mit vollem Recht, Du siehst, Du hast Dein Vertrauen nicht dem Unrechten erwiesen und darum haben wir es auch Dir so schnell geschenkt und wollen es Dir noch heute ganz und voll schenken. Sieh, wie die Vorsehung über uns so gütig gewaltet hat! Ohne daß Du eine Ahnung davon hattest, bist Du wider Deinen eigenen Willen die Vermittlerin zwischen Personen und Dingen gewesen, die durch des Schicksals Macht weit aus einander standen und die Du nun durch den heut geschlossenen

Herzensbund wieder einander nähern wirst. Doch, ich sehe, Du verstehst mich jetzt nicht und das begreife ich. Nachdem ich Dir also gesagt, daß die Verhältnisse mich nöthigten, eine Zeit lang hier auf Lerchenfels die Rolle eines untergeordneten Dieners zu spielen – die Aufklärung soll Dir sogleich zu Theil werden – heiße ich Dich, da Du mich nun als den Vater Deines Geliebten erkannt hast, als meine Tochter willkommen und segne Dich als solche, wie es Dir mein guter Sohn verheißen hat. – Komm her, Hugo, und nimm nun auch aus meiner Hand die Erwählte Deines Herzens entgegen. Ich bin vollkommen mit Eurer gegenseitigen Liebe einverstanden, wie nur ein Vater es sein kann, und in und mit Euch geht auch mein Glück und meine Hoffnung von Neuem auf. Da habt Ihr Euch und nun segne Euch Gott auf allen Euren Wegen!«

Bettina und Hugo waren still vor ihm niedergekniet und er legte sanft seine Hände auf ihre Häupter. Dann aber zog er sie Beide zu sich empor und drückte sie lange und innig an sein Herz.

Als Bettina sich aus seinen Armen löste, stand sie wie betäubt da, denn sie glaubte wohl an das, was sie hörte und sah, sie freute sich auch darüber, aber begreifen konnte sie es noch lange nicht und es bedurfte noch mancher Minute, ehe sie sich so weit gesammelt hatte, daß sie den weiteren Worten des ihr so lieben Mannes bedächtig folgen konnte. Als sie aber wieder so weit war, sagte Herr van der Flühe, der Vater:

»Jetzt aber, Kinder, ist es Zeit, daß wir uns setzen, denn ich habe Dir, meine liebe Bettina, heute noch viel zu erzählen und ich muß Deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da es eben so wichtig für Dich wie für mich ist, was Du vernehmen wirst. Bist Du bereit, mich anzuhören oder hast Du noch sonst eine Frage auf dem Herzen, die ich Dir vorher beantworten soll?«

Bettina, noch immer in holder Verwirrung, schickte sich doch mit großer Fassung in die Bedeutung des gegenwärtigen Moments, und so schüttelte sie sanft lächelnd den schönen Kopf und sagte:

»Nein, ich habe jetzt keine Frage auf dem Herzen, doch vielleicht nachher. Auch bin ich so ziemlich gefaßt, etwas Ernstes zu hören, denn daß Sie hier zuerst als Bauaufseher und unter dem Namen Magnus auftraten, läßt mich schon erkennen, daß eine Nothwendigkeit vorlag, die Sie dazu zwang.«

»Du triffst mit feinem weiblichen Tact gleich das Richtige, mein Kind,« erwiderte Hugo's Vater, »nur habe ich, seit ich mit Dir über so ernste Dinge zu reden beginne, noch eine Bitte. Ich bin von jetzt an Dein Vater,« sagte er mit einem freudigen Lächeln, »ein Vater heutiger Zeit aber hört es nicht gern, wenn sein liebes Kind ihn wie einen Fremden mit ›Sie‹ anredet.«

»Auch das noch!« jubelte Bettina freudig auf und gleich darauf hing sie wieder an dem Halse des edlen Mannes, den sie, wie sie sich jetzt sagte, gleich von Anfang an so richtig beurtheilt und für viel mehr gehalten

hatte, als er in seiner unscheinbaren Blouse und als Aufseher des Baues in Lerchenfels zu sein schien.

»Ja, auch das noch!« entgegnete er und erwiderte mit großer Zärtlichkeit die Liebkosungen des jungen Mädchens. »Aber nun setzen wir uns, denn meine Geschichte ist etwas lang, und so sehr ich sie auch abzukürzen bemüht sein werde, so muß ich Dir doch wenigstens das für uns Alle Wichtigste sagen. So höre denn.«

Hugo's Vater und Bettina nahmen auf einem Sopha Platz und Hugo rückte einen Sessel ganz in ihre Nähe, und so in aller Gemüthlichkeit sitzend, folgten Beide mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Worten, die der Erstere jetzt mit Ruhe und Würde zu sprechen begann. Wir aber wollen denselben jetzt nicht unser Ohr leihen, da uns der hauptsächlichste Inhalt seiner Erzählung auf andere Weise offenbar werden wird.

An dieselbe aber, als er sie beendet, knüpften sich noch einige Wünsche und Bitten an, die er der aufmerksam Lauschenden in aller möglichen Klarheit entwickelte, und wollen wir hier nur erwähnen, daß Bettina das ihr geschenkte Vertrauen mit der größten Ueberraschung und mit Staunen, aber auch mit gränzenloser Freude entgegennahm. Ihren linken Arm um den Nacken des Erzählenden legend, mit der Rechten seine Hand haltend und ihm dabei immer wieder von Neuem tief in die wunderbar schönen Augen blickend, versprach sie ihm jetzt,

seinen Wünschen und Bitten in jedem der ihr vorgeschriebenen Punkte nachzukommen und ihre demnächstige Handlungsweise ganz nach seinen Vorschriften einzurichten. Erst nachdem sie wiederholt die festesten Verabredungen hierüber getroffen, erinnerte die von Glück und Verwunderung Ueberfließende Hugo's Vater selbst, daß nun die Zeit ihres ersten Besuches bei ihm vorüber sei und daß sie jetzt zu ihrer Mutter zurückkehren müsse, um sie nicht etwa durch ein längeres Ausbleiben zu beunruhigen. Noch einmal sank sie an die Brust des nun doppelt geliebten Mannes und er nannte sie wiederholt sein liebes, theures Kind. Als sie sich dann erhob, führte er sie am Arm durch die Zimmer bis zur Halle und die Treppen hinab, half ihr selbst in den harrenden Wagen steigen und empfahl sie nun der Obhut seines Sohnes, der bereits dem Kutscher den Befehl gegeben hatte, nur im langsamsten Schritt nach dem kleinen Hause unter den Linden zu fahren.

Der Schlag fiel zu, noch ein Gute-Nacht-Gruß ward von beiden Seiten ausgetauscht und der geschlossene Wagen setzte sich langsam in Bewegung. Bettina's Herz schwoll über von Allem, was sie erlebt, und als sich nun Hugo mit freundlichem Händedruck und der Frage an sie wandte:

»Wie hat Dir mein Vater gefallen, Bettina?« da fiel sie ihm laut aufjubelnd in die Arme und rief:

»Theuerster, liebster Hugo! Ein größeres Glück konnte mir nicht zu Theil werden, als meinen alten Freund

Magnus in Deinem Vater und Diesen in Jenem wiederzufinden. Ich liebte ihn schon, ehe ich wußte, wer er war, und jetzt liebe ich ihn natürlich noch tausend Mal mehr.«

»Das ist auch für mich eine unschätzbare Freude. Aber jetzt laß uns noch rasch von etwas Anderem sprechen, da wir uns in wenigen Minuten trennen müssen. Was sagst Du zu der Aufgabe, die Dir mein Vater aufgebürdet hat? Ist sie nicht etwas schwer für Dich?«

»Ja, sie ist schwer, aber in Anbetracht des edlen Zwecks auch leicht und dabei für mich unendlich süß.«

»Ich glaube es wohl, da ja Deine Gefühle dadurch auf eine so schöne Weise angeregt werden; aber nun laß uns auch einmal Deine Kräfte in Anschlag bringen. Werden sie hinreichen, Deine Aufgabe ruhig und geschickt bis zum Ende durchzuführen, ohne daß Du von dem Dir vorgezeichneten Wege abweichst?«

»Ich hoffe es, daß sie hinreichen werden und ich werde mich außerordentlich bemühen, dem mir zu Theil gewordenen Auftrage Ehre zu machen. Ach, das Ziel, welches ich vor mir habe, ist ja das schönste und herrlichste, was man sich denken kann.«

»Ja, das ist es in der That. Und außerdem werde ich morgen früh schon an Deiner Seite stehen und Dir einige Stunden die Last tragen helfen, und dann ist es nicht mehr lange bis zum Abend hin, wo Deine Mutter meinem Vater zugeführt werden soll. Dann nimmt er die Sache in die Hand und wir sind nur die Zuschauer seiner Rolle.«

»Ach Gott, ja, wären wir doch erst so weit! Es ist doch Alles in Allem eine höchst wunderbare Geschichte, nicht wahr?«

»Gewiß, aber das Wunderbarste ist, daß wir uns dabei finden mußten, wie?«

Sie drückte seine Hand in ihre beiden und lächelte ihm glücklich zu.

»Hast Du Dir auch Alles gemerkt?« fragte Hugo noch einmal, da man sich schon dem kleinen Hause näherte.

»Alles, Alles, mein Lieber, ich werde nichts vergessen. Doch sieh – da sind wir schon zu Hause!«

Der Wagen hielt und Hugo stieg mit Bettina aus, um sie nur bis in den Garten zu geleiten, da Beide auf den ersten Blick gewahrten, daß die Mutter noch nicht von Lerchendorf zurückgekehrt sei. An der Thür des Hauses angekommen, reichte er ihr die Hand, drückte sie warm und sagte leise:

»Liebe wohl! Morgen früh hole ich Euch ab und wir fahren zusammen zu Cornelia. Aber ich komme zeitig.«

»Zu der bestimmten Stunde, ich weiß. Gute Nacht!« –

Als Bettina den Wagen wieder hatte abfahren sehen und nun allein war, ging sie, die Mutter erwartend, im Garten hin und her, da der Himmel sich wieder aufgeheitert hatte, ohne den befürchteten Regen herabzusenden. In das enge Haus wollte sie noch nicht eintreten, dazu hatte sie nicht Ruhe genug, denn in ihr gährte und kochte es von den wunderbarsten Empfindungen, wie sie nie etwas Aehnliches im Leben kennen gelernt. O, was hatte sie eben für Stunden erlebt! Was gesehen und gehört und

was für Erfahrungen in so kurzer Zeit gesammelt! Ja, es war über alle Begriffe viel und groß und bedeutungsvoll, das gestand sie sich ohne Unterlaß ein. Nein, das hatte sie nicht erwartet, nicht erwarten können, darauf war sie nicht im Mindesten vorbereitet gewesen. Nun aber – das stand ihr eben so deutlich vor Augen – nun galt es vor Allem, sich zu fassen, zu sammeln, um, wenn nicht ruhig, denn das erwartete ihre Mutter jetzt wohl nicht von ihr, aber doch nicht in so heftiger Aufregung vor ihr zu erscheinen, wie sie augenblicklich in ihrem Herzen hämmerte. So that sie denn diesem Herzen mit allem Aufgebot ihrer Kraft fast Gewalt an, ruhiger zu schlagen, und als ihr das eben gelungen und sie dann in das Zimmer getreten war, um sogleich die kleine Lampe anzuzünden, kam ihre Mutter von Lerchendorf nach Hause. Kaum aber sah Bettina ihre gute, sanfte und immer noch so schöne Mutter vor sich stehen, da kehrte das ganze, eben erlebte Glück vor ihre Seele zurück und laut aufjauchzend vor unbeschreiblicher Wonne, stürzte sie in ihre Arme.

Susanna, die keine Ahnung davon hatte, warum ihre Tochter so endlos selig war und deren so laut geäußerte Freude allein ihren Empfindungen für Hugo zuschrieb, erschrak fast über die ungewöhnlich laute Kundgebung dieses Glücks und sagte mit ihrer sanften, immer leise redenden Stimme:

»Kind, mein Kind, beruhige Dich doch! Auch in der Freude und dem Glück muß man Maaß halten. Also Du bist wieder da und ich brauche Dich nicht zu fragen, ob es Dir gut gegangen ist – ich sehe es.«

»O liebe, theure Mutter,« schluchzte nun Bettina, am Halse derselben laut ihre Freude ausweinend, »nein, wie es mir ergangen ist, frage mich nicht. Ich kann Dir unmöglich Alles sagen, was gesprochen worden ist, denn mein Glück war zu groß, um mir die Kraft zu lassen, es dem Gedächtniß einzuprägen. Nur so viel will ich Dir mittheilen, daß Hugo's Vater ein herrlicher, lieber Mann ist und daß ich in wenigen Minuten sein Kind, sein wirkliches geworden bin, denn er hat mich mit den Beweisen seiner Liebe im wahren Sinne des Worts überschüttet. Beschreiben will ich ihn Dir nicht, Du machtest Dir doch vielleicht keine richtige Vorstellung von ihm, und wenn Du ihn siehst, und das wird bestimmt morgen Abend geschehen, wirst Du begreifen, warum ich ihn Dir nicht beschreiben wollte.«

»Sieht er denn so eigenthümlich aus?« fragte Susanna verwundert.

»Im Ganzen – ja!« versetzte Bettina nach einigem Besinnen. »Ich wenigstens habe ihn ganz anders gefunden, als ich ihn mir vorgestellt, und so möchte auch ich falsche Worte wählen, wenn ich ihn schildern wollte.«

»So unterlaß es, Liebe,« sagte die leicht befriedigte Mutter, aber sie sah unaufhörlich nach ihrer Tochter hin, deren Augen eine Freude und Zufriedenheit der Seele ausstrahlten, wie sie es nie an ihr gesehen. »Also so gut ist es Dir ergangen!« fuhr sie nach kurzer Ueberlegung fort. »Das hatte ich kaum gedacht. Du bist mithin ganz ohne Noth ängstlich und beklommen gewesen, nicht wahr?«

»Vollkommen ohne Noth, liebe Mutter, und Du brauchst Dich auch nicht im Geringsten zu ängstigen. Ein Blick reichte bei mir hin, mich über Hugo's Vater zu beruhigen, und so bin ich überzeugt, wird es Dir auch ergehen.«

»Das ist ja herrlich!« rief Susanna, »und das schon allein stimmt mich heiter. O, was wir jetzt glücklich sind, Kind! Denn wisse es – wir sind auch in anderer Weise glücklich zu nennen. Sieh, Cornelia strömt fast von Entzücken über. Sie ist jetzt fest überzeugt, daß ihr verschollener Bruder noch lebt und daß er es ist, der sich in der Zeitung nach ihr erkundigt hat, denn es kann, nein, es *kann* kein Anderer sein!«

Bettina stand mit flammenden Wangen und sprühenden Augen vor ihrer Mutter und sah sie mit unbeschreiblicher Innigkeit und einem vielsagenden Lächeln an. »Das wäre ja herrlich!« rief sie, und um ihre Rührung oder ein anderes Gefühl, das sie eben durchschauerte, zu verbergen, umarmte sie ihre Mutter von Neuem und drückte sie fest an ihr Herz, und das wiederholte sich immer wieder, bis Susanna selbst sich ihr entzog und plötzlich von dem Gegenstande abbrechend und dadurch die Aufregung Bettina's dämpfend, fragte, ob sie nicht einigen Appetit oder ob sie etwa schon auf Lerchenfels gespeist habe?

Diese Frage kam Bettina sehr zu gelegener Zeit. Sie lenkte sie von ihren innersten Gedanken ab und beschwichtigte augenblicklich ihre Erregung.

»Ja,« sagte sie ruhiger als vorher, »laß uns etwas genießen und auch ein Glas Wein trinken; wir haben es ja jetzt

und brauchen uns keine so große Enthalttsamkeit mehr aufzulegen, wie früher. Auf Lerchenfels habe ich nichts genossen, dazu war keine Zeit vorhanden, zumal ich Dir ja versprochen, um neun Uhr wieder hier zu sein.«

»Gut, so laß und daran denken, daß wir auch der irdischen Nahrung bedürfen, wenn unser Geist befriedigt und unser Herz glücklich ist. Sieh, die alte Günther hat uns schon den Tisch gedeckt Und eine Flasche Wein soll bald geholt sein, auch ich habe Verlangen danach.« –

So saßen sie denn bald am Tisch und aßen und tranken und Bettina erzählte der Mutter nun in ruhigerer Weise, wie und wo sie den Vater Hugo's getroffen, wie er sie empfangen und daß sie ihn sogar bald mit dem kindlichen ›Du‹ habe anreden müssen.

»O, das ist ja köstlich!« rief Susanna freudig aus. »Nun sehe ich wirklich, daß auch ich keine Angst mehr zu hegen brauche. Ja, das war in der That ein glücklicher Tag und nun werden wir eine ruhige Nacht haben, da wir morgen auf einen eben so glücklichen hoffen können!«

#### SECHTES CAPITEL. EINE NEUE UEBERRASCHUNG.

Sie hatte mit Beidem Recht, denn auf den bewegten Tag folgte für sie nicht nur eine ruhige Nacht, sondern der anbrechende Tag sollte ihr auch ein glücklicher sein – so glücklich, wie sie noch keinen anderen erlebt. Allein noch war das Glück in seiner vollkommen klaren Gestalt nicht nahe an sie herangetreten; bevor sie es mit Augen sah und mit Händen greifen konnte, mußte sie erst noch

verschiedene Gemüthsbewegungen bestehen, die ihr Bettina leider, so gern sie es auch gethan hätte, nicht ersparen durfte. Und gleich nach dem ersten Genuß des schönen Morgens schon sollte die ihr vorbehaltene Prüfung beginnen, die eine ganze Reihe anderer in unmittelbarem Gefolge hatte.

Bettina hatte die Nacht nicht so ruhig zugebracht wie die Mutter. Nur wenige Stunden, aber diese recht fest und süß, hatte sie zu schlafen vermocht. Ihr inneres Glück, alle ihre Lieben umfassend, war zu groß und neu, um ihren Geist so bald zu der erwünschten Ruhe kommen zu lassen. So war sie denn schon lange vor Tagesanbruch munter geworden, war bald darauf aufgestanden und hatte sich bereits fertig angekleidet, als die Mutter noch sanft schlummerte. Aber als diese nun endlich beim ersten goldenen Schimmer des strahlenden Sonnenlichts, den Bettina in ihr kleines Zimmer fallen ließ, erwachte und verwundert die Augen aufschlug, sah sie, daß ein Kuß sie erweckt hatte, denn Bettina kniete neben ihrem Bett und hatte sie bereits mit ihren Armen umschlungen, ehe sie noch recht zum Bewußtsein gekommen war.

»Wie,« rief die Mutter, sich ermunternd, »Du bist es, die mich so zärtlich weckt? Und was sehe ich – Du bist schon in Deinen Tageskleidern? So zeitig? Ach ja, ich vergaß, daß Du eine Braut bist und Dir jetzt der liebe lange Tag noch nicht lang genug ist.«

»Du magst Recht haben, Mütterchen,« sagte Bettina, sie von Neuem küssend, »ich gönne Dir, daß Du mit mir scherzest, wie ich Dir alles Gute gönne. Aber nun muß

Du auch aufstehen und Du wirst Deine Freude an dem schönen Morgen haben, denn einen herrlicheren haben wir nie gehabt. Komm, der ganze Rhein sieht wie ein Silberstrom aus und um die grünen Berge huschen bläuliche Nebel, wie neckische Kobolde lustig Versteckens spielend. Dabei duftet die Luft nach Rosen und Veilchen und es ist eine Wonne, den frischen Morgenäther einzusaugen.«

Susanna blickte Bettina immer verwunderter an. »Du bist ja ordentlich poetisch geworden,« sagte sie, »doch das ist natürlich. Nun, so darf ich also nicht so prosaisch im Bette liegen bleiben und mich von Dir belehren lassen. Geh' hinaus, ich kleide mich rasch an, und Du sollst mich bald wiedersehen.«

»Gewiß, Mütterchen, und ich habe Dir alle Deine Sachen schon zurecht gelegt. Du mußt auch gleich Dein schwarzseidenes Kleid anziehen, denn Hugo kommt sehr früh und bleibt bei uns, bis wir zu Cornelia fahren und der – die frohe Botschaft verkünden.«

»Welche frohe Botschaftsdenn?«

»Wie Du vergeßlich bist! Du weißt ja, daß wir ihr heute Morgen – meine Verlobung anzeigen wollen.«

»Ach so! Ja, Du hast Recht! Wie man so vergeßlich sein kann! Aber halt – wie machen wir es denn mit meinen Stunden? Meine Kinder werden mich zum Unterricht erwarten?«

»Darum gräme Dich nicht. Ich habe schon einen Boten geschickt und die Stunden für heute absagen lassen.

Morgen sollen sie alle erfahren, daß Du ihnen keinen Unterricht mehr giebst – dafür wird gesorgt werden.«

»Ach ja,« sagte Susanna, wie in einem holden Traum befangen – »auch darin hast Du Recht. Ja, Du denkst an Alles und ich bewundere Dich, daß Du noch dafür Zeit und Sinn hast.«

»Ja, ja, wundere Dich nur,« versetzte Bettina, schon die Thür in der Hand haltend und ihr mit schelmischer Miene eine Kußhand zuwerfend, »aber vergiß dabei Deine Toilette nicht und mache Dich so schön wie Du kannst – ich möchte gern stolz auf meine schöne junge Mutter sein.«

Damit eilte sie aus dem Zimmer und ließ Susanna allein, die durch das liebeiche Wesen der Tochter sogleich in die glücklichste Stimmung versetzt war, sich nun rasch ankleidete und sich so schön zu machen versuchte, wie es Bettina gewünscht; und das wurde ihr gar nicht schwer, denn sie war ja noch immer eine schöne Frau, an Gestalt und Antlitz, zumal wenn sie, wie heute, so ruhigen Geistes und ungetrübten Gemüths erschien.

Etwa eine Stunde später trat sie in das Wohnzimmer und fand hier den Frühstückstisch in bester Ordnung, wofür Bettina längst gesorgt hatte. Das kleine Zimmer mit seinem sauberen Geräth sah heute außerordentlich freundlich aus. Ein Fenster stand offen und ließ den Blick auf den von frischen Thauaperlen blitzenden Rosengarten frei. Mit dem goldenen Morgensonnenlicht aber strömte ein wunderlieblicher Duft herein, den der schöne Tisch

mit den köstlichen Gewächsen, das erste Geschenk des sinnigen Liebenden, zum Ueberfluß noch vermehrte.

Susanna begrüßte Bettina noch einmal nach gewohnter Weise herzlich und dann las diese, wie jeden Morgen, das entsprechende Capitel aus dem Andachtsbuch vor. Als aber auch das vollbracht, setzten sie sich zum Frühstück nieder und Susanna verzehrte das ihre langsam und mit Bedacht, während Bettina nur wenig Appetit zeigte und mit ihrem Kaffee ungewöhnlich schnell zu Stande kam. Dabei entging der behaglich gestimmten Mutter die innere Aufregung, die bei Bettina von Minute zu Minute zu wachsen schien, denn daß ihre Wangen höher glühten und ihre schönen Augen freudiger strahlten als sonst, das fiel ihr nicht besonders auf, dazu gab es ja jetzt Grund genug. –

Das Frühstück war verzehrt und Susanna wandte sich zum Fenster, um in den Garten hinaus zu blicken. Als sie sich aber, durch das Knistern eines Papiers, welches hinter ihrem Rücken ertönte, dazu veranlaßt, wieder umdrehte, sah sie auf ihrem Platz am Frühstückstisch ein Zeitungsblatt liegen, das sie vorher nicht bemerkt hatte und welches, da es ein fremdes, hier selten gesehenes war, sogleich ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

»Was ist das für eine Zeitung?« fragte sie, auf Bettina, die ruhig neben ihr stand, einen verwundert fragenden Blick werfend.

»Liebe Mutter,« sagte da Bettina mit hochschwellender Brust und tief bewegter Stimme, »nimm es nur getrost auf und lies den rothangestrichenen Artikel, vielleicht wird es Dir Freude machen. Ich selbst habe es eben dahin gelegt. Ich hatte es schon gestern Abend bei mir, aber ich wollte Dir die Nachtruhe nicht stören und so gebe ich es Dir erst heute Morgen.«

Susanna's Auge blickte immer verwunderter, denn ihrer Tochter Gesicht trug einen ganz eigenthümlichen Ausdruck innerer Erhebung und glückstrahlender Verheißung. »Ist es denn so wichtig?« fragte sie mit leise erbebender Stimme und streckte schon die Hand nach der Zeitung aus.

»So lies es nur,« sagte Bettina mit möglichster Ruhe, während doch ihr Herz fast vor Aufregung zu zerspringen drohte.

Susanna hob das Blatt in die Höhe und ihre Augen hafteten fest auf dem bezeichneten Artikel, dessen Ueberschrift: »Privatcorrespondenz vom Rhein« roth unterstrichen war.

Langsam, fast vorsichtig las sie die ersten Zeilen; bald aber wurde ihr Blick gespannter und ihr Auge flog mit zunehmender Hast darüber hin. Immer höher und höher hob sich dabei ihr Busen und plötzlich, noch ehe sie den Artikel zu Ende gelesen, brach sie in den lauten Ruf: »Mein Gott, mein allmächtiger Gott!« aus. Da aber trat Bettina dicht zu ihr heran, und als wolle sie die Wankende zu stützen versuchen, umschlang sie sie fest mit ihrem Arm und rief:

»Lies weiter, lies weiter, theure Mutter, denn er allein, der allmächtige Gott, hat Dir diese Freude für den heutigen Tag aufgespart.«

Und wieder starrten Susanna's Augen auf das Blatt und eilten nun mit geflügelter Hast dem Ende des Artikels zu. Dann aber, als sie ihn zu Ende gelesen, stieß sie einen lauten Schrei seligster Empfindung aus und, ohne auf die Anwesenheit Bettina's zu achten, stürzte sie auf die Kniee, hob ihre gefalteten Hände zum Himmel empor und rief:

»Gott, Allmächtiger, ich danke, ich danke Dir aus der Tiefe meines Herzens. Endlich, endlich hast Du meine Bitten erhört, die ich Tag und Nacht zu Dir emporgesendet, und nun schenkst Du mir das Leben und mit ihm das lange verlorene Glück wieder!«

Nach diesen Worten erhob sie sich und mit einer wunderbaren Ruhe, die Bettina fast unbegreiflich erschien, trat sie auf diese zu und schloß sie mit plötzlich hervorbrechenden Thränen fest an ihre Brust.

»Fasse Dich, fasse Dich, Mutter!« rief Bettina, von innigster Theilnahme ergriffen. »Oder nein, weine Dich lieber aus, denn Deine Freude ist gerecht und ich theile sie mit Dir, wie ich auch schon vor Dir Freudenthränen versoffen habe.«

Lange weinte Susanna an Bettina's Brust, dann aber raffte sie sich plötzlich auf und rief, indem sie ihre Tochter mit hell funkelnden Augen ansah:

»Bettina – ja, Du theilst die Freude mit mir, aber wir dürfen sie nicht allein für uns in Anspruch nehmen. Es

giebt noch mehr Leute auf der Welt, die daran Theil nehmen müssen, und das sei in meiner Glückseligkeit das Erste, was ich thue. Er, von dem hier die Rede ist und der also wirklich noch lebt, er hat auch noch eine Schwester. Diese aber hat auch mir den Schwesternamen gegeben und das soll sie nicht umsonst gethan haben. Zu ihr also muß ich zuerst und sogleich, sie soll keinen Augenblick des Glücks entbehren, das so zufällig und vielleicht unverdient auf mein Haupt gefallen ist.«

Sie bewegte sich dabei rasch von Bettina fort, als wolle sie sich sogleich zum Gange rüsten und erfüllen, was sie eben gesagt.

Aber da trat ihr Bettina schnell und energisch in den Weg und rief:

»Halt, Mutter! Du wirst nicht allein nach Lerchendorf gehen, noch dazu in der Aufregung, in welcher Du Dich jetzt befindest. Hugo und ich, wir werden Dich begleiten, das ist so zwischen uns verabredet worden.«

»Hugo? Dein Bräutigam?« fragte Susanna wie in halber Geistesabwesenheit. »Er ist ja nicht hier? So lange, bis er kommt, kann ich nicht warten.«

»Und doch wirst Du Dich gedulden müssen, liebe Mutter,« sagte Bettina mit großer Bestimmtheit, wie sie sie früher nie gegen die Mutter gezeigt. »Hugo wollte es so und ich finde, daß es gut ist.«

»Er wollte es so? Du findest, daß es gut ist?« fragte Susanna mit fliegendem Athem. »Und es ist so zwischen Euch verabredet? Wie, habt Ihr schon Geheimnisse vor mir?«

Bettina, von der jetzt, nachdem sie so weit gekommen, fast alle Aufregung gewichen war, lächelte ruhig vor sich hin. »Ja, wie Du siehst,« sagte sie, die Mutter sanft nach dem Sopha drängend, »haben wir schon Geheimnisse vor Dir, aber bedanke Dich bei mir dafür, denn wenn ich Hugo nicht mein Vertrauen geschenkt und ihm von Walram Forst, oder vielmehr Ernst Buttler, der eigentlich Walram Forst heißt, erzählt hätte, dann würde ihm beim zufälligen Lesen dieser Zeitung jener Name nicht aufgefallen sein, er würde sie mir also nicht gestern Abend für Dich gegeben haben – ist das nicht klar?«

»Wie,« rief Susanna, vor dieser neuen Ueberraschung erbleichend, »Du hast ihm also von Ernst Buttler erzählt – ihm gesagt, in welcher Verbindung – o Gott! – ich früher mit demselben gestanden habe?«

»Ja, liebe Mutter, das habe ich gethan, es war das eins unserer Lieblingsgespräche, und allerdings habe ich ihm damit ein Geheimniß verrathen, aber sieh, Du mußt darüber nicht böse sein – vor seinem Geliebten darf man ja kein Geheimniß haben, nicht wahr?«

Trotz ihrer Erregung schlüpfte ein leises Lächeln über Susanna's Züge bei diesen Worten. »Es war aber nicht *Dein* Geheimniß, Bettina, welches Du ihm verriethst, sondern das meine!« sagte sie.

»Theuerste Mutter,« erwiderte Bettina und umschlang die Geliebte mit beiden Armen, »das ist ja in diesem Fall ganz dasselbe, und daß es Dir nichts geschadet hat, das erkennst Du ja aus diesem Zeitungsblatt, nicht wahr?«

Susanna erhob die Augen zum Himmel, als dankte sie noch einmal Gott, dann richtete sie sie mit einem strahlenden Lächeln auf Bettina und sagte:

»Ja, ich erkenne es und ich glaube, Dich hat in Deinem Vertrauen zu dem edlen Mann diesmal ein guter Geist geführt. Aber mein Gott, wie wunderbar ist das Alles! Und gestern hat er dies Blatt erst gelesen?«

»Erst gestern, und sein Vater hielt es gerade in den Händen, als ich bei ihm eintrat und er sagte nachher, als ich von ihm schied, zu mir, indem er es mir zu dem heutigen Gebrauch überreichte: Das soll das erste Geschenk sein, welches ich Deiner Mutter übersende, denn mein Sohn hat mir, wie ein vertrauender Sohn es muß, mit seinem Herzensgeheimniß für Dich, auch das Deiner armen Mutter erzählt. Dich aber wähle ich aus, ihr das Blatt zu überreichen, weil Du ihr doch gewiß die theuerste Person auf Erden bist, und von einer solchen empfängt man ja eine glückliche Nachricht am liebsten.«

»Das hat der alte Herr gesagt?« rief Susanna mit großen Augen. »O wie lieb und edel ist das von ihm! Nein, nun, da er sich so mir gegenüber stellt, habe ich auch keine Angst mehr vor ihm, jetzt gehe ich getrost der neuen Bekanntschaft entgegen und Du sollst mich heute Abend auf dem Wege da oben hin, der mir sonst so schwer geworden wäre, ruhig und stark finden.«

Bettina schloß sie liebevoll in die Arme und aus ihren Augen schossen Blitze der Freude, die Susanna in ihrer Gemüthsbewegung jedoch nicht sah.

Ihr Alleinsein an diesem Morgen hatte die längste Zeit gedauert. Ein schöner viersitziger Wagen, der diesmal offen war, kam vor die Thür gerollt und Hugo sprang hurtig heraus und gleich darauf hatte er Bettina auf dem Flur umschlungen, die ihm entgegen kam und ihm flüchtig einige Worte zuflüsterte. Als er aber nun in das Zimmer trat, eilte ihm Susanna mit offenen Armen entgegen und schloß ihn wie einen schon lange geliebten Sohn fest an die Brust.

»Herr van der Flühe!« sagte sie, aber da unterbrach sie dieser schon.

»Ich heiße Hugo,« sagte er, sich stolz in die Höhe richtend, »und Bettina darf in diesem Punkt nichts vor mir voraushaben. Mein Vater hat sie seine Tochter genannt und so will ich auch Dein Sohn sein, meine Mutter.«

Beide sanken sich in die Arme und der neue Bund war besiegelt. »Aber was wolltest Du sagen?« fragte Hugo, als er mit glücklichem Lächeln von ihr zurücktrat.

»Ja, ich wollte etwas sagen, aber ich weiß es nicht mehr. O, mir schwirren die Gedanken wüst durch den Kopf und ich kann mich kaum in das über mich hereinbrechende Glück finden. Doch ja, ich wollte sagen: was habt Ihr an uns gethan, Dein Vater und Du! O, welche glückliche Botschaft hat mit diese Zeitung gebracht!«

»Du kennst sie schon?«

»Ob ich sie kenne, und sie hat mich über die Maaßen glücklich gemacht. Sagt Euch das Euer Herz nicht selbst?«

Hugo betrachtete die in ihrer Aufregung so schöne Frau eine Weile mit flammenden Augen und gab Bettina dann einen heimlichen Wink.

»O ja,« sagte er, »unser Herz hat es uns schon lange gesagt und das war ja eben unsere höchste Freude. Es ist auch gewiß eine sehr gute Nachricht, die sie Dir bringt. Aber was wird seine Schwester Cornelia sagen?

»Cornelia!« rief Susanna, hastig emporspringend, »gut, daß Du mich daran erinnerst. Komm, laß uns zu ihr eilen. Mich peinigt schon mein Gewissen, daß wir ihr, der besten und treuesten Schwester, solange die glückliche Botschaft vorenthielten.«

»Aber es ist ja noch viel zu früh zu einem Besuch, wie wir ihn vorhaben,« bemerkte Hugo. »Ich wollte ihr ja meine Braut vorstellen und das kann doch nicht schon um zehn Uhr Morgens geschehen?«

»Nein,« erwiderte Susanna, »das ist auch nicht nöthig. Ich werde länger als eine Stunde mit ihr allein zu sprechen haben und solange könnt Ihr ja wieder – unter den Nußbaum gehen – ach, mein guter alter Nußbaum! – oder habt Ihr vielleicht den Geschmack daran verloren, da Ihr nun so glücklich seid?«

Bettina und Hugo lächelten sich mit geheimem Einverständnis an. »Ach nein,« sagte Hugo, »durchaus nicht. So wollen wir denn auf den Berg gehen, bis die übliche Stunde für einen solchen Besuch gekommen ist, und erst, wenn Ihr Beide fertig seid, werden wir vor Cornelia erscheinen und ihr abermals etwas angenehmes Neues bringen.«

»So wollen wir uns nicht länger aufhalten,« trieb Susanna mit sichtbarer Hast. »Mach Dich fertig, Bettina, ich habe keine Ruhe, bis ich Cornelia die betreffende Stelle aus dem Blatt vorgelesen habe.«

In fünf Minuten waren Alle zur Fahrt bereit und diese wurde sehr rasch zurückgelegt. Aber mit welchen Empfindungen legte sie Susanna zurück! O, sie hatte noch gar keine Zeit gehabt, an die Folgen zu denken, die jene wunderbare Zeitungsnachricht haben konnte, aber darüber schon nachzudenken, hatte sie auch jetzt noch keine Zeit, keine Lust, das Ereigniß selbst war ja zu neu, zu groß, zu wichtig, nicht allein für sie – ach! an einen Vortheil oder gar ein Glück für sich dachte sie dabei am wenigsten – doch für Cornelia und den Betreffenden selbst. Nein, sie konnte noch nicht ernstlich nachdenken, und wenn sie es auch gewollt und bisweilen schon in eine stille Träumerei darüber zu gerathen schien, die jungen Menschen, die ihr so nahe saßen, störten sie immer wieder daraus auf, indem sie Allerlei sprachen und fragten und die Blicke der Mutter bald auf die grünen Weinberge und die mannigfach ausgezackten Berggipfel lenkten, an denen sie vorüber fuhren, bis Hugo den Wagen schon an der Brücke des Dorfes halten ließ, um im Lerchendorfer Herrenhause kein Aufsehen zu erregen und ganz still und unbemerkt mit Bettina nach dem Nußbaum gelangen zu können. So gebot er dem Kutscher denn auch nach Hause zurückzukehren und sie erst zur Mittagszeit wieder abzuholen, denn so lange in Lerchendorf und bei Cornelia zu bleiben, hatte er mit Bettina längst im Stillen verabredet.

Cornelia saß heute allein in ihrem Wohnzimmer und las in einem Buche. Sie war so eben erst aus der Malerstube herunter gekommen, wo Herr Hochstraaten, von einem bewundernswerthen Eifer getrieben, schon wieder vor der Staffelei thätig war und bald an diesem, bald an jenem Portrait der drei schönen Cousinen malte, wie gerade die Neigung oder die Entdeckung eines besonderen Zuges auf den lebhaften Gesichtern der jungen Damen ihn dazu stachelte. Cornelia war an diesem sonnenhellen Morgen recht heiter gestimmt und dazu hatte wahrscheinlich der am Abend vorher stattgefundene Besuch Susanna's das Meiste beigetragen. Sie hatten sich einmal wieder so recht gemüthlich gegen einander ausgesprochen und unter Anderm auch die Möglichkeiten erwogen, die jenes erste Inserat in der kölnischen Zeitung im Gefolge haben könne. Jetzt erwartete Cornelia jeden Tag mit wachsender Spannung irgend eine neue Nachricht von Dr. Henrion, ohne zu berechnen, daß dieser wahrscheinlich selbst nicht im Stande war, ihr dieselbe zu geben. Schon am frühen Morgen hiermit beschäftigt, hatte sie sich eine Stunde bei den Kindern im Malerzimmer aufgehalten, jetzt aber, des ewigen Sinnens über einen und denselben Punkt müde und einer Zerstreung bedürftend, hatte sie ein Buch ergriffen, von dem sie eine Ableitung ihrer Gedanken versprach.

Da wurde die Stille in ihrem Zimmer plötzlich und ganz ähnlich wie neulich durch Jemanden unterbrochen, und wieder war es Susanne, die wie eine Windsbraut in's Zimmer gestürzt kam, aber diesmal mit einem Gesicht,

das nicht so unruhig und erschrocken wie neulich aussah, sondern ein glückstrahlendes Lächeln, gleichsam als gute Botschaft vorhersendend, zeigte.

Cornelia, sobald sie ihrer ansichtig wurde, fuhr von ihrem Stuhle empor und rief:

»Susanna! Was sehe ich! Schon wieder? Kind, das sind ja ganz merkwürdige Zeiten. Ist denn schon wieder etwas Neues passirt?«

»Ja, Cornelia, ja!« rief ihr Susanna mit athemloser Hast entgegen, »und diesmal schickt Gott uns etwas ganz Besonderes und völlig Unerwartetes. Aber erst komm an mein Herz, denn nie habe ich so das Bedürfniß, die Sehnsucht gehabt, an Deiner Brust zu ruhen wie heute!«

Und sie umschlang sie mit zärtlichster Heftigkeit und drückte die alte Frau so fest an ihr Herz, als wolle sie sie nimmer wieder von demselben lassen.

»Aber mein Gott,« sagte Cornelia mit staunendem Gesichtsausdruck, als sie sich endlich aus der heißen Umshlingung loswinden konnte, wobei sie ganz bleich geworden war, »aber mein Gott, Liebe, was ist denn geschehen? Du machst mich ja fast ängstlich mit Deiner mir unverständlichen Miene. Wie, was bringst Du denn da – schon wieder ein Zeitungsblatt?«

Susanna hatte das Blatt rasch aus der Tasche gezogen und hielt es ihr hin. »Rathe!« rief sie, fast laut aufjauchzend und mit blitzenden Augen dicht vor die alte Frau hintretend, »aber rathe diesmal etwas Gutes, Großes! O mein Gott, ja, diese Nachricht ist tausend Mal mehr werth als die erste und nun sind wir über eine große, die

größte Sorge fortgehoben, die uns bis heute so schwer, so namenlos schwer auf den Herzen gelegen hat.«

Cornelia zitterte an allen Gliedern, aber schon hatte ein dunkles Vorgefühl der Freude Eingang in ihr Inneres gefunden. Mit bebenden Händen setzte sie ihre Brille auf, aber sie nahm sie sogleich wieder ab.

»Nein,« sagte sie mit beklommenem Athem und heiserer Stimme, »ich kann nicht lesen. Mir tanzen alle Buchstaben wie unruhige Mücken durch einander. Ach – und die Beine versagen mir den Dienst – ich muß mich setzen. So. Nun, lies Du selber!«

Da nahm Susanna das Blatt zur Hand, entfaltete es, stellte sich vor Cornelia hin und begann mit sichtbarer Anstrengung, die kaum gewonnene Ruhe zu bewahren, folgende Zeilen zu lesen.

»Privatcorrespondenz vom Rhein,« las sie, aber sogleich schaltete sie die Worte ein und wendete, auf die Ueberschrift der Zeitung deutend, das Blatt um: »Es ist ein Blatt aus der Residenz und zwar eins der bedeutendsten, wie Hugo sagt. O, die Leute in der Residenz erfahren doch Alles zuerst.«

Cornelia sah die fast gedankenlos Sprechende verwundert an. »Welcher Hugo denn?« fragte sie, Susanna am Aermel ihres Kleides zupfend.

»Ach, ich habe mich versprochen,« verbesserte sich diese, indem eine flüchtige Röthe sich über ihre Wangen ergoß. »Ich wollte sagen: Jeremias.«

»Also von dem hast Du sie auch? Was der Mann doch für eine Menge Zeitungen hält!« warf Cornelia ein.

»Ja, ja doch!« fuhr Susanna fort, »doch jetzt frage und unterbrich mich nicht, sondern höre: Also »Privatcorrespondenz vom Rhein. Wir leben jetzt glücklicherweise in einer Zeit, wo die Leiter einer liberalen und einsichtsvollen Regierung Manches wieder gut zu machen suchen, was eine frühere, in dunklen Anschauungen befangene und zu weniger angenehmen Zielen führende Politik verschuldet hat. Das sind Erfolge, die nicht gering anzuschlagen sind und die den lichtvolleren Geist der Zeit characterisiren, der uns allmählig zu tagen beginnt. Auch wir sind in den Stand gesetzt, Ihnen heute einen schönen Beweis dafür zu liefern und können Sie unsere Mittheilung als vollkommen der Wahrheit gemäß betrachten, da unser Gewährsmann in Person anwesend und bei dem zu Berichtenden selbst zumeist betheiligt ist. Wie bereits allgemein bekannt, hat Seine Majestät der König bei der jüngst stattgefundenen erhebenden Feier seiner Thronbesteigung eine allgemeine und sehr umfassende *Amnestie* für alle politischen Vergehen früherer und jetziger Zeit erlassen und diese hat sich auch auf Persönlichkeiten erstreckt, deren Namen und Thaten einer schon lange entschwundenen Vergangenheit angehören. So kehren denn Verurtheilte und Verbannte in ihr Vaterland zurück, das ihnen bisher verschlossen war, aber ihnen jetzt mit Freuden seine Thore öffnet. Unter diesen befinden sich auch Einige, die schon für viele Jahre von demselben entfernt lebten, daß sie bei Freunden und Bekannten längst als Verschollene galten, da über ihren zeitweiligen Aufenthalt nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen war. Auch

wir Rheinländer erfreuen uns des Wiedersehens so manches von uns seit Jahren Geschiedenen und unter Anderen kehrt ein Mann zu uns zurück, dessen Persönlichkeit einst zu den am schwersten Gravirten gehörte und dessen Name sogar wahrscheinlich nur noch sehr Wenigen bekannt ist. Wir meinen *Walram Forst* aus Cöln, der als junger Mann und nach kaum absolvirten Universitätsjahren 1837 zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilt wurde, weil er ein Theilnehmer des sogenannten Frankfurter Attentats gewesen, als solcher verhaftet und bereits vier Jahre in Mainz und zuletzt in der Festung Ehrenbreitstein als Gefangener inhaftirt worden war, von wo er, durch bereits der Vergessenheit angehörende Umstände begünstigt, entwich, auf der Flucht angeblich erschossen oder im Rhein ertrunken sein sollte, wie sich vielleicht noch einige ältere Personen aus jener Zeit erinnern werden. Auch er ist in die Amnestie mit einbegriffen und vollständig begnadigt worden. Wie man hört, soll er selbst sich vom Auslande her, wo er so lange unbescholten und in ehrenhafter Weise gelebt, schon vor längerer Zeit an unsere Regierung gewandt, sich derselben zur Disposition gestellt und zugleich auf eine Revision seines Processes angetragen haben. Durch die Gnade Seiner Majestät hat die Regierung seinem Wunsche gewillfahrt; man hat die Acten seines Processes wieder aufgenommen und aus Rücksicht auf seine damalige Jugend und in Betracht

der zu seiner Zeit bewegten politischen Verhältnisse, sowie in Betracht der Garantien, die er für seine künftige loyale Stellung geboten, ihm den straffreien Rücktritt in seine Heimat gestattet. So kehrt er denn jetzt, ein durch seine Thätigkeit und seinen Fleiß im Auslande angesehener Mann, zu uns zurück, um den Abend seines bewegten Lebens in ungestörter Muße und Zurückgezogenheit in seinem Vaterlande zu verbringen. Mag er sich zufrieden und glücklich daheim fühlen! Schwerer als er hat selten ein Verbannter gelitten und Wenige seiner Altersgenossen haben so lange die Schmach ertragen, die bisher auf ihrer Vergangenheit lastete, und sich doch so heiß nach dem Heerde ihrer Heimat gesehnt. In heißblütiger Jugend und von übereilter Leidenschaftlichkeit hingerissen, hat er einst für sein Vaterland streiten und kämpfen wollen, um es groß und stark zu machen, und jetzt, da es durch Gottes Willen, seiner Regenten Weisheit und seines Volkes Kraft wirklich groß und stark geworden ist, erkennt es auch in ihm den guten Willen der beabsichtigten That an, wenn es auch die Mittel, mit der man dieselbe ausführen wollte, verwerfen und beklagen muß. Wir begrüßen den lange und schmerzlich Vermißten mit der herzlichsten Freude und reichen ihm die Bruderhand zum neuen unvergänglichen Bunde, in der Hoffnung, daß er sich unter uns wohl fühlen und gleich uns die Segnungen des Friedens und der Eintracht, die unter uns herrschen, in dankbarem Herzen empfinden und bethätigen wird.« –

Susanna hatte die letzte Hälfte des Artikels mit oft stockender Stimme und halber Athemlosigkeit gelesen und stand, die Zeitung zur Erde fallen lassend, noch immer vor Cornelia und sah diese mit thränenerfüllten Augen und wogendem Busen an. Cornelia aber schien alle Fähigkeit zur Aeüßerung ihrer Gefühle verloren zu haben. Starr, einem Bilde von Stein vergleichbar, saß sie noch immer auf ihrem Stuhl; ihr Gesicht war leichenblaß geworden und kein Glied regte sich an ihr, keine Wimper zuckte, als müsse sie erst Zeit gewinnen, die bedeutungsvolle Nachricht nach ihrem Herzen gelangen und in ihrem aufgewühlten Geist den Begriff des wirklich Geschehenen finden zu lassen.

»Cornelia!« rief Susanna staunend aus und hob ihre Arme mit flehender Miene zu der schweigsamen alten Frau empor, »Cornelia und Du sagst nichts, Du sprichst kein Wort? Hast Du die Sprache verloren, oder – oder hat die Größe Deines Glücks Dich stumm gemacht?«

Bei diesen süßen Worten, deren Stimmtön allmählig in ein leises Geflüster übergegangen war, kam erst einiges Leben in die alte Frau. Zuerst zuckten ihre Lippen krampfhaft, dann öffneten sich ihre Augen weit, weit, und endlich auch erhoben sich ihre Hände, um die ihr sehnsüchtig entgegengestreckten der theuren Schwester zu erreichen. Plötzlich aber ermannte sie sich, richtete sich in ihrem Sessel auf und stand dann plötzlich vor Susanna, die sie laut aufjauchzend an ihrer Brust aufnahm und sie mit Liebkosungen überschüttete, als wolle sie sie

dadurch zum bewußtvollen Leben und zur Empfindung desselben wachrufen.

Es gelang ihr auch sehr bald, Cornelia zu einer endlichen Aeußerung zu bewegen, aber wenn sie geglaubt, der alten Frau sei das Bewußtsein und die geistige Fassung abhanden gekommen, dann hatte sie sich geirrt. Cornelia, die geistig so starke, entschlossene Frau, hatte nur im Stillen ihre Rechnung mit ihrem Schöpfer in den Wolken abgeschlossen, sie hatte in den letzten Minuten einen schweren Kampf mit ihrer Vergangenheit gekämpft, und jetzt – jetzt war sie die Siegerin ihrer Empfindungen geworden und sie war sich so klar alles Vorgehenden bewußt wie Susanna selber. –

»Also endlich!« sagte sie fest und klar, drängte Susanna von sich fort und faltete die Hände, die sie zum Himmel emporhob. »Also endlich ist Gott uns gnädig gewesen und hat auch meine stillen Bitten erhört, die ich nie vor den Menschen habe laut werden lassen! Also er lebt und ist ein freier Mann! Er kann kommen und gehen, wie er will, er kann bei und mit uns leben – sein König hat es ihm erlaubt. Gott segne zuerst den König, der uns diese Gnade geschenkt und ihm müssen wir nächst Gott am meisten dankbar sein. – Also er lebt und kehrt zu uns zurück,« fuhr sie nach einer Pause fort – »Susanna, ist es auch wahr, was Du so eben gelesen, und glaubst Du es selbst?«

»Ja, Cornelia, ich glaube es und nun will ich es Dir gestehen,« rief Susanna, in eine wunderbare Beweglichkeit

gerathend und während ihre Wangen ein dunkles Purpurroth übergoß – »ich habe schon lange – warum und woher weiß ich nicht – die Ahnung gehabt, daß wir von gütigen Geistern umgeben seien und daß uns ein großes Glück bevorstehe. Daß es dies, das größte, welches uns betreffen konnte, war, habe ich freilich nicht gewußt – jetzt aber ist mir meine dunkle Empfindung klar, wie das Licht der Sonne dort oben und ich – ich glaube an die Wahrheit dessen, was dieses Blatt uns sagt.«

»Gieb es mir noch einmal her,« sagte Cornelia, »ich muß es mit eigenen Augen lesen, damit ich mich besser überzeugen kann.«

Susanna nahm das Blatt auf und reichte es ihr hin und Cornelia, als habe das unsägliche Glücksgefühl, welches jetzt in ihr wogte, ihr alle Kraft ihrer Sinne wiedergegeben las, ohne der Brille zu bedürfen, den Artikel ruhig und gefaßt von Anfang bis zum Ende durch.

»Ja,« sagte sie, als sie damit fertig war, »nun glaube ich es auch; so, wie dieser Mann schreibt, kann nur Jemand schreiben, der die Wahrheit verkündet, und, Susanna, wenn ich mich nicht irre, hat dies ein Freund geschrieben, ein alter Freund von mir, denn ich glaube in manchen Wendungen den Styl und die Redeweise meines guten Henrion zu erkennen – Ha!« rief sie mit einem Mal nach längerem Besinnen, »wenn das ist, Susanna, dann, ja, dann wird auch mir manches Andere plötzlich klar und dann werden mir wie im Nu verschiedene Räthsel gelöst. Wenn Henrion diesen Artikel verfaßt, dann weiß er auch schon lange, was uns bevorstand und er

hat bisher nur als ein kluger und vorsichtiger Mann gegen mich geschwiegen. Aber ich erinnere mich jetzt mancher geheimnißvollen Anspielungen in seinen Reden, die ich nicht verstand, als er sie laut werden ließ – jetzt aber, jetzt verstehe ich sie und ich bin überzeugt, er hat schon lange Kunde von Walram gehabt.«

Susanna war in ein stilles Grübeln verfallen. Plötzlich schaute sie auf und sah Cornelia fest in's Gesicht.

»Aber wie reimt sich denn damit jenes erste Zeitungsinsert in der kölnischen Zeitung?« fragte sie athemlos.

»Ha, auch das!« rief Cornelia frohlockend, »siehst Du Kurzsichtige denn nicht den Zusammenhang ein? Das war nichts als eine abgekartete Geschichte, Kind, um uns aufmerksam auf Walram zu machen, uns gewissermaßen auf diesen zweiten Artikel vorzubereiten und unsere Nerven, die der gute Mann sich vielleicht sehr schwach vorstellte, nicht mit einem Mal zu überreizen. O, o, er ist alter schlauer Herr, mein guter Henrion, ein ächter Jurist, aber ich erkenne das und nun soll er mir nur kommen, ich werde ihm sein Geheimniß schon entlocken, mit einem Wort und einem Blick, und er soll erkennen, daß es auch unter Frauen Leute giebt, die ein guter Jurist hätten werden können, wenn sie der liebe Gott nicht eben Frauen hätte werden lassen.«

»Du scherzest schon wieder,« entgegnete ihr Susanna mit sanftem Vorwurf, »aber ich kann mich noch nicht dazu bequemen; der uns vorgehaltene Ernst ist mir zu wichtig und heilig dazu. Nein, Cornelia, laß uns noch nicht zu früh frohlocken, noch haben wir Walram nicht bei uns –

ach! und wie wird es sein und was wird geschehen, wenn er wirklich kommt?«

»Närrchen!« sagte Cornelia, die ihre ganze natürliche Heiterkeit wieder gewonnen hatte, »darum wirst Du doch noch nicht sorgen? Das wäre ja wahrhaftig Sorge vor der Zeit. Laß ihn nur kommen – er ist ja mein Bruder.« –

Sie stockte, denn in diesem Augenblick mußte ihr wohl eingefallen sein, daß sie allerdings weniger Sorge in obiger Beziehung haben könne als Susanna; diese war ihr freilich im Herzen lieb und theuer wie eine Schwester gewesen, aber darum war sie Walram's Schwester noch lange nicht, der ja mit ihr in einem ganz anderen Verhältniß gestanden hatte, das jetzt nach so langer Zeit eine bedeutende Wandlung in seinem Herzen erfahren haben konnte.

So trat sie denn ruhig auf Susanna zu, umfaßte sie sanft und drückte sie innig an sich. »Ja,« fuhr sie fort, »er ist ja mein Bruder, wollte ich sagen, und ich fürchte mich vor ihm gar nicht, obgleich zwischen dem Tage, wo wir uns zum letzten Mal sahen, und heute viel Wasser den Rhein hinab gelaufen ist. Aber wie – fürchtest Du Dich etwa vor ihm?«

Susanna richtete sich stolz auf und ihr flammendes Gesicht strahlte von einer wunderbaren Schönheit dabei. Mit einer Würde, die Cornelia nie an ihr gesehen, sah sie ihr fest in die strahlenden Augen und sagte:

»Ob ich mich vor ihm fürchte? Wie sollte das möglich sein, Cornelia? Ich habe ein gutes Gewissen und kann ihn mit Ruhe erwarten, wo und in welcher Gestalt er mir

auch entgegentreten mag. Auch die nöthige Ruhe habe ich jetzt dazu – Du wirst es erleben, denn wer dreiundzwanzig endlose Jahre um einen Jugendfreund getrauert und ihn jeden Augenblick für edel, gut und brav gehalten hat, der *hat* ein gutes Gewissen und darf es haben und der kann auch mit Ruhe noch einige Wochen seinem Erscheinen entgegensehen. Und – so viel ist gewiß,« und es brach wieder ein lebhafterer Freudenstrahl aus ihrem Auge – »erscheinen wird er, und mag Dein Freund Henrion viel, wenig oder nichts von ihm wissen, jetzt wird er ihn schon zu finden verstehen und dann wird er ihm auch verkünden, wo Du bist und Du – wirst ihm ja wohl sagen, daß – die alte treue Susanna noch am Leben ist und seiner – in Freundschaft gedenkt, nicht wahr?«

»Susanna!« rief Cornelia, in lauten Jubel ausbrechend, was bei ihrem gemessenen Wesen nur selten geschah, »Du bist ein herrliches, ein ächtes Weib, und ich liebe Dich, wie ich nur eine wirkliche Schwester lieben kann. Ja, ich werde ihm sagen, wenn er kommt, was und wer Du bist und auch das – daß Du seiner – in Freundschaft gedenkst. – Doch was ist das? Natalie? Was willst Du, mein Kind?«

Natalie kam mit einem so sprungartigen Schritt in's Zimmer gestürzt, als ob sie der Großmutter eine Neuigkeit von großer Wichtigkeit mitzutheilen habe. Als sie aber ganz unerwartet Frau Wunderhold bei ihr fand, erschrak sie sichtlich und ihr blühendes Gesicht bedeckte sich mit einer dunklen Scharlachfarbe.

»Liebe Großmutter,« sagte sie, fast bei jedem Worte stockend, nachdem sie Susanna freundlich, aber doch einigermaßen zurückhaltend begrüßt hatte, »verzeih', daß ich Dich störe. Ich wußte nicht, daß Bettina's Mutter bei Dir war. Aber ich wollte – ich wollte – Dir etwas mittheilen, was nun Zeit hat bis – ein andermal.«

Susanna las auf dem Gesicht des guten Mädchens nicht nur ihre Verlegenheit, daß sie ihr hier so unvermuthet in den Weg getreten war, sondern auch, daß deren Mittheilung – die nun Zeit bis ein andermal habe – entweder sie selbst oder Bettina betreffe. Sie wollte eben etwas darauf Bezügliches sprechen, um Natalie zu beruhigen, als Cornelia sich in's Mittel legte und mit einiger Strenge sagte:

»Theile mir mit, was Du zu sprechen hast – Du störst mich sonst mehr durch Dein Schweigen als durch Deine Rede. Susanna, meine *beste* Freundin und in allen Dingen Vertraute, kann Dir nicht das geringste Hinderniß bieten – also sprich.«

Natalie hatte unterdeß scharf forschende Blicke auf Susanna geworfen und wußte in der That nicht, wie sie sich aus dem Netz ziehen solle, in das sie gerathen war; da aber kam ihr Susanna selbst zu Hülfe und sagte, in ihrer alten liebevollen Weise lächelnd:

»Bezieht sich Deine Meldung etwa auf mich oder meine Tochter, Natalie?«

»Ja,« erwiderte Natalie ehrlich, »sie bezieht sich auf Bettina.«

»Ihr habt sie wohl von Eurem Zimmer aus gesehen,« fragte Susanna weiter, noch heiterer lächelnd und nun schon das ganze Geheimniß errathend.

»Ja,« erwiderte Natalie, von Neuem stark erröthend, »wir haben sie gesehen. Herr Hochstraaten hatte wie gewöhnlich sein Fernglas bei sich, durch das wir zufällig nach den Bergen hinaufblickten, und da sahen wir sie – mit einem Herrn Arm in Arm gehen – und das ist Alles – was ich der Großmutter berichten wollte.«

Cornelia machte jetzt große Augen und sah Susanna fragend an, die aber herzlich auflachte und rief: »Das ist ja eine köstliche Unterbrechung unsers ernstestn Gesprächs, Cornelia, und Du, Natalie, glaubst nicht, welchen Dienst Du mir durch Deine Mittheilung geleistet hast. So weiß ich ja nun, wie ich Euch gleich das Allerneueste vorführen kann. Nun ja, ich weiß wohl, daß Bettina mit einem Herrn Arm in Arm nach dem Nußbaum gegangen ist, da ich mit ihnen hierhergefahren bin, aber dieser Herr ist – ihr Bräutigam, was Ihr Alle nach meiner Unterredung mit Dir, Cornelia, von mir erfahren solltet.«

»Ihr Bräutigam?« riefen Cornelia und Natalie in einem Athem. »Aber wer ist es denn?« fragte Erstere weiter, die ihre Fassung doch etwas verloren zu haben schien, da diese Nachricht sie völlig unvorbereitet traf.

Susanna richtete ihr schönes Auge freundlich auf Natalie und sagte: »Sprich es aus, wer der Herr war, mit dem Ihr Bettina Arm in Arm gehen sahet.«

»Es war Herr van der Flühe!« stotterte Natalie, mit großer Bewegung dabei ihre Großmutter ansehend.

»Herr van der Flühe!« rief Diese voller Staunen. »Der Bräutigam Bettina's? Nun, mein Gott, fällt denn heute der Himmel mit allen seinen Glückseligkeiten auf uns herunter? Hat man noch nicht an dem einen großen Ereigniß genug?«

»Du kannst mir einen Gefallen thun, liebe Natalie,« wandte sich nun Susanna an diese. »Schicke doch sogleich Jemanden nach dem Nußbaum hinauf und laß Herrn von der Flühe bitten, mit Bettina herunter zu kommen, um sich mit ihr, was ohne Dein Hinzuthun in einer halben Stunde geschehen wäre, schon jetzt als das neue Brautpaar vorzustellen.«

»Ich laufe selbst hinauf!« rief Natalie und flog wie ein Pfeil aus dem Zimmer. Kaum aber war sie fort, so trat Cornelia auf Susanna zu, faßte sie bei den Händen und sagte:

»Susanna! Theuerste, Liebste! Und das hast Du mir bisher verschwiegen?«

»Ja, Cornelia, wir hatten ja erst das Wichtigere zu besprechen; nach ihm erst sollte das Andere kommen und nur die Neugierde Deiner Kinder hat das Räthsel vor der Zeit gelöst. Ja, Hugo van der Flühe – und jetzt gestehe ich ein, daß ich mich vorher nicht versprach und daß nicht Jeremias, sondern Hugo selbst mir diese Zeitung geschickt hat – also Hugo hat gestern um Bettina bei mir geworben und ich – habe sie ihm zugesagt. Wunderst Du Dich nun über ihr Glück, so wunderst Du Dich nicht allein, denn kein Mensch konnte von diesem Ereigniß mehr betroffen werden, als ich selber.«

»Susanna, liebes Kind! Was macht mich das glücklich!« rief Cornelia mit ihrer vollen Herzlichkeit und küßte die Freundin liebevoll. »Ja, das ist allerdings auch ein wichtiges Ereigniß, aber da es mir so überraschend kam, machte es mich fast starr vor Staunen und ließ die Freude erst gar nicht zum Durchbruch kommen. Mein Gott, mein Gott, was sind das alles für Sachen! Also der gefährliche Mann – ist doch Einer von uns gefährlich geworden.«

»Ja, aber die Gefahr ist schonend an ihr vorüber gegangen,« lächelte Susanna. »Du glaubst nicht, wie erstaunt ich selbst gewesen bin, als ich das Verhältniß erfuhr und eine meiner süßesten Freuden dabei war die, daß ich wußte, welchen innigen Antheil Du daran nehmen würdest.«

»Ganz gewiß, Kind. O, das ist ja herrlich! Aber ich kann es noch gar nicht fassen. Hat denn der Vater des Herrn van der Flühe die Bettina schon gesehen?«

»Ja, Cornelia; er hat sie gestern in seinem Zimmer empfangen, da er noch immer etwas kränklich ist und nicht ausgehen kann. Und heute Abend werde ich selbst zu ihm gehen, da er in den ersten Tagen sein Haus noch nicht verlassen will. Hierin liegt auch der Grund, warum ich Dich gestern bitten ließ, uns nicht zu besuchen, da wir uns diese Eure Ueberraschung auf heute vorbehalten hatten, die durch das zufällige Hinzukommen jener Zeitung nur durchkreuzt worden ist.«

»Großer Gott!« sagte Cornelia, die Hände vor ihrer Brust faltend, »was sind das für Zeiten! Was man doch

alles erlebt, wenn man alt genug dazu wird! – Also Bettina hat den alten Herrn van der Flühe gesehen? Was ist er denn für ein Mann?»

»Sie strömt von Lob und Beifall über, Cornelia, und auch mir scheint es, nach Allem, was ich von ihm gehört, ein eben so liebenswürdiger Mann zu sein wie sein Sohn.«

In diesem Augenblick hörte man lautes und lebhaftes Reden von fröhlichen Mädchenstimmen. Mit Herrn van der Flühe und Bettina kamen die drei Cousinen zu Cornelia in's Zimmer, denen sich Herr Hochstraaten mit behäbigem Lächeln auf dem gutmüthigen Künstlergesicht angeschlossen hatte. Sobald das Brautpaar aber hereingetreten war, umringten es Alle und tausend Versicherungen der Theilnahme wurden laut, so daß weder Hugo noch Bettina zu irgend einem verständlichen Worte kommen konnte. Als aber die Begrüßungen und Glückwünsche endlich vorüber waren, wandte sich Hugo zu Cornelia und sagte zu ihr:

»Ich habe jetzt nur noch die Pflicht auf mir, Sie herzlich von meinem Vater zu grüßen, Frau Professorin. Er hätte Ihnen schon längst seine Aufwartung gemacht, wenn seine Kränklichkeit ihn nicht daran gehindert hätte. Jetzt befindet er sich besser, und da er heute Abend das Glück hat, Frau Wunderhold bei sich zu sehen, der er seinen Besuch auch noch nicht persönlich hat abstaten können, so bittet er Sie durch mich, sich Ihrer Freundin anzuschließen und ihm so den heutigen Abend durch Ihre Gegenwart zu einem recht freudigen gestalten zu wollen. Ich

hoffe, Sie werden auf die Kränklichkeit meines Vaters einige Rücksicht nehmen und ihm das Ungewöhnliche dieser Einladung zu Gute halten.«

»Mein lieber Herr van der Flühe,« entgegnete Cornelia, ihm freundlich die Hand reichend, die er ehrerbietig küßte, »Ihr Herr Vater ist sehr gütig gegen uns Alle, und damit Sie sehen, daß wir hier auf dem Lande nicht an der städtischen Krankheit ceremonieller Etikette leiden, so werden wir so frei sein, Ihrer Einladung Folge zu leisten. Um welche Zeit sollen wir auf Lerchenfels erscheinen? Denn heute schließe ich mich auf keinen Fall aus, da auch Susanna mit bei Ihnen ist.«

»Die Zeit hat mir mein Vater nicht genau bestimmt,« erwiderte Hugo. »Allein, er wird Ihnen einen Wagen senden und Sie abholen lassen. Mein Freund Hochstraaten hat sich bereits die Ehre ausgebeten, Sie auf diesem Wege zu begleiten; so werden Sie nicht ohne Schutz und Schirm sein.«

»Wie,« wandte sich Charlotte an den etwas verlegen neben ihr stehenden Maler – »Sie haben schon gewußt, was uns bevorstand und haben uns nichts davon gesagt?«

»Sie wußten am Ende auch schon, daß Bettina Braut war?« fügte Anna hinzu, ehe der holländische Maler antworten konnte.

»Natürlich wußte ich Alles, meine Damen,« sagte dieser nun, höchst gemüthlich lächelnd, »aber ich durfte nicht reden, da mir das Schweigen von meinen mir so herzlich befreundeten Wirthen befohlen war.«

Cornelia lachte über die verwunderten Gesichter der Mädchen laut auf, und nun wurde das Gespräch allgemein; man ließ sich im Zimmer gemächlich nieder und erst gegen ein Uhr, als der Wagen vorfuhr, der das Brautpaar und Susanna abholen sollte, trennte man sich, freudig und aufgeregt, wie es unter den obwaltenden Umständen nicht anders zu erwarten war. Alle begleiteten die Abfahrenden bis an den Wagen und blickten ihm so lange nach, als ihre Augen ihn erreichen konnten. –

»Die Lerchendorfer lassen wir in großer Verwunderung zurück!« sagte unterwegs Hugo lachend zu Susanna.

»Ja, gewiß, aber es hat sich Alles vortrefflich wie von selbst gemacht.«

»Daran ist die liebe Neugierde der guten Mädchen schuld,« sagte Bettina lächelnd, »und man sieht also, daß ein wenig Neugierde zu rechter Zeit doch auch ihr Gutes haben kann.«

»Ja,« erwiderte die Mutter sinnend und doch im Herzen tief beglückt, »es hat sich Alles ganz gut gemacht, und ich war eben mit Cornelia fertig, als Natalie mit der wundersamen Botschaft erschien.«

»Aber was hat Frau Cornelia zu der bewußten Zeitungsnachricht gesagt?« fragte Hugo mit lebhaftem Interesse.

»Komm mit hinein in's Haus,« entgegnete Susanna, »dann sollst Du Alles erfahren.« –

Bald erfuhr er auch Alles, was er wissen wollte, denn wohl noch eine gute Stunde blieb er, bald aufflammend im freudigen Glücksgefühl, bald still vor sich hin sinnend

und immer wieder von Neuem seine Braut und deren Mutter liebevoll betrachtend, bei ihnen sitzen.

## SIEBENTES CAPITEL. DER BLAUE RITTER UND DER BETTLER.

Gegen zwei Uhr erst hatte Hugo van der Flühe das kleine Haus verlassen und es war noch nicht Vier, als er schon wieder zu Fuß daselbst eintraf. Fast schien es, als besorge er, die Gemüthsbewegung, die Susanna am Morgen zu bestehen gehabt, sei noch nicht ganz vorüber, und als glaube er, seine Gegenwart könne dazu beitragen, dieselbe zu beschwichtigen oder ganz zu vertreiben. Wenigstens nahm es Bettina so auf und sie war ihm im Stillen dankbar dafür, zumal er ihr dadurch behülflich war, das bisher mit der Mutter geführte Gespräch in eine andere Richtung zu lenken, das sich in den beiden Stunden, wo sie mit ihr allein gewesen, beständig um den ihr wichtigen Punkt – die Privatcorrespondenz vom Rhein betreffend – gedreht hatte.

Als er nun um vier Uhr mit einer so heiteren und unbefangenen Miene erschien, klärten sich auch Susanna's und Bettina's Gesichter auf, zumal er versprach, so lange bei ihnen zu bleiben, bis der Besuch auf Lerchenfels stattfinden solle.

»Mein Vater liebt die Pünktlichkeit über Alles,« sagte er unter Anderem, »und so hat er mir aufgetragen, dafür zu sorgen, daß wir sogleich einsteigen, sobald er den Wagen senden wird, der uns zu ihm hinaufbringen soll. Wir haben bis dahin aber noch viel Zeit, denn erst um Sieben

erwartet er uns. Darf ich mir also den Vorschlag erlauben, unterdeß einen kleinen Gang in's Freie anzutreten?«

Mutter und Tochter stimmten sogleich bei, und da das Wetter immer noch gut war, spazierten sie bald darauf am Rhein entlang und labten sich am Anblick des schönen Stromes, der vielen Fahrzeuge, die ihn belebten, und der herrlichen Ufer, die unter dem reinen blauen Himmel heute ihr duftigstes Gewand angelegt zu haben schienen.

Als sie aber etwa eine halbe Stunde unterwegs waren, bewölkte sich der Himmel plötzlich und wieder drohte der Regen, der in diesem Sommer ein nur zu häufiger Gast in den lieben Rheinlanden war.

Hugo rieth, rasch umzukehren, was auch geschah. Als man sich aber eben dem Gutshofe von Wingertsspring wieder näherte, fielen schon die ersten Tropfen, der Himmel hatte sich ganz wie am Tage vorher mit dunklem Gewölk bezogen und der Abend brach ungewöhnlich schnell und düster herein.

Da stand Susanna mit einem Mal still und sagte:

»Ach Du lieber Gott, ich habe heute bei den vielen Aufregungen des Tages ganz und gar unseren armen Patienten da drinnen vergessen. Wollen wir nicht lieber gleich noch ein wenig zu ihm gehen, da wir doch noch zwei Stunden bis um Sieben vor uns haben? Es brennt mir auf dem Gewissen, daß unvorhergesehene Ereignisse mich den armen Mann so vernachlässigen ließen.«

Hugo war sogleich bereit, ihren Wunsch zu erfüllen und bemerkte, daß man ja diesen Besuch dazu benutzen

könne, dem guten alten Herrn das Brautpaar vorzustellen. Da auch Bettina ihm beistimmte, so wandte man sich sofort dem Gehöft zu und trat rasch in dasselbe ein, zumal es eben heftiger zu regnen begann.

Die erste Person, die ihnen entgegen kam, war die »göttliche« Theodosia, die aber ein dämonisches Gesicht zeigte, als man nach ihrem Herrn und dessen Befinden fragte.

»Er ist drinnen in der Stube,« sagte sie bissig, »und liegt auf seinem Stuhl. Schlimm steht es nicht mehr mit ihm, denn er hat mich so eben ausgezankt. Das bedeutet gut Wetter und Gesundheit bei uns – daß sich Gott erbarm'! Gehen Sie nur hinein – zu melden brauch ich Sie nicht, das ist nur Mode bei Leuten in der Stadt und wir leben auf dem Lande.«

Als die drei Personen in das Krankenzimmer traten und der Patient, der noch immer seinen Platz auf dem kalten Stuhl behauptete, zuerst der voranschreitenden Frau Wunderhold ansichtig wurde, hellte sich sein etwas bleicher gewordenes Gesicht merklich auf und er begrüßte dies Gesellschaft mit einem lauten Freudenruf. Susanna entschuldigte sich, daß sie an diesem Tage noch nicht bei ihm gewesen sei und fügte hinzu, daß nur wichtige Ereignisse sie davon hätten abhalten können.

»Was ist denn Wichtiges bei Ihnen vorgefallen?« fragte er mit neugieriger Miene und richtete sich im Stuhle halb auf, wobei er die heiteren Gesichter studirte, die ihn so seltsam fröhlich anblickten.

»Errathen Sie es nicht, lieber Freund?« sagte nun Hugo und stellte sich, Bettina an die Hand nehmend, dicht vor ihm auf. »Sehen Sie uns nur genau an und wenn Sie wirklich ein Menschenkenner sind, wie ich glaube, so müssen Sie sich das Räthsel bald zu lösen wissen.«

Jeremias ließ seine funkelnden Augen von dem Einen zum Andern gleiten und blieb damit zuletzt wieder auf Frau Wunderhold's schönen Zügen haften. »Gott soll mich strafen,« rief er plötzlich, »wenn ich so ganz daraus klug werde, aber daß etwas Ernstliches passirt ist, das sehe ich wohl.«

»Dann will ich Ihnen die Sache leichter machen,« fuhr Hugo lächelnd fort und indem er den Arm um Bettina schlang und einen Kuß auf ihre Stirn hauchte, sagte er, »nun, sehen Sie da, wie gefällt Ihnen meine junge Braut?«

Jeremias fuhr mit einem gewaltigen Ruck in die Höhe und im Nu stand er mit beiden Füßen auf dem Boden. »Ein Brautpaar?« rief er mit schallender Stimme. »Und der Falke vom Lerchenfels hat sich mit der Taube von Wingertsspring geschnäbelt? Kinder, Ihr wißt nicht, was das bei mir sagen will! Seht, das macht mich gesund, das hat wie ein elektrischer Funke in mein lahmes Bein geschlagen. Ja, seht, ich stehe – ich kann sogar gehen. O mein Gott, die Liebe ist es, die Alles bewegt und auch mich hat sie schon gesund gemacht, obgleich sie noch nicht bei mir selbst eingekehrt ist. Ja, sie ist allmächtig, ich sehe es. Schon daß zwei Andere sich lieben, macht

den Krüppel gehend, und was würde erst aus ihm werden, wenn ihn Eine wie *die* da oder *die* lieben wollte!«

Dem alten Mann kamen dabei Thränen der Rührung in die Augen und nun erging er sich in seltsamen Glückwünschen, während er Allen die Hände drückte und zuletzt fast den Athem verlor, da er selten in so langen Perioden seine Freude kundzugeben pflegte, wie diesmal.

Endlich schien er wieder ruhiger zu werden und dazu trug vielleicht der starke Regenguß bei, der einen Augenblick lang heftig gegen die Fenster schlug.

»Aber es regnet schon wieder,« sagte er, nach dem geschlossenen Fenster gehend und hinaus blickend, »und das könnte mir beinahe die Freude trüben, wenn sie nicht gar zu groß wäre. Ach, mein armer Weinberg! Nein, auf den setze ich keine Hoffnung mehr, und wenn Sie ihn haben wollen, Herr van der Flühe, dann thun Sie Ihr Gebot, ich werde mich billig finden lassen. Von *der* Angst wenigstens will ich befreit sein, denn ich halte die Höllenqual nicht mehr aus.«

»Ist das Ihr Ernst?« fragte Hugo mit einigem Nachdruck.

»Mein völliger Ernst, so wahr ich Jeremias heiße und nur Klagelieder zu plärren im Stande bin, so lange ich hier unter dem schäbigen Dache sitze. Nein, ich will ein Privatmann werden und die Sorge um Haus und Hof Denen überlassen, die sie mit größerer Ruhe ertragen können.«

»So nehme ich es denn im Ernst auf, Herr Heiduck,« sagte Hugo, ihm freundlich die Hand hinstreckend. »Morgen oder übermorgen können wir die Sache noch einmal mit Muße bereden, heute ist dazu keine Zeit. Mein Vater wünscht schon lange, hier unten irgend wo eine Meierei anzulegen und da böte ihm Ihr Gut gewiß die passendste Stelle.«

»Das nehme ich an – aber wo bleibe ich?« rief Jeremias, einen forschenden Blick auf die schweigend ihn beobachtende Susanna richtend.

»Das warten Sie geduldig ab,« sagte Diese, einem geheimen Winke Hugo's folgend. »Für Sie wird sich schon eine Stelle finden lassen und gut wird sie sein, das versteht sich von selber.«

»Ja,« ergänzte Hugo, indem er dem Alten freundlich zunickte, »meine Schwiegermutter hat Recht. Mein Vater braucht erfindungsreiche Leute und vielleicht kann er Ihre mechanischen Talente in großem Maaßstabe verwerten.«

Jeremias Augen vergrößerten sich fast um das Doppelte, als er sie bei diesen Worten fest auf das feine Gesicht des Sprechenden richtete.

»Sprechen denn Sie nun auch im Ernst?« fragte er, hochaufathmend.

»Da haben Sie meine Hand – ich sprach die volle Wahrheit und Sie sollen mit dem Tausch zufrieden sein. Ein andermal aber mehr darüber, jetzt müssen wir scheiden. Der Regen hat aufgehört und wir haben heute noch andere Besuche zu machen.«

»Herr Jesus!« rief Jeremias. »Also wirklich noch mehr Brautbesuche? Sind Sie denn schon bei der Professorin in Lerchendorf gewesen? Ja? Sie nicken mir ja Alle so freundlich zu – was hat denn die dazu gesagt? Sie ist doch nicht vor Freude krank geworden, wie ich gesund?«

Susanna theilte ihm Einiges von ihrem Morgenbesuche bei Cornelia mit und der alte Herr freute sich herzlich darüber. Dann aber nahmen sie Abschied von ihm und er begleitete sie bis zur Thür, zur höchsten Verwunderung Theodosia's, die ihren so fröhlich blickenden Herrn wie einen plötzlich von den Todten Erstandenen betrachtete.

»Theodosia!« rief er mit donnernder Stimme, als die Gesellschaft das Haus verlassen hatte, »kommen Sie einmal herein!«

»Na, was ist denn nun schon wieder los?« fragte sie, als sie zu ihrem Herrn in's Zimmer trat. »Sie sehen ja aus, als ob Sie das große Lotterieloos gewonnen hätten und wenn ich nicht wüßte –«

»Still! Nicht raisonniren! Was wissen Sie davon, das weiß ich kaum. – Da haben Sie die Kellerschlüssel – holen Sie mir einmal gleich ein Flasche 57'er herauf. Ich bin wieder gesund.«

Die Wirthschafterin blickte ihn mit einem Blick an, wie man ihn auf einen Menschen wirft, den man für närrisch geworden hält, und sagte:

»Na, Gott steh mir bei! Sie machen gerade ein Gesicht, als ob der Lerchenfels von da oben in Ihre Stube herunter gefallen wäre und seine Schätze vor Ihnen ausgeschüttet

hätte. Werde ich denn nun erfahren, was Ihnen passiert ist?«

»Ja – auf der Stelle! Da haben Sie es. Sie können sich einen anderen Dienst suchen, denn ich brauche keine Wirthschafterin mehr. Ich verkaufe mein Gut und werde Mechaniker. Basta!«

Die Wirthschafterin sah ihn zum ersten Mal in ihrem Leben mit einem mitleidigen Blick an, denn sie glaubte in Wahrheit, der alte Mann sei kindisch geworden. Dann aber nahm sie ihm die Schlüssel aus der Hand, die er ihr schon lange hingehalten, und ging seufzend und den Kopf schüttelnd in den nahen Keller, um, wie ihr geheißen, eine Flasche ›vom Besten‹ heraufzuholen, von der sie glaubte, daß sie auch diesmal wie immer ihre Wirkung thun und dem kranken Mann die volle Gesundheit wiedergeben würde.



Der Regen hatte wieder aufgehört, aber der Himmel war noch weit und breit mit grauem Gewölk bezogen. So kamen die drei Personen trocken nach Hause und setzten sich nieder, nachdem Hugo sich überzeugt, daß sie noch eine Stunde vor sich hatten, ehe sie die Fahrt nach dem Lerchenfels antreten konnten.

Wenn jetzt ein ruhiger Beobachter in dem kleinen Zimmer gewesen wäre und die Gesichter und das Wesen der drei Menschen hätte studiren können, was allerdings bei

dem tiefen Schatten, den die Linden zumal bei dem trüben Himmel in's Zimmer warfen, etwas schwierig gewesen wäre, so würde er etwas Eigenthümliches an ihnen wahrgenommen haben.

Es war, als ob sie ihr Inneres gegen einander ausgetauscht und als ob Ruhe und Unruhe aus dem Einen gewichen und in den Anderen übergegangen wäre. Von allen Dreien hatte Susanna am Tage vorher die größte Besorgniß vor dem heutigen Abend und dem darauf festgesetzten Besuch gehabt, und jetzt schien sie die Ruhigste und Ergebenste von ihnen geworden zu sein. Sie saß mit gefalteten Händen, wie sie es oft that, still am Fenster und blickte schweigend nach dem Streifen am Himmel empor, der zwischen den beiden Lindenkronen sichtbar war und unter dem sich bei der dämmernden Abendbeleuchtung das schöne hellfarbige Schloß auf dem Felsen stolz und hehr abhob. Noch konnte kein Stern am Firmament hervortauchen, dazu war es zur Sommerszeit noch viel zu früh, und sie erwartete und suchte ihn auch nicht; und dennoch weilten ihre Gedanken da oben und sie strebte mit ihrem inneren Auge durch das düstere Gewölk zu dringen und sich dem Schöpfer zu nähern, den sich der fromme Mensch hinter demselben thronend denkt. Nach dem Aussehen ihres sanften und gerade an diesem Abend ungemein lieblichen Gesichts, dem die Aufregung mehr Farbe als gewöhnlich verliehen, hatte sie ihn auch gefunden und sie sprach nun aus vollem Herzen den Dank zu ihm empor, für Alles, was er ihr heute gegeben, und

dann für die segensreichen Folgen, die daraus entspringen konnten.

Durchaus nicht so ruhig erwies sich Wesen und Antlitz Hugo van der Flühe's. Seitdem er wieder unter das stille Dach des kleinen Hauses getreten war, schien es in seinem Herzen zu fluthen und aus seinem Gesichte wechselte der Ausdruck jeden Augenblick. Von Zeit zu Zeit trat er an's Fenster und blickte nach dem Lerchenfels empor, als wolle er sehen, ob es noch regne, und dann sah er jedesmal nach der Uhr, die er fast gar nicht aus den Händen ließ.

Auch zum Sprechen schien er nicht aufgelegt und da er Susanna in so tiefes und anhaltendes Schweigen versunken sah, war er erfreut, daß ihm wenigstens das Reden mit ihr erspart blieb, da sich Bettina, wie einem inneren Einverständniß folgend, seinen Gedanken und Wünschen anschloß und nur dann und wann einige Worte mit ihm wechselte, die er kurz und etwas hastig beantwortete. Endlich aber ging doch von seiner inneren Unruhe ein Theil auf die bisher so ruhige Bettina über; auch sie wurde still und nachdenklich und zuletzt stellte sie ihre Fragen ganz ein, da sie zu bemerken glaubte, daß Hugo ihr in der That eine geringere Aufmerksamkeit schenkte, als es seine Gewohnheit war.

Endlich aber konnte er das unthätige Sitzen nicht länger aushalten. Er drückte leise die Hand des geliebten Mädchens und stand vom Sopha, auf dem er mit ihr bisher gesessen hatte, auf.

Susanna gab auf das Verhalten der beiden Personen nicht Acht, sie hatte ja mit sich selbst genug zu thun, und so bemerkte sie auch nicht, daß der junge Mann unstät in dem kleinen Zimmer hin und her ging, nur bisweilen am Fenster stehen blieb, dabei nach der Uhr sah und seiner Braut heimlich einen Wink zuwarf, der die Farbe ihres Gesichts immer höher trieb, bis auch sie zuletzt nicht mehr sitzen konnte und aufstand, ihren Arm in Hugo's Arm legte und nun still mit ihm aus dem Fenster blickte.

So war die Stunde endlich vergangen und plötzlich drehte sich Hugo nach Susanna herum und sagte mit seltsam bewegter Stimme:

»Liebe Mutter, es fehlen noch fünf Minuten an sieben Uhr. Meine Uhr geht genau so wie die meines Vaters, und der Wagen muß sogleich hier sein. Wir dürfen ihn keine Minute vergeblich auf uns warten lassen. So rüstet Euch denn und macht Euch fertig, damit wir ohne Zeitverlust einsteigen können, wenn der Wagen kommt.«

»Ich bin bereit,« erwiderte Susanna, aus ihren Träumen erwachend und sich rasch erhebend. »Unsere Sachen liegen schon hier auf dem Stuhl und wir können in zwei Minuten vor der Thür sein.«

»So hängt Eure Tücher um und setzt die Hüte auf!« bat er und gleich darauf legte er selbst mit Hand an und half ihnen dabei, so daß sie jeden Augenblick das Zimmer verlassen konnten, sobald der Wagen kam.

Sie waren zur rechten Zeit fertig geworden. Eben schlug die alte Stutzuhr im Zimmer siebenmal an, da rollte ein Wagen schnell vom Berge herunter und eine Minute später hielt er schon vor der Thür.

»Da ist er!« rief Hugo mit leicht aufathmender Brust, »nun kommt!«

Er trat zuerst aus dem Zimmer, ihm folgte Bettina und Susanna schloß das Haus, nachdem sie schon vorher Frau Günther gesagt, daß sie sie heute Abend nicht zu erwarten brauche, da sie möglicher Weise etwas spät nach Hause kommen würden. Mit merklicher Hast, Bettina am Arme führend, war Hugo nach dem Wagen geschritten, den diesmal kein Diener begleitete, und hob sie selbst hinein. Unmittelbar nach ihnen erschien auch Susanna und auch ihr war er beim Einsteigen behülflich. Und als er den Frauen nun gegenüber saß und, während der Wagen sich in Bewegung setzte, Bettina's Band ergriff, glaubte er die Bemerkung zu machen, daß Susanna setzt bei Weitem ruhiger war als Bettina, da Letzterer Hand zitterte, als er sie unterwegs ergriff und sanft drückte.

»Jetzt,« sagte er, sich an Susanna wendend, »wollen wir sehen, wie Dir mein guter Vater gefällt, theure Mutter. Freust Du Dich, ihn kennen zu lernen?«

»Ob ich mich freue, mein Sohn! Ueber alle Maßen, das könnt Ihr Euch wohl denken. Und noch habe ich jetzt schon wieder einige Sorge, die mir vorher ganz entschwunden war.«

»Sorge um nichts!« tröstete sie Hugo mit herzlichem Ton. »Dir wird nichts Unangenehmes widerfahren, und vor dem Angenehmen braucht ja kein Mensch Sorge zu hegen.«

»Aber vor dem Unbekannten, mein Lieber. Das Neue, mag es selbst angenehm sein, ist uns immer unbekannt, und davor habe ich stets, wie vor dem Schicksal, ein geheimes Grauen empfunden.«

»Grauen?« fragte Bettina mit etwas unsicherer Stimme. »Ich glaube, Du scherzest. Nun, sei nur fröhlich, lieb Mütterchen! Wenn ich Dir sage, Du kannst mit Deinem Schicksal heute zufrieden sein, da muß ich wohl Grund dazu haben, – nicht wahr, Hugo?«

Er konnte nicht viel mehr antworten, denn eben rollte der Wagen in rascher Fahrt durch das große Thor von Lerchenfels und man fuhr schon unter den Bäumen des Parks dahin, die sich leise im Abendwinde bewegten und ein geheimnißvolles melodisches Rauschen vernehmen ließen.

»Es ist heute sehr früh dunkel,« sagte Susanna, durch das Fenster, an dem sie saß, sich im Park umsehend, »aber ach! da brennen die Laternen schon am Brunnen und vor dem Portal – o, wie schön das aussieht!«

Der Wagen hielt, denn man war bereits vor dem hell erleuchteten Portal angekommen. Als Hugo Mutter und Tochter aus dem Wagen hob, denn wieder ließ sich kein Diener blicken, hörten sie das laute Rauschen der Springbrunnen hinter sich, doch nur einen Augenblick, denn gleich darauf hatte Hugo die geschlossene Pforte geöffnet

und alle Drei traten ohne Aufenthalt in die Halle, deren Thür Hugo alsbald mit einem Riegel heimlich verschloß. Aber da blieben sowohl Susanna wie Bettina voller Stauen einen Augenblick in dem herrlichen Raume stehen. Kein Mensch war sichtbar, sie waren mit ihrem Begleiter die einzigen Lebenden darin, und als sie einen Augenblick stillstanden, herrschte eine tiefe, lautlose Stille um sie her, die der großen Halle ein eigenthümliches, feierliches Gepräge verlieh. Dabei sahen sie sie zum ersten Mal vollkommen erleuchtet und so erschien sie ihnen in wunderbar schöner Form und Färbung. Denn nicht allein die zahlreichen Candelaber auf den Treppen strömten ihr helles Licht aus, auch von dem höchsten Punkt der Halle hing an einem langen metallenen Seil ein mächtiger Kronenleuchter herab, den zwölf milchweiße schöngeformte Glaskuppeln zierten, die alle ein weiches und dem Auge wohlthuendes Licht ausstrahlten.

»Das ist schön,« sagte Susanna, während sie Hugo's Arm nahm, den er ihr rasch hinreichte.

»Ja, das ist sehr schön,« wiederholte Bettina, indem sie ihren Arm ebenfalls in den Hugo's legte.

Dieser aber, als höre er diese Ausrufe nicht, schritt schon mit ihnen den ersten Treppenabsatz hinan, als treibe ihn eine innere Hast empor, die keinen Aufenthalt dulden zu wollen schien.

Doch nur auf den ersten Stufen beeilte er sich so; bald von Bettina's Arm leise zurückgehalten, ging er langsamer, als wolle er seinen Begleiterinnen das Steigen nicht durch übergroße Eile erschweren. Da war man auf dem

breiten Absatz angekommen, wo der blaue Ritter auf seinem Postament stand, das heute viel niedriger erschien, als es neulich gewesen, worauf Susanna indessen nicht sonderlich Acht gab.

»Sieh,« sagte da Bettina, ihre Augen etwas scheu zu dem Ritter erhebend, »der Herr hat heute sein Visir nicht geschlossen. Er hält sein Auge offen und sieht uns freundlich an.«

»Das ist auch seine Schuldigkeit,« erwiderte Hugo mit etwas dumpf tönender Stimme, »er muß Euch doch als Wächter der Halle bei Eurem Eintritt begrüßen.«

Er blieb mit den beiden Damen am Arm stehen und schaute zu dem Bilde empor, auf dessen Gesicht gerade der volle Schein eines nahestehenden Candelabers fiel. Auch Susanna's und Bettina's Blicke hafteten daran, als wollten sie mit haarscharfer Aufmerksamkeit das schöne Wachsgesicht des Ritters prüfen.

»Ach mein Gott,« rief da Susanna aus, »was ist das? Das ist ja nicht das Gesicht, welches wir neulich sahen, obgleich es wohl einige Aehnlichkeit damit hat. – Ist denn das ein Wachsgesicht?«

»Wie so?« fragte Hugo, einen möglichst gleichgültigen Ton annehmend. »Ich weiß es nicht anders. Nur das weiß ich, daß der Mechanismus in dem Ritter, von dem ich neulich sprach, jetzt fertig ist.«

»Worin besteht dieser Mechanismus?« fragte Bettina mit einigem inneren Zwang, da ihre Mutter hartnäckig schwieg.

»Versuche es selber,« erwiderte Hugo lächelnd. »Rede ihn an und Du wirst sehen, daß der Ritter Deine Frage versteht.«

»Wie ist das möglich!« wollte Susanna sagen, aber sie schwieg, so gut wie Bettina, als habe Beide eine unbestimmte innere Beklommenheit befallen. Da zuckte Susanna plötzlich an Hugo's Arm zusammen, als durchriesele sie ein geheimnißvoller Schauer.

»Was ist Dir, liebe Mutter?« fragte Bettina, die sich vor kurzer Zeit von Hugo's Arm gelöst und den zweiten freien Arm ihrer Mutter ergriffen hatte und ihn nun liebevoll an sich preßte.

»Es ist merkwürdig!« sagte Susanna schaudernd. »Schon neulich fiel mir dies Gesicht über die Maaßen auf, aber heute ergreift es mich noch viel mehr. Wenn ich nicht wüßte, daß dies eine eiserne Figur und daß das Wachsgesicht – wenn es eins ist – täuschend nachgebildet ist, so würde ich glauben, die Gestalt lebe und dies sei das Antlitz eines wirklichen Menschen –«

»Warum denn?« fragte Hugo, indem er ihren Arm immer näher an sich zog.

»Weil es mir scheint – da ist es schon wieder – als ob ich von Zeit zu Zeit eine Bewegung in diesem Gesicht wahrnehme. Seht Ihr es denn nicht?«

»Gewiß sehen wir es,« versetzte Hugo, »aber das ist ja gerade ein Beweis für die Trefflichkeit des Kunstwerks und spricht für den Meister, der es construiert – da, jetzt bewegt sich das Auge wieder, nicht wahr?«

Wie er sagte und wie alle Drei es sahen, so verhielt es sich wirklich. Die Augenlider des Gesichte hoben und senkten sich und die Augen selbst richteten sich bald links bald rechts. Und was noch mehr war, sogar die Brust schien sich zu heben, gerade wie bei einem Menschen, der in langen Zügen vorsichtig die frische Luft einathmet. Dabei glaubte Susanna auch zu bemerken, daß die Farbe seiner Wangen sich veränderte und aus einer blassen in eine allmählig röther werdende übergieng.

Plötzlich, nachdem sie eine Minute scharf hingeschaut, bebte sie wie entsetzt zurück, in demselben Augenblick aber wandte sich Hugo zu ihr und sagte mit der freundlichsten Miene:

»Besorge nichts, liebe Mutter, und sieh Dir das Kunstwerk nur recht genau an. Das Gesicht scheint wirklich ein menschliches zu sein und obgleich ich es schon öfter betrachtete, so ist mir doch nie die Täuschung so groß wie heute vorgekommen. Nun aber – gieb Acht – will ich Dir erst die rechte Vollkommenheit des Bildes zeigen. Richte also seine Frage an den Ritter und Du wirst sehen, er versteht sie.«

Susanna's Herz klopfte ungestüm. »Nein,« hauchte sie leise, »nein, ich kann nicht. Mir ist ganz unglaublich ängstlich zu Muthe.«

»So sprich Du mit ihm, Bettina!« wandte sich Hugo an diese, während er seinen Arm um Susanna's Leib legte und sie sanft an sich drückte.

»Sprich, Ritter,« sagte da Bettina mit einer vor innerer Bewegung zitternden Stimme, »so gut Du kannst: lebst Du oder täuschest Du uns mit dem Spiel Deiner Augen?«

Kaum hatte sie gesprochen, da geschah etwas Unerwartetes. Der Ritter athmete wirklich tief und fast hörbar wie ein lebender Mensch auf. Dann erhob sich sein rechter Arm, dessen Hand sich auf das gezogene Schwert stützte, und während die Linke das Schwert ergriff, legte sich seine Rechte langsam und mit allmählig vorschreitender Bewegung, wie sie ein mechanisches Kunstwerk auszuführen pflegt, auf das Herz. Und um die Täuschung noch vollständiger zu machen, wenn es eine war, schien er sich leicht vor den ihn mit brennenden Augen Betrachtenden zu verneigen.

»Siehst Du,« sagte nun Hugo zu Susanna, »er hat Bettina's Frage verstanden und auf seine Art gesprochen. Kann man von einem Kunstwerk mehr verlangen?«

»Nein, nein,« rief Susanna angstvoll aus und suchte ihren Arm von dem sie Haltenden zu lösen, »es ist kein Kunstwerk, es ist ein Mensch, ein lebender Mensch – einen solchen Ausdruck kann kein Künstler dem todten Wachs und kein Mechaniker dem kalten Metall geben. Er bewegt sich, er athmet – also er lebt! O Gott, Kinder, warum ängstigt Ihr mich so? Sagt – sprecht – was habe ich von dem Ritter zu halten und wer – wer ist der Mensch?«

Aber Hugo antwortete ihr nichts darauf und Bettina eben so wenig. Rasch faßten sie die wie ohnmächtig Hinsinkende in ihren starken Armen auf und nur wenige Stufen schritten sie noch mit ihr empor, um sogleich in ein prachtvoll erleuchtetes Zimmer zu treten, dessen rothe Sammetmöbel sich wunderbar klar von dem silberfarbenen Grund der Wände abhoben und vor dessen Thüren und Fenstern purpurfarbene Vorhänge hingen, die alle fest geschlossen waren.

»Sieh,« sagte nun Hugo mit ganz freier und hörbar erleichterter Stimme, »wie Dich der alberne Ritter mit seiner menschenähnlichen Construction erschreckt hat. Nun sollst Du ihn auch wirklich nicht wiedersehen und von morgen an soll sein Visir auf ewig geschlossen bleiben. Doch nun ruhe Dich hier ein Weilchen, aber zuerst lege Hut und Tuch ab, denn nun wirst Du gleich meinen Vater sehen, liebe Mutter.«

Aber Susanna hörte nur wenig von dem, was er sprach. Sie war schon Bettina an die Brust gesunken und schluchzte still. Die ersten Worte aber, die sie hören ließ, lauteten:

»Bettina, mein Kind, mein liebes Kind – sprich und vertraue Du Deiner Mutter. Sage mir, lebt der Ritter, war er ein Mensch, oder hat mich nur mein Wahn, die dunkle Stimme meiner – meiner Sehnsucht getäuscht?«

»Mütterchen, lieb Mütterchen,« sagte Bettina und nahm ihr sanft den Hut und das Tuch ab »ich weiß es wahrlich nicht. Hugo, willst Du nicht so gut sein und meiner Mutter den seltsamen Mechanismus erklären?«

Hugo lächelte. »Ich könnte es wohl, wenn ich wollte,« versetzte er, »aber am besten erklärt sich der Mechanismus von selbst, wenn Deine Mutter ihn sich nachher genauer ansehen will. Sieh, liebe Mutter, hier ist der Schlüssel zu dem einzig in seiner Art dastehenden Kunstwerk. Wenn man mit diesem Schlüssel auf das Uhrwerk drückt, so öffnet sich die Brust des Ritters und man blickt ohne Schranke in seinen inneren Organismus hinein.«

Susanna, als sie wirklich einen kleinen blitzenden Stahlschlüssel sah und mit ihren weißen Fingern berührte, faßte wieder neuen Muth.

»Also wirklich,« sagte sie, wie aus einem Traume erwachend – »ich habe mich getäuscht? Es war in der That nur ein mechanisches Kunstwerk? O mein Gott, aber woher denn diese Aehnlichkeit? Die kann mich ja unmöglich täuschen, denn so, wie dieser Ritter – mit seinen edlen, feinen, herrlichen Zügen – hat nur *ein* Mensch ausgesehen, der mir einst in meinem Leben begegnet ist.«

Susanna wollte eben eine Antwort geben, als der kräftige Schall einer silbernen Glocke dreimal rasch hintereinander sich in dem Nebenzimmer vernehmen ließ.

Hugo sprang rasch empor. »Das ist mein Vater, Mutter!« rief er. »Er schellt. Er erwartet uns gewiß schon lange und wir sind säumig gewesen. Aber daran ist der abscheuliche Ritter schuld. Ist es Dir genehm, liebe Mutter, Dich zu meinem Vater zu begeben?«

Susanna seufzte laut auf, schüttelte wie in halber Bewußtlosigkeit den Kopf, faßte mit der Hand nach ihrer Stirn, die ihr sehr heiß geworden war und sagte: »Ja,

führe mich zu ihm – die Sache muß endlich ein Ende nehmen. Ich fange an – in diesem Schloß an Geister zu glauben –«

»Doch gewiß nur an gute!« erwiderte Hugo, indem er sie nach der ihnen zunächst liegenden Thür führte, eine Portiere zurückschlug und mit seinem Finger leise an die mit reicher Goldarbeit verzierte Thür von dunklem Polysanderholz klopfte.

»Herein!« ertönte es mit einer Stimme, die Susanna erbeben machte. Sie griff mit der Hand nach dem Herzen, aber als ob ein göttlicher Athem ihr neuen Muth in die zagende Brust gehaucht hätte, erfaßte sie die nach ihr ausgestreckte Hand Hugo's, als wolle sie sich seines Beistandes versichern.

Hugo berührte die Hand nur einen Augenblick, drückte sie herzlich und dann ließ er sie wieder los.

»Geh,« sagte er, glücklich lächelnd, »die Thür ist offen – in dem Zimmer wirst Du meinen Vater finden.«

Einen Augenblick darauf war Susanna ihm voran durch die geöffnete Thür getreten, indessen folgte er ihr nicht, sondern schloß unmittelbar hinter ihr die Thür wieder und wandte sich dann zu der mit gefalteten Händen im Zimmer stehenden Braut zurück.

Susanna schritt halb bewußtlos vorwärts, wie ein Mensch, der, nur das Licht in der Ferne suchend, nichts um sich her sieht, als ob er gewiß wäre, das lange Gesuchte endlich zu finden. Plötzlich aber, wie aus irrem

Traume erwachend, blickte sie auf. Sie stand in der schönen geräumigen Bibliothek, in der auch Bettina zum ersten Mal den Vater Hugo's gesehen, aber sie sah sich verwundert in dem hellerleuchteten Raum um, in dem sie wider Erwarten keinen Menschen zu finden im Stande war. Leise schritt sie über den weichen Teppich weiter vor, nach allen Seiten umherspähend, bis sie die Mitte des Zimmers erreicht hatte und nun seitwärts ein leises Geräusch zu vernehmen glaubte.

Da zuckte sie wieder zusammen, aber es war kein Schreck, der sie erfaßte, nur ein verwundertes Staunen, denn hinter den Vorhängen eines Fensters hervor bewegte sich eine Gestalt an sie heran, die sie schon einmal und erst vor wenigen Tagen gesehen und die sie schon damals, als sie von ihr gegangen, mit einem freudigen Bangen erfüllt hatte. Die Gestalt war ärmlich gekleidet; weißes Haar und Bart umwallte in langen Locken ihr Gesicht und ein breitrandiger Hut bedeckte den greisigen Kopf. Die Hände des alten, schwer beweglichen Mannes stützten sich fest auf zwei Stöcke, und so näherte er sich in gebeugter Stellung der staunend Anblickenden, über deren Lippen unwillkürlich das Wort schlüpfte:

»Ha! Der Bettler!«

»Ja, der Bettler!« sprach die Gestalt ihr nach, stand vor ihr still und streckte die rechte Hand aus, in der er ein großes Silberstück hielt, das Susanna sah, sobald er den einen Stock hatte zur Erde fallen lassen. Gleich darauf aber fuhr er zu reden fort, mit einer Stimme, die Susanna

durch Mark und Bein ging, und während er sprach, richtete sich seine gebeugte Gestalt immer mehr und mehr auf, bis sie hoch und stolz unmittelbar vor ihr stand.

»Susanna Wunderhold, einst Susanna van der Deeken genannt,« sagte er – »siehst Du den Thaler hier, den Du neulich dem armen Bettler zum Nachtlager gabst und erinnerst Du Dich, was er dankbaren Herzens dabei sprach? Er sagte: wenn es noch einen Gott im Himmel giebt, dann soll auch Ihnen dieser Thaler reichen Segen bringen. Sagte er, das heißt, sagte ich nicht so? Ja! Nun denn, ich glaube, es giebt noch einen Gott im Himmel, und er, der Allmächtige, kann, wenn er will, diesen Segen auf Dein Haupt herabsenden – und ich, ich, der arme Bettler, bin so stolz, zu glauben, daß Du diesen Segen in *meiner* Gestalt erkennen wirst.«

Susanna hatte schon bei den ersten Klängen seiner milden und wohllautenden Stimme die Hände zusammen geschlagen und war dann wie bewußtlos auf ihre Kniee gesunken, die Augen zu dem Gesicht des Bettlers erhebend, wie ein frommes Kind einen hochverehrten Heiligen anschaut.

»Zeige mir Gottes Segen, Mann,« flüsterte sie, wie einem inneren unbestimmten Triebe gehorchend, »aber Deine Stimme – Deine Stimme kenne ich!«

»Kennst Du sie, ja? Nun, dann sollst Du auch meine wahre Gestalt sehen rief der Bettler, schleuderte zuerst seinen Rock, dann den Hut, das falsche Haar und den

Bart von sich und stand nun gerade in derselben Kleidung vor ihr, wie ihn Bettina am vorigen Tage zum ersten Mal in der Bibliothek gesehen hatte.

»Walram!« schrie Susanna krampfhaft schluchzend auf und stürzte auf ihn zu, wie eine Mutter auf ihr Kind zu-  
stürzt, das sie nach langer Trennung und nachdem sie es  
todt geglaubt, lebendig wiederfindet. »Walram! Du bist  
es – ich kenne Dich! Das ist Dein edles Gesicht, das sind  
Deine liebevollen zärtlichen Augen – und Du, kennst Du  
Deine Susanna noch?«

»Ob ich sie kenne!« sagte da eine feste, männliche  
Stimme mit einem aus dem tiefsten Herzen strömenden  
Seufzer, und einen Augenblick darauf hatte er sie mit  
kräftigen Armen umschlungen und fest an sein klopfen-  
des Herz gedrückt – und Walram Forst war wieder leben-  
dig geworden und Susanna – o, sie hielt ihn lebendig an  
ihrem Herzen und nie in ihrem Leben hatte es so selig,  
so voll, so heiß geschlagen wie jetzt. –

Lange, lange hielten sich Beide umschlungen und  
Keins von Beiden sprach auch nur ein einziges Wort. Nur  
allmählig und wie von einer inneren Macht dahin gezo-  
gen, waren sie den hellbrennenden Kerzen näher getre-  
ten und betrachteten bei dem Schein derselben, sich im-  
mer noch fest umschlungen haltend, oft geheimnißvoller  
Prüfung, der eine namenlose Rührung beigemischt war,  
jeden Zug, jede Linie ihrer Gesichter, und nur bisweilen,  
wenn sie einem lieben oder bekannten Zuge darin begege-  
neten, nickten sie sich mit lautloser Wonne zu.

Da endlich ermannte sich Susanna zuerst. »Dreiundzwanzig Jahre,« hauchte sie leise, »sind wir getrennt gewesen, und ich habe Dich doch wieder erkannt. Siehst Du daraus, wie fest Deine Züge meinem Herzen eingepägt sind?«

»Ich sehe es, ich sehe es,« flüsterte er ihr zu, »aber auch ich habe Dich gleich beim ersten Blick neulich Abend und schon früher erkannt, denn ich habe Dich öfter gesehen, als Du glauben magst, schon als ich noch für den Bauaufseher Magnus hier galt und endlich erfuhr, daß Du, was ich nicht gewußt, in meiner unmittelbaren Nähe lebst.«

Sie wollte ihr Erstaunen über diese Worte äußern, aber sie vermochte es nicht; Alles, was sie vermochte, bestand nur darin, daß sie ihm immer wieder holdselig zunickte und nun so freudig lächelte, wie sie einst als junges Mädchen in seinen Armen gelächelt haben mochte.

Aber da glaubte er das Wort nehmen zu müssen und so sagte er:

»Dreiundzwanzig Jahre sind wir getrennt gewesen, sagst Du, und Du habest mich dennoch erkannt. Das ist mir viel werth, das erfreut mich sehr, aber es ist nicht die Hauptsache für mich.«

»Die Hauptsache, Walram – was ist denn sonst noch nöthig?« fragte sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

»Sonst noch? Haben wir mit dem Wiedererkennen denn schon genug? O nein, da bin ich anspruchsvoller als Du – ich möchte nicht nur erkannt – ich möchte auch noch geliebt sein – wie einst unter dem Nußbaum, Susanna!«

»Walram!« schrie sie laut auf und sank wieder wie ein schwaches Rohr an seine Brust. »Geliebt willst Du noch sein, von mir – der alt gewordenen Frau?«

Er schüttelte leise den feinen edlen Kopf und lächelte innig, selig dabei. »Von Dir – der alt gewordenen Fran?« fragte er sanft. »Nun, wenn Du es doch wissen willst, so sage ich es gerade heraus – ja! Aber Susanna, Du bist nicht alt geworden, für mich wenigstens nicht, denn ich bin ja mit Dir zugleich auf den Stufen des Lebens vorge-rückt. Sieh doch mein weißes Haar – und das Deine ist noch so frisch und glänzend, wie es damals war.«

»O Deine Haare!« jauchzte sie – »und wie schön es Dir steht – ja, sie sind weiß, aber Dein Gesicht ist es nicht, denn es ist immer noch meines Walram's Gesicht, und solches Gesicht hat ja nur ein einziger Mensch auf der Welt für mich.«

»Wirklich? Also Du liebst mich noch?«

»Frage meine Tochter!« flüsterte sie kaum verständlich an seinem Herzen.

»O, o, die brauche ich nicht mehr zu fragen, die hat mir schon Alles gesagt.«

»Wie? Sie hat gewußt, daß Du Walram warst?« fragte sie, von Neuem staunend.

»Seit gestern, ja, hat sie Alles gewußt.«

Susanna trat einen Schritt von ihm zurück und schlug die Hände zusammen. »O, nun begreife ich Alles, Alles, jetzt fällt mir der Schleier von den Augen. Die prächtigen, lieben Kinder – wo sind sie?«

»Willst Du sie sehen? Sie werden im Zimmer nebenan sein und Cornelia mit ihren Kindern empfangen haben, die gleich nach Dir gekommen sind, wenn man meine Wünsche erfüllt hat.«

Susanna fuhr wie von einem elektrischen Schläge berührt empor. »Cornelia!« rief sie. »Großer Gott! Daran habe ich in meiner Seligkeit gar nicht gedacht! Ja, sie muß Dich zunächst sehen, sie ist ja Deine Dir so treue, Dich so liebende Schwester. Aber Walram, ich habe eine Bitte – darf ich dabei sein, wenn sie Dich zum ersten Mal sieht?«

»Natürlich, nur Du sollst sie zu mir führen. Bist Du jetzt schon bereit dazu? Ich sehne mich, alle meine Lieben um mich zu haben, und sie habe ich noch länger nicht als Dich gesehen! O, ich habe lange genug in Einsamkeit um Euch geseufzt!«

»Und Deine Geschichte, wirst Du sie uns bald erzählen? Denn sieh, es wirbelt mir hier Alles im Kopfe herum und noch begreife ich nicht, wie Du aus Ernst Buttler Herr Magnus und aus diesem wieder der Vater Hugo's geworden bist. Denn nicht wahr – das bist Du doch?«

»Gewiß bin ich das,« sagte er lächelnd. »Doch habe Geduld, es soll Dir bald Alles klar werden. Noch heute sollst Du meine Geschichte erfahren, sobald Cornelia mich als ihren Bruder erkannt hat.«

»O mein Gott, so laß sie bald kommen!« Und sie sank wieder an sein Herz und ihre Lippen ruhten lange, lange auf seiner schönen Stirn, von deren reiner Wölbung der edle Sinn, die Großmuth und der menschenfreundliche Stolz des ächten Mannes leuchteten.

Endlich löste sich Walram sanft von ihr los, ging an seinen Arbeitstisch und drückte auf die Feder einer daselbst stehenden Glocke. Ein lauter heller Ton vibrirte durch das Zimmer und gleich darauf klang vom Nebengemach her ein ähnlicher zurück.

»Sie ist schon im Nebenzimmer,« sagte er, zu Susanna wieder herantretend, »Hugo giebt mir das verabredete Zeichen. Wirst Du sie holen?«

»Wen? Cornelia?«

»Ja – dort wirst Du sie finden.«

Susanna raffte sich zusammen, warf ihm einen von Glück überströmenden Blick zu und schritt rasch zur Thür, deren Portieren sie flugs auseinander schlug.

Gleich darauf trat sie in das Nebenzimmer und sah hier Cornelia auf einem Sessel sitzen, wo sie Hugo in dem Augenblick verlassen hatte, als er seinem Vater das Zeichen mit der Glocke gegeben.

Cornelia saß wie eine unbewegliche Statue auf dem rothen Sammetsessel und sah sich, erstaunt über den seltsamen Empfang, rings um. Auf ihrem milden verwunderten Gesicht lag ein tiefer Ernst, aber in ihren Augen strahlte ein eigenthümliches Licht, als ahne auch sie etwas Bedeutsames oder als sei sie bereit, hinter den vor ihr hängenden Schleier zu schauen, was sie auch daselbst finden möge. Kaum aber sah sie die von ihren Gefühlen beflügelte Susanna in das Zimmer treten, so stand sie rasch auf und trat ihr mit offenen Armen entgegen.

»Kind,« sagte sie, »da bist Du wenigstens, Gott sei Dank! Sage mir, sind wir denn hier in einem Feenschloß?

Ich komme mir fast wie bezaubert vor. Doch wie,« unterbrach sie sich, als sie Susanna genauer in's Auge faßte, »warum bist Du denn so aufgeregt? Hast Du Herrn van der Flühe, den Vater, schon gesehen?«

»Ja, Cornelia, ich habe ihn gesehen und Du – Du wirst ihn auch gleich sehen –«

»Nun, was denn noch? Du kommst mir ebenfalls ganz seltsam vor, wie Alles, was mich hier umgiebt. Sage mir nur mit einem Wort – was ist er denn für ein Mann?«

»Ach, liebe, gute Cornelia,« stammelte Susanna – »was soll ich Dir denn noch viel sagen! »Du wirst es ja im Augenblick selbst erfahren. Komm nur, komm, er erwartet Dich schon und ich – ich selbst will Dich jetzt zu ihm führen.«

Cornelia schüttelte den greisen Kopf. Es fing auch ihr darin an zu wirbeln. Sie ergriff Susanna's heiße Hand und diese trat an die verhangene Thür und, wie Hugo es vorher gethan, klopfte auch sie vernehmbar an.

»Herein!« rief wieder Walram's Stimme mit ihrer ganzen männlichen Kraft.

Da trat Susanna, Cornelia an der Hand haltend, vor ihn hin und die Augen der beiden Geschwister, die sich so lange nicht gesehen, fielen zum ersten Mal fest auf einander. Während aber in Walram's glänzenden Augen eine unaussprechliche, noch verhaltene Freude aufblitzte, schaute Cornelia ihn fest an und nur schwach verbeugte sie sich, da sie einen viel jüngeren Mann hier vor sich sah, als sie erwartet haben mochte.

»Hier bringe ich,« nahm Susanna endlich das Wort, »die Frau Professorin Cornelia Graach, geborene Forst, und stelle sie dem Besitzer von Lerchenfels vor. Cornelia, Du aber hebe Dein Auge auf und sprich: kennst Du diesen Mann?«

Cornelia blickte scharf und aufmerksam auf Walram hin, als studire sie jeden seiner Züge. Aber so sehr sie sich bemühte, etwas Bekanntes in ihnen zu entdecken, sie fand es nicht, oder wenn sie es fand, so wagte sie doch nicht, ihren dunklen Empfindungen einen Ausdruck zu geben.

»Nein,« sagte sie nach geraumer Zeit mit etwas bebender Stimme – »ich kenne ihn nicht.«

Aber da trat Walram einen Schritt näher an sie heran, streckte seine Hände nach ihr aus und rief mit seiner wärmstem herzlichsten Stimme:

»Cornelia! Wie? Du kennst mich nicht? Den jüngsten Sohn Deines Vaters und Deiner Mutter kennst Du nicht?«

Da war es, als ob ein alter bekannter Ton an das Ohr der alten Frau schlug, wie aus weiter, weiter Ferne herangeweht, aber dieser Ton mußte eine geheimnißvolle Gewalt besitzen, er gewann rasch an Wirkungskraft und plötzlich zuckte es wie ein wetterleuchtender Blitzstrahl in ihrem Herzen. Sie wurde auffallend bleich, aber ihre hohe, stattliche Gestalt wankte nicht. Rasch streckte sie eine Hand aus, faßte Walram's ihr entgegenkommende Rechte und, wie Susanna es vorher gethan, zog sie ihn näher an's Licht und starrte, keines Wortes mächtig, in sein hell aufleuchtendes schönes Gesicht.

Nur noch einen Moment dauerte die kurze Prüfung, dann hatte auch sie ihn erkannt.

»Walram!« rief sie mit einem Susanna durch das Herz zitternden Ton und stürzte schon auf ihn zu. »Du bist es! O mein Gott! Und hier? Und ich glaubte Herrn van der Flühe, den Vater, hier zu finden!«

»Cornelia!« rief nun Walram mit laut ausbrechendem Jubel, »der bin ich ja auch, zwar nicht dem Namen, aber doch dem Wesen und der Wirklichkeit nach, denn Hugo ist mein Sohn und ich bin, was Du gedacht, der Herr des Hauses, in dem Du stehst!«

Jetzt stieß auch Cornelia einen lauten Freudenruf aus und sank an des endlich wiedergefundenen Bruders Brust. Susanna aber stand mit thränenden Augen daneben, doch ihre Seele weinte nicht, denn auch sie hatte mit der Schwester den Bruder und in diesem – den Freund ihrer Jugend wiedergefunden.

#### ACHTES CAPITEL. WALRAM FORST'S GESCHICHTE.

Die erste halbe Stunde war rasch genug im unaufhalt-samen Fluge der Zeit verstrichen. Die ersten laut werden-den Beweise zärtlichster Liebe und Anhänglichkeit wa-ren ausgetauscht, hundert Fragen waren gesprochen und eben so viele Antworten gegeben und das geheimnißvol-le Räthsel, welches Cornelia und Susanna umspinnen, war damit endlich gelöst. Hand in Hand saßen jetzt die drei Personen auf einem, von den sie umstehenden Ker-zen hell erleuchteten Ruhesitz, Walram in der Mitte, und die Köpfe beider Frauen senkten sich liebevoll auf seine

Schultern, als gegnügte ihnen die Berührung der Hände noch nicht und als zöge eine höhere Gewalt ihre Häupter an das Herz des endlich und so unverhofft Wiedergefundenen.

Schon geraume Zeit hatten sie, in dieser Stellung verharrend, geschwiegen, denn Walram hatte verheißen, ihnen seine Geschichte zu erzählen, und sie horchten nun mit athemloser Spannung, noch ehe er das erste Wort gesprochen.

Da hob er zu reden an und wandte sich zuerst mit der Frage an Susanna:

»Wie weit kennt Cornelia meine Erlebnisse? Denn Du hast ihr doch wohl, da Ihr so gute Freundinnen waret, wovon ich keine Ahnung hatte, zum Theil Dein Vertrauen geschenkt?«

»Zum Theil?« fragte Susanna. »Ich habe es ihr ganz geschenkt und sie weiß, wie wir uns fanden und wieder verloren in jener traurigen Nacht; auch weiß sie so ziemlich, was in den darauf folgenden Jahren sich ereignete, wie auch ich es Dir später genauer erzählen werde, falls Du es noch nicht hinreichend wissen solltest.«

»Ich weiß es nur aus Hugo's Erzählung,« erwiderte Walram, »der mir natürlich jedes Wort hinterbrachte, was ihm Bettina über Dich vertraut; doch wird es mir lieb sein, wenn ich es morgen von Dir noch umständlicher erfahre. Heute will ich Euch nun zuerst mittheilen, welches Schicksal mir in der Fremde vorbehalten war und wie es kommt, daß Ihr mich hier im Besitz einer so reichen Herrschaft und in Eurer Mitte sehet. Ach, und da muß ich

noch einmal mit jener in Wahrheit traurigen Nacht beginnen, Susanna, als ich von Dir schied und als menschen-scheuer Flüchtling von einem wackeren Mann heimlich über die Gränzen meines Vaterlandes gebracht wurde. Das ist allerdings eine bittere Erinnerung für mich, aber ich muß mich ihr hingeben, denn auch mein schwerer Anfang hat zu einem guten Ende geführt, wie Ihr seht.

Ja, ich schied damals mit namenlosem Schmerz von Dir, meine Susanna, und die Nacht war dunkel um mich her und mir leuchtete kein klarer Hoffnungsstern. Aber in der Brust flammte mir ein unüberwindlicher Muth und ein Drang nach Arbeit, wie ich ihn bisher nicht gekannt, erfüllte mich mit einer Ungeduld ohne Gleichen bis zu dem Tage, wo mein Schicksal entschieden ward und ich die bestimmte Ueberzeugung erhielt, daß Du in dieser Welt für mich verloren seiest.

Meine Reise nach Holland ging mir bei dieser mich verzehrenden Ungeduld außerordentlich langsam von Stat-ten, aber sie verlief ohne alle Gefahr, denn Niemand ach-tete auf mich. Um wenigstens einigermaßen thätig zu sein, half ich meinem Retter in der Steuerung seines Fahr-zeugs und eignete mir dabei schon manche holländische Redensart an, wie ich denn überhaupt die fremde Spra-che sehr leicht lernte, da mir das am Niederrhein ge-bräuchliche Plattdeutsch vollkommen geläufig war.

Endlich kam ich – und wie Du weißt – zu Fuß nach Amsterdam und begab mich sogleich in die Wohnung der Frau des holländischen Schiffsherrn. Aber ach, da erfuhr

ich die erste Enttäuschung. Die gute Frau nahm mich allerdings sehr freundlich auf, da ich ihr ja von ihrem Mann sehr warm empfohlen war, aber ich verstand fast kein Wort ihrer Sprache, da sie das Deutsche nicht kannte wie ihr Mann und das Holländische außerdem mit einem mir unzugänglichen Dialekt sprach.

Dennoch verständigten wir uns und sie wies mir ein Kämmerchen zur einstweiligen Wohnung an, das außer mir noch ihren Vorrath an alten und neuen Kleidern, gebrauchter und ungebrauchter Wäsche beherbergte und das gerade nur groß genug war, ein Bett, worin ich schlief, und einen Tisch, woran ich schreiben konnte, aufzunehmen.

Ueber den vergeblichen Versuch, Deinen Onkel van der Deeken aufzufinden, habe ich geschrieben und eben so, daß ich in der Wohnung, die er früher inne gehabt, bevor er nach Java übergesiedelt, einen menschenfreundlichen Mann fand, durch dessen Vermittlung ich Lehrer in der deutschen Sprache wurde. Er war es auch, der mir behülflich ward, die Erlaubniß als Fremder in Amsterdam zu leben und zu unterrichten, zu erhalten und der mir überdies mancherlei andere Wohlthaten erwies, so daß ich mich bald meinem neuen Berufe gemäß kleiden und mir eine passende Wohnung miethen konnte.

Durch seine Kinder erhielt ich auch die größte Anzahl meiner Schüler und Schülerinnen und endlich den Sohn des edlen Mathes, eines sehr reichen Kaufherrn, der später mein Principal ward, wie Ihr ja schon wißt.

Doch das ging Alles sehr langsam bergan und Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich manche sorgenvolle Stunde verbrachte, ehe ich mein Loos erträglich fand und daß ich, mit den Gedanken nur in der Zukunft jagend, von der Gegenwart eben nichts als die Sorge genoß.

Die süßesten Freuden in der damaligen Zeit brachten mir jedoch Deine und Aegidi's Briefe, Susanna; sie allein waren mir Sonne und Leben und am liebsten hätte ich alle Tage wieder an Dich geschrieben, wenn nicht aus triftigen Gründen die Absendung unserer Briefe auf bestimmte Zeiten festgesetzt gewesen wäre.

Doch nun komme ich zu einer Zeit in meinem Leben, von der Dir am wenigsten bekannt ist und ich muß also etwas ausführlicher reden, obgleich ich mich für heute nur so kurz wie möglich ausdrücken will, da wir noch einige Stunden für Andere erübrigen müssen.

Durch meinen Schüler Carl Mathes also hatte dessen Vater von mir gehört und meinen Wunsch vernommen, ein Kaufmann zu werden, wenn mir dazu irgend Jemand verhelfen könne. Der edle Mann ließ mich eines Tages zu Tisch einladen und ich fand in ihm einen Verehrer deutscher Kunst und Wissenschaft, wie er denn auch selbst unsere Sprache gut und geläufig sprach. Bei Tische legte er mir verschiedene Fragen vor, während seine Familie sich schweigsam verhielt, aus dem natürlichen Grunde, weil sie kein Wort Deutsch verstand und wahrscheinlich annahm, daß auch ich nicht Holländisch spräche, da Herr Mathes sich nur in meiner Muttersprache mit mir unterhielt.

Was ich ihm sagte, muß ihn wohl befriedigt haben, denn sein Gesicht nahm einen überaus freundlichen Ausdruck an und er sagte zu mir, als ich Abends schied:

»Besuchen Sie mich morgen um zehn Uhr in meinem Comptoir, Herr Buttler, da wollen wir über Ihren Wunsch, in ein kaufmännisches Geschäft zu treten, weiter sprechen.«

Natürlich erschien ich zur festgesetzten Zeit und da sagte er mir mit dürren Worten, daß ich ihm gefalle, daß er Vertrauen zu mir habe, daß ihn namentlich meine allgemeine Bildung anziehe und daß er aus diesen Gründen mir eine Stelle in seinem eigenen Comptoir geben wolle, wenn ich mich entschließen könne, von der Pike an das kaufmännische Geschäft zu lernen, was mir bei meinem vorgerückten Alter allerdings schwer und unbequem werden müsse. Indessen wolle er es, wenn ich sein Angebot annähme, mit mir versuchen, und lernte ich rasch und gut, so sollte ich sein Correspondenzcommis nach Deutschland und England werden, wozu es allerdings nöthig sei, daß ich eben so fertig Englisch und Holländisch wie Deutsch spräche und schriebe.

Dieses großherzige Anerbieten nahm ich natürlich mit dem aufrichtigsten Dank an und vom selben Tage an begann meine neue Lehrzeit. Daß ich fleißig nach allen Richtungen war, brauche ich nicht zu erwähnen, eben so wenig, daß ich aufmerksam den Weisungen des mich unterrichtenden älteren Commis folgte und daß ich meinen Geist anstrengte, das A B C des Kaufmanns aus dem Grunde zu lernen, und so habe ich nur hinzuzufügen,

daß ich in den Augen meines Principals so ungeheure Fortschritte machte, daß er mich oft kopfschüttelnd betrachtete und namentlich mit seinen gütigen Augen sinnend an mir hing, wenn ich mich in seiner Familie aufhielt, mit der ich nach wie vor in der nächsten Verbindung blieb, da ich alle Sonntage mit ihr speisen und dann den Abend bei ihr zubringen mußte.

Nach ungefähr acht Monaten schon war ich so weit in meiner kaufmännischen Gelehrsamkeit gekommen, daß mir Herr Mathes eines Tages mit leuchtenden Augen verkündete, jetzt könne er mich mit gutem Gewissen zu seinem Correspondenzcommis ernennen, und so siedelte ich in das Zimmer über, in welchem er allein seinen Geschäften oblag. Auf diese Weise also kam ich unmittelbar unter seine Augen und er sah mich täglich arbeiten, wobei er zu finden glaubte, daß mir die aufgetragene Arbeit außerordentlich leicht von Statten ging. Das fand ich auch selbst, und eben weil sie mir bei meinen früher erlangten Kenntnissen so leicht ward, arbeitete ich gern und brachte oft in Stunden zu Stande, wozu, wie mir mein Principal lächelnd sagte, mein Vorgänger Tage gebraucht hatte. Daß ich dadurch in seiner Gunst stieg, brauche ich wohl kaum zu erwähnen, aber welcher Art diese Gunst im Großen und Ganzen war, davon hatte ich damals selbst keine Ahnung und sollte mir dieselbe erst in einigen Jahren vollständig klar werden.

Jedoch ehe ich nun weiter in meiner Geschichte fortfahre, muß ich erwähnen, daß Herr Mathes in seiner Familie großes und mannigfaches Unglück erlebte. Er hatte

nur eine ältere Tochter und einen etwa um zehn Jahre jüngeren Sohn, denselben, der zuerst mein Schüler gewesen, aber schon lange vor mir in das Geschäft seines Vaters getreten war, um dasselbe später zu übernehmen. Die Tochter, die ich alle Sonntage in der Familie sah, war an einen sehr zarten und schwächlichen Mann verheiratet, einen Herrn van der Flühe, der sehr reich und zugleich Compagnon des Großhauses Mathes und Comp. war. Dieser Herr van der Flühe zog sich in einem Winter eine Lungenentzündung zu und starb nach kurzer Krankheit. Mit diesem einen Trauerfall aber war das Unglück nicht abgethan, auch sein einziger Sohn starb in Folge eines Falles auf dem Eise.

Ich erwähne diese Unglücksfälle hier nur sehr kurz, obgleich sie dazu beitragen, mich noch fester in der Gunst meines Principals zu setzen, denn in der Trauerzeit war der arme Mann zu jedem Geschäft untauglich, und ich gab mir alle Mühe, nicht allein ihn zu trösten, sondern auch durch meine eigene Arbeit das von ihm Versäumte nachzuholen.

Endlich schien er sich wieder zu fassen und nach einem halben Jahre schon arbeitete er eifrig wie zuvor und der Kummer seines Herzens kam nur noch sehr selten zum Ausbruch, so lange er sich im Comptoir befand.

Doch nun komme ich zu einem entscheidenden Moment in meiner Lebensgeschichte und jetzt wirst Du wieder in den Vordergrund derselben treten, Susanna. Eines Tages hatte ich eben einen englischen Brief an ein großes

Handlungshaus in London geschrieben und mein Principal, der an seinem Pulte stand, las denselben aufmerksam durch. Da trat er plötzlich zu mir heran und sagte mit unendlicher Freundlichkeit:

»Mein lieber Buttler, daß ich mit Ihnen zufrieden bin, wissen Sie schon lange, aber Eins verstehen Sie doch nicht aus dem Grunde. Sie schreiben und sprechen Englisch, so gut es ein Deutscher und Holländer kann, aber für einen Engländer reicht das nicht aus. Darin müssen Sie sich noch nothwendig vervollkommen, und wenn Sie wollen, wie ich, so soll Ihnen die Gelegenheit dazu geboten werden. Gehen Sie auf ein Jahr nach England zu meinem Geschäftsfreunde Boarding – Sie kennen ja das Großhaus – ich habe ihn schon mit meinem Wunsch bekannt gemacht und er ist geneigt, Sie in seinem Privatcomptoir aufzunehmen. Sie werden es dort ohne Zweifel so gut haben wie bei mir. Haben Sie sich in einem Jahr die englische Sprache vollkommen angeeignet, so kehren Sie zu mir zurück und treten wieder in das alte Verhältniß. Ihr Salair beträgt so und so viel bei Boarding und Comp., das habe ich bereits festgesetzt. Wollen Sie aber die Stellung in London annehmen, so haben Sie keine Stunde zu verlieren – ich reise selbst heute Abend dahin ab und Sie können mich begleiten.«

Ich stand ganz verduzt vor dem gütigen Mann, aber mein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Und an jenem Tage, Susanna, schrieb ich Dir die wenigen Zeilen, die

– Deinem Vater in die Hände fielen und unsere Verbindung, die jetzt von Tage zu Tage ihrer Vollendung entgegenzureifen schien, mit einem Mal durchschnitt, wie Dir ja selbst bekannt geworden ist.

Genug, an jenem Tage hatte ich noch keine Ahnung davon, was für ein Brief mich alsbald von hier aus in London erwartete und ich reiste an demselben Tage mit meinem Principal ab, nachdem ich noch einmal in seiner Familie gespeist und mich derselben empfohlen hatte. –

Wir kamen glücklich in London an und ich trat in das Geschäft von Boarding und Comp., während mein Principal noch in London blieb, und ich hatte Ursache, mit meiner Stellung zufrieden zu sein, denn der neue Chef behandelte mich gütig wie der alte und in einem Jahre, so flüsterte mir meine stille Hoffnung zu, würde ich in Amsterdam so weit sein, durch meinen Principal um Deine Hand bei Deinem Vater werben zu können.

Allein der Mensch denkt und Gott lenkt! Mir begegnete etwas ganz Anderes und Dir auch. Doch ich will mich kurz fassen, da ich sehe, daß meine Erzählung sich länger ausspinnt, als ich vermuthete und ich bin noch weit von dem Ende meiner Erlebnisse entfernt.

Natürlich ging ich alle Tage zweimal zur Post und fragte nach dem von Dir erwarteten Brief. Endlich erhielt ich einen, aber er war nicht von Deiner, sondern von der Hand Deines Vaters adressirt. Ach mein Gott, und welcher Brief war das! Ich erfuhr mit kurzen Worten Alles, was bei Euch vorgefallen war, Aegidi's plötzlichen Tod

und Deines Vaters Einmischung in unser Schicksal. Diese Einmischung aber war – verzeihe mir das harte Wort – eine barbarische, tyrannische. Dein Vater nannte mich nicht allein einen Staatsverbrecher, wozu er ein Recht hatte, sondern auch einen Verführer der Unschuld, wozu er *kein* Recht hatte. Genug – mir ward alle Aussicht, Dich einst mein nennen zu dürfen, abgeschnitten, mir ward jede Correspondenz mit Dir untersagt – und das war freilich ein von ihm leicht auszuführendes Verbot, da ich ja, in Deiner Umgebung mit Niemandem bekannt, nicht mehr an Dich schreiben konnte. Dafür aber schrieb ich an Deinen Vater, oft, viel ausführlich. Ich theilte ihm offen meine ganze Vergangenheit mit, ich bat um Verzeihung, um Milderung seines Urtheils, ich bot die annehmbarsten Bürgschaften für die Zukunft, ich ließ ihn klar in meine gegenwärtige Lage blicken, die ja für eine künftige sichere Lebensstellung so günstig war, aber – Alles war vergebens, Du weißt es.

Ich war wie vernichtet, das brauche ich Dir nicht näher auseinanderzusetzen. Auf jeden meiner flehenden Briefe kam eine härtere Antwort, zuletzt die bitterste, unerwartetste: daß Du bereits – die Frau eines Anderen seist.

Laß mich über diese Unglückszeit in meinem ereignißreichen Leben rasch hinweggehen. Was um mich her geschah, wußte ich eigentlich nicht. London kam mir wie ein ungeheures Grab vor, denn dort hatte ich ja mit einem Mal alle meine Hoffnungen rettungslos versinken sehen. Die große Stadt mit ihren wunderbaren Phaenomenen existirte für mich nicht mehr, ich arbeitete auf

meinem düsteren Comptoir nur wie eine seelenlose Maschine, und da ich nicht schlafen, nicht ruhen konnte, arbeitete ich Tag und Nacht zur Verwunderung meines Principals, der mir endlich selbst Halt gebot, indem er sagte, er würde mir keine Arbeit mehr geben, wenn ich so rastlos wäre, denn sein Freund Mathes in Amsterdam habe mich nicht nach London geschickt und ihm anvertraut, um mich bei ihm zu Tode zu sitzen.

Natürlich war mit dem letzten Briefe Deines Vaters meine Correspondenz mit Deutschland zu Ende – Du warst für mich todt und ich für Dich – uns hatte das unerbittliche Verhängniß getrennt und daß sich dagegen nicht ankämpfen ließ, sah ich ein. O, welcher Schmerz meine Brust zerriß, vermag kein Wort zu enthüllen. Eben hatte ich mit unsäglicher Mühe und Arbeit mir eine ansehnliche Stellung erworben, ich konnte Dich gewinnen, Dich anständig ernähren – und da wurdest Du mir geraubt.

Doch still – laß mich nicht klagen, sondern weiter fortfahren, denn – das sehe ich freilich erst jetzt ein – jenes unerbittliche Verhängniß war nothwendig, um mir die Brücke zum Glück zu bauen und ohne das mächtige Eingreifen desselben würde ich jetzt nicht zwischen Euch, am Rhein, in meiner Heimat sitzen und – ein reicher und unabhängiger Mann sein.

Das Jahr, welches ich in London leben sollte, um fertig Englisch zu lernen, war vorüber und ich kehrte mit gebrochenem Herzen nach Amsterdam zurück. Ich fand meinen alten Principal gesund und munter vor und sogar, wie es mir schien, in bester Laune, als ob er den

Kummer über den Verlust seines Sohnes und Schwieger-  
sohnes bereits vollständig überwunden hätte. In seiner  
Familie hatte sich nichts verändert und diese empfing  
mich wie einen alten Freund, auf dessen Wiedersehen  
sie sich lange gefreut. Gleich in der ersten Stunde sag-  
te er mir, daß ich wie früher sein Commis sei und daß  
sich in unserem geschäftlichen Verkehr nur das Eine in  
so weit anders gestalte, als ich von jetzt an meine Woh-  
nung in seinem eigenen Hause nehmen würde, wozu ihn  
die Berichterstattung seines Handelsfreundes in London  
veranlaßt, der mir das glänzendste Zeugniß über mei-  
ne Arbeitskraft, meinen guten Willen und mein sonstiges  
Betragen ausgestellt habe.

Ich dankte ihm herzlich, aber still und mein schweig-  
sames Verhalten schien ihm etwas aufzufallen, obgleich  
er darüber nichts äußerte. Nachdem ich nun aber in  
die mir bereitete Wohnung eingezogen war und dieselbe  
weit über meine Erwartung ausgestattet gefunden hat-  
te, kam seit langer Zeit zum ersten Mal wieder ein Ge-  
fühl des Wohlbehagens über mich, welches wahrschein-  
lich der wohlthuende Gedanke erzeugt, daß ich nun doch  
nicht so ganz einsam und freundlos in der Welt stehe und  
daß ich mir trotz aller Widerwärtigkeiten des Lebens nun  
doch durch meine eigene Kraft und mein ausdauerndes  
Bestreben eine neue Heimat errungen habe.

In dieser Ueberzeugung sollte ich noch im Verlauf des-  
selben Abends auf eine höchst unerwartete und mich  
überaus ergreifende Weise bestärkt werden. Um neun  
Uhr etwa, als ich mich schon, von der Reise ermüdet,

von der Familie, bei der ich nun auch stets speisen mußte, beurlaubt und auf mein Zimmer zurückgezogen hatte, brachte mir ein Diener die Botschaft, daß der Chef des Hauses mich noch einmal zu sprechen wünsche. Ich begab mich sofort zu ihm und fand ihn an einem Tische sitzen, auf dem eine Caraffe mit Wein, zwei Gläser und Cigarren standen.

Mein Chef empfing mich ungemein freundlich und bat mich fast um Entschuldigung, daß er mir noch keine Ruhe lasse; er habe aber Etwas auf dem Herzen, was er mir nothwendig noch heute mittheilen müsse, wenn er selbst eine ruhige Nacht haben wolle. Nachdem er mir nun ein Glas Porto eingegossen und mir eine Cigarre dargereicht, was er noch nie gethan, mußte ich mich zu ihm setzen und da fing er nach einem langen Blick in mein erstauntes Gesicht auf höchst vertrauliche Weise folgendermaßen zu reden an.

»Mein lieber Buttler,« sagte er mit etwas zaghafter Stimme, »ich muß heute einmal ganz offen mit Ihnen reden, denn ich glaube Sie nun genügend geprüft und als ehrlichen Mann erkannt zu haben. So erfahren Sie denn, warum ich Sie eigentlich nach England geschickt habe, denn der von mir vorgeschützte Grund, daß Sie vollständig Englisch lernen sollten, war bei Weitem nicht der Hauptgrund. Nein, ich hatte einen anderen, der meinem Herzen viel näher steht. Wenn Ihnen das, was ich Ihnen jetzt sagen will, sonderbar vorkommen sollte, so erinnern Sie sich, daß ich ein alter ehrlicher Holländer

bin und daß ich so viel Kummer in meiner Familie gehabt habe, daß ich, wenn ich mir für die Zukunft noch einigen Genuß und einige Freude erringen will, nun endlich damit aufräumen muß. Mit einem Wort, ich habe Sie meiner Tochter, der Davida van der Flühe wegen aus dem Hause geschickt, die, ohne daß Sie bisher eine Ahnung davon hatten, eine tiefe Neigung zu Ihnen gefaßt und mir den Wunsch ausgesprochen hat, Ihre Gattin zu werden.«

Diese Worte, die mit ziemlich phlegmatischer Ruhe vorgebracht wurden, machten mich fast starr, denn etwas Aehnliches hatte ich nicht im Geringsten zu hören erwartet. Als ich aber vor Bestürzung kein Wort erwidern konnte und mein Glas hin und her drehte, fuhr er eben so ruhig zu sprechen fort.

»Ich glaubte anfangs,« sagte er, »diese Neigung werde nur eine flüchtige und vorübergehende sein und Ihre Entfernung von hier würde sie dämpfen, allein darin habe ich mich gar sehr geirrt und sie ist gerade durch die Trennung noch heftiger geworden und nun halte ich mich auch meinerseits für verpflichtet, Ihnen klaren Wein einzuschenken und hinzuzufügen, daß der Davida Wunsch jetzt auch mein Wunsch ist und daß ich Sie bitte, denselben zu erfüllen, wenn es Ihnen möglich ist. Loben will ich mein Kind nicht, denn ihre Eigenschaften sprechen für sie selbst und Sie kennen sie ja, Sie haben sie ja noch heute gesehen. Allerdings ist sie einige Jahre älter als Sie und hat schon einen Sohn, den Hugo, der Ihnen von Anfang an von ganzem Herzen zugethan war. Allein sie ist eine hübsche und stattliche Frau und das einsame und

zurückgezogene Leben einer Wittwe behagt ihr nicht. Sie hätte schon manche andere Partie machen können, denn sie ist ja außerdem als Erbin ihres verstorbenen Mannes reich und unabhängig, allein sie hat alle Männer standhaft zurückgewiesen, weil sie allein zu Ihnen eine wahrhafte Neigung im Herzen trägt.

Hier haben Sie Alles, was Ihnen zu wissen nöthig ist und nun überlegen Sie sich die Sache. Sie brauchen sich dabei nicht zu übereilen; gehen Sie recht vorsichtig mit sich zu Rathe, damit Sie sich nicht selbst täuschen und darum gebe ich Ihnen volle vierzehn Tage Bedenkzeit. Nach dieser Frist werde ich wieder mit Ihnen sprechen und bis dahin sind wir wie bisher die alten Freunde und reden über den vorliegenden Punkt nicht weiter. So, jetzt stoßen Sie mit mir an, trinken Sie aus und dann trennen wir uns.« –

Ich that wie er sagte, er reichte mir die Hand und wir schieden. Wie ich nach meinem Zimmer kam, weiß ich heute nicht mehr, ich glaube aber, der Wein, den ich getrunken, und die Nachricht, die ich vernommen, waren mir zugleich in den Kopf gestiegen, so daß ich fast taumelte. In Wahrheit, ich war wie aus den Wollen gefallen. Davida van der Flühe war allerdings eine hübsche und ansehnliche Frau, noch jugendlich und frisch in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen, aber ich hatte nie daran gedacht, meine Augen zu ihr zu erheben, da ich nur ein so armer Mensch und sie eine so reiche Frau war und überdies mein Herz an kein anderes Weib denken konnte als

an meine einzig Geliebte in der mir auf ewig verlorenen Heimat.

Doch ich will hier über meine damaligen Empfindungen nicht reden, sondern sogleich zu dem übergehen, was ich that. Nach kurzer Ueberlegung sah ich ein, daß ich einen zuverlässigen Menschen in dieser Gegend gebrauchte, an den ich mich vertraulich wenden und der mir unverweilt über die hier vorgegangenen Dinge Aufschluß geben könnte.

Auf meinem Zimmer fand ich verschiedene Zeitungen und zufällig fiel mein Blick auf die darunter befindliche kölnische Zeitung. Ich nahm sie mechanisch in die Hand und blätterte darin. Da fiel mir ein Name auf, der mir zwar bisher nicht bekannt war, aber der mir gefiel. Er lautete: Justizrath Doctor Henrion in Cöln. Er stand unter einer Ankündigung, deren ich mich nicht mehr genau erinnere, die mir aber den Glauben einflößte, er müsse ein zuverlässiger Mann sein, der das allgemeine Vertrauen seiner Landsleute besitze. In einem Augenblick war mein Entschluß gefaßt und noch in derselben Nacht setzte ich mich hin und schrieb einen vertraulichen Brief an ihn, in dem ich ihn flehend bat, auf das Schleunigste über Herrn van der Deeken und seine Tochter in Lerchen-dorf Erkundigungen einzuziehen und mir dieselben umgehend zukommen zu lassen. Zur Bestreitung der Kosten seiner Nachforschung legte ich eine bedeutende Summe bei und gab ihm meine Adresse an.

Acht Tage vergingen und ich erhielt keine Nachricht. Ueber meinen inneren Zustand in dieser Zeit erlaßt mir

jede Schilderung, indessen bewahrte ich äußerlich meine Ruhe und verkehrte mit der Familie meines Chefs und diesem selbst in der freundschaftlichsten Weise. Endlich waren zehn Tage verstrichen und ich hatte noch keine Antwort. Ich wollte eben unruhig werden, da kam sie. Sie lautete dahin, daß Doctor Henrion es unter seiner Würde halte, für den empfangenen Auftrag, der ihm nur mein Vertrauen beweise, Geld zu nehmen, weshalb er die von mir beigelegte Summe zurückschicke. Dafür aber werde er mir seine Freundschaft schenken und mich bei seiner nächsten Reise nach Holland besuchen, dann könnten wir auf andere Weise Abrechnung halten und er werde sich freuen, in dem ihm noch unbekanntem Amsterdam einen Mann zu finden, der ihm wohlwollend entgegenetrete. Was den Auftrag in Bezug auf die Familie van der Deeken betreffe, so habe er zufällig in sichere Erfahrung gebracht, daß Herr van der Deeken Lerchendorf verkauft habe und verzogen sei – wohin wisse er nicht. Seine Tochter aber sei vor kurzer Zeit verheirathet und den Namen und Wohnort ihres Gatten könne er mir leider nicht angeben.

Meiner Erzählung vorausschreitend will ich hier gleich erwähnen, daß ein halbes Jahr später Doctor Henrion wirklich nach Amsterdam kam und mich aufsuchte. Ich fand einen edlen rechtschaffenen Mann in ihm, zu dem ich ein unbedingtes Vertrauen faßte und das ging später in eine gegenseitige Freundschaft über, als die Verhältnisse mich zwangen, noch einmal einen preußischen Juristen in Betreff meiner persönlichen Verhältnisse um Rath

zu fragen. Er gab mir diesen Rath mit geradem offenem Herzen und er allein ist es, der viele Jahre später, wie Ihr hören werdet, meine Verhältnisse mit der preußischen Regierung geregelt und zu einem günstigen Ende geführt hat. Einige Jahre früher brachte ich auch durch ihn in Erfahrung, wer gegenwärtig Besitzer von Lerchendorf sei, und da schon gab ich mich ihm zu erkennen und theilte ihm meine Schicksale mit, natürlich unter dem Versprechen von seiner Seite, die Sache geheim zu halten, und das hat er ehrlich und redlich bis auf den heutigen Tag gethan. Durch ihn bin ich also auch von Deinen Bedrängnissen in Kenntniß gesetzt worden, Cornelia, und durch ihn habe ich auf Deine ungerathenen Neffen zu wirken gesucht, indem ich ihm die Mittel an die Hand gab, ihre Lebensbahn zu regeln, was ihm indessen trotz seines besten Willens bis heute noch nicht gelungen zu sein scheint, obgleich er mir neulich, als er mich hier besuchte, sagte, daß er endlich den besten Ausweg gefunden zu haben glaube und daß dieser schon halb offen vor ihm liege.

Doch ich kehre nun wieder zu meiner Geschichte in der Familie meines Chefs zurück.

Die von demselben festgesetzten vierzehn Tage waren verflossen und am Abend des letzten Tages ließ er mich zu sich bescheiden. Ich hatte meinen Entschluß bis zum letzten Punkt gefaßt und demgemäß handelte ich.

Mein Principal empfing mich wieder in seinem Privatzimmer und sein menschenfreundliches Gesicht strahlte von dem reinsten Wohlwollen, als ich bei ihm eintrat.

»Nun, Buttler,« sagte er, »hier sind wir wieder beisammen. Sie haben die nöthige Zeit gehabt, sich meinen Vorschlag zu überlegen und nun erbitte ich mir Ihre Antwort, frank und frei, mag sie lauten wie sie will.«

»Sie sollen sie haben,« erwiderte ich, »aber zuvor erlauben Sie mir mit Ihrer Frau Tochter zu reden.«

»Ist das nöthig?« fragte er lächelnd.

»Es ist unumgänglich.«

»So,« sagte er, mit einem Ausdruck der Miene, als wollte er sagen: »Geh hin, bei der wirst Du nicht viel ausrichten, wenn Du ihre Hand ausschlagen willst. Sie hat es sich einmal in den Kopf gesetzt und ich kenne meine Davida.« – Wollen Sie sie gleich sprechen?« fragte er dann.

»Wenn Sie es erlauben, ja!«

»Da ist noch was zu erlauben!« sagte er lachend. »Ich muß, wenn ich auch nicht wollte. In mancher Hinsicht werden die Eltern Slaven ihrer Kinder und ich bin es in diesem Fall geworden. So werde ich sie also hierher senden und Sie mit ihr allein lassen. Branchen Sie viel Zeit zu Ihrer Unterhaltung mit ihr?«

»Wenigstens zwei Stunden, eher mehr als weniger.«

»Der Tausend!« rief er, »da bin ich neugierig.« Mit diesen Worten verließ er mich und fünf Minuten später trat Hugo's Mutter in das Zimmer.

Sie nickte mir freundlich zu und reichte mir mit einem warmen Druck die Hand. »Herr Buttler,« begann sie, »ich höre, Sie haben das Vertrauen meines Vaters entgegen genommen und wissen Alles. Es mag Ihnen vielleicht nicht zart und weiblich von meiner Seite erscheinen, daß

es sich also zwischen uns gefügt hat, allein wenn Sie bedenken, in welcher Stellung wir uns gegenüber stehen und daß Sie aus eigenem Antriebe nie gewagt haben würden, mir näher zu treten, selbst wenn Sie mich liebten, so mußte ich wohl in diesem Fall meinem Vater mein Herz eröffnen und so habe ich es gethan, im Vertrauen an Ihre Rechtschaffenheit, denn als einen Mann von unzweifelhafter Rechtschaffenheit glaube ich Sie wie wir Alle erkannt zu haben. Jetzt sagen Sie mir ehrlich, ob Sie um meine Hand werben können, wenn die äußeren Verhältnisse zwischen uns ausgeglichen sind.«

»Ich erkenne Ihr Vertrauen vollkommen an und weiß es zu schätzen, Frau van der Flühe,« erwiderte ich, »aber bevor ich Ihnen auf diese Frage Antwort gebe, muß ich Ihnen selbst Vertrauen schenken und Sie über meine wahre Stellung im Leben und meine wirklichen persönlichen Verhältnisse in meinem Vaterlande aufklären.« Und nun erzählte ich ihr alle meine Jugendverirrungen, meine späteren Schicksale, auch mit Dir, Susanna, und nichts ließ ich aus, was irgend ein Licht auf meinen Charakter und meine menschlichen Gebrechen werfen konnte. Sie hörte mir sehr aufmerksam und mit wachsender Spannung zu. Wenn ich aber in Folge der über mich gegebenen Aufschlüsse eine Wandlung ihrer Empfindungen für mich erwartet hatte, so irrte ich mich – es fand sogar vollkommen das Gegentheil statt. Denn als ich fertig war, stand sie auf, legte mir ihre Hände auf die Schuttern und sah mir tief und fest in die Augen.

»Walram Forst,« sagte sie mit leise bebender Stimme – »denn das sind Sie ja noch immer, obgleich Sie bei uns nur unter dem Namen Ernst Buttler fernerhin leben können, – bisher habe ich Sie nur geachtet und geliebt als braven, fleißigen Arbeiter und als einen wackeren Gehülfen meines edlen Vaters; jetzt liebe und achte ich Sie noch viel mehr als einen vom Schicksal Verfolgten, als einen in allen seinen bisherigen Unternehmungen Unglücklichen. Wenn Ihre arme Susanna Ihnen künftig noch gehören *könnte*, doch nur in diesem einen Fall, so würde ich Sie für mich aufgeben; so aber, da sie an einen Anderen verheirathet, also für Sie verloren ist, gebe ich Sie *nicht* für mich auf, ja, es wird sogar das Bestreben meines ganzen Lebens sein, Ihnen, Ihre Jugendliebe zu ersetzen und Sie für die so zahlreichen, sonst im Leben gemachten traurigen Erfahrungen schadlos zu halten. Natürlich muß mein Vater sogleich von Allem, was Sie mir vertraut, Kunde erhalten, was er aber auch darauf entgegen möge, so Viel sage *ich* Ihnen, daß es nie ein Weib auf der Welt geben wird – Ihre unvergeßliche Susanna vielleicht ausgenommen – welches mit unzerreißbareren Ketten an Ihnen hangen wird als ich, denn ich liebe Sie wahrhaft und aus dem Grunde meines Herzens. Jetzt kommen Sie zu meinem Vater und er wird Ihnen sagen, daß Sie mir glauben können, denn er kennt mich genügend.«

Sie hatte Recht. Bald darauf hatte Herr Mathes erfahren, wer und was ich eigentlich war, und obgleich er anfangs große Augen darüber machte, so las er doch bereits

in Davida's Mienen, was sie in sich beschlossen habe. Genug, noch in dieser Nacht – wir kamen erst gegen Morgen zu Bett – war ich Davida van der Flühe verlobt und ein Vierteljahr später wurde sie meine Gattin.«

Walram machte eine kurze Pause in seiner Erzählung, sah nachdenklich vor sich nieder, seufzte tief auf und fuhr dann wieder ruhig zu reden fort.

»Sie war ein gutes, braves Weib und hat bis an's Ende ihres Lebens bewiesen, was sie mir von Anfang an dargethan: daß ich ihr das Liebste auf Erden war. Das muß ich mit Dank anerkennen. Vergleiche zwischen Dir und ihr, Susanna, habe ich nie angestellt, Ihr Beide waret mir in Geist und Gemüth zwei Wesen ganz verschiedener Gattung und behauptetet eine Jede Euren Euch von der Natur zugewiesenen Platz in meinem Herzen. Du warst mir ein unerreichbares, höheres Wesen, das, gleichsam wie mein Schutzgeist und die Triebfeder meiner ganzen menschlichen Kraft, über mir im Himmel thronte, und sie war mir ein unentbehrlicher Stab für die Erde, auf der ich nun einmal zu leben angewiesen war. Frage mich also nicht, ob sie mich glücklich gemacht hat. So viel ist gewiß: wenn ein Weib außer Dir mich beglücken konnte, so hat sie redlich genug und mit allen ihren Kräften dahin gewirkt. Doch – ich muß nun rascher zum Ende eilen. Durch Davida ward ich schon ein reicher Mann, denn der verstorbene van der Flühe hatte sie zur vollkommen unabhängigen Universalerbin seines großen Vermögens eingesetzt. Nebenbei trat ich als Compagnon meines Schwiegervaters in das Großhaus Mathes und Comp. ein

und als mein Schwiegervater vor zehn Jahren starb – sein jüngster Bruder war es, der mich neulich auf einige Tage besuchte und den man fälschlich für Herrn van der Flühe, den Aelteren, gehalten hat – setzte er Davida und mich zu Universalerben seines ganzen Nachlasses ein. So blieb ich bis vor drei Jahren der Chef des Großhauses Mathes und Comp. und als auch Davida zu dieser Zeit starb, waren nur Hugo und ich die alleinigen Erben ihres bedeutenden Vermögens.

Nach Davida's Tode ergriff mich plötzlich eine ungeheure Sehnsucht nach meinem Vaterlande, und namentlich nach dem Rhein, der Stätte meiner jugendlichen Freuden und Leiden. Hugo hatte längst meine Geschichte erfahren und sich mir mit ganzer Theilnahme angeschlossen, denn er liebte mich so zärtlich wie seine Mutter, der er auch im Aeußern ungemein ähnlich sieht. Er war mir als Knabe und Jüngling ein lieber und fleißiger Sohn gewesen, als Mann wurde er mein Freund und Gefährte, und ich wüßte nicht zu sagen, wer von uns Beiden dem Andern mit treuerer Liebe und Hingebung zugehan ist. So erfuhr er denn auch meine Sehnsucht nach der Heimat und ohne mein Wissen begab er sich zu seinem Freunde, dem preußischen Gesandten im Haag und theilte demselben, vor der Hand unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das Schicksal eines Freundes mit, den

er aber nicht als seinen Vater bezeichnete. Der Gesandte überlegte sich die krittliche Angelegenheit und versprach endlich, zunächst in vertraulicher Weise die nöthigen Schritte zu thun, um, wenn es möglich, eine Revision meines Processes zu bewirken, oder, wenn das nicht zulässig wäre, sich an die Gnade des Königs zu wenden. Er that diese Schritte und sie schienen zu glücken. Der Bescheid lautete, daß der ehemalige Verurtheilte sich persönlich oder durch die Vermittlung einer Vertrauensperson an die Regierung wenden solle und daß es nicht undenkbar sei, daß man, wenn die Revision der Acten kein wichtiges politisches Hinderniß ergäbe, von höchster Stelle her Gnade für Recht ergehen lassen werde. Solches Hinderniß gab es keins und nun wandte ich mich mit vollem Vertrauen an Doctor Henrion in Cöln, um ihn zu vermögen, den Vermittler zwischen der preußischen Regierung und mir zu machen, und von dieser Zeit an traten wir in die engste Verbindung. Er kam noch einmal selbst nach Amsterdam und wohnte bei mir und da beschlossen wir, alles Nöthige aufzubieten, um unser schwieriges Unternehmen zu einem glücklichen Ende zu führen.

Zugleich und in der Hoffnung, daß auch mir eine Amnestie zu Theil werden würde, da ja so viele wegen politischer Vergehen Verurtheilte aus jener Zeit schon begnadigt waren, gab ich ihm meinen Wunsch zu erkennen, Holland zu verlassen und mich am Rhein anzusiedeln.

Schon vier Wochen später war er in ernste Unterhandlungen mit den Gerichten wegen Ankaufs des Lerchenfels getreten und wir erhielten die nöthigen Zeichnungen des alten Schlosses und des dazu gehörigen Terrains. Ich gab sogleich Befehl, die Herrschaft zu dem geforderten Preise zu kaufen und ließ einstweilen unter meinen Augen von einem sachkundigen und mir befreundeten Baumeister die neuen Baupläne anfertigen. Sobald der Kauf abgeschlossen und Ernst Buttler in Amsterdam der Besitzer von Lerchenfels geworden war, verfügte sich der Baumeister persönlich an Ort und Stelle, um mit den geeigneten Handwerkern am Rhein in Verbindung zu treten und mit der Ausführung des projectirten Baues zu beginnen. Ich selbst durfte mich noch nicht wieder in Preußen sehen lassen und so zog ich mich einstweilen allmählig aus meinen kaufmännischen Geschäften zurück und die alte Firma Mathes und Comp. ging an einen anderen Großhändler über. Als aber nach zwei und einem halben Jahre, so langsam schritten die Verhandlungen zwischen der Regierung und meinem Sachwalter vor, mein Unternehmen sich zu meinen Gunsten zu entscheiden schien und ich nichts mehr zu fürchten zu haben glaubte, reiste ich unter dem Namen eines Bauaufseher Magnus hierher und trat angeblich die Stelle an, in der man mich hier zuerst kennen gelernt hat. Ich hielt mich natürlich von allen Menschen fern und wollte noch mit Niemandem in Verbindung treten, obgleich ich durch Henrion, der ja nun alle meine Verhältnisse kannte, wußte, daß Cornelia im Frühjahr nach Lerchendorf ziehen würde. War meine

Amnestirung erst erfolgt, dann wollte ich mich ihr zu erkennen geben, aber keinen Augenblick eher. Daß ich aber Dich, Susanna, und noch dazu als Wittwe hier wiederfinden würde, davon hatte ich nicht die geringste Ahnung und erfuhr ich sogar erst Deinen Namen durch Jeremias Heiduck, der mir überdies, ohne es selbst zu wissen, während meines Incognitos große Dienste geleistet und mich über Vieles aufgeklärt hat, was mir kein Anderer so ehrlich und der Wahrheit gemäß sagen konnte, wie er denn auch später stets die Brücke bildete, über die ich mit Euch in Verbindung trat, ohne daß Euch eine Ahnung beschlich, wie nahe Euch Euer Bruder und Freund sei.

Für Cornelia – um das hier kurz zu erwähnen – hatte ich immer durch Henrion sorgen lassen, und daß Du keine Gelder für Deine Neffen erhieltest, denn in diesem Punkt stimmte ich ganz mit Deinen vortrefflichen Söhnen überein, daran war ich allein schuld, da ich selbst hinreichende Mittel verwandte, um die in Trägheit und Schlemmerei Versunkenen ihren Verirrungen zu entziehen. Den Brief, den Du neulich verlorst, fand ich selbst zufällig auf der Landstraße, kurz nachdem ich Dir eben zum ersten Mal begegnet war und Dich auf der Stelle wiedererkannt hatte. Die dreihundert Thaler sandte ich Dir, um Dir einmal eine Freude zu machen, da ich ja durch Henrion wußte, wie gern Du Bedürftigen gabst.

Einer der wichtigsten Punkte für mich war der, wie ich mich Euch, ohne ein großes Aufsehen zu erregen, nähern sollte und ich überlegte oft und lange mit Hugo, was und

wie es geschehen müsse, um Euch allmählig auf mein Wiedererscheinen vorzubereiten und dabei zugleich zu erfahren, ob Euch dasselbe Freude verursachen würde.

Unterdessen aber war mir ein neuer und ganz unerwarteter Glücksfall zu Hülfe gekommen, auf den zufällig wenige Tage später meine vollständige Amnestirung und die Erlaubniß unserer Regierung, mich wieder in meinem Vaterlande niederzulassen, folgte. Hugo sah Bettina bei Cornelia, und augenblicklich, ohne daß er wußte, wer sie war, sprach sein Herz für sie, Ich erhielt noch an demselben Tage Aufschluß darüber und mußte mir, als ich kurz darauf erfuhr, daß sie Deine Tochter war, gestehen, daß mir nichts Erwünschteres begegnen könne. Seine Neigung wuchs so schnell, wie sie entstanden war und bald erkannte ich, daß er Bettina mit eben solcher Innigkeit liebte, wie ich an ihrer Mutter gehangen hatte, und so bestärkte ich ihn in seiner Bewerbung, die nun rasch erfolgte und mit allen übrigen Aufklärungen zusammenfiel.

Doch ich muß bezüglich dieser Aufklärungen noch einige Worte über Dich hinzufügen, Susanna. Schon bevor Hugo Bettina in Lerchendorf gesehen und bevor ich mit Jeremias Heiduck über sie und ihre Mutter gesprochen, hatte ich ganz zufällig auf einem meiner Spaziergänge in der Umgebung von Lerchenfels von einem mir begegnenden alten Manne erfahren, daß Susanna van der Deeken, ehemals in Lerchendorf wohnhaft, als Wittwe Wunderhold in der Eigenschaft einer Lehrerin in Neuwied wohne. Ich entwarf eben Pläne, wie ich mich Dir vor der

Hand unerkant nähern könnte, als Du, für mich ganz unvermuthet, nach Wingertsspring in das kleine Haus zogst und bald darauf Hugo Deine Tochter sah.

Auch noch ein anderes Ereigniß, welches mir unerwartet zu Hülfe kam, uns viel schneller einander näherte und mir jeden erwünschten Aufschluß über Dich gab, darf ich hier zu erwähnen nicht unterlassen, und das war mein eigenes Zusammentreffen mit Bettina. In der That machte dieselbe, als ich sie zum ersten Mal in aller Ruhe und Gemüthlichkeit bei ihrem ersten Besuche auf Lerchenfels in Begleitung der Kinder Cornelia's und des alten Heiduck sah, einen ungemein tiefen und überaus wohlthuenden Eindruck auf mich. Vom ersten Moment an war ich von der Lieblichkeit und der natürlichen Anmuth des lieben Mädchens hingerissen und die Aehnlichkeit mit Dir selber sprang mir gleichsam auf den ersten Blick in die Augen. Ich war so glücklich, mir unerwartet rasch ihr Vertrauen zu erwerben; sie gab sich mir so natürlich, wie sie war, und ich pries Hugo im Stillen glücklich, wenn es ihm gelänge, ihr Herz zu erobern. O, in welcher Wonne schwelgte ich ganz im Geheimen, als ich mir nun die nahe bevorstehende Enthüllung aller zwischen uns obwaltenden Geheimnisse ausmalte und mir das Glück vorstellte, welches mich von jetzt an in Eurer Mitte erwartete!

Gleich am ersten Abend, nachdem ich Bettina gesehen und erfahren, wer ihre Mutter sei, schrieb ich an Henrion und setzte ihm meine nächsten Wünsche in Beziehung auf Cornelia und Susanna auseinander. Ich war zu einem

schnellen Handeln geneigt, Hugo aber und Henrion riefen zum vorsichtigen Fortschritt, um erst Alles gehörig zur Reife kommen zu lassen. Ich folgte ihnen darin und bereitete mich also auf mein persönliches Erscheinen unter Euch allmählig vor. So erschien zuerst jenes erste Inserat in der kölnischen Zeitung, den Aufenthaltsort Cornelia's betreffend, welches nichts Anderes bezweckte, als Eure Aufmerksamkeit wieder auf mich zu leiten. Hätte Jeremias damals Susanna nicht die Zeitung geschickt, so würde Hugo, der sie ebenfalls in der Tasche trug, sie ihr überreicht haben, so aber kam uns der alte Herr zuvor und erleichterte uns den klug und sorgsam überlegten Schritt.

Mehrere Male schwankte ich, wenn ich wieder in Bettina's Nähe kam, ob ich ihr nicht vertrauen solle, daß Walram und Magnus eine und dieselbe Person sei, allein ich stand wieder davon ab, weil ich dem guten Mädchen eine zu große Beunruhigung aufzuerlegen fürchtete, aus der leicht eine zu frühzeitige Enthüllung meiner Person hervorgehen konnte.

Die Geschichte mit dem blauen Ritter ist nur durch Zufall herbeigeführt und lag anfangs gar nicht in meiner Idee, obgleich ich allerdings etwas Ernsteres damit beabsichtigte, bis der Gedanke mit dem Bettler in mir aufstieg, und sie so wieder verdrängte.

Um Euch mit wenigen Worten eine Aufklärung darüber zu geben, so will ich nur erwähnen, daß schon vor Jahren ein Künstler mein Gesicht in Wachs dargestellt hatte. Ich kaufte es, und in Lerchenfels wußte ich ihm

keinen besseren Platz als auf jenem Treppenabsatz in der schönen Halle und in dem Gewande des blauen Ritters einzuräumen. Erst Hugo brachte mich auf die Idee, durch die Aehnlichkeit des Bildes mit mir eine gewisse Einwirkung auf Dich zu üben, zu prüfen, ob Du Dich meiner Züge noch lebhaft erinnerst und dann vielleicht mich an die Stelle des Wachsgesichts zu stellen und so die Erkennungsscene zwischen uns herbeizuführen. Diese Idee führten wir nur halb aus, da mir die Scene mit dem Bettler in der Bibliothek besser gefiel, nachdem Du mir am Abend zuvor den bewußten Thaler geschenkt hattest. Du hattest mich übrigens erkannt, als ich in der blauen Rüstung vor Dir stand, das sah ich nur zu deutlich, und nun wurdest Du verabredeter Maaßen von Bettina und Hugo in das Zimmer geführt, wo Du mich endlich in der Hülle des Bettlers wiederfandst. Daß ich einen Tag zuvor als solcher zu Dir kam, veranlaßte allein meine Sehnsucht, Dich in Deinem Stilleben im kleinen Hause zu sehen, bevor Du meine Anwesenheit erfahren hattest. Wie ich dadurch meine Absicht erreichte und was ferner geschah, wißt Ihr und jetzt also sitzen wir hier zusammen, in treuer Einigkeit und neuer Liebe, um der vor uns liegenden Zukunft getrost in's Auge zu blicken. Und so frage ich Euch, seid Ihr zufrieden mit meiner Aufrichtigkeit oder muß ich noch mehr Worte machen, um Euch die Schleier zu heben, die über mir ausgebreitet lagen?«

Er erhielt keine Antwort, aber die beiden Frauen umschlossen ihn fest mit ihren Armen und Walram erkannte daraus, daß er noch Beider Herzen im vollen Umfange

besaß. Noch eine halbe Stunde blieben sie so allein und gaben sich der Freude und dem Genuß des Wiedersehens hin, dann aber löste Walram seine Hände sanft aus den ihren, stand auf und sagte:

»Jetzt, meine Lieben, haben wir das Nothwendigste zwischen uns abgehandelt und nun ist es Zeit, daß wir auch an Diejenigen denken, die voller Erwartung unserm Erscheinen entgegensehen. Vor allen Dingen stelle mich Deinen Kindern vor, Cornelia, die mich ja noch nicht als ihren Großonkel kennen. Von heute an sollen sie aber so gut meine Kinder wie Deine sein, denn ich will alle meine Verwandten, die meinem Herzen nahe stehen, um mich versammeln, sie sollen fortan mit mir unter einem Dache wohnen, und nur Die sollen davon ausgeschlossen sein, die sich unserer Liebe unwerth gemacht haben. In diesem Punkte allein werde ich streng sein und bleiben und nichts auf der Welt wird mich veranlassen, von einem Grundsatz abzuweichen, den ich in meinem ganzen erfahrungsreichen Leben als richtig erkannt: verwandt ist nur Der mit mir, der meinem Herzen nahe steht; selbst mein Bruder würde mir weniger als ein Fremder gelten, wenn er sich durch unehrenhafte Handlungen meiner Liebe und Theilnahme unwerth gemacht hätte. – Jetzt folgt mir und ich denke, wir werden die jungen Herzen nicht unversöhnlich finden, daß wir sie so lange unter Hugo's und Hans Hochstraatens Obhut allein ließen.«

---

Als die drei Personen Arm in Arm durch das Vorzimmer der Bibliothek wandelten, fanden sie in einem Saale daneben die jungen Leute in munterster Stimmung vor. Aber wer beschreibt das Erstaunen der drei Enkelinnen Cornelia's, als sie ihre Großmutter und Frau Wunderhold am Arm des Bauaufsehers Magnus erblickten, den sie auf der Stelle wiedererkannten, trotzdem sie ihn, in ganz anderen Kleidern und in gekürztem Haar und Bart vor sich sahen?

»Meine Kinder,« sagte Cornelia, den ihr so theuren Mann denselben vorstellend, »seht Euch einmal diesen Herrn an und sagt mir, wen Ihr in seiner Person vor Euch zu haben glaubt. Er ist ein alter Bekannter von Euch – aber mir – ist er noch viel, viel länger bekannt! Doch ich sehe es, mit Eurer Weisheit ist es heute nicht weit her. Nun, mir ist es vorher auch so ergangen und – um es kurz zu machen – begrüßt ihn als Euren Großonkel, meinen lange verschollenen theuren Bruder, Walram Forst, den ich, nachdem er so lange von mir getrennt, heute endlich wiederzufinden so glücklich war. Doch das ist noch nicht Alles, meine Kinder, er ist auch zugleich der Jugendfreund Frau Wunderhold's und der Vater des Herrn Hugo van der Flühe, und als solcher der Besitzer des schönen Schlosses, in dem Ihr heute zu Gaste seid.«

Walram, die Verlegenheit und das Staunen der drei Mädchen gewahrend, war bemüht, dieselben so viel und rasch wie möglich zu beruhigen, und so schritt er auf die ihm zunächst stehende Charlotte zu, faßte ihre Hände und zog sie an sein Herz.

»Komm her, Kinder,« sagte er mit seiner warmen Stimme, »Ihr seid nun auch meine Kinder, wie Ihr bisher die meiner Schwester gewesen seid. Alles Uebrige wird Euch die Großmutter ein ander Mal berichten, denn heute sind der Aufklärungen genug unter uns gefallen.«

Er umarmte und küßte sie alle der Reihe nach und zuletzt ruhte auch seine geliebte Bettina noch einmal an seinem Herzen, derer den innigsten Dank aussprach, daß sie ihm und Hugo so treulich zur Seite gestanden und den heutigen Tag ihm so glücklich zu Ende hatte bringen helfen.

»Aber jetzt,« wandte er sich an Hugo, »laß uns zum ersten Mal gemeinschaftlich im Familienkreise speisen. – Ziehe die Glocke, mein Sohn, und übernimm Du heute die Pflichten des Wirths; ich bin in meiner heutigen glücklichen Stimmung weniger denn je dazu aufgelegt.«

Hugo that, wie ihm geheißen, und kurze Zeit darauf befanden sich Alle in einem glänzend erleuchteten Zimmer und an einer reich besetzten Tafel, und das Glück saß mit ihnen am Tisch und es war Niemand unter Allen, dessen Gesicht nicht verrathen hätte, daß Freude in seinem Herzen sei.

Aber die Ueberraschungen sollten für diesen Tag noch nicht ganz zu Ende sein. Als der köstliche Wein, den man trank, die Herzen ein wenig befeuert und die Zungen gelöst hatte, erhob sich Walram und sprach einige Worte,

in denen er seine Empfindungen kund gab, wieder mitten unter den Seinigen, am heimatlichen Heerde in seinem Vaterlande zu sitzen. Daran aber knüpfte er folgende Worte, die er zunächst an Cornelia richtete.

»Jetzt aber, meine theure, geliebte Schwester,« sagte er, »habe ich Dir noch *eine* Bitte vorzutragen. Du siehst, wie glücklich wir Alle sind, und Du fühlst es an Deinem Herzen, daß Du es selber bist. Und dennoch ist Einer unter uns, der es noch nicht in dem Maaße ist, wie wir Uebrigen. Er blickt daher voll froher Erwartung auf Dich, weil Du nur allein ihm zu diesem vollkommenen Glück verhelfen kannst. Hier, unser Freund Hans Hochstraaten hat mich er sucht, sein Fürsprecher bei Dir zu sein und Dich um die Hand Deiner Enkelin Charlotte zu bitten. Gewähre ihm und uns diese Bitte und laß uns mit dem heutigen schönen Tage, dem Wiedervereinigungsfeste so vieler lange Getrennten, auch zugleich sein Verlobungsfest mit Charlotte feiern. Die Herzen der beiden jungen Leute sind enig, und so laß auch uns mit ihnen einigen Herzens sein. Darf ich in Deinem Namen ihm die Gewährung seiner Wünsche zunicken, so sprich nur ein Wort; wenn Du zuvor aber einen Bürgen seiner guten Eigenschaften gebrauchst, so nimm mich selbst dazu an, denn ich kenne ihn und weiß, daß er in jeder Beziehung ein Mann ist, wie Du ihn Dir als den Beschützer und Freund eines Deiner Kinder wünschen magst.«

Cornelia schaute unter allgemeinem Beifallsgeflüster anfangs verwundert, dann freudig auf. Aber an einen Widerspruch dachte sie nicht und sie hatte ja längst vermuthet, daß Hans Hochstraaten ihrer Enkelin von ganzem Herzen ergeben sei.

So schloß denn dieser ereignißreiche Tag auf Lerchenfels, auch in dieser Beziehung auf höchst erfreuliche Weise und erst lange nach Mitternacht verließen die glücklichen Gäste das schöne Schloß, während die darin Zurückbleibenden nicht weniger glücklich waren.

NEUNTES CAPITEL. NOCH EINMAL UNTER DEM ALTEN  
NUSSBAUM.

So spät die Bewohnerinnen des kleinen Hauses in Wingerthspring in der Nacht auch erst nach Hause gekommen, am nächsten Morgen waren sie doch schon früh wieder munter. Hatte sie etwa die glanzvoll aufgegangene Sonne so zeitig aus den Betten gelockt oder hatte ihnen ihr von Glück überströmendes Herz nicht die nothwendige Ruhe gegönnt? Ach, die Sonne, die bisweilen in den Herzen der Menschen lebt, übt, wenn sie so strahlend aufgegangen, wie es diesmal hier der Fall war, dieselbe Wirkung wie jene Sonne am Himmel aus; sie treibt üppig und frisch alle Lebenskeime mit gewaltiger Naturkraft hervor, sie erschließt mit wunderbarer Schnelligkeit die kaum erstandenen Blüthen der Seele, sie reift die lange zurückgehaltenen Früchte wie durch einen Zauberschlag, und also wirkte sie heute in dem kleinen Hause mit voller Macht und darum, ja, darum

allein war heute schon früh der Schlummer von den so lange von Sorgen bedrückten Augen gewichen.

Es war kaum acht Uhr Morgens, als ein Mann mit eiligen Schritten vom Berge her in den zierlichen Rosengarten trat und neugierig, wie selten Jemand, in das saubere Wohnzimmer der Wittwe blickte.

Susanna und Bettina hatten eben ihr Frühstück beendet, da sahen sie Walram's Kopf am Fenster auftauchen, dessen leises Nahen sie, in ihr Gespräch vertieft, nicht wahrgenommen hatten. Mit einem lauten Freudenschrei sprang Susanna von ihrem Sitze auf und eine Minute später hielt sie die Hand des treuen Freundes in der ihren, während die Augen der beiden Menschen tief bewegt und fest auf einander ruhten.

»Ich störe Euch früh,« sagte Walram, nachdem er auch Bettina begrüßt hatte, »aber ich kehre mich nicht an die Zeit, die mir jetzt ohne Euch länger denn je wird, und weiß, daß Ihr mich auch zu dieser Stunde willkommen heißt. Sieh, Susanna, der Morgen ist so schön, wie er nur sein kann, und ich habe wohl Lust, mit Dir einen Spaziergang am Rhein zu machen und in Deiner Gesellschaft die Stätten aufzusuchen, die uns Beiden so unvergeßlich geworden sind. Wenn Du denkst, wie ich, so entschieße Dich schnell und folge mir; Hugo wird bald die Bettina abholen und dann treffen wir später Alle wieder bei Cornelia zusammen.«

Susanna erröthete bei diesen Worten leicht, aber sie war auf der Stelle bereit, dem Wunsche des alten Freundes zu folgen, und so nahm sie rasch Hut und Tuch und

bald darauf schritten Beide, zu Bettina's Freude, Arm in Arm durch den Rosengarten auf die noch stille Landstraße hinaus.

In der Nacht war ein reichlicher Thau gefallen und hatte die Blätter und Blüthen erfrischt und den flüchtigen Staub der steinigen Straße gelöscht. Die Sonne aber war siegreich emporgestiegen und küßte schnell die strahlenden Perlen weg, die rings auf den Gräsern und Blättern der Weinberge lagen. Mild und würzig war die frische Morgenlüft, kein Wind zog durch die aufathmende Natur und der Rhein murmelte sein altes Sirenenlied, als ob jede Welle, die kam und ging, der andern die Wunder und Märchen erzählen wollte, die an den zerrissenen Ufern entlang auf den Bergen und im Thal Jahrhunderte lang Leben und Gestaltung gewonnen haben.

Langsam und anfangs schweigend schritten die beiden Personen zwischen den Weinbergen dahin; auch ihre Augen ruhten, wenn sie sich selbst nicht anblickten, oft auf dem Rhein und sie mochten viel mehr in ihrem Innern dabei empfinden, als ihre Lippen hätten sprechen können. Von einer Wonne durchströmt, die wohl keine Feder zu beschreiben vermag, durchlebten sie im Fluge eine lange, unendlich lange Zeit, denn ihr Gedächtniß war ihnen treu geblieben und sie erinnerten sich deutlich jedes Vorfalls, der ihnen hier oder da begegnet, wie sie sogar ihrer Worte eingedenk waren, die sie in blühender Jugend, in überquellender Liebe und doch so verhängnißvoller Hoffnungslosigkeit einst zu einander gesprochen hatten.

Erst als sie in die Nähe von Lerchendorf kamen, wechselten sie häufiger Wort um Wort, denn hier sprach fast jeder Stein und jeder Baum eine nur ihnen allein verständliche Sprache.

Jenseits der Brücke vom Dorf blieb Walram stehen und schaute mit umwölktem Auge den smaragdnen Wiesengrund am Flusse an, den ein schmaler nach Cornelia's Rheingarten führender Fußweg durchschnitt.

»Sieh,« sagte Walram zu Susanna und drückte ihren Arm fest an seine Brust, »hier auf dieser Wiese hat mich der alte treue Aegidi einst blutend und ohnmächtig gefunden und von hier aus, auf diesem Pfade, hat er mich in sein schlichtes Winzerhaus gebracht, wo mein Blick wenige Stunden später, als ich eben wieder zum Bewußtsein gekommen war, zum ersten Mal auf Dein liebevolles, schönes Antlitz fiel. Weißt Du es noch, wie schrecklich jene ersten Stunden waren und wie sie sich doch so rasch in die Vergangenheit verloren, nachdem unsere Herzen sich erst erkannt und lieb gewonnen hatten?«

Susanna's Brust athmete schneller und ihre Wange wurde wieder röther, während sie die Hand Walram's faßte und nun fortan fest in der ihren behielt. »Ich weiß Alles,« hauchte sie leise, »ach ja! Aber Aegidi's Häuschen steht nicht mehr auf dem alten Fleck und an seiner Stelle ist der kleine Hügel dort erstanden, wo die eiserne Bank und der runde Tisch stehen – siehst Du sie wohl?«

»Ich sehe Alles,« erwiderte Walram mit freundlich lächelndem Auge, »und auch hier hat die verschönernde Menschenhand viel Neues und Anmuthiges geschaffen.

Ja, ja, Alles im Leben ist wandelbar, das Eine zerfällt in Moder und Schutt, während das Andere zu neuem Leben erblüht. Laß uns jetzt nur das Letztere im Auge behalten, getrauert und geklagt über den Verfall des Schönen haben wir lange genug. Aber so lieblich und einladend dies Plätzchen am Rhein ist und so sehr die Einsamkeit ringsum zum Sitzen und Plaudern verlockt – ich weiß doch noch ein schöneres und da wollen wir uns eine Weile niederlassen und, unser Alter vergessend, einmal in süßen Erinnerungen der Jugend schwelgen.«

»Welches Plätzchen meinst Du?« fragte Susanna, indem sie die sanften Augen langsam zu Boden schlug.

»Welches könnte ich meinen,« erwiderte Walram und hob die Augen nach den im Morgenduft verschwimmenden Bergen empor, »wenn nicht jenes dort oben unter unserm alten Nußbaum! Kennst Du ihn nicht mehr?«

»Ach unser Nußbaum!« flüsterte Susanna und schmiegte sich fester an Walram an. »Wie sollte ich ihn nicht mehr kennen? Er ist ja ein Wahrzeichen für uns und unsere Schicksale geworden und an ihn knüpft sich ja das Süßeste und Bitterste, was wir in unserm Leben erfahren haben.«

»Nun, wenn es so ist und er wirklich ein Wahrzeichen für uns und unser Schicksal ist, so laß uns einmal die kleine Mühe außer Augen setzen und die Höhe, auf der er steht, erklimmen. Wir können ja langsam bergan gehen!«

Susanna erwiderte kein Wort darauf; in ihrer Brust wogte und in ihrem Herzen schwoll es wie eine mächtige Woge auf, die ihren Willen überfluthete und ihr die

Worte von den Lippen nahm. Langsam durchschritten sie Cornelia's Rosengarten. In der Halle war noch Niemand sichtbar, auch an den Fenstern nicht, als sie an der Nordseite des Hauses vorübergingen und den bekannten Weg einschlugen, der durch die Weinberge sich nach der Höhe emporwindet.

Wiederholt blieb Walram stehen und schaute sich verwundert um.

»Ich bin seit der Rückkehr in meine Heimat noch nicht bei Tage auf dieser Stelle gewesen,« sagte er, »obwohl ich spät Abends und sogar Nachts bei hellem Mondschein schon oft unsern alten Nußbaum besucht habe. Ich scheute es, mich den Blicken Cornelia's auszusetzen, denn es war ja immer möglich, daß sie mich erkennen und so meinen ganzen, so schön angelegten Plan durchkreuzen konnte. Wie sich das Alles hier verändert hat, wie es gewachsen und gediehen ist! Wenn das Dein Vater und der alte Aegidi und seine treue Brigitte sehen könnten, die hier so manche Rebe beschnitten und so manche Traube gepflückt haben!«

»Ach,« erwiderte Susanna, »das sind zwar traurige Gedanken, mein Freund, aber sie erheben doch unser Herz. Ja, wenn sie dies Alles sehen könnten, wie es gegenwärtig ist, dann könnten sie auch Dich sehen und wissen, daß Du der reiche Besitzer vom Lerchenfels bist. Was würden sie dazu sagen? Würden sie es für möglich halten?«

»Der Mensch hält Vieles nicht für möglich, Susanna, und doch ist unter den Sternen dieser Welt – Alles möglich. Zu dieser Ueberzeugung bin ich durch meinen eigenen wunderbaren Lebenslauf endlich gekommen. – Doch nun müssen wir schweigen, es geht steil bergan. Noch kann ich Dich führen, aber bald muß ich Dich wieder allein Deinen Weg finden lassen.«

Er sah sie dabei still lächelnd von der Seite an, aber sie schwieg und wie ein flüchtiger Schatten flog ein dunkler Gedanke über ihre reine Stirn, die sie etwas niedergebeugt hielt, um nach den Stufen zu sehen, die sie jetzt zu ersteigen begannen.

Nur ganz allmählig kamen sie höher hinauf; Walram stand oft still, um Susanna's Athem zu schonen, denn er, der starke und rüstige Mann, fühlte keine Beklemmung, wenn er auf die Berge stieg. Endlich aber langten sie unter dem Nußbaum an und dicht davor blieb Walram, Hand in Hand mit Susanna stehen und betrachtete mit wunderbaren Gefühlen das stolze Geäst des alten Baumes und seine duftigen saftigen Blätter, die er weit hinaus über die Rasenbank wölbte.

»Ja, er ist es noch, unser alter Freund,« sagte er sinnend. »O wie oft habe ich an ihn in der Fremde gedacht, als ich unglücklich war, und wie oft hat er mir wiederholen müssen, was wir unter seinem schützenden Dach zu einander gesprochen haben. Ich habe daher kein Wort vergessen, was hier gefallen ist. Doch still! Laß uns nun einmal wieder neben einander hier auf der Rasenbank

sitzen. Ha! da ist ja der alte Rhein und wie lustig blitzt und blinkt er heute zu uns herauf!«

Er hatte sich niedergelassen und so dem Rhein das Gesicht zugekehrt. Mit freudigem Lächeln schaute er nach Süden und Norden hin und verfolgte den gewaltigen Schlangenlauf, in welchem das uralte Gewässer vom Fels zum Meer wogt. Auch drüben am jenseitigen Ufer hing sein Blick lange und mit freudiger Seele, eben so an den kleinen Städtchen und Dörfern, die sich in nichts verändert hatten und noch heute wie einst in dem flüssigen Spiegel beschauten und sich auch lange in Zukunft noch darin beschauen werden.

»Ja,« sagte er nach langem Hinblick auf jedes Einzelne, »es ist noch Alles das Alte, Liebe, Bekannte! Wir Rheinländer haben ein Herz für unsern Strom, für unsre Berge, für unser Thal, und das mit Recht. Durchfliege die ganze Welt, Susanna, suche Dir das Schönste vom Schönen, das Reichste vom Reichen aus, und wenn Du Alles geschaut und bewundert hast und endlich hierher zurückkehrst, dann wirst Du Dir mit gehobenem Bewußtsein sagen: unser alter Rhein bleibt sich immer gleich, gleich schön und groß und herrlich! Und nicht allein bleibt er das, weil er unsre Heimat ist und wir ihn so lieben und verehren von Jugend an, sondern weil er wirklich schön und herrlich ist und das wird und muß Jeder sagen, der auch nicht an seinen Ufern geboren ist, wenn er die Wahrheit sprechen will und ein Auge und ein Herz für Gottes wunderbare Schöpfung hat.«

»Ja, Susanna,« fuhr er nach einer Weile mit gehobener Stimme fort, Jetzt fühle ich mich wieder daheim, denn ich bin es; hier will ich auch einst begraben sein, wo meine Liebe und mein Glück ihren Anfang nahmen und dann auch ihr Ende fanden. Doch daran wollen wir jetzt noch nicht denken, wir Beide fangen ja eigentlich jetzt erst recht zu leben an und Gott wird uns ja wohl so gnädig sein, uns noch einige Jahre des Friedens, der Eintracht und der Liebe zu schenken. Doch – was ich sagen wollte – Eins liegt mir hier doch schwer auf dem Herzen und das muß endlich davon herunter, da wir ja hier so still und traulich sitzen und nichts vorhanden ist, was unser Zwiegespräch stören könnte.«

Er sah Susanna liebevoll an, sie aber hatte das Gesicht niedergebeugt und mit dem einen Fuße scharrte sie im Rasen hin und her, als fühle sie eine innere Unruhe, die ganz zu unterdrücken sie vergeblich bemüht war.

Da fühlte sie Walram's Hand um die ihre zucken und sie schaute in die Höhe und ihre Augen trafen auf einander.

»Hast Du gehört, was ich eben sagte?« fragte er.

»Ja, ich höre Alles, jedes Wort, jede Sylbe. Was liegt Dir denn so schwer auf dem Herzen?« tönte es leise und fast bang von ihren Lippen.

»Ich will es Dir sagen. Und sogleich. Ich habe Dir nur *eine* Frage vorzulegen und Du mußt sie mir ehrlich und Deinem innersten Gefühl nach und der Wahrheit gemäß beantworten.«

»Sprich sie aus,« hauchte sie – »wenn ich *kann*, werde ich sie ehrlich beantworten.«

»Nun denn, Du hast gestern Abend die Erzählung meiner Erlebnisse in Amsterdam mit angehört, aber wir haben noch nicht Gelegenheit gehabt, ungestört darüber unsere Meinungen auszutauschen. Ist Dir, so frage ich Dich jetzt, dabei nichts Besonderes aufgefallen und hat nicht der eine Umstand vorzugsweise Dein Interesse erregt?«

Susanna erröthete leicht und schaute in einiger Verlegenheit still vor sich nieder. »Nein,« sagte sie nach kurzem Besinnen, »mir ist nichts Besonderes dabei aufgefallen, obwohl jedes Einzelne mein Interesse erregt hat.«

Walram lächelte heimlich. »So,« sagte er, »Du willst nicht recht mit der Sprache heraus und das begreife ich, allein ich muß jetzt Gewißheit über alle Deine Empfindungen haben und so bitte ich Dich, mir aufrichtig zu sagen, ob Du mich nicht im Stillen verurtheilt hast, daß ich der Gatte Davida van der Flühe's geworden bin?«

»Walram! Wie könnte ich! Hast Du mich denn verurtheilt, weil ich – meinem Vater gehorchend und seinen Worten glaubend, daß ich nur dadurch ihn vom Verderben retten könne, – die Frau Wunderhold's geworden bin?«

Bei diesen Worten sahen sich Beide mit weit geöffneten Augen an. Ein Blick nur war es, aber er flog von Seele zu Seele, und gleich darauf lagen sie fest Brust an Brust.

»Nein,« sagte Walram mit tief bewegter Stimme, »wir können uns Beide deshalb nicht verurtheilen und es hat

auch wohl Keins von Beiden dies harte Verdict gesprochen. Du warst eine gehorsame Tochter, obgleich Dein Vater ein strenger und hartherziger Mann war, der freilich auch für seine Handlungsweise Gründe anzuführen haben mochte, denn ich war ja – ich *mußte* es in seinen Augen sein – ein verlorener Mann, dem er seine einzige Tochter, die sein Alles war, nicht nach Holland nachschicken und mit mir verbinden konnte – und ich gehorchte auch meinerseits einer zwingenden Nothwendigkeit, die überdies bedeutende Folgen gehabt hat; denn wäre ich nicht Davida's Gatte und dadurch ein so reicher und unabhängiger Mann geworden, ich wäre vielleicht niemals wieder in meine Heimat zurückgekehrt – ja, ich wäre vielleicht niemals auf den Gedanken gerathen, die Gnade meines Königs anzurufen und ich hätte Dich also auch nicht wiedergefunden. Jetzt aber habe ich Dich wieder, ich bin ein angesehener, von allen meinen Flecken gereinigter Mann und als solcher weiß und erkenne ich, daß jetzt nur noch eine einzige Frage für mich existirt, deren Beantwortung noch nicht erfolgt ist und die allein Du beantworten kannst.«

»Was ist das für eine Frage?« hauchte es leise an seiner Seite.

»Ich möchte wissen, ob Du auch jetzt noch geneigt bist, wie Du es ehemals warst, Dein Schicksal in meine Hand zu legen, das heißt, Dich mit mir zu vereinen und an meiner Seite, getrost in Leid und Freud, dem Ende alles Irdischen zuzuschreiten?«

»Walram!« rief Susanna, die Hände zusammenschlagend und das verklärt schimmernde Auge zum Himmel erhebend. »Daran könntest Du wirklich noch jetzt denken?«

»Denken? Bos daran denken? Warum denn es nicht auch thun?«

»Wie? Die arme Susanne sollte wirklich noch einmal so glücklich werden, wie sie es einst in ihrer Jugend zu werden gehofft und – gewünscht hat!«

»Gewünscht hat? Wünscht sie es denn jetzt nicht mehr?«

Susanna antwortete nicht, aber ihre Hände rangen sich fest in einander und ihr Auge war noch immer mit fragendem Blick dem Himmel zugewandt.

»Sprich!« sagte Walram ruhig und fest, »aber ich möchte die Wahrheit hören, wie sie Dir im Herzen liegt.«

»Die Wahrheit? Wie sie mir im Herzen liegt? Ja, Du sollst sie hören. Ach, Walram, bin ich denn nicht über die Jahre fort, wo ein Weib einem Manne Alles sein kann? Nach wenigen Jahren werde ich Falten im Gesicht haben und Du – Du wirst dann nicht mehr mit Freuden auf mich blicken.«

»Nicht? Und nach wenigen *Jahren* schon? O, Susanna, weißt Du nicht, daß jeder einzelne Tag, mit einem geliebten Wesen verlebt, eine unvergeßliche Ewigkeit ist? Wie lange also könnten wir noch glücklich mit einander leben, wenn Du nur willst! Und dann – wirst Du denn auch im Herzen Falten bekommen?«

»Nein, da giebt es bei mir keine Falten, das weiß ich bestimmt.«

»Nun denn, wenn das ist und Du nur willst, dann laß uns getrost unsre Hände zusammenlegen und aus zwei Seelen wieder eine machen, wie sie es immer gewesen sind, seitdem sie sich in der Jugend einander ergaben. Willst Du also oder willst Du nicht?«

»Walram!« rief sie laut aufschluchzend aus.

»Susanna!« rief es ihr dagegen mit einem lieben, bekannten Herzenslaut, und Beide lagen wieder Brust an Brust, wie ehemals, und der Rhein unter ihnen zog, leise seinen Beifall murmelnd, seine weite Bahn dahin, von Fels zu Meer, und die Wolken über ihm flogen mit ihm dahin – in den Herzen der beiden Menschen aber gab es keine Wolke mehr und Susanna sagte Walram in leise flüsternden Worten zu, vom Thale zum Felsen zu ihm zu ziehen und über sich die Gestirne Gottes leuchten zu lassen, so lange *Er* es wolle, der aller Menschen Anfang und Ende, Glück und Unglück, Freude und Leid in seiner allmächtigen Hand hält.



Schon während Walram und Susanna auf der Rasenbank unter dem Nußbaum saßen und das Gespräch führten, welches über ihr künftiges Schicksal entschied, war ein Wagen auf der Landstraße vom Norden her herangerollt und, an den Rosengarten vor Cornelia's Hause gelangt, in denselben eingelenkt. Walram's scharfes Auge,

so innig es auch an Susanna hing, hatte ihn doch bemerkt und verfolgt; als er nun aber sein Gespräch mit Susanna beendet, stand er von seinem Platze auf und sagte zu ihr:

»Das war eine schöne, eine glückliche Stunde, meine theuerste Freundin, und, so Gott will, soll sie noch viele Nachfolgerinnen haben. Jetzt aber wollen wir uns erinnern, daß es außer uns noch andere Menschen auf der Welt giebt und, so viel es in unserer Macht liegt, wollen wir versuchen, ihre Freuden zu mehren und ihre Sorgen zu lindern. So komm denn mit mir zu Cornelia hinab, ich habe eine Ahnung, wer in dem Wagen saß, der vor einer halben Stunde vor das Haus von Lerchendorf gefahren ist.«

»Wer kann es sein?« fragte Susanna, die seinen Arm schon ergriffen hatte und mit ihm den Berg hinabzusteigen begann.

»Ich glaube, es ist der Justizrath Henrion aus Cöln, und wenn ich nicht irre, bringt er mir eine gute Botschaft, denn sonst käme er nicht selbst.«

Ruhig stiegen sie nun den Felsen hinab und als sie eben im Rosengarten anlangten, kamen auch Hugo und Bettina mit den schönen Isabellen von Wingertsspring her angefahren und Bettina hielt zum ersten Mal die weißen Zügel in der Hand, denn von jetzt an sollte ja wirklich der Unterricht im Fahren und Reiten beginnen, worin Hugo van der Flühe ein altbewährter Meister war.

Als die beiden Paare sich im Garten begrüßt hatten und Hugo an seines Vaters und Susanna's glücklich erregten Mienen erkennen mochte, was so eben zwischen

ihnen vorgefallen war, traten sie in das Haus und hier fanden sie in der That den Justizrath Henrion vor, der eben mit Cornelia in ernstem Gespräch begriffen war und ihr schon das Wichtigste, was er brachte, mitgetheilt hatte.

»Henrion, alter Freund,« rief Walram, als er dem braven Manne beide Hände entgegenstreckte, »sehen Sie da, da sind wir nun Alle beieinander und der große Wurf ist endlich gelungen, der uns manches Jahr so ernst beschäftigt hat. Ja, nun ist Alles, wie es sein soll, und Jeder von uns hat das Seine so redlich gethan, wie er es zu thun verheißen hatte.«

Dr. Henrion schaute den so freundlich Redenden mit lächelnder Miene an und schüttelte ihm herzlich die Hände. »Also wirklich,« sagte er, »der Wurf ist gelungen und Alles ist so, wie es sein soll? Nun, dann statte ich von Herzen meinen Glückwunsch ab, und damit das Glück hier vollkommen sei, bringe ich zum Ueberfluß eine gute Botschaft, die bereits Ihre Frau Schwester vernommen hat und mit der auch Sie hoffentlich zufrieden sein werden.«

»Ich kann mir denken, was es ist,« sagte Walram mit ernsterer Miene, indem er Cornelia und Henrion ihm in ein Nebenzimmer zu folgen einlud. »Sie sprechen von unsern liebenswürdigen Neffen, nicht wahr? Nun, haben Sie sie in einem sicheren Hafen untergebracht und haben sie die Verhandlung unterschrieben, die wir ihnen vorlegen ließen?«

»Ja, und hier habe ich die Verhandlung selbst,« sagte der Justizrath und zog ein umfangreiches Actenstück

aus seiner Tasche. »Von heute an ist Ihnen, Frau Professorin, Dank der Fürsorge Ihres Bruders Walram, alle Sorge über die fernere Existenz Ihrer Neffen vom Herzen genommen. Wir haben das ihnen bestimmte Gut in Holland für sie gekauft; sie haben ihren Weg dahin angetreten und sich mit dem Abkommen, wie wir es getroffen, einverstanden erklärt. Sie erhalten, ähnlich wie Frau Cornelia's Söhne es einst mit ihr gerichtlich abgeschlossen, eine jährliche Unterstützung in baarem Gelde und sind außerdem Besitzer eines ihren Verhältnissen entsprechenden Grundstücks geworden, das sie mit ihrer Hände Arbeit erhalten müssen. Andere Ansprüche haben sie nicht mehr an Sie zu erheben. Wenn sie nun Lust zur Arbeit haben, werden sie gedeihen, an Mitteln fehlt es ihnen nicht. Wollen sie nicht arbeiten, wie wir es Alle gethan, ohne die Mittel dazu zu besitzen, nun, dann ist es ihre eigene Schuld, wenn sie zu Grunde gehen, denn wer nicht das Seinige dazu thun will, um ehrlich und brav durch die Welt zu kommen, der gehe zu Grunde und die Welt hat nichts an ihm verloren.«

»Das ist auch meine Meinung,« sagte Walram mit energischer Miene, »und ich danke Ihnen, daß Sie auch das zu Stande gebracht haben. Und Du, Cornelia! Haben wir es Dir diesmal nach dem Sinne gemacht?«

»Vollkommen, Walram, Dr. Henrion kennt schon meine Meinung und ich habe ihm bereits für seine freundliche Mühwaltung gedankt. Nun bleibt mir nur noch übrig – *Dir* zu danken –«

Walram legte ihr sanft die Hand auf den Mund und sagte: »Still, Cornelia! Du bist die Tochter meines Vaters und zwischen so nahen Verwandten braucht kein Dank über Dergleichen gesprochen zu werden. Mir als ältestem männlichen Gliede unserer Familie liegt die Sorge ob, für das Wohl Derer zu sorgen, die dazu gehören, wenn sie eben dieser Sorge werth sind, und da mir Gott die Mittel reichlich dazu gegeben hat, habe ich einige davon angewandt, zum letzten Mal es zu versuchen, ob wir auch Die noch retten können, die sich unsrer Liebe unwerth gemacht haben. Mögen sie gedeihen, sagte vorher unser Freund, und so sage auch ich; aber mögen sie zu Grunde gehen, wenn sie nicht arbeiten wollen, denn wer die Kraft dazu von der Natur empfangen hat und sie nicht auf die rechte Weise anwendet, an dem hat die Welt wirklich nichts verloren, wenn er zu Grunde geht. – Diese Sache ist heute zwischen uns abgemacht und für's Erste wollen wir nicht wieder darauf zurückkommen, uns bleibt noch manches Andere zu thun übrig, was unseren Herzen näher liegt. So kommt denn und laßt uns zu Susanna und den Kindern gehen. Ich bedarf des goldenen Sonnenscheins in meinem Leben und glücklicher Weise weiß ich jetzt, wo ich ihn finden kann.«

#### ZEHNTES CAPITEL. SCHLUSS.

Walram und Susanna, Hüge und Bettina hielten sich in Lerchendorf nicht allzu lange auf und fuhren in dem kleinen Wagen mit den Isabellen wieder nach Lerchenfels

zurück, wo an dem heutigen Tage das Mittagsmahl eingenommen werden sollte, zu welchem Behufe um ein Uhr ein Wagen bestellt war, der Cornelia mit ihren Enkelinnen und Hans Hochstraaten in das Schloß ihres Bruders bringen sollte. Bettina war ganz stolz darauf, ihre Mutter spazieren fahren zu können und nahm zu diesem Zweck mit ihrem Bräutigam wieder den Vordersitz ein, während Susanna mit Walram auf dem Hintersitz Platz nahmen. Die Fahrt ging Dank der guten Lehren Hugo's glücklich von Statten und man langte in heiterster Stimmung am Thor von Lerchenfels an. Hier aber stiegen Alle aus, um vor dem Mittagsessen noch in dem schönen Park umherzustreifen, den Susanna noch nie am hellen Tage, bei klarem Sonnenschein und in ruhiger Gemüthsstimmung gesehen hatte. Freudig bewegt trat sie nun an Walram's Arm in denselben ein. Als sie sich aber auf den grünen Rasenflecken und unter den prangenden Blumen umsah, über die die herrlichen Bäume ringsum ihren lieblichen Schatten warfen, glaubte sie in eine neue Welt versetzt zu sein. Alles war ihr neu, frisch und schön, und sie gestand laut und freudig ein, nie in ihrem Leben einen Genuß dieser Art gehabt zu haben.

Walram war über ihre unschuldigen Freudensäußerungen überaus beglückt und blieb mit ihr an jedem Orte stehen, wo es für sie etwas Neues zu schauen gab. Plötzlich aber nahm sein klares Gesicht eine sinnende Miene an und Susanna, die jeden Ausdruck darin studirte, fragte ihn, was ihn so nachdenklich mache.

»Mir fällt eben etwas ganz Besonderes ein,« sagte er stillstehend und sich im Kreise umblickend.

»Wir sind so glücklich heute und haben in diesem Glück bisher nur an uns gedacht. Aber das sollten wir nicht thun, es giebt auch noch andere Menschen, die unser Glück mit uns theilen müßten. Da dachte ich nun eben an unsern alten Freund Jeremias Heiduck und ohne ihn, der Dir so manches Gute erwiesen hat, sollten wir eigentlich den heutigen Tag nicht feiern. Es ist so herrliches Wetter und wenn man dem alten Herrn einen Wagen schickte, würde ihm der Besuch auf dem Lerchenfels gewiß nichts schaden. Was meinst Du?«

»Ja, ja, Du hast Recht!« stimmte ihm Susanna sogleich bei. »Gewiß ist er unser alter Freund und er hat wohl verdient, daß wir ihn endlich auch von dem Ereigniß in Kenntniß sehen, welches uns Beide heute betroffen hat.«

»Still!« sagte Walram sinnend. »Wir wollen ihm eine kleine Ueberraschung bereiten. Er weiß ja noch nicht, daß ich der Vater Hugo's bin und da wollen wir ihn einladen, bei dem alten Herrn von Lerchenfels heute eine Suppe zu essen. – Ah, da ist Hugo, laß uns mit dem die Sache überlegen.«

Hugo stand mit Bettina auf einem der kleinen Balcone, die oberhalb der chinesischen Mauer angebracht waren, und schaute eben aufmerksam nach dem Weinberg des alten Nachbars. Auf den Ruf seines Vaters aber stieg er sogleich die kleine Treppe herab, die nach dem Balcon führte, und ehe noch Walram ihm seinen Wunsch mitgetheilt hatte, berichtete er, daß Jeremias so eben zum

ersten Mal wieder in seinem Weinberg spazierte und sich angelegentlich mit den Weinstöcken darin beschäftigte.

»Das paßt vortrefflich,« erwiderte Walram. »Nun verhaltet Euch still und laßt mich einmal auf die Mauer. Ich will mich wie neulich mit dem alten Knaben in ein Gespräch einlassen und ihn zum Schluß heraufrufen; das Uebrige wird sich dann schon finden.«

Gleich darauf stieg er mit Susanna die Treppe nach dem Balcon empor; Letztere aber hielt sich von der Brüstung fern, so daß nur Walram auf derselben wahrgenommen werden konnte. Jeremias hatte sich in der That nach dem letzten Besuch, den ihm Susanna und Bettina abgestattet, viel wohler gefühlt und der freudige Schreck, den ihm die Verlobung Hugo van der Flühe's mit Bettina verursacht, hatte also günstig auf ihn eingewirkt. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte er nach diesem Tage eine ruhige Nacht gehabt und prächtig geschlafen und am nächsten Morgen fühlte er sich so schmerzsfrei, daß er seine Krankheit für gänzlich beseitigt hielt, was sie in der That auch für einige Zeit war. Als er nun den klaren blauen Himmel von seinem Zimmer aus sah und die wohlthätigen Strahlen der Sonne fühlte, ward es ihm in seinem öden Hause zu eng, er sehnte sich in's Freie und hatte das Verlangen, einmal wieder unter Menschen zu sein. So kleidete er sich denn an, gerade nicht festlich, aber doch so, daß er vor Damen erscheinen konnte, denn sein erster Besuch mußte natürlich seiner lieben Nachbarin, der Frau Wunderhold gelten, die er ja einmal fest in sein morsches Herz geschlossen hatte, wie er sich wiederholt

selber gestand. Allein zu seinem größten Mißvergnügen fand er weder sie noch ihre Tochter zu Hause und hörte von Frau Günther, die er befragte, daß Erstere mit einem alten Herrn spazieren gegangen, Letztere aber eine Stunde später von ihrem Bräutigam in einem Wagen abgeholt und davon gefahren sei.

»Hm, hm!« sagte er, aus dem kleinen Rosengarten tretend, »das finde ich ganz natürlich, aber mir ist es sehr unangenehm. Wer kann der alte Herr sein, der meine liebe Freundin abgeholt hat? Kein Anderer als der alte Herr van der Flühe, und das finde ich ebenfalls sehr natürlich, obgleich mir auch das nicht ganz angenehm ist, denn gegen einen solchen Herrn werde ich armer Krüppel wohl zu Kreuze kriechen müssen. Na, sie werden nicht ewig wegbleiben und meine glückliche Stunde wird auch noch schlagen. Gehen wir denn also einmal nach dem Weinberg am Lerchenfels hinauf, das ist auch ein Genuß, nachdem ich meine Weinstöcke so lange nicht gesehen. Aber ach Du lieber Himmel! Der anhaltende Regen wird ihnen nicht wohlgethan und ich werde keine große Freude an ihren Fortschritten haben. Na, das ist auch Alles Eins und wir wollen uns kein graues Haar darüber wachsen lassen. Billiger gebe ich darum das Gut nicht fort, und wenn es wirklich wahr ist, daß der alte Herr da oben es haben will, so wird er mir immer einen Preis dafür zahlen, der meine Unkosten deckt. Geld genug hat er ja dazu.«

In solcherlei Gedanken versunken schritt er langsam über die Landstraße und half sich mit seinem festen

Stock allmählig die Stufen nach dem Weinberg empor, wo er sich nun nach allen Seiten umsah und jeden Weinstock mit Kennermiene prüfte. Er war nicht ganz unzufrieden mit dem, was er fand; trotz der so ungünstigen Witterung waren Fortschritte bemerkbar, denn es war ja bei dem Regen fast immer warm gewesen und zwischendurch hatte die Sonne geschienen. So nahm seine Laune allmählig eine heiterere Färbung an und er fühlte sich veranlaßt, immer höher zu steigen, um auch auf der letzten Terrasse, wo seine beste Weinlage war, die Weinstöcke zu untersuchen. Endlich auf der Höhe angelangt, schaute er sich vergnügt im Kreise unter seinen Lieben um und auch hier hatte er Ursache, zufrieden zu sein, denn seine Leute hatten in seiner Abwesenheit fleißig gearbeitet und nach dem Rechten gesehen und er fand gar nichts oder wenig an dem auszusetzen, was sie geleistet hatten. Auch die kleinen Trauben waren sichtbar gewachsen und die Fülle derselben ließ nichts zu wünschen übrig.

So war er endlich in eine ganz vergnügte Stimmung gerathen und er freute sich des warmen Sonnenscheins, der ihm eben so wohlthätig wie seinen Pflinglingen war. Voller Behagen blickte er nun von seinem Pavillon, wie er ja die Bank in der Mitte der höchsten Terrasse nannte, über den ganzen Weinberg nach seinem Gute hin und zum ersten Mai wieder beschlich ihn ein angenehmes Heimatsgefühl, nachdem er so lange aus dem einsamen Zimmer düster und mit unwölkten Sinnen in die Welt geschaut.

»Was fordere ich eigentlich für dieses schöne Stückchen Erde,« fragte er sich nun, »wenn sich wirklich ein Käufer dazu findet, was ich doch nach der Aussage jenes jungen Herrn glauben muß. Verschleudern will ich es wahrhaftig nicht. An mich will ich dabei nicht einmal denken, ich habe zu essen und zu trinken, so lange ich lebe, und ein warmes Dach werde ich auch wohl noch finden und Kleider brauche ich ja nur wenig. Pferde und Wagen will ich mir nicht mehr halten, die kann man ja für Geld haben, wenn es nothwendig ist. Aber an andere Leute muß ich dabei denken, die meine Erben sein sollen, wenn ich nicht mehr bin. Verwandte habe ich leider nicht und so kann ich über mein Hab und Gut bestimmen, wie es mir gut dünkt. Ha, Frau Wunderhold, Sie allerliebstes kleines Wesen, was würden Sie sagen, wenn Sie wüßten, was ich jetzt denke? Und ich denke gar nicht übel, wie ich meine. Hm! Würde sie wohl ihre kleine Hand –«

»Guten Morgen, Herr Nachbar!« tönte da plötzlich eine laute Stimme über ihm von der chinesischen Mauer herab und riß mit einer fühlbaren Dissonanz den schönen Gedanken mitten durch, den er so eben aussprechen wollte.

Verwundert schaute Jeremias empor und erblickte den Kopf Walram's, der sich vom Balcon herab zu ihm niederbeugte und ihm den unerwarteten Morgengruß zurief. Anfangs schien er ihn nicht zu erkennen und doch klang ihm die Stimme überaus bekannt. Endlich aber sah er, wer ihn angerufen und nun berührte er leicht seinen

Hut, den er heute vorsorglich aufgesetzt hatte, und rief hinauf:

»Ah, Sie sind es, Herr Bauaufseher – Agnus – Agnus, ja, ja, so heißen Sie ja, wenn ich mich nicht irre. Aber zum Teufel, ich hätte Sie beinahe nicht erkannt, Sie haben sich ja das Haar und den Bart verkürzen lassen! Ha, und auch die Blouse haben Sie diesmal nicht an, ist es denn heute Sonn- oder Feiertag bei Ihnen, Mann?«

»Allerdings, mein alter Freund,« erwiderte Walram lachend, »ist es heute bei mir Feiertag und das muß man ja schon in seinem Aeußeren zu erkennen geben. Sind Sie doch heute auch austaffirt wie ein Mann, der einen Damenbesuch machen will, denn der Rock, den Sie tragen, ist doch wahrhaftig nicht Ihre Weinbergsuniform.«

»Sie mögen Recht haben, Herr – Bagnus –«

»Magnus, Magnus, wollen Sie sagen!«

»Zum Teufel, ja! Also Magnus! Na, wer kann die ausländischen Namen alle behalten! Also ich wollte sagen, Sie mögen Recht haben, ich wollte auch Damen besuchen, aber sie sind ausgeflogen mit ihrem jungen und alten Herrn – na, das ist ja natürlich. Denn Sie wissen doch, was in dem kleinen Hause da passirt ist, wie?«

»Was ist denn da passirt?« fragte Walram in aller Ruhe.

»Na, das ist eine Frage! Nun stellen Sie sich am Ende noch, als ob Sie erst um Rath gefragt werden mußten, haha! Der junge Herr van der Flühe bei Ihnen da oben ist Bräutigam, und die kleine niedliche Hexe, die Bettina, ist Braut und Beide sind in einander verliebt – ist das nicht eine artige Neuigkeit?«

»Gewiß ist sie artig und wenn Sie das meinen, so weiß ich es schon lange. Hier oben ist Alles in Freude und Jubel darüber und es findet sogar heute Mittag eine große Gasterei im Schlosse statt, wozu auch die Frau Professorin aus Lerchendorf mit ihren Enkelinnen geladen ist. Sie wissen doch, daß die Eine von ihnen, Charlotte mit Namen, auch Braut geworden ist?«

Jeremias rothes Gesicht glühte in höchstem Erstaunen auf. »Zum Teufel!« rief er hinauf, »was Sie da sagen, ist ja ganz was Neues und ich weiß noch kein Wort davon. Aber das kommt davon, wenn man das verteufelte Podagra hat, dann ist man an seine Stube gebunden und die Welt dreht sich ohne Einen herum. Aber mein Gott, also ist es wahr? Die kleine Charlotte hat auch einen Mann erwischt? Na, ich dachte immer, die Natalie müßte die Erste sein, weil sie so lustig und schnippisch ist und den Mund immer auf dem rechten Fleck hat. Aber nun sagen Sie mir, wer ist denn der Glückliche, der den niedlichen Goldfisch gefangen hat?«

»Ich will es Ihnen ganz im Vertrauen sagen,« flüsterte Walram hinab, »aber Sie dürfen mich nicht verrathen. Der holländische Maler ist es, Herr Hochstraaten, der Freund des jungen Herrn van der Flühe.«

»Also ein Holländer? Soll ihn der Kukuk holen! Hat denn der nicht Weiber in Holland genug, daß er sich bei uns eins suchen muß?«

»O, er geht nicht nach Holland zurück, er bleibt hier, lieber Herr, und zieht in Frau Cornelia's Haus, das diese verläßt.«

»Sie verläßt ihr Haus – in Lerchendorf?« fragte Jeremias, über die Maaßen verwundert. »Wie verstehe ich das? Herr, binden Sie mir auch keine Fabel auf? Sie sehen mir heute ganz verwettert lustig aus.«

»Eine Fabel?« rief Walram lachend zurück. »O, wie würde ich das wagen! Aber mein Gott, dann wissen Sie wohl noch gar nicht, was Alles in Lerchendorf passirt ist?«

»Nicht die Probe weiß ich davon, Sie sehen es ja. Aber was ist denn passirt, nun wird mir die Geschichte doch am Ende zu bunt.«

»Nun, so will ich es Ihnen verrathen, wenn Sie schweigen können. Haben Sie nie gehört, daß die Frau Professorin einen verschollenen Bruder hatte?«

»Nu, gewiß habe ich davon gehört. Ah, nun fange ich an zu begreifen. Steht das vielleicht mit der Zeitungsnachricht von neulich in Verbindung?«

»Natürlich! Der Bruder hat sich wiedergefunden und soll ein reicher Kerl sein, und der ist nun gekommen oder wird vielmehr kommen und die Professorin in sein Haus aufnehmen.«

»Was Sie sagen!« murmelte Jeremias und starrte verwundert in den blauen Himmel empor. »Na, was man doch Alles erlebt!«

»Ja freilich, aber, es ist noch vielmehr passirt,« rief Walram etwas leiser hinab.

»Noch mehr?« schrie Jeremias laut auf. »Herr, wollen Sie mich närrisch machen mit Ihren Neuigkeiten? Was kann denn noch mehr passirt sein – Sie sehen, ich bin

wie aus den Wolken gefallen Und mir ist zu Muthe, als ob ich eine Flasche 57'er zu viel getrunken hätte.«

Walram lachte heimlich und sagte dann: »Ich kann es Ihnen nicht so laut zurufen, was geschehen ist, es könnte mich Jemand hören. Aber wenn Sie Ihren Schlüssel zu der kleinen Pforte bei sich haben, so kommen Sie zu mir herauf und dann sollen Sie Alles haarklein erfahren und – nebenbei gesagt – wollen wir auch ganz vergnügt eine Flasche Johannisberger trinken, oder zwei oder drei, so viel Sie wollen. Also rasch, kommen Sie!«

Jeremias sah Walram mit aufblitzender Freude an und rief: »Ist das Ihr Ernst? Soll ich wirklich einmal versuchen, ob ich noch ein Glas Johannisberger trinken kann? Von welchem Jahrgang ist er denn?«

»Nun, natürlich auch 57'er!«

»Herr Bagnus, Herr Bagnus,« schrie Jeremias empor, »gedulden Sie sich nur einen Augenblick – ich komme! Ich müßte ja an beiden Füßen gelähmt sein, wenn ich dieser Einladung nicht folgen wollte.«

Und schon hatte er in die Tasche gegriffen, um den Pfortenschlüssel zu suchen und dann eiligst, so rasch er gehen konnte, den Berg hinaufzusteigen.

»Uebereilen Sie sich nicht,« rief ihm Walram noch zu. »Wir haben Zeit und Sie dürfen sich nicht erhitzen. Ich werde Ihnen unterdessen die Thür in unserer Mauer öffnen lassen, damit Sie gleich bei mir sind.«

Jeremias schloß die kleine Pforte, die von seinem Weinberg nach dem Fahrwege von Lerchenfels führte, ohne Säumen und mit zitternden Händen auf, wobei wir

es dahingestellt sein lassen wollen, ob seine Aufregung nur aus der Begierde entsprang, so schnell wie möglich die verheißenen Neuigkeiten zu erfahren, oder ob auch die Neigung daran Antheil hatte, einmal eine Probe anzustellen, ob er noch vortrefflichen Johannisberger trinken könne. Genug, er befand sich bald außerhalb des Bereichs seines Weinbergs und schritt nun keuchend und zum ersten Mal wieder in Schweiß gerathend, den obersten Theil des Fahrweges nach Lerchenfels hinauf und gelangte bald an die Pforte der Mauer, vor der bereits der Portier stand und mit tief abgezogenem Hute höflich den alten Herrn begrüßte.

»Guten Morgen, guten Morgen!« rief er dem freundlichen Manne zu. »Ich will zu dem Herrn Bauaufseher, er hat mich aus meinem Weinberg her aufgerufen.«

Der Portier lächelte und deutete nach dem Park hin, während er die Pforte hinter dem Eintretenden schloß. Jeremias stand einen Augenblick still, zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

»Daß dich der Tausend!« sagte er zu sich, »es ist doch warm und ich alter Krüppel bin an das Bergsteigen nicht mehr gewöhnt. – Aber was sehe ich denn da?« fuhr er nach einer Weile fort, nach dem Park hin starrend, wo eben aus einem Gebüsch hervor Walram mit Susanna am Arm daherkam, die sich jedoch den Sonnenschirm vor das Gesicht hielt, um von dem alten Freunde nicht sogleich erkannt zu werden.

»Eine Dame?« fuhr Jeremias laut redend fort, »und an Herrn – Agnus Arm? Was hat denn das zu bedeuten? Na, das muß ich sagen! Wenn man in der Stube sitzt und nichts sieht und hört, steht für Unsereinen die Welt still, und wenn man wieder in's Freie kommt, hat sie sich rund um sich selbst gedreht, daß man sie nicht wiedererkennt. – Wahrhaftig, er ist es und wie stattlich und schmuck sieht der Kerl heute aus! – Aber zum Teufel, wer mag denn die Dame sein? Sollte ich die nicht kennen, wie sie so leicht und zierlich daherschreitet? Und wie – Saperlot! soll die mit uns Johannisberger trinken? Ei, das wäre höchst amüsan und wieder ganz was Neues!«

Er stand still, als wollte er aus der Ferne prüfen, wen er eigentlich vor sich habe. Aber unterdessen war Walram mit Susanna allmählig näher gekommen, schon von Weitem immerfort winkend und grüßend, wobei er kaum sein Lachen verbergen konnte, während Susanna, von Verlegenheit fast übermannt, ruhig an seinem Arm daherschritt, obgleich auch sie sich eines leichten Lächelns über den armen mystificirten Freund nicht erwehren konnte.

Sechs Schritte von dem Paare entfernt blieb Jeremias stehen und schaute scharf nach des vermeintlichen Bauaufsehers Gesicht, das ihm mit einem Mal ganz anders und viel jünger und belebter als sonst vorkam.

»Immer näher heran, mein alter Freund!« rief Walram heiter. »Warum stehen Sie denn mit einem Male still?«

»Na, was ist denn das?« rief Jeremias, unbeweglich in seiner Stellung verharrend, während nun auch das Paar

vor ihm stehen blieb. »Da soll wohl Einer nicht still stehen, wenn er so etwas sieht, und es kommt mir beinahe vor, als ob es mit meinem Verstande auch nicht anders beschaffen wäre. Sind Sie es denn wirklich – Herr Bagnus – ah!«

In diesem Augenblick ließ Susanna auf Walram's Wunsch den Schirm sinken und schaute mit warm eröthetem Gesicht auf Jeremias hin. Dieser prallte einen Schritt zurück, als traue er seinen Sinnen nicht.

»Frau Wunderhold – meine liebe Nachbarin rief er – »Sie mit dem Bauaufseher Arm in Arm? Na – Sie sind doch nicht etwa –«

»Mein lieber guter Freund,« rief nun Susanna, löste sich von Walram's Arm und reichte ihre Hand dem ganz verdutzten alten Herrn hin, »nein, Sie irren sich nicht – ich bin es, ich selber, und hier – stelle ich Ihnen meinen künftigen Gatten vor.«

»Ihren Gatten?« stotterte Jeremias. »Ja, dann steht mir wirklich auch mein Verstand still – Sie – Sie wollen den Bauaufseher – Magnus heirathen?«

»Alter Herr und Freund!« rief nun Walram freudig aus. »Genug der Täuschung und des Scherzes! Ja, Susanna Wunderhold, geborene van der Deeken, will ich heirathen, aber ich selbst bin der Bauaufseher Magnus nicht, wie Sie noch immer glauben.«

»Na, also habe ich mich doch nicht geirrt,« rief Jeremias, sich mit der Hand vor die vom Schweiß benetzte Stirn schlagend, »Sie kamen mir heute gleich ganz anders vor; aber da ich, wie ich nun sehe, unter Freunden

bin, so kann ich wohl sagen: zum Teufel, wer sind Sie denn, wenn Sie nicht der Bauaufseher Agnus – Bagnus – Magnus sind, für den ich Sie gehalten habe?«

»Ich war es gewissermaßen früher allerdings,« sagte nun Walram, ernster werdend, »und Sie haben sich also doch nicht geirrt; allein einem Freunde wie Sie es Susanna Wunderhold gewesen sind und der ihr so viele Freundlichkeit, mit der herzlichsten Uneigennützigkeit erwiesen hat, dem muß man die Wahrheit sagen, und so erfahren Sie denn: ich bin Hugo van der Flühe's Vater, der Besitzer von Lerchenfels, mit Namen Walram Forst und zugleich der Bruder der Professorin Cornelia Graach; jener Bruder, der so lange von seiner Heimat entfernt gewesen und nun endlich zurückgekehrt ist, um endlich – endlich seine Jugendliebe, seine Susanna wiederzufinden und sich Ihnen zugleich als Ihren besten Freund vorzustellen, den Sie nur auf der Erde haben können, wenn Sie ihn sonst als solchen erkennen wollen.«

Jeremias schaute ganz verwirrt in Beider Gesicht. Da sie ihn aber mit herzlicher Freude betrachteten und nun der Ernst des Augenblicks aus ihren Mienen sprach, schien er sich plötzlich in die Lage zu finden und auch sein biederes, gutmüthiges Gesicht wurde ernst. Dann den Hut mit einer unbeschreiblichen Geberde der Ehrerbietung und Ergebenheit schwenkend, sagte er mit unläugbarer Würde:

»Wenn es so ist, Herr – Herr – ach, den Namen habe ich schon wieder vergessen – dann verzeihen Sie meine Unbescheidenheit – aber der Freund Ihrer – Ihrer zukünftigen Frau bin ich, so wahr mir Gott in meiner Sterbestunde helfe, und ich habe das noch eben bei mir mit einem anderen Gedanken bethätigt, den ich hatte, als ich in meinem Weinberg allein war.«

Weiter konnte er nicht sprechen, denn Susanna umfaßte ihn erst mit ihrem Arm und legte ihn dann sanft in den seinen, und Walram hing sich an den andern und so schritten sie mit ihm langsam dem Schlosse zu, um ihm auf dem Wege dahin die Aufklärungen zu geben, die ihm vor Allen nothwendig waren. –

Eine Stunde später saß er in einem der schönen Zimmer des Schlosses und hatte wirklich eine Flasche Johannisberger vor sich. Um ihn aber saßen auch Frau Cornelia Graach und ihre Enkelinnen, so wie der Justizrath Doctor Henrion, und in dem kleinen Kreise herrschte eine Freude, wie nie zuvor, und einer der Heitersten und Glücklichsten von Allen war Jeremias, obgleich er sehr bald die feste Ueberzeugung erlangt hatte, daß es mit seiner so süß geträumten Freierei in Bezug auf Susanna Wunderhold auf ewig vorbei sei. Aber daran dachte er jetzt auch nicht und er hegte gegen Niemanden den geringsten Groll, vielmehr gab er sich mit ganzem Herzen den wunderbaren Schicksalswandlungen hin die bis zu diesem Tage seinen neuen Freund Walram Forst, den Demagogen, wie er ihn nannte, betroffen und den er unter dem Namen Magnus kennen gelernt hatte.

Wenn wir nach wenigen Wochen das schöne Lerchenfels noch einmal besuchen, so finden wir das Aeußere desselben ganz unverändert vor, aber in seinem Innern hatte sich bereits Manches ganz anders gestaltet. Herrlich, wie damals, als wir es zum ersten Mal besuchten, leuchtete das stolze Gebäude mit seinem runden Thurm auf dem vorspringenden Felsenplateau im blitzenden Sonnenlicht. In den alten, malerisch gruppierten Bäumen des prachtvollen Parks, die kühle Schatten über die breiten Wege und die grünen Rasenflächen warfen, rauschte lustig der leichte Morgenwind; seine Blumen dufteten ihre balsamischen Wohlgerüche wie früher aus und seine Wasserquellen rieselten noch eben so munter in die schimmernden Marmorbecken; in den glänzenden Räumen aber bewegte sich thätiger denn je nach allen Richtungen eine zahlreiche Dienerschaar.

Diese letzteren besonders hatten in den jüngst vergangenen Wochen mehr als früher zu thun bekommen, denn die Zahl der herrschaftlichen Bewohner hatte sich bereits um vier vermehrt. Cornelia war bald nach jenem von uns beschriebenen Tage auf ihres Bruders Wunsch mit ihren Enkelinnen zuerst nach Lerchenfels übersiedelt und in den nun leer stehenden Räumen des Herrenhauses zu Lerchendorf wirthschaftete an ihrer Statt Hans Hochstraaten, der holländische Maler, der mit seiner demnächstigen jungen Gattin daselbst wohnen sollte

und sich das Innere desselben nun nach seinem künstlerischen Geschmack und Gefallen gestaltete.

Cornelia hatte mit ihren Kindern das untere, bisher leere Stockwerk des linken Schloßflügels bezogen und von ihrer früheren Einrichtung in Lerchendorf nur ihre Lieblingsmöbel mitgebracht. Mit allem Uebrigen hatte der bisher so freigebige Walram sie reichlich ausgestattet, denn es lag ihm daran, daß die Seinigen sich bei ihm behaglich fühlen und nichts vermissen sollten, was ihnen durch ihre bisherigen Gewohnheiten und Liebhabereien werth geworden war.

So fühlte sich auch Cornelia bald heimisch in den glanzvollen Räumen und zugleich strömte sie von Glück über, einen Bruder wiedergefunden zu haben, den sie von jeher so innig geliebt und den sie schon seit so vielen Jahren für gänzlich verloren gehalten hatte.

Auch ihre drei Kinder sah sie in nicht gar langer Zeit versorgt, denn die beiden wackeren Männer aus Bonn, die sie neulich besucht, hatten um die Hand Anna's und Nataliens in aller Form angehalten und sie hatte sie ihnen freudig zugesagt. Ihre Verbindung sollte im nächsten Frühjahr zugleich mit der Hugo's und Bettina's auf Lerchenfels gefeiert werden, denn Cornelia wie Walram liebten weder einen zu kurzen noch einen zu langen Brautstand und so waren Beide mit Uebereinstimmung der zunächst Betheiligten sehr bald in Bezug auf den Zeitpunkt des vierfachen Festes einig geworden.

Cornelia befindet sich in diesen ersten vier Wochen, von der Mittagsstunde an, bis wohin jedem auf Lerchenfels Wohnenden die freie Benutzung seiner Zeit nach Lust und Laune gelassen ist, fast beständig in Walram's Nähe, denn sie hat sich mit ihm unendlich viel zu erzählen und jeden Tag bietet sich ihr neue Gelegenheit, nicht allein die Kenntnisse und Erfahrungen, sondern auch den seltenen Edelmuth und die Herzensreinheit ihres so viel geprüften Bruders zu bewundern, der nur noch für seine Familie lebt und mit noch voller männlicher Kraft das Gute nach allen Seiten ausstreut, wohin er von Jugend an gestrebt hat, obgleich die Irrwege, auf die er dabei gerathen, ihn lange vom richtigen Ziel abgelenkt hatten. Walram, der bei seinem rüstigen Körper und seiner unerschütterlichen Gesundheit nur wenige Stunden zur Ruhe bedarf, pflegt schon um vier Uhr Morgens aufzustehen und bis um acht Uhr alle seine hausherrlichen Pflichten und Geschäfte zu verrichten, während Hugo die Verwaltung des Gutes und seiner Nebengüter mit sichtbarer Vorliebe übernommen hat. Um acht Uhr frühstückt er mit der Schwester, deren Kindern und seinem Sohn und bis um zehn Uhr arbeitet er in seiner Bibliothek. Um diese Zeit aber hält ihn keine Gewalt mehr auf Lerchenfels fest. Das kleine Haus in Wingertsspring zieht ihn wie ein unwiderstehlicher Magnet an und er steigt nach dem Rosengarten hinab, um ein Stündchen mit Susanna und Bettina zu verplaudern, die noch immer da unten wohnen, bis nach vier Wochen die Verbindung Walram's und Susanna's in aller Stille stattgefunden hat und Mutter wie

Tochter in die glänzende Stätte übergesiedelt sind, die ihnen der fürstliche Reichthum Walram Forst's, des Demagogen, bereitet hat.

Gegen zwölf Uhr Morgens aber ist Hugo mit seinen Pflichten und Arbeiten zu Stande gekommen und um diese Zeit führt auch ihn der zierliche Wagen mit den Isabellen nach dem kleinen Hause, um nun die vier Personen aufzunehmen, zuerst nach Lerchendorf zu fahren, wo man Hans Hochstraatens Fortschritten aufmerksam zuschaut, und dann sie nach Lerchenfels zurückzubringen, wo nun die ganze Familie den übrigen Tag gesellig und freudig verbringt.

Welche Empfindungen alle diese Personen bis zu dem Zeitpunkt beseelten, wo alle ihre Verhältnisse geordnet waren, läßt sich mit wenigen Worten nicht sagen, wohl aber denken und fühlen. Susanna vor Allen war so glücklich, wie ein Weib es nur sein konnte, denn sie hatte ja einen Mann wieder gefunden und sah ihn mit sich auf ewig verbunden, den sie so lange und immer geliebt, seitdem das Gefühl für diese Liebe in ihrer Brust erwacht war. Und so wollen wir ihr nicht verargen, daß sie auch in ihrem jetzigen Alter mit stiller Wonne dem Augenblick entgegen sah, wo sie ihm ganz angehören sollte und dieser Tag brach auch ihr an und das Ja, welches ihren Lippen vor dem Altar der kleinen Schloßkapelle entströmte, kam aus der Tiefe ihres Herzens und mit ihm zugleich entfloh die Erinnerung an alles Weh, welches sie so lange Jahre still und ergebungsvoll darin getragen hatte.

Und Bettina und Hugo? Sollen wir über ihre Empfindungen noch Worte verlieren? Nein, denn ihr Glück ist ein sehr natürliches und begreift sich leicht. Jugend, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Reichthum – Alles vereinte sich, um ihnen alle irdischen Wünsche zu erfüllen und sie über die zufälligen Sorgen dieses Lebens zu erheben, welche aus dem Mangel dieser Eigenschaften entspringen.

Wollen wir hier wünschen, daß auch Cornelia's Enkelinnen ein ähnliches Loos gezogen haben! Die Hoffnungen darauf dürfen wir hegen, denn sie waren ihrer Männer und diese ihrer werth. An zeitigen Gütern gebrach es auch ihnen nicht und so ruht ihr ferneres Schicksal in ihrer eigenen Hand. Möge keine Sorge von außen her ihre innere Zufriedenheit und Eintracht erschüttern!

Außer Cornelia und ihren Kindern aber war einige Wochen später noch Jeremias Heiduck auf das Schloß Lerchenfels gezogen, nachdem er sein Gut nebst allen angränzenden Weinbergen zu einem sehr ansehnlichen Preise an Walram verkauft hatte, der auf demselben eine holländische Meierei gründen wollte und ohne Säumen zum Umbau des verfallenen Gehöftes von Wingertspring schritt. Man wollte den alten und in mancher Beziehung hülflosen Mann nicht mehr den Einwirkungen seiner ihm trostlos gewordenen Einsamkeit und den Zufälligkeiten eines gebrechlichen Alters überlassen und so hatte ihn Susanna, auf Walram's Wunsch, überredet, zu ihnen nach Lerchenfels zu ziehen, wo Raum genug für

ihn war, und mit ihnen im traulichen Familienkreise seinen Lebensabend zu genießen.

Er hatte sich nur kurze Bedenkzeit ausgebeten, um sich diesen freundschaftlichen Vorschlag nach allen Seiten zu überlegen, aber bald stand sein Entschluß fest und er sagte dem ihm überaus vortheilhaft dünkenden Plane zu. Ohne Zaudern entließ er nun die ›göttliche‹ Theodosia aus seinem Dienst, während seine anderen Arbeiter in den des neuen Herrn traten, unter dessen Oberaufsicht sich Wingertsspring bald ganz anders gestaltete. Es war ein Freudentag für den alten Mann, als er mit seinen letzten Habseligkeiten nach dem schönen Schlosse auf dem Felsen zog und so fast zum ersten Mal in seinem Leben in den Kreis einer so zufrieden und behaglich lebenden Familie trat. Man hatte ihm neben Cornelia's Wohnung drei geräumige Zimmer mit einer angenehmen Aussicht auf die Weinberge und das schöne Rheinthal angewiesen und in diesen richtete er sich nun nach seiner Gewohnheit gemüthlich ein. In dem einen Zimmer hatte er sein Laboratorium, ohne das er nun einmal nicht leben konnte, seine Drechselbank und seine Modelle zu den verschiedenen geistreichen Erfindungen aufgeschlagen; in dem zweiten, in dem auch sein Denkerstuhl Platz fand, wohnte und in dem dritten schlief er auf seinem harten Eisenstuhl, wie er es seit so langen Jahren gewohnt war. Sein Frühstück, wenn er es nicht mit Cornelia einnehmen wollte, ward ihm auf sein Zimmer gebracht;

das Mittag- und Abendessen aber nahm er mit der Familie seines Freundes Walram Forst ein. Susanna und Bettina sorgten nach Kräften für seine leiblichen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten und an Cornelia besaß er eine treue und auf alle seine Ideen eingehende Freundin. In der letzten Zeit, als wir ihn noch bei vollkommener Gesundheit trafen, denn die geregeltere Lebensweise, in die er getreten, hatte seine Podagraanfalle nur auf die nasen und kalten Monate beschränkt, beschäftigte er sich mit einer ganz neuen Erfindung, deren Modell wir lange mit beistimmendem Lächeln betrachtet haben: einer Art Winde, die den Besucher des oberen Stockwerks des Schlosses ohne alle Mühe in die Höhe befördern sollte, und Walram war gutmüthig genug, ihm seine Meinung dahin auszusprechen, daß die Erfindung geistreich und das Modell praktisch sei, obwohl wir bezweifeln müssen, daß sie jemals zur Ausführung kommen werden, da der Erfinder nur sehr langsam in der Vollendung seiner Ideen vorschreitet, zumal im Sommer die Arbeiten dieser Art ganz ruhen.

Denn in der guten Jahreszeit beschäftigt sich Jeremias gern und vorzugsweise noch immer mit seinen geliebten Weinstöcken, deren man ihm eine hinreichende Zahl und noch dazu in der besten Lage des Berges zur besonderen Pflege zugewiesen hat. Von diesen Weinstöcken keltert er auch seinen Wein und behält ihn zur freien Verfügung, da er der Meinung ist, daß seine Art, den Wein zu produciren, besser als die auf Lerchenfels eingeführte ist, weshalb er auch stets mit Vorliebe sein eigenes Gewächs

trinkt und es häufig den ihn Besuchenden mit einer Art liebenswürdiger Begeisterung anpreist.

Dem Zugwind setzt er sich nicht mehr so consequent aus wie früher, denn Walram's und Susanna's Bitten haben ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß ein alter Krüppel, wie er sich so gern nennt, die Einwirkungen des bösen Wetters bei Weitem nicht mehr so gut erträgt wie ein junger rüstiger Mann, und so schützt er sich zum Vortheil seiner Gesundheit gegen die schlimmen Einflüsse des Windes und lächelt sogar bisweilen über seine früheren Ideen, als ob er durch eigenes Nachdenken zur besseren Einsicht gelangt wäre, was er ›einen Fortschritt zur menschlichen Vollendung‹ nennt.



So haben wir denn die Lebensschicksale einiger liebenswerther Menschen, die sich in vollkommener Liebe und Ergebenheit um Walram Forst, den einstigen Demagogen gruppiren, vollständig abgehandelt und wir scheiden von ihnen ohne großen Schmerz, da ihr Wohnort nicht so weit abgelegen ist, daß wir ihn nicht ohne alle Mühe, sobald uns die Sehnsucht dahin zieht, wieder erreichen könnten. Oft sind wir, seitdem wir, ein dankbarer Gast für das reichlich genossene Gute, zum ersten Mal Lerchendorf und Lerchenfels besuchten, auf dem majestätischen Rheinestrom auf und ab daran vorübergedampft, aber immer, wenn wir auch keinen neuen Besuch

dasselbst abzustatten gedachten, sind wir schon lange vorher auf die Seite des Dampfers getreten, von wo aus wir den Anblick auf den jetzt so laubreichen Rheingarten, wo einst Aegidi's Winzerhütte stand, auf das heimlich hinter seinem Rosengarten hervorlugende Herrenhaus von Lerchendorf und später auf das herrlich in seiner Höhe thronende Schloß Lerchenfels gewinnen konnten. Wenige daran Vorüberreisende mögen wissen, daß in diesem Schloß ein Mann wohnt, der einst ein Demagoge genannt ward und daß derselbe in seiner stürmischen und drangvollen Jugend einer der selbst dem Namen nach längst verschollenen Vorkämpfer deutscher Einheit, Freiheit und Macht gewesen ist. Ja, es wissen nur Wenige, daß er daselbst seine Wohnung hat und im anwachsenden Kreise seiner Familie gegenwärtig ein eben so stilles wie glückliches und sturmfreies Leben führt; Viele in der Umgebung des herrlichen Gutes aber wissen, daß er ein edler, braver und hochgebildeter Mann ist, der den Armen und Nothleidenden Gutes thut, wo er kann, mit allen seinen Nachbarn in Frieden lebt und den Reichen ein nachahmungswerthes Beispiel aller männlichen Tugenden ist, aus den selbst im Staate hochstehende Männer mit großer Achtung, ja, mit Stolz blicken, weil sie sich sagen, daß er nach langen Irrfahrten in diesem Labyrinth mit ihrer Hülfe in die Reihen der besten Bürger seines Vaterlandes zurückgetreten ist und als wahrer und aufrichtiger Patriot nur das Wohl und Gedeihen desselben im Herzen trägt. –

Werfen wir nun noch im flüchtigen Vorüberfahren einen raschen Blick auf den alten Nußbaum auf der Spitze des kahlen Felsens über Lerchendorf, denn auch ihn können wir vom Rhein schon aus bedeutender Ferne mit den bloßen Augen erreichen. Ach ja, Du alter Baum, was Alles hast Du auf Deiner Höhe, allen Winden und Regengüssen der Jahreszeiten ausgesetzt, schon in Deinem kühlen Schatten und auf der grünen Rasenbank unter Dir vorgehen sehen! Thränen sind reichlich unter Dir geflossen, Thränen der süßesten Freude und Thränen des bittersten Schmerzes. Von Wonne und Seligkeit überfließende Herzen haben sich bei Dir gefunden und voll und warm an einander geschlagen, aber auch von Wehmuth und Trauer bedrückte Herzen haben sich bei Dir auf lange Jahre von einander getrennt. Wiedersehen ist oft in Deiner Nähe gefeiert worden und dann, während Deine Blätter über den unter Dir Sitzenden traulich flüsterten, ist alle Seligkeit dieser Erde von Lippe zu Lippe geflossen. – Und doch hast Du noch lange nicht das Ende aller Deiner Erlebnisse gesehen und es scheint, als ob die Generation der sich zu Dir Flüchtenden mit jedem Jahre von Neuem erstände und sich bis in alle Ewigkeit fortsetzte. Denn gerade jetzt zum Beispiel, während wir diese Zeilen schreiben, sitzt schon wieder ein junges Wesen, welches wir schon als fröhliches Kind mit uns den Berg erklettern und im Umkreis des Baumes Blumen pflücken sahen, das Herz voller Liebe, oft stundenlang in Deinem Schatten und gedenkt mit heißer Sehnsucht des theuren Entfernten, der weit von ihr im kalten Norden weilt, aber

hoffentlich bald in ihre Arme zurückkehren und dann auf immer mit ihr vereint sein wird. Alter Nußbaum, vergiß Deine oft erfüllte Pflicht nicht und flüstere ihr mit dem Rauschen Deiner duftigen Blätter Trost in ihrem süßen Leiden zu. – Was Dir aber auch ferner in Zukunft zu erleben vorbehalten sein mag – schirme immer die Glücklichen und Unglücklichen mit Deinem einsamen Schatten, labe die sehnsüchtig in die Ferne blickenden Wanderer mit der köstlichen Aussicht auf unsern lieben, alten, deutschen Rhein und bewahre somit Deinen altehrwürdigen Ruhm, der schönste und gesuchteste aller Bäume auf dem kahlen Felsen in der ganzen Umgegend zu sein – der Baum, von dem aus man die Spitze des schönen Thurmes von Lerchenfels herüber ragen sieht, auf dessen vergoldetem Knopf die stolze Flagge Walram Forst's, des Demagogen, weht und der doch, hoch, wie kein Anderer, die schwarzweiße Flagge seines mächtigen Vaterlandes schwingt, zum Zeichen, daß er einer seiner wackersten Söhne ist, wie er einst ein Vorkämpfer seines heutigen Sieges und Triumphes war.